hulze

mann.

werke

n etc.

Deutsche

National-Litteratur

Deutsche
National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

147. Band

E. K. F. Schulze und E. T. W. Hoffmann

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

Ernst Konrad Friedrich Schulze

und

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann

Herausgegeben

von

Prof. Dr. M. Koch

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Ernst Konrad Friedrich Schulze.

Einleitung.

Ernst Konrad Friedrich Schulze hatte zu keinem Mitgliede des ganzen romantischen Dichterkreises persönliche Beziehungen; in dem Vorworte zu einer Sammlung seiner Gedichte hat er sich scharf gegen die Romantik ausgesprochen, und seine eigene Dichtung ist durch und durch — romantisch. So wird der theoretische Gegner selbst ein lebender Beweis für die Berechtigung der romantischen Richtung. Nicht aus Grille und Willkür einzelner ist sie hervorgegangen; die romantische Strömung mußte in dem Augenblicke eintreten, da der Strom unserer deutschen Kultur alle die Bächlein und Bäche des achtzehnten Jahrhunderts in sich aufgenommen hatte, um von klassischer Höhe sich befruchtend ins neue Jahrhundert herabzustürzen.

Durch die Abstammung der Mutter wird auch Ernst Schulzes Stammbaum wie der so vieler unserer Dichter auf das evangelische Pfarrhaus zurückgeleitet. Die Tochter des Pfarrers Lampe hatte sich mit dem tüchtigen und wohlhabenden Bürgermeister Schulze in Celle verheiratet. Am 22. März 1789 — die meisten unserer Zeitschriften haben in diesem Frühjahre den Jubiläumstag beachtet — gebar sie ihrem Gatten das zweite Kind, um bald darauf ihren beiden Knaben August und Ernst durch den Tod entrissen zu werden. Näheres über des Dichters Mutter ist uns nicht überliefert;

der Vater ging noch zweimal eine neue Ehe ein, und jede der Stiefmütter nahm sich der verwaisten Knaben treulich an. Ernst war nichts weniger als ein talentvoller Knabe. Er war aufgelegt zu lustigen Streichen, in körperlichen Übungen nicht ungeschickt, hatte dabei jedoch ein linkisches Wesen



und wenig Ausdauer. Seine Kindheit und Jugendzeit war eine durchaus heitere. Er selbst gedachte ihrer im vorletzten Gesange seines Epos:

Du süße Heimat, teures Land,
Wo einst mein Geist zuerst die Schwingen ausgebreitet!
Mein Vater, der so früh des Sohnes Sinn verstand
Und nicht mit engem Maß ihm seinen Pfad bedeutet!
Und du, die nie mein Blick, die nur mein Herz gekannt,
O Mutter, die vielleicht als Engel jetzt mich leitet!
Wie seh' ich jetzt am Ziele meiner Bahn
Euch alle mir so hold und freundlich nahn!

Und du, Antonie, du herrlichste der Frauen,
Der nicht mein Mund allein den Mutternamen giebt,
Du nahtest jugendlich dem Jüngling mit Vertrauen
Und hast im Vater stets auch seinen Sohn geliebt.

Die Vaterstadt selbst hatte in Schulzes Jugend längst ihren alten Glanz verloren, den sie bis zum Aussterben der in Celle residierenden Linie der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg (1705) genossen hatte. Noch stand aber das alte Schloß, in dem 1775 die Unglücksgenossin Struensees, Königin Karoline Mathilde von Dänemark, ihr freudloses Leben geendet hatte. Die Teilnahme an ihrem romantischen Schicksal blieb in Celle in manchen Erzählungen lebendig. Nachweisbar sind die Eindrücke, welche der Knabe in dem ruinenhaften Schlosse Havighorst, das sein Vater verwaltete, empfing. Ganze Monate brachte er in ungebundener Freiheit auf dem Landsitze zu, bald nach Lust die alte Bibliothek durchstöbernd, bald durch Wald und Heide schweifend.

Seine ältesten Reime stammen aus dem elften Lebensjahre, an die Stiefmutter gerichtet;*) der Abschied von seinem Jugendfreunde Fritz von Bülow begeisterte ihn zur ersten Ode 1805. Im Jahre vorher hatte er mit Bülows eine Fußwanderung durch den Harz bis Kassel gemacht. Im Sommer 1805 weilte er längere Zeit im Bade Rehburg. Einige Jahre früher war er in Hamburg gewesen und hatte beim Anblicke des Welthandels den Wunsch geäußert, Kaufmann zu werden. 1805 war er bereits ganz von poetischen Ideen erfüllt. Er schwärmte jugendlich für mehrere Mädchen und war glücklich, als seine Gedichte in der handschriftlich verbreiteten Theezeitung seines Freundes Bülow Aufnahme fanden. Matthisson und Chr. E. von Kleist waren seine Lieblinge; auch Schillers Gedichte gefielen ihm, für das größte lebende Genie erklärte er aber Wieland. Im März 1806 hatte er bereits zwei Gesänge einer auf acht Gesänge angelegten Ritterepopoë im Geschmack des Oberon „Lancelot vom See“ ausgearbeitet, die er an Wieland zur Beurteilung einsenden wollte. „Die verführerischen Reize eines Feengedichtes haben mich zu sehr gefesselt. Ich werde mich ganz meiner feurigen Phantasie überlassen, meinen Helden in das Feenland entführen lassen, wo ich meinen außerordentlichen Hang zur poetischen Landschaftsmalerei vollkommen befriedigen kann.“ Von dem Lancelot ist uns nichts erhalten; die Entführung des Helden ins Feeland begegnet uns aber in Schulzes letztem Gedichte, der bezauberten Rose, wieder.

Im Herbste 1806 bezog er die Landesuniversität Göttingen, um, nicht aus Neigung, sondern aus Abneigung gegen Jurisprudenz und Medizin, Theologie zu studieren. Von der religiösen Gesinnung, die später unter dem Einflusse Cäciliens in ihm lebendig wurde, war er damals ebensoweit

*) Zur Charakteristik Schulzes. Nach ungedruckten Quellen I. II. In Franzos' „Deutscher Dichtung“ VI. Bd. 1. und 3. Heft. Dresden 1889.

wie von einer patriotischen Gesinnung entfernt. Das deutsche Stammland der englischen Könige hat die Ereignisse des Jahres 1806 ohne innere Anteilnahme über sich hingehen lassen.

Dem begonnenen theologischen Studium blieb Schulze nicht lange treu. Seit Heynes Wirken hatten sich die philologischen Studien in Göttingen einen Hauptsitz erworben; gar zu gern hätte der junge Goethe an der jüngsten und seit Hallers Thätigkeit berühmtesten der deutschen Hochschulen die Kenntnis des klassischen Altertums sich erworben. Johann Heinrich Voß und August Wilhelm Schlegel hatten dort ihre philologische Ausbildung gewonnen. Allein Schlegel hat in Göttingen auch die Erfahrung gewonnen, daß trotz Haller und Kästner die deutsche Dichtung an der Georgia Augusta auf keine freundliche Rücksichtnahme rechnen dürfe. Göttingen war der Sitz des Hains gewesen, jenes Dichterjünglingsbundes, der unsere Litteratur von Klopstock zur Sturm- und Drangperiode hinüberleitete (vgl. Nat.-Litt. Bd. 49); hier hatte Bürger als Privatdocent gelebt und war im Elend verkommen. In Erinnerung an seinen poetischen Lehrmeister äußerte Schlegel: „Einen Dichter in Göttingen zu dulden schien ganz unerträglich und in der That paßte es nicht am besten.“ Schulze konnte sich keineswegs dem Einflusse dieser örtlichen Verhältnisse entziehen. Mochte er noch so sehr für Wieland schwärmen und ihn nachahmen, die Erinnerung an den Göttinger Dichterbund mußte an dem Orte, wo Hölty, Voß, Stolberg, Miller gedichtet hatten, auf ihn wirken; und Höltys Schwermut wenigstens finden wir in Schulzes Dichtungen wieder, wie ihm auch dieselbe Krankheit und der frühe Tod gleich Hölty bestimmt waren. Die herrschenden Kreise Göttingens brachten dem dichtenden Privatdocenten nichts weniger als Teilnahme oder gar Wohlwollen entgegen. Er stand, während in Jena, Berlin, Dresden, Heidelberg dichterische Genossenschaften sich zusammenfanden, in Göttingen völlig vereinzelt da, ganz wie vor ihm Bürger. Auf die Entwickelung seiner poetischen Anlagen und Arbeiten waren diese Verhältnisse von größtem Einflusse.

Der einzige seiner Lehrer, bei dem er als Dichter dauernde Teilnahme und Anregung fand, war Friedrich Bouterwek (1766—1828). Der in allen Litteraturen vielbewanderte Ästhetiker und Verfasser der trefflichen „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit“ — die zwölf Bände erschienen zwischen 1801 und 1819 — wirkte seit 1796 in Göttingen. Er war wohl geeignet leitend und läuternd auf ein sich entwickelndes Talent einzuwirken und kam von Anfang an Schulze mit förderndem Wohlwollen entgegen. „Ich sah ihn,“ erzählte Bouterwek, „zum erstenmale, als er sich bei mir zum Kollegium (logicum) meldete. Sein Äußeres nahm beim ersten Anblick weder für noch gegen ihn ein. Sein gutgebauter Körper, von mittlerer Größe, hatte eine feste Haltung, sein regelmäßig gebildetes Gesicht hatte edle Züge, aber sein geistvolles Auge war unstet. In seinem einfachen, geraden und anspruchslosen Betragen war nichts, das ungewöhnliche Erwartungen hätte erregen können. Aufmerksam wurde ich auf ihn zuerst, als er in einem Praktikum,

dessen Zweck war, den schriftlichen Stil der Teilnehmer zu bilden, durch Ausarbeitungen sich auszeichnete, in denen Gefühl und Phantasie so zart und so korrekt sich ausdrückten, wie es sich von einem jungen Manne von achtzehn Jahren kaum erwarten ließ. Das verdiente Lob, das ich ihm öffentlich erteilte, veranlaßte ihn, nach einiger Zeit mich zu besuchen, um mir einige seiner Gedichte zur Beurteilung vorzulegen. Es waren Sonette, Episteln und Elegien, mangelhaft von mehren Seiten, aber an einigen Stellen unübertrefflich und im ganzen unbezweifelbare Beweise von wahrem Dichtertalent. Mit dem lebhaftesten Danke nahm er meine Zurechtweisungen an, wo ihre Gründe ihm einleuchteten. Wo das Gefühl entscheiden mußte, verteidigte er seine Ansichten. Auch dies gefiel mir. Wir wurden immer näher miteinander vertraut."

Bouterwek war es auch, der seinen Schützling, welcher am Studentenleben und dem rohen Treiben der Landsmannschaften keinen Geschmack fand, in die gesellschaftlichen Kreise der Hochschule einführte. Schulzes Lern- und Lehrzeit in Göttingen sondert sich in zwei Hälften: die ersten Jahre bis zur Bekanntschaft mit Cäcilie (1806 bis Ende 1811) und die folgenden durch Liebe und Trauer um Cäcilie ausgefüllten bis zu seinem Tode. Freilich darf man die durch Cäcilie hervorgerufene Wandlung nicht bloß als Einfluß von außen auffassen; durch diese Liebe wurde des Dichters eigentliche, bis dahin nur unter einer täuschenden Oberfläche verdeckte Natur bloßgelegt Wenn er selbst in Briefen und Tagebüchern sich gerne als kalt überlegnen Spötter oder völlig von seinen Studien erfüllten Gelehrten schildert, so sind solche Stellen wenig ernst zu nehmen. Schon 1808 gab er sich den Ahnungen eines nahen Todes mit selbstquälerischer Neigung hin. Die noch in seiner Seele kämpfenden Gegensätze spiegeln sich in zwei Liebesverhältnissen jenes ersten Göttinger Lebensabschnittes ab. Schon 1809 hatte er auf einer Wanderung durch den Harz in einsamem Forsthause bei Lauterberg, zwei Stunden vom Brocken, „ein schönes, liebenswürdiges Mädchen" kennen gelernt. Im Juli 1810 kehrte er zu Adelheid, auch diese erste Geliebte führte den Namen von Cäciliens geliebter Schwester, zurück. Er gab sich für einen Botaniker aus, um unter diesem Vorwande im Forsthause bleiben zu können. Eine Reihe seliger Tage verlebte er, ohne daß zwischen beiden ein Wort von Liebe gesprochen wurde, an Adelheids Seite und trennte sich nur schwer von dem lieblichen Waldidyll mit dem Ausrufe: „Diese letzte romantische und sentimentale Episode in meinem Leben wird mir gewiß ewig teuer bleiben."

Wir werden bei dieser einfachen Liebesgeschichte des Jünglings an ganz ähnliche Auftritte im Göttinger Leben der Haingenossen erinnert, nur daß die Liebesgeschichte Millers von 1774 sich nicht in einem Forst- sondern in einem Pfarrhause in Göttingens Nähe abspielte.*) Noch in

*) Erich Schmidt „Aus dem Leben des Sigwartdichters" in den „Charakteristiken". Berlin 1886.

viel späterer Zeit kehrten Schulzes Gedanken wehmütig zur Heldin seiner Waldidylle zurück, wenn auch der Eindruck mehr ein dichterischer als gemütstiefer war. „Meine Seele ist von leichterm Stoff gebildet und weiß schmerzliche Eindrücke bald in süße Erinnerungen umzuwandeln.“ Der verschwiegenen träumerischen Harzliebe steht die kokette Liebeständelei mit der verwitweten Frau Sophie von Witzendorf, geborene Meyer gegenüber. Noch als Mädchen hatte er sie in Celle kennen gelernt und jugendlich für sie geschwärmt. Als er 1809 von Göttingen zum Besuche in die Vaterstadt kam, trat er der jungen Witwe näher. Ohne leidenschaftlich zu werden, bildete sich zwischen beiden ein an Abwechselung reiches Verhältnis aus, in dem Galanterie und ernstere Neigung sich mischte. Dreiunddreißig Elegien, nicht frei von bewußter Nachahmung der „römischen Elegien“ Goethes, gaben poetisch den nicht lange nachhaltenden Eindruck dieses Liebesspieles wieder. Bemerkenswert ist, wie der klassischen Form zum Trotz in den Elegien bereits die Gestalten des Gerusalemme liberata hervortreten. Können die Elegien sich auch mit Goethes Gesängen nicht messen, so erscheinen sie doch als geistvolle Nachahmung aus individuellen Verhältnissen entsprungen. Sie blieben wie so viele andere von Schulzes Dichtungen der größeren Zahl nach ungedruckt, solange er lebte.

Schulzes Gewandtheit im Verseschreiben wurde in Göttingen vielfach in Anspruch genommen und meist war er ein gefälliger Gelegenheitsdichter. Daneben beschäftigten ihn aber größere dichterische Pläne. 1806 arbeitete er an einem Werke, „Der Dämon des Sokrates“, im Geschmack der Grazien Wielands, „halb in Prosa, halb in Versen“. Der leichte Stil, feine salzreiche Witze wie der wirklich oft hervorleuchtende edle Charakter und die gefällige, einnehmende Weltbürgerphantasie Wielands hielten ihn noch immer ganz bezaubert. Statt des Sokrates aber ergriff er einen vom Altertum bereits dichterisch geformten Stoff, das durch Appulejus uns überlieferte Märchen von Amor und Psyche.*) Marini, Calderon, Lafontaine, Molière, Gleim haben den Stoff, an dessen Bearbeitung auch Wieland und Goethe dachten, vor Schulze gestaltet, wie nach ihm Moritz Carriere, Hamerling, Addington, Blomberg, Kuhlenbeck u. a. als Dichter sich an der Sage versuchten, die Raphael zu einem seiner liebreizenden Entwürfe angeregt hatte. Unter der Überschrift: „Amor und Psyche. Ein Fragment aus einem griechischen Märchen“ veröffentlichte Schulze das erste und zweite Buch 1808, ein Bruchstück aus dem fünften Buche 1810 in Bouterweks „neuer Vesta“. Das bereits 1808 vollendete ganze Werk erschien als „Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern“ erst 1819, zugleich als Einzelnausgabe und im dritten Bande der Schriften. Wie er im Eingange des letzten Buches die Phantasie anfleht, zu ihm herabzuschweben „mit jenen Zauberblicken, womit dein Bild so oft vor Wielands Geiste stand!“ so ist die ganze Dichtung mit ihren frei wechselnd längeren und kürzeren Verszeilen den

*) Gustav Meyer „Amor und Psyche. Zur vergleichenden Märchenkunde“ in den „Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde“. Berlin 1885.

Wielandschen Erzählungen nachgedichtet. Von Wielands schalkhafter Grazie war dem schwermütigen norddeutschen Verehrer freilich nichts ins Blut übergegangen; ihm fehlt der Humor wie die leichte Beweglichkeit der Phantasie. Der Wert von Schulzes Psychedichtung ist so nur ein sehr bedingter; es spricht sich ein bedeutendes dichterisches Talent aus, das weder das geeignete Feld seiner Bethätigung noch seine unverfälschte Sprache bereits gefunden hat. Die Neigung, ein größeres episches Gedicht zu unternehmen, war bereits vorhanden, er mußte aber zunächst an seine Berufsstudien denken. Größere Pläne wie eine Geschichte der spätlateinischen Poesie, eine Biographie Petrarkas u. a. beschäftigten ihn. Seine Briefe erzählen von eifrigen philologischen Studien. Die Ausführung wissenschaftlicher Arbeiten fiel ihm indessen jedenfalls nicht leicht. Erst 1812 konnte er seine erste selbständige Arbeit veröffentlichen:

Incerti auctoris pervigilium Veneris commentario perpetuo illustratum, prooemio et lectionis varietate instructum. Dissertatio philologica, quam consentiente amplissimo philosophorum ordine pro facultate legendi die XII Martii MDCCC XII publice defendet Ernestus Conr. Fridericus Schulze Doctor Philosophiae Gottingae.

Die Übersetzung der eigenartigen, reizvollen Dichtung (vgl. Teuffels Gesch. d. römischen Litteratur § 362) bildet eine der frühesten Arbeiten Bürgers; Nat.-Litt. Bd. 78 S. 19. Schulzes Arbeit kann auf wissenschaftliche Bedeutung keinen Anspruch erheben, doch wurde sie genügend befunden, um zugleich als Magister-Promotions- und Habilitationsschrift zu gelten. Ein Verzeichnis der von Schulze gehaltenen, beziehungsweise angekündigten Vorlesungen verdanke ich der zuvorkommenden Gefälligkeit von Dr. R. Pietschmann. Schulze las im Sommersemester 1812: über die Geschichte der lyrischen Poesie bei den Griechen (1 Stunde), griechische Metrik (2), Prometheus des Äschylos (3); Wintersemester 1812/13: Geschichte der lyrischen Poesie der Griechen und Römer (1), Homers Ilias (4), Oden des Horaz (1); Sommersemester 1813: Pindars Siegeshymnen (4), Oden des Horaz (4), Metrik (1); Wintersemester 1813/14: Äschylos' Prometheus und Sieben gegen Theben (4), Gedichte Anakreons und Sapphos (3), Wintersemester 1814/15: die Iliade kritisch und historisch erläutert (4), Kriegslieder des Tyrtäus und Kallinus (1), Metrik der Alten; Sommersemester 1815: Ilias (4), Herodots Geschichtsbücher (4); Wintersemester 1815/16: Äschylos' Prometheus und Sieben gegen Theben (4), Herodot (4); Sommersemester 1816: Herodot (4); Wintersemester 1816/17: Ilias (4), Herodot (4); Sommersemester 1817: Geschichtsbücher des Thukydides (4). Außerdem bietet er sich in den meisten Lektionskatalogen zu Privatunterricht im Griechischen und Lateinischen an. Erfolge hatte er als Docent so wenig wie als wissenschaftlicher Schriftsteller zu verzeichnen. Seit er Cäcilie Tychsen näher getreten war, nahm auch diese Leidenschaft und die immer eifriger betriebene Dichtung ihn so sehr in Anspruch, daß sein Studium wie seine Lehrthätigkeit darunter leiden mußte.

Am 13. Oktober 1811 verzeichnete Schulze in seinem Tagebuche: „Ich bin so abgespannt, daß ich mich kaum auf dem Stuhl erhalten kann.“ Am 13. Dezember 1811 bemerkte er im Tagebuche, daß er Cäcilie Tychsen kennen gelernt habe. Die damals bereits kranke Tochter des Hofrats Professor Th. Chr. Tychsen stand in ihrem siebzehnten Jahre. Schulze schilderte sie bald nach ihrem ersten Zusammentreffen als eine schöne, zarte, ätherische Gestalt, in deren Gesicht jeder Zug zugleich Geist und Leidenschaft sei; sie sei gefühlvoll aus Temperament, kokett aus Mode und Gewohnheit und habe einen brillanten Verstand. Der erste Eindruck war demnach weit von jener überwältigenden Empfindung entfernt, die sich des Dichters bemächtigen sollte, sobald er Cäcilie näher kennen und von den verwöhnten Göttinger Modedamen unterscheiden lernte. Schon im Frühjahr 1812 fühlte er durch das „himmlische Mädchen“ sein ganzes Wesen völlig umgewandelt. Und in der That muß sie den vollen Zauber jener auf Kosten des Körpers geistig frühreifen ätherischen Naturen besessen haben, gerade wie Hardenbergs Braut, Sophie von Kühn, die als dreizehnjähriges Mädchen den Charakter einer Erwachsenen zeigte. Der Vergleich zwischen der Liebesgeschichte von Novalis und Schulze drängt sich nicht nur in dieser einen Beziehung von selbst auf. „Reizend vor vielen ihres Geschlechtes“ erschien Cäcilie auch dem ruhig abwägenden Bouterwek. Er rühmt sie „empfänglich für alles Schöne, geistvoll, von hinreißender Lebendigkeit in ihrem ganzen Wesen“. Vielseitig waren ihre Talente im Zeichnen und Malen, Klavier und Harfe, wie ihre sprachlichen Kenntnisse. Ihre Begeisterung für Johann Sebastian Bach wußte sie auch Schulze mitzuteilen.*) Ein reger geistiger Austausch künstlerischer und religiöser Ideen entwickelte sich zwischen dem krankhaft angeregten Mädchen und dem begeisterten Dichter. In seinem Tagebuche können wir die einzelnen Stufen des kurzen Liebesromanes verfolgen. Ob Cäcilie die hingebende Liebe ihres neugewonnenen Freundes mit gleichem Gefühle erwiderte, wissen wir nicht. Schulze glaubte wohl ihre Liebe errungen zu haben und hatte jedenfalls das tröstende Bewußtsein, Cäciliens letzte Monate durch seine Freundschaft zu erheitern. Er gab sich ganz ihrem Einflusse hin und näherte sich allmählich auch ihren religiösen Anschauungen. Daß kein irdischer Liebesbund ihn mit der Geliebten vereinen werde, mußte er bald genug erkennen. Sichtbar welkte das schwindsüchtige Mädchen dahin; am 3. Dezember 1812, als noch kein Jahr seit der ersten Bekanntschaft verflossen, mußte er in sein Tagebuch eintragen: „Das heilige Leben ist erloschen. Ich habe die dahingesunkene Blume gesehen. Leise flüsterte ich: Bete für mich dort oben, du Heilige! In diesem Augenblick glaubte ich an eine bessere Welt und an einen Gott der Liebe. Holde Laura, ich will dein Petrarka sein. Einst zweifelte ich an einer solchen Liebe und du

*) So entstanden seine Gedichte: Sebastian Bachs Apotheose. Nach einem Gemälde Cäciliens. — Musikalische Phantasie. Für Cäcilie. — Hymnus an die heilige Cäcilia. Für Cäcilie. — Die Epistel: An Cäcilie, als sie einen Johannes gemalt hatte.

sagtest mit stillem Vertrauen: Warum glauben Sie nicht, daß die Liebe so geistig, so dauernd sein könne? O du beschämtest mich damals, aber ich werde halten, was du versprachst. So lange meine Lieder leben, sollst auch du nicht sterben.“

Am Begräbnistage, 6. Dezember, schrieb er in das dann drei Monate nicht mehr angerührte Tagebuch:

Des Kirchhofs Pforte sah ich offen,
Der Totengräber grub ein Grab,
Und all mein Sehnen, all mein Hoffen,
Sank in die finstre Gruft hinab.
Ich sah den Leichenkranz verschwinden,
Die Erde rollte drüber her,
Tot war mein Geist, mein Busen schwer,
Und keine Thräne konnt' ich finden.
Noch einen kalten starren Blick
Warf ich aufs frische Grab zurück,
Und heimwärts wankt' ich dumpf und trübe.
O lebe wohl, mein süßes Glück!
O lebe wohl, du meine zarte Liebe!
Wenn man mich auch doch bald begrübe!

Cäciliens Ruhestätte auf dem Wehnder Kirchhofe zu Göttingen, wo sechsundsiebzig Jahre früher Haller um seine Marianne (Nat.-Litt. Bd. 41 II S. 115) die durch ganz Deutschland berühmt gewordene Klageode angestimmt hatte, zierte Schulze mit der Grabschrift:

Welkst du, liebliche Blume, zu zart für die Stürme der Erde,
Ach so früh? Dich nahm, der dich uns schenkte, zurück.
Doch uns lebt dein heiliges Bild im sehnenden Herzen,
Bis wir in Edens Flur himmlisch erblühend dich schaun.

Dem Bilde der Geliebten, wie es in ihm lebte, wollte er in dichterischer Gestaltung äußeres Leben verleihen, ein ragendes Grabdenkmal ihr in seinem Werke schaffen, wie Petrarka seiner Laura, Dante seiner Beatrice es errichtet hatte. Schon am 21. Dezember schrieb er einem Freunde eingehender von dem Werke, dem er alle seine Kräfte widmen wollte, welches das Geschäft seines noch übrigen Lebens werden sollte. „Ich will ein Werk dichten, worin Cäciliens Charakter bis in seine kleinsten Feinheiten dargestellt werden soll. Das ganze Gedicht soll einen durchaus deutschen oder vielmehr nordischen Geist hauchen. Denn Cäciliens Gemüt war deutsch, wie ich nie eines fand. Es werden sich daher auch bloß nordische Mythen darin finden: Zauberjungfrauen, Meerfeien, Nixen, Berggeister, das wütende Heer u. s. w. Die Religion soll das Hauptmotiv des Gedichts sein. In Cäcilien soll die christliche Sehnsucht nach dem Himmlischen

und Ewigen dargestellt werden, und ich selbst*) will in demütiger Entfernung als die irdische Liebe neben ihr stehen. Der Ausgang kann natürlich nicht glücklich sein, aber er soll auch das Herz nicht zerreißen. Sanft und wehmütig soll das ganze Gedicht verhallen wie Schillers „Ritter Toggenburg“ oder „Theklas Geisterstimme“. Der Schluß soll gleichsam diese Welt mit einer schöneren verbinden, und es soll der Wiederschein einer künftigen, schönern darauf ruhn.“

Bouterwek war erstaunt über die völlige Umwandlung die mit Cäciliens Tod in dem Menschen und Dichter vor sich gegangen. Dem früher übermütigen Gesellschafter blieb von da an bis zu seinem Lebensende alle dauernde Heiterkeit fremd. Der rationalistische Schüler Wielands verwandelt sich — und erst damit gewinnt Schulze Bedeutung für die Litteraturgeschichte — in einen romantischen Dichter. Selbst einem ernsten Sinne kann die Gestalt des Ritters Toggenburg gar leicht an der Grenze des Lächerlichen erscheinen. Hier aber tritt sie mit Teilnahme heischender Gewalt ins Leben hinaus. Jene sentimentale Liebessehnsucht, welche Europa durchziehend in Werthers Leiden ihren abschließend gültigen Ausdruck fürs achtzehnte Jahrhundert fand, tritt uns bei Schulze verkörpert, jetzt in romantischem Gewande entgegen; ähnlich und doch in wesentlichen Dingen von einander verschieden. St. Preux und Werther wenden sich an die mitfühlende Natur. In der Romantik tritt das religiöse Moment alles andere zurückdrängend hervor. Werther greift zu Ossian, Schulze zu Dante. Die verlorene Geliebte wird ihm zur aufwärts leitenden Beatrice. Schulze wie Novalis — wir haben schon auf die Ähnlichkeit zwischen beiden hingewiesen — sind entschlossen, den Verlust nicht zu überleben. Es ist bekannt, wie Novalis durch bloßen Einfluß seines Willens seinen Tod innerhalb einer bestimmten Frist herbeiführen zu können glaubte;**) auch Schulze fühlte sich freudig gestimmt in der Überzeugung, daß er Cäcilie bald nachfolgen werde. Beide, Novalis wie Schulze, waren in der That körperlich leidend, gemäß ihres Organismus einem frühen Tode verfallen. Kein Zweifel, daß derartige Überreizung des psychischen Lebens immer eine krankhafte Neigung der physischen Natur zur Voraussetzung hat. Ich bin im allgemeinen durchaus nicht geneigt die Definition romantisch ist das Krankhafte als richtig anzuerkennen. Allein Novalis und Schulzes Verhalten nach dem Tode Sophie von Kühns und Cäcilie Tychsens müssen wir doch als durch und durch romantisch bezeichnen: die freiwillige Lebensentsagung, Schulzes plötzliche Hinneigung zum Mystizismus des Christentums, der Übergang vom Altertum (Amor und Psyche) zur nordischen Sagenwelt, der ascetische Minnedienst, dem er sich weiht. Und etwas Rührendes hat diese schrankenlose Hingabe an das, ihm in Cäcilie verkörperte Ideal; romantisch ist dieser religiöse Kultus

*) Über den innigen Zusammenhang von Schulzes Leben und Dichtung Heinrich Zschokke in der Monatsschrift „Erheiterungen“ Jahrgang 1819.

**) Richard Weißenfels „Vergleichende Studien zu Heinrich von Kleist“ in der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“ Berlin 1887. I, 283 f.

der Liebe. Mag man Unklarheit und sentimentale Schwäche dem Dichter wie seinem Gedichte zur Last legen; so wie Schulze und sein Epos „Cäcilie" einmal sind, gehören sie als höchst charakteristische Erscheinungen in den Kreis der deutschen Romantik.

Und noch einmal müssen wir den Vergleich zwischen Schulzes und Hardenbergs Liebesleben ziehen. Der geliebten Sophie wollte Novalis innerhalb Jahresfrist in den Tod folgen und noch ehe Sophiens Todestag sich jährte, verlobte er sich mit Julie von Charpentier. An Cäciliens Bahre führte gemeinsamer Schmerz eine freundschaftliche Annäherung zwischen Schulze und der Schwester der Geliebten Adelheid Tychsen herbei. Unvermerkt drängte sich die Liebe zur Lebenden an Stelle der leidenschaftlichen Anbetung der Gestorbenen, oder vielmehr beide Schwestern wurden für den Dichter nur eine Person. Anfangs machte er sich selbst über solche Treulosigkeit Vorwürfe, bald aber sah er in seiner Liebe zu Adelheid ein Vermächtnis Cäciliens selbst. Hatte die frühere Liebe ihn mit schmerzenreichem Glücke beseligt, so brachte ihm die Neigung zu Adelheid nur Kränkung und Enttäuschung. Die Geliebte selbst ließ ihn fortwährend in Unklarheit über ihre Gefühle, die Familie Tychsen aber behandelte ihn derart, daß er nach einiger Zeit jeden Verkehr mit ihr und damit auch den mündlichen Verkehr mit Adelheid selbst aufgeben mußte. Sein vom 29. Juni 1813 bis zum 17. Februar (Adelheids Geburtstag) 1817 geführtes „poetisches Tagebuch" gewährt uns durch eine Reihe von biographisch wichtigen, künstlerisch wenig bedeutenden Gedichten Einblick in die Seelenkämpfe und Mißverhältnisse. Das einleitende Gedicht des Tagebuchs hat er selbst „Erklärung" überschrieben.

Mein Singen soll nur eine Herrin preisen,
Die doppelt stets mein zweifelnd Aug' erblickt:
Dort in des Grabes ewig stummen Kreisen,
Hier mit des Lebens frischem Reiz geschmückt;
Und wenn auch hier zwei Namen sie benennen,
Nie kann mein Herz die holden Bilder trennen.

Denn wie sich Träum' im Leben oft entfalten,
Und Leben oft in luft'gen Träumen blüht,
So gatten sich die minnigen Gestalten
Zu einem Bild im liebenden Gemüt.
In dieser streb' ich jene festzuhalten
Und wähne, daß mit dieser jene flieht,
Doch weil die eine längst sich mir entrissen
Mußt' ich auch stets der andern Liebe missen.

Mit Eifer arbeitete er an dem, nun der Verherrlichung des Schwesterpaares Cäcilie und Adelheid geweihten Epos, in dem er selbst unter dem Namen Reinald der Sänger auftritt. Alle seine Kräfte vereinigten sich

in dieser Arbeit, seine wissenschaftliche Thätigkeit trat ganz zurück. Nur im Dichten fand er Beruhigung für seinen nagenden Kummer. „Die Poesie hat mir ein guter Gott gegeben, denn in ihr hält die Phantasie der Empfindung das Gleichgewicht. Hier sehe ich wirkliche plastische Gestalten: Alles erhält Umrisse und Farbe und Form, und die Bilder stehen hell und verständlich vor mir da und lassen das Gefühl der Befriedigung in mir zurück.“

Ganz in seine Liebe und Dichtung versenkt hatte er wenig acht auf die gewaltigen Ereignisse, die sich mit dem Beginn des Jahres 1813 auf deutschem Boden vollzogen. Es bedurfte einer Aufforderung von Professor Tychsen, um den Dichter zu erinnern, daß Cäcilie selbst der deutschen Erhebung begeistert zugejubelt haben würde, und ihn an seine Pflichten gegen das Vaterland zu mahnen. Erst im Oktober 1813 schrieb er sein erstes vaterländisches Gedicht: „Cäcilie, eine Geisterstimme“, das sofort im Einzeldruck erschien. Die sechzehn Stanzen reihen sich den bessern lyrischen Erzeugnissen der Freiheitskriege würdig an.

O Vaterland, du prangst mit heil'gen Siegen
Und wandelst kühn des Ruhmes ew'gen Pfad — —
Doch schüchtern hat der Sänger dir geschwiegen
Und zagend wich das Wort der größern That — —

Cäcilie erscheint dem Zagenden und mahnt ihn, nicht mit feigem Schmerz um seines Glückes Tod zu klagen, jetzt da ihr eigner heißer Wunsch endlich in Erfüllung gegangen.

Ein Recht, ein Haß verflocht die deutschen Brüder,
Die lange schon der Hölle List entzweit.
Der Norden stieg zum Kampf der Freiheit nieder,
Und fröhlich zog der Ost zum raschen Streit; — —
Denn wer's gewagt, das Heil'ge zu vernichten,
Den will kein Volk, den will die Menschheit richten. — —

Heil dir, mein Volk, du ziehst auf blut'gen Bahnen
Und trauerst nicht, wenn mancher Edle sinkt.
Wo Freiheit wohnt, da flattern deine Fahnen,
Und Heere stehn, wohin dein Ruf erklingt.

Wir dürfen indessen Schulzes Anteil an der Dichtung der Freiheitskriege nicht nach einzelnen Gedichten abmessen, denn auch sein großes Epos selbst hat durch den Einfluß der Zeit eine entschieden vaterländische Richtung genommen. Das nationale Moment des Kampfes des deutschen Reiches gegen die Dänen ist gewiß erst im Laufe der Jahre 1813 und 1814 stärker neben der ursprünglichen religiösen Anlage des Epos hervorgetreten.

Bereits in dem Gedichte „Cäcilie, eine Geisterstimme“ spricht Schulze von der Pflicht des Mannes, das eigne Herzblut im Freiheitskampfe gegen den Fremdling zu vergießen Adelheid Tychsen aber hatte sich sein Ehren-

wort geben lassen, daß er nicht mit in den Kampf ziehen werde, und erst als endlich auch in Hannover die Landwehr aufgeboten wurde, konnte er von der Geliebten die Erlaubnis zur Teilnahme am Kampfe erhalten.

Hinaus, hinaus, wo wild die Herzen schlagen
In Haß und Zorn, hinaus ins blut'ge Feld!
Dort stirbt der eigne Schmerz, betäubt von fremden Klagen,
Es klirrt das Schwert, die Lanze saust und gellt.
Hoch wächst der matte Mut im Kämpfen und im Wagen,
Wie Glück und träger Sinn sind Kraft und Not gesellt.
Wenn aus der Brust die blut'gen Ströme rinnen,
Zersprengt der Geist sein Band und schwingt sich frei von hinnen.

Am 8. Dezember 1813 trat Schulze als freiwilliger Jäger in das vom Oberstlieutenant und Oberforstmeister von Beaulieu-Marconnay in Göttingen gebildete grubenhagensche Jägerbataillon. Sein Chef erleichterte ihm nicht nur den Dienst, es bildete sich zwischen ihm und Schulze ein freundschaftliches, die Kriegszeit überdauerndes Verhältnis. Im zwölften Gesange der „Cäcilie" denkt er dankbar des Führers und Freundes, der als deutscher Held sich in des Krieges Wogen warf. Erst am 15. März rückte das Bataillon aus den Göttinger Kantonnements zur Nordarmee ab, um an der Belagerung des noch von Davoust besetzten Hamburg teilzunehmen. Am 4. und am 7. April hatte Schulze das Glück ins Gefecht zu kommen; am 30. Mai rückte er mit seinem Bataillon in Hamburg ein. Wie hatte sich sein Leben gestaltet seit den Tagen, da er als Knabe sich im Anblicke des Hamburger Welthandels für den Beruf des Kaufmanns begeistert hatte!

Der Frieden führte ihn nach Göttingen in die alten unerquicklichen Verhältnisse zurück. Beneidend blickte er auf die im Siegeskampfe Gefallenen hin und schaltete dem achten Gesang seines Epos die beiden Strophen ein:

So sankst auch du jüngst in der heil'gen Schlacht,
O Theodor, du Zweig aus Deutschlands Siegeskrone!
An edler Kühnheit reich und reich an Liedesmacht,
Nahmst du für Lieb' und Lust den schönen Tod zum Lohne!
Was weinst du, Vaterland, dem tapfern Heldensohne?
Er schlummert sanft und kühl in grüner Eichen Nacht,
Er schlummert nur, auch in den fernsten Jahren
Wird Schwert und Leier stets sein Leben uns bewahren.

O wär' auch mir, als ich den blut'gen Pfad
Des Krieges ging, ein gleiches Los gefallen!
Frei könnt' ich dann mit dir in deinem Himmel wallen,
Du heil'ges Bild, das jetzt im Liede nur mir naht.
Jetzt laß ich Klagen nur beim Siegesfeste schallen,
Die thatenreiche Zeit gewährt mir keine That.
Ich muß vom Ruhme fern, verwaist an Lieb' und Freuden,
An Traum nur und Gesang die düstre Seele weiden.

Seine Versuche eine Professur in Göttingen zu erlangen blieben jetzt wie in den folgenden Jahren erfolglos, seine Vorlesungen kamen nicht immer zustande und sein Studium war ihm entleidet. Für das zum Bruche treibende Verhältnis zum Tychsenschen Hause bildete auch der um ihn sich scharende Freundeskreis, in dem wir unter andern Brandis, Bunsen, Lachmann finden, keinen Ersatz. Nur die Arbeit an der „Cäcilie", seine Lebensaufgabe, hielt ihn aufrecht. Beim Wiederausbruch des Krieges versäumte er den rechtzeitigen Anschluß an sein Bataillon und kehrte nach Göttingen zurück. Die ihm angetragene Stelle als Kollaborator an der Klosterschule zu Holzminden lehnte er ab. In Celle vollendete er am 18. Dezember 1815 sein Epos, an dem er also im ganzen drei Jahre gearbeitet hatte. Erst nach seinem Tode erschienen 1818 in Leipzig die beiden Bände: Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen von Ernst Schulze. (Verfasser der bezauberten Rose.) Eine „biographische Vorrede" des Herausgebers (Bouterwek) führte das Lebenswerk Schulzes bei den Lesern ein. Wir geben an dieser Stelle eine kurze Inhaltsangabe des umfangreichen Gedichtes nebst einigen Proben.

I. Sehr geschickt leitet die den Eingang bildende Anrufung Cäciliens in die Handlung selbst über. Cäcilie und ihr treuer Sänger Reinald, der vergebens sich um ihre Liebe bewirbt, sind von dem edlen, tapferen Dänenführer Skiold gefangen und sollen seinem früheren Schwure, der ihm selbst leid thut, gemäß an Herthas Weihaltar geopfert werden. Cäcilie erzählt Reinald ihren Traum von einem in furchtbarer Schlacht den Christen Heil bringenden Helden; diesem sei sie bestimmt. Schon sollen beide an Herthas See von der Priesterin Thorilde geopfert werden, da dringt unter einem unbekannten Paladin eine deutsche Schar in den Opferhain und rettet sie. Der dem deutschen Anführer unterliegende Skiold wird aber von Thorilde gerettet, die dem Sieger die drohende Wahrsagung entgegenschleudert: „Fluch, Fluch sei dir! Den Bruder wirst du morden." — II. Cäcilie hat in ihrem Befreier, Adalbert, den Helden ihres Traumes erkannt, beide entbrennen in heiliger Liebe zu einander. Sie fordert Reinald auf, sie künftig zu meiden; auf Adalberts Schiff verlassen alle die Herthainsel. Thorilde aber vertraut dem geretteten Skiold, dem sie nun ihre Liebe gesteht, das Geheimnis. In Haralds Königsburg ist ein heiliger Rosenkelch, an dem das Schicksal des Dänenvolkes hängt.

Ihm naht ein jeder sich mit Zagen,
Weil den, der ihn berührt, des Todes Pfeil erreicht;
Doch kühnem Sinn wird jeder Frevel leicht,
Und was die Furcht verbeut, das kann der Wahnsinn wagen.

Um die Schicksalsrose vor dem drohend herannahenden Kreuze zu wahren, will sie mit Skiold nach Lethra. Mit gräßlichem Zauber beschwört sie die Gefallenen und ereilt im Drachenwagen Adalberts Schiff, furchtbaren Sturm erregend. Eine Welle spült Reinald hinweg, vom brennenden

Schiffe stürzt sich Adalbert mit Cäcilie ins Flutgetümmel. — III. Adalbert rettet die Geliebte glücklich ans Ufer, gesteht ihr seine Liebe, zugleich aber auch, daß er ihr nicht angehören könne. Unkund seiner Eltern von einem alten Ritter an Sohnes Statt angenommen, hat er von einem göttlichen Traumgesichte den Befehl erhalten, die Schicksalsrose in der Dänenburg zu gewinnen. Cäcilie war auf einsamer Burg an der Leine mit ihrer Schwester Adelheid und Reinald erwachsen. Als Adelheid von Räubern entführt wurde, setzte sie der Geraubten nach, wurde dabei jedoch selbst mit Reinald von Skiold gefangen. Sie gesteht Adalbert ihre Liebe und stärkt ihn zum tödlichen Gotteswerke. Ohne es zu wissen sind sie bereits vor Lethra angelangt. Während Adalbert schläft, will Cäcilie einem neuen Traume folgend das Werk vollführen, Adalbert eilt ihr nach, allein als sie bereits der Wunderrose nahen, werden beide von den Dänen überwältigt und in einen Kerker geworfen. — IV. In der Ratsversammlung der Dänen begehrt Skiold Zweikampf mit dem deutschen Ritter und die Opferung des Fräuleins. Der lange und erbitterte Zweikampf bleibt am ersten Tage unentschieden, und Harald beschließt aus Angst um seinen Helden Skiold den Gefangenen heimlich zu töten. Reinald hatte sich aus dem Meersturm gerettet und lange der Geliebten Tod beklagt. Ein Traumgesicht weist ihn an, zur Rettung der Geliebten nach Lethra zu ziehen. Der König vertraut dem fremden Sänger die Ausführung der Bluttat an und so gewinnt Reinald Gelegenheit, Cäcilie und Adalbert trotz ihres anfänglichen Sträubens zur Flucht zu verhelfen. — V. Auf der durch Unwetter erschwerten Flucht gelangen sie zu einer Ruine und finden hier den Dänenprinzen Biarko und Adelheid. Diese war von ihren Räubern in den Dienst von König Haralds Gattin gegeben worden, und Haralds Neffe, der rechtmäßige Thronerbe, der bereits Christ geworden, hatte sich in sie verliebt. Beim Frôopfer war er mit seinen Anhängern seinem Oheim entgegengetreten, aber besiegt und zur Flucht mit Adelheid gezwungen worden, die nun vor ihrer Schwester sich mit Biarko verlobt. — VI. Friedlich leben alle fünf eine Zeit lang in dem alten Schlosse, dann ziehen Adalbert und Biarko dem nahenden deutschen Heere entgegen, Reinald liest den Schwestern aus einem alten aufgefundenen Buche vor. Das Schloß gehörte einst einem mächtigen heidnischen Jarl, dessen Frau Christin war. Zum Lohn ihrer Frömmigkeit brachte ihr ein Engel die goldne Wunderrose. Die Zauberin Swanwithe gaukelt ihr aber ein Bild vor, indem sie die beiden Knäblein der frommen Frau mit dem Tode bedroht. Um die Kinder zu retten, liefert sie der Odinspriesterin die heilige Rose aus. Gottes Engel kündet ihr an, daß zur Strafe solchen Kleinmuts die beiden Kinder erwachsen Brudermord begehen sollen; ihr selbst aber werde der Herr nicht verzeihen, bis Liebe und Mut die Rose aus der Macht der Heiden zurückerobert haben. Kaum hat Reinald diese Geschichte vorgelesen, so dringt Swanwithe in das Gemach und versenkt das Schwesternpaar mit Reinald in eine tief gewölbte Kluft. — VII. Adalbert und Biarko bringen

einer unterliegenden deutschen Kriegerschar Rettung und erkennen, ins Lager gekommen, in dem geretteten Anführer den Kaiser (Otto I.). Es kommt Botschaft, daß die Hunnen ins Reich eingefallen sind und Otto überträgt nun Adalbert den Oberbefehl gegen die Dänen, den der Held mutig übernimmt, obwohl nach des Kaisers Traum mit dieser Stellvertretung der sichere Tod verbunden ist. — VIII. Als Adalbert und Biarko ihre zurückgelassenen Bräute abholen wollen, treffen sie nur mehr die Trümmer der Burg; Biarko bleibt zu weiteren Nachforschungen dort, Adalbert kehrt zu dem ihm anvertrauten Heere zurück, das er in wilder, bereits halbverlorner Schlacht findet. Eine Reihe einzelner Kampfesauftritte wird nach Homer und Virgil geschildert, um einzelne gefallene Helden Klage erhoben. Endlich treffen Adalbert und Skiold in hartem Kampfe auf einander. Aber der verwundete Dänenheld wird von den Seinen gerettet, Adalbert und die Deutschen danken auf dem Schlachtfelde Gott für den errungenen Sieg. — IX. Reinald und die Schwestern tief im Erdenschoß halten sich anfangs für gestorben, dann fassen sie sich und in den unterirdischen Räumen fortwandernd gelangen sie zum Zwergenfürst, der ihnen die unterirdischen Wunder seines Reiches sehen und dann in einem Zauberspiegel ihnen die Zukunft erscheinen läßt.

89.

Und als nun ganz die Dämmrung sich erhellt,
Da ist ein reiches Bild aus ihr hervorgegangen:
Von Wäldern grünt der Berg, mit Saaten wogt das Feld,
Und Städte blühn empor, und stolze Festen prangen;
Hier zeigt sich ein Palast und dort ein Hirtenzelt,
Hier Meer vom Land umhegt, dort Land vom Meer umfangen,
Und Menschen wandern rings umher von Ort zu Ort,
Und durch die Wellen fliehn die weißen Segel fort.

90.

Die Länder, wo der Frost die Fluten ewig bindet,
Und wo sein flammend Nest der edle Phönix baut,
Wo sich der Atlas türmt, wo sich der Ganges windet,
Und wie im Ost die Nacht, der Tag im Westen graut,
Wo nie die Sonn' erscheint und wo sie nimmer schwindet,
Und wo sie schräg empor und senkrecht nieder schaut,
Wo Strom, Gebirg' und weite Wüsten trennen,
Das ließ im engen Raum sich hier vereint erkennen.

91.

Sie sahn auch jenes Land, wo einst in bittrer Pein
Der Sohn des Herrn für uns den Kreuzestod erlitten:
Wohl ist das heil'ge Grab demütig, arm und klein,
Doch mancher Pilger kommt zu ihm herangeschritten

Und will vom Himmel dort sich Gnad' und Heil erbitten
Und am geweihten Ort sein sündlich Thun bereun;
Doch wehrt mit frecher Hand der Heiden wilde Rotte
Dem Volk der Gläubigen die Bahn zu seinem Gotte.

92.

Da häuft zum frommen Zug sich große Kriegesmacht,
Und tapfre Helden nahn aus allen Christenreichen,
Und manche kühne That wird rühmlich dort vollbracht,
Und hoch im Kampfe wallt das heil'ge Kreuzeszeichen.
Die Engel Gottes ziehn dem Herrn voran zur Schlacht,
Es fällt die Heidenschar von glühnden Schwertesstreichen,
Die stolze Feste sinkt, errungen ist das Grab.
Und hoch von Zion schaut das blut'ge Kreuz herab.

93.

Auch läßt sich fern auf grünem Bergeshange
Im frühen Morgenlicht ein heil'ger Sänger sehn,
Er rührt das Saitenspiel mit wunderbarem Klange,
Daß weit durch alle Welt die hellen Töne wehn,
Und was sein Aug' erblickt, das preist er im Gesange
Und mischt mit Lieb' und Lust das wilde Schlachtgetön.
Um seine Locken scheint ein goldner Glanz zu spielen,
Sein Geist schon jetzt den Ruhm, der einst ihn kränzt, zu fühlen.

94.

Dann zeigt sich uferlos der wilde Ocean,
Der um die Erde sich mit mächt'gen Fluten windet:
Dort steuert kühn ein Held auf nie beschiffter Bahn
Und sucht das ferne Ziel, das ihm sein Geist verkündet.
Vergebens stürmt das wilde Meer,
Umsonst der eignen Schar Empörung um ihn her,
Ihm können Not und Zwang die innre Kraft nicht rauben,
Und eine neue Welt empfängt durch ihn den Glauben.

95.

Und ferner sahn sie jetzt, wie, durch Betrug erhöht,
An seinen Stuhl die Welt ein stolzer Priester kettet,
Und wie ein kühner Mann des Geistes Freiheit rettet,
Der unverzagt dem Wahn zum Kampf entgegen geht,
Wie jene, die ihm traun, des Scheiterhaufens Gluten,
Des Henkers Beil nicht scheun und für die Wahrheit bluten,
Und wie ein stolzer Fürst mit übermächt'gem Schwert
Der Deutschen freies Reich bewältigt und verheert.

729—736. Schulze hat besonderen Grund, des ersten Kreuzzuges zu gedenken, da Tassos Schilderung desselben das Vorbild seines eigenen Werkes ist. — 738. Torquato Tasso. — 747. Kolumbus. — 755. Luther. — 759. Wallenstein.

96.

Da steigt von nordischen Gestaden,
Die Völker zu befrein, ein junger Held herab,
Und Recht und Wahrheit ziehn und Sieg auf seinen Pfaden,
Er bricht mit starkem Arm des Herrschers harten Stab.
Wohl muß die kühne Brust im eignen Blut sich baden;
Doch preist das freie Volk noch lang sein rühmlich Grab.
Wo im gerechten Kampf die ehrnen Schwerter klingen,
Da wird der deutsche Mann auch seine Thaten singen.

97.

Doch naht noch einmal sich ein übermüt'ger Knecht,
Der aus dem Staub zum Thron emporgestiegen:
Sein Gott ist seine Gier, sein Schwert nur ist sein Recht,
Hier herrscht er durch Gewalt und dort durch freche Lügen.
Vergebens waffnet sich das blutende Geschlecht,
Ihn treibt sein künft'ger Fluch und hilft ihm selber siegen;
Doch ist das Maß einst voll von Trug und Mord und Raub,
Hohnlachend tritt er dann den Sklaven in den Staub.

98.

Und sieh, es ist erfüllt! Vom ird'schen Wahne wenden
Die Völker sich zu Gott und flehn empor zum Herrn;
Dann fassen sie das Schwert mit unverzagten Händen,
Es tönt der Schlachtenruf der Freiheit nah' und fern.
In ihren Reihen ist ein ehrnes Kreuz zu schauen,
Denn Gott ist ihre Kraft, ihr Schild und ihr Vertrauen.
Wenn Glauben, Ehr' und Recht zum heil'gen Kampfe gehn,
Muß leuchtend auch voran das Banner Gottes wehn.

99.

So großes Ungemach ist nimmer wohl erlitten,
Und damals selbst geschahn so große Thaten nicht,
Als auf der Erde noch die alten Helden stritten,
Wovon auch jetzt die Sage singt und spricht.
Gerüstet schwankt der Greis mit alterschweren Schritten,
Das Kind bewehrt die Hand mit eisernem Gewicht,
Dem Gatten reicht das Weib, die Mutter ihren Söhnen,
Dem Jüngling seine Braut die Waffen ohne Thränen.

100.

Wovor sich früher selbst des Mannes Herz gescheut,
Das thun und dulden jetzt demütig edle Frauen,
Sie wandeln still einher im ungeschmückten Kleid
Und nahn dem blut'gen Bett des Wunden ohne Grauen.

761. Gustav Adolf. — 770. Napoleon I. — 781. Der von Friedrich Wilhelm III. 1813 gestiftete Orden des eisernen Kreuzes.

Der wird durch mildes Wort, durch Pflege der erfreut,
Und allen lassen sie ihr tröstend Antlitz schauen
Und geben gern für schöneren Gewinn
Der edeln Steine Glanz, das goldne Kleinod hin.

101.

So wird durch große Kraft der große Sieg errungen,
Durch manches teure Blut das hohe Ziel erstrebt,
Der freche Dränger flieht verlassen und bezwungen,
Indes ein friedlich Band die ganze Welt verwebt
Heil jedem, welcher einst in jener Zeit entsprungen,
Die unvergänglich fort in ew'gen Liedern lebt!
Heil allen, die gekämpft! und Heil und Friede allen,
Die in dem edeln Kampf geblutet und gefallen.

102.

So dämmerte der späten Tage Bild
Vor ihrem Geist empor mit wandelbarem Walten;
Doch schwinden nach und nach die luftigen Gestalten,
Und nur mit reinem Licht ist jetzt die Fläch' erfüllt.
Da nahn sie sich dem leuchtenden Gesteine,
Ob auch ihr eignes Bild in seinem Glanz erscheine,
Und jeder bebt erstaunt und wähnt im süßen Traum,
Sich selbst zu sehn, und kennt die eignen Züge kaum.

120.

Und als der buntgemischte Chor
Dem Orte sich genaht, wo Reinald staunend lauschte,
Da sprang aus dichtem Kreis ein Zwergenbild hervor
Und bot ein Harfenspiel, das lieblich klang und rauschte,
Dem freud'gen Sänger dar. Im hellpolierten Rand
Schien jedes edle Erz sich künstlich zu vereinen,
Und prangend war an köstlichen Gesteinen
Das lichte Gold der Saiten ausgespannt.

121.

Und rauschend ließ er jetzt das goldne Spiel erschallen,
Daß weit der helle Ton durch alle Klüfte drang:
Aus tiefen Fernen her erwiderten die Hallen
Mit nachgeahmtem Ruf den unbekannten Klang,
Und lauter schien der Quell und gellender zu wallen
Und schwoll und zitterte mit graulichem Gesang,
Und wilder stets begann auf starkgeschlagnen Saiten
Der Tön' entfesselt Heer zu irren und zu streiten.

122.

Doch hob von neuem sich zum Tanz die leichte Schar
Und schien sich wüster stets zu wirbeln und zu drehen:
Bald faßte sich der Kreis, und bald sich Paar und Paar,
Am Boden schwebt' es jetzt, und jetzt in luft'gen Höhen,
Und jeder beugt' und warf die Glieder wunderbar,
Ließ stets in neuer Form mit kühnerm Sprung sich sehen,
Bis endlich rasch durch eine Felsenwand
Ins Innre des Gebirgs der nächt'ge Zug verschwand.

123.

Und als in ferner Nacht die Töne jetzt zerflossen,
Und sich des Sängers Geist vom wilden Rausch erhob,
Da blickt' er in die Kluft, wo friedlich ausgegossen
Sich um die zarten Fraun der süße Schlummer wob.
Und leiser ließ er jetzt die goldnen Saiten klingen
Und paarte Ton und Ton mit künstlich holder Wahl,
Und still begann er dann ein lustig Lied zu singen,
Das, kaum gehört, sich durch die Dämmrung stahl:

124.

Wo Felsen hangen
In Nacht und Grausen,
Wo Ströme brausen
In dunkler Kluft,
Da ist gefangen
Der Stern der Liebe
Und blickt so trübe
Durch Wolk' und Duft.

125.

Die Felsen tragen
Ein Kleid von Golde;
So schließt das Holde
Der Kerker ein.
Einst wird es tagen,
Dem Königsohne
In seiner Krone
Ein Kleinod sein.

126.

Es spielt das Leben
Im Sonnenschimmer,
Zu uns dringt nimmer
Der Strahl herab.

Die Wälder beben,
Der Sturmwind waltet,
Kein Blitz zerspaltet
Das Felsengrab.

127.

Die Wellen schäumen
Im Meer dort oben,
Wo sich mit Toben
Die Brandung bricht;
Die Perlen träumen
Im sichern Hause,
Des Meers Gebrause
Erweckt sie nicht.

128.

Schlaft sanft, ihr Schönen,
Schlaft ohne Sorgen
Und träumt vom Morgen
In dunkler Nacht!
Von süßen Tönen
Erschallt die Öde,
Der Fels giebt Rede,
Der Sänger wacht.

129.

So schallte Reinalds Lied, und sanft umfing den Müden
Der weiche Schlummer jetzt. Das holde Gnadenpfand,
Das ihm beim nächt'gen Tanz der Zwerge Gunst beschieden,
Entglitt mit leisem Klang der hingesunknen Hand.
O schlummert sanft, ihr Frommen, träumt in Frieden,
Schon ist der Retter nah', den Gottes Wink gesandt.
Wenn droben auf der Welt die frühen Strahlen ragen,
Wird euch die dunkle Flut ins helle Leben tagen.

X. Auf der Suche nach seiner Braut findet Biarko einen alten Freund als Einsiedler. Auf dessen Rat bekämpft er das daherbrausende wilde Heer. Zum Danke dieser That begrüßen ihn Elfen und leiten zu einem Boote, das der Strom in die Unterwelt trägt, wo er die Verlornen findet. Mit Hilfe des Zwergkönigs kehren alle fünf glücklich im Boote wieder zur Erde zurück; der Fluß führt sie an das Lager der Deutschen und Cäcilie weckt Adalbert aus wilden Träumen auf. — XI. Das deutsche Heer, nach den einzelnen Stämmen geordnet, bricht zur Belagerung Lethras auf. Die Dänen, vor allen Skiold, verteidigen die Stadt mit solcher Ausdauer, daß die Deutschen keine Fortschritte machen. Auf Ansgarius'

Rat zertrümmert Adalbert Freys Bild und Weihstein und an dem an dessen Stelle errichteten Altar nimmt das ganze Christenheer das Abendmahl. — XII. Empört über die Schändung ihres Heiligtums ziehen die Dänen zur Schlacht gegen das deutsche Lager, und ein wilder, lange währender Kampf beginnt. Endlich weichen die Dänen, da kommt Swanwithes Zaubermacht ihnen zu Hilfe, die Deutschen fliehen. Nun eilt Cäcilie zu dem neugeweihten Altare und auf ihr Flehen wendet Gott das Unwetter gegen die Dänen. Ein Blitzstrahl trennt den Kampf Adalberts und Skiolds. Bei der Verfolgung wird jedoch Reinald gefangen, umsonst sucht Adalbert ihn zu befreien. Er verirrt sich im Walde, während Reinald nach Lethra gebracht wird. — XIII. Der Ausgang des Kampfes hat die Dänen mit Trauer und Sorge erfüllt. Thorhilde schlägt alte Runenbücher nach und liest die Sage vom Tyrfingschwert. Das Schwert, das jeden Feind besiegt, ist verflucht, zuletzt stets seinem eignen Träger den Tod zu geben, es sei denn, daß dieser selbst die Kraft der Waffe nicht kennt. So ist der erste Besitzer gefallen, als er seinem Sohn Angantir das Schwert überreichte, Angantir fiel im Kampfe, zu dem er Sighilds Bräutigam Hialmar herausgefordert. Hialmar tötete ihn mit dem Tyrfing, erlag aber selbst seinen Wunden; Sighild sprang in die Wogen. Wer den Tyrfing*) aber gewinnen will, muß ihn Angantirs Geist, der den Grabhügel bewacht, abkämpfen. — XIV. Thorhilde hofft jedoch, Skiold könnte das Schwert gewinnen, ohne seinem Fluche zu verfallen. Skiold gelangt zu der Insel, besteht den Kampf mit dem grimmen Grabeswächter und macht sich, den Tyrfing an der Seite, auf den Heimweg, nachdem ihm Thorhildes Zauber jede Erinnerung an Kampf und Zauberschwert getilgt. — XV. Adalbert, vom Umherirren ermüdet, ist im Wald eingeschlummert, da naht sich ihm wieder wie früher eine wunderbare Frau im Traume, ihn zur That mahnend; er sieht im Traume den Himmel offen und die Seligen.

Dort wird auch jener einst mit Beatrice wohnen,
Dem zweimal Gott sein Reich zu schaun erlaubt; (Dante)
Und Lauras sel'ger Blick wird dort den Sänger lohnen,
Der durch sein keusches Lied dem Grabe sie geraubt; (Petrarka)
Und Leonore schmückt mit schönern Lorbeerkronen,
Als hier der Tod ihm nahm, Torquatos heil'ges Haupt; (Tasso)
Und ihn, den Gottes Geist zu Gottes Ruhm getrieben,
Den Erd' und Himmel ehrt, wird dort auch Fanny lieben. (Klopstock)

Dort reichst auch du mir freundlich einst die Hand,
Wenn meinen Schmerz kein süßer Wahn betrogen,
Du, die das Grab schon lange mir entzogen,
Du, die so streng im Leben mich verbannt.

*) Marschner hat einen aus der Sage vom Tyrfingschwert hergestellten Operntext „König Hiarne und das Tyrfingschwert" komponiert, Ludwig Freytag die altnordische Überlieferung in einer höchst gelungenen Neudichtung bearbeitet: „Herwara" Berlin 1883. Im Vorwort fällt er über die „Cäcilie" ein unverdient herbes Verdammungsurteil.

Wohl wird schon jetzt mein Kummer dort gewogen,
Mein Herz geprüft und meine Treu' erkannt.
Dort wird kein Tod die Seelen ferner scheiden,
Und nicht das Herz mehr, weil es liebte, leiden.

Erwacht gelangt Adalbert in eine Felsenhöhle und gewahrt, wie ein Lindwurm eben einen schlafenden Ritter verschlingen will. Nach hartem Kampfe glückt es ihm mit Hilfe des Fremden, das Ungeheuer zu besiegen. Der Gerettete ist Skiold. Als Zeichen der Freundschaft tauschen die Helden ihre Schwerter, der schreckliche Tyrfing gelangt dadurch in Adalberts Hände, Thorhildens Zauberklugheit wird den Heiden selbst so verderblich. Adalbert und Skiold fühlen sich zu einander hingezogen, aber die Pflicht fordert, daß sie sich trennen und jeder als Feind des andern zu seinem Heere kehre. Freudig empfängt Cäcilie ihren Freund, der für den folgenden Tag den Hauptsturm befiehlt. — XVI. Um Tyrfing aufs neue zu gewinnen, wagt sich Thorhilde verkleidet bei Nacht ins Christenlager; sie nimmt dem schlafenden Adalbert das Zauberschwert und erkennt ihn als Skiolds Bruder. Als sie ihn trotzdem töten will, wird sie von der ins Zelt tretenden Cäcilie verscheucht. Verstört flieht sie statt in die Stadt auf den Hügel, wo Freys Altar stand, und trifft, ohne daß ein Erkennen stattfindet, auf ihre Mutter Swanwithe. Nach langem zaubervollen Kampfe streckt sie mit Tyrfing ihren Gegner nieder und erkennt in der Getöteten die Mutter. — XVII. Nun sieht Thorhilde die höhere Macht des Christengottes ein, fühlt sich aber durch ihren Schwur an Odin gebunden. Sie eilt, in finsterem Felsenthale die Geister zu beschwören. Der Höllenfürst hält — nach dem Vorbilde Miltons und Klopstocks — Ratsversammlung. Thorhilde wird der Spruch, nur wenn sie ihr Liebstes opfere, werde Lethra gerettet werden. Sie klagt — ganz ähnlich der Schillerschen Jungfrau von Orleans — ihr Los. Als Adalbert bei Thorhildens Flucht erwachte und Cäcilie geschmückt vor sich stehen sah, regt sich in ihm sinnliche Liebe. Cäcilie verweist es ihm, zur Buße eilt er zu dem Altar auf den Hügel, wo Thorhilde vom Höllenthal zurückkehrend bitter lachend an ihm vorübersprengt. — XVIII. Thorhilde sendet Skiold zum Kampfe auf den Hügel Freys und nimmt von dem Geliebten Abschied. Nach hartem Kampfe fällt Adalbert mit dem Tyrfing seinen Gegner und stürzt dabei selbst in Skiolds Schwert. Thorhilde erscheint und verkündet Adalbert, daß er seinen Bruder getötet. Da erscheint die nun erlöste Mutter und kündet beiden Helden Gottes Huld. Thorhilde stürzt sich verzweifelnd ins Meer.

XIX. Gesang.

1.

Du holder Stern in meiner ird'schen Nacht,
Der mir voran am hohen Himmel gleitet,
Schon hab' ich bald die fromme Fahrt vollbracht,
Zu deren Ziel dein sel'ger Schein mich leitet.

Die Schatten fliehn, das Morgenrot erwacht,
Schon hat es hell am Himmel sich verbreitet;
Bald werd' ich fern den blühnden Hügel sehn,
Von dem die Palmen mir schon jetzt entgegenwehn.

2.

Heut ist der Tag, der bittre, der uns allen
So langen Schmerz und dir nur Lust geschenkt;*)
Und ist es mehr, als Wahn, daß in den sel'gen Hallen
Auch noch des Engels Herz getreuer Liebe denkt,
So wirst auch du mir heute näher wallen,
Mir, der zum Ziele schon die freud'gen Schritte lenkt,
Um bald vielleicht, wenn er den Kranz empfangen,
Den Pfad dir nachzugehn, den du vorangegangen.

3.

Denn wenn auch kaum in frischer Jugendzeit
Mit blühnder Kraft mein Innres sich erschlossen,
Doch fühlt sich oft in stiller Einsamkeit
Von Todeshauch mein sinnend Herz umflossen.
Getragen hab' ich längst des Lebens tiefstes Leid,
Des Lebens höchstes Glück, ich hab' es längst genossen!
Vollendet ist der Pfad, den mir die Lieb' enthüllt,
Bekränzt ist dein Altar, und mein Beruf erfüllt.

4.

Und soll dies Lied, die Blüte heil'ger Stunden,
Das letzte sein, was euch der Sänger giebt,
So lebt denn wohl, die treu mit mir empfunden,
Ihr alle, die mein Lied, und die mich selbst geliebt!
Auch ihr, die lang mir schon in ferner Welt verschwunden,
Und die ihr feindlich jetzt mein treues Herz betrübt,
O laßt, eh' bald vielleicht sich diese Lippen schließen,
Mit freundlich ernstem Wort noch einmal euch begrüßen!

8.

Wohlan, so laß mein letztes Schwanenlied,
Noch einmal laut die kühnen Töne schallen;
Die Sonne steigt, der frische Morgen blüht,
Und herrlich schmückt das Licht die blauen Hallen.
Horch, wie der Siegesklang durch stille Lüfte zieht;
Wie bunt die Fahnen rings im grünen Thale wallen!
Schon zieht zum heil'gen Herd in freud'ger Siegespracht
Die Heldenbraut empor, die Gottes Werk vollbracht.

*) 3. Dezember, Cäcilie Tychsens Sterbetag.

9.

Denn als sie jüngst von ihrem Freund geschieden,
Und Adalbert ihr fromm Gebot erfüllt,
Da hatte bald zum letztenmal hienieden
Der weiche Schlaf ihr müdes Haupt umhüllt.
Und als sie lächelnd lag im träumerischen Frieden,
In ihrer Glorie ein schlummernd Himmelsbild,
Da war auf goldner Lüfte Wiegen
Die Mutter Adalberts zu ihr hinabgestiegen.

10.

Nicht war das holde Traumgesicht,
Das ihr schon einst erschien, aus ihrem Geist verschwunden;
Jetzt naht' es abermals, verklärt von hellerm Licht,
Kein Wölkchen wurde mehr in ihrem Blick gefunden.
Hell hob Cäcilie das Aug' und zagte nicht,
Sie hatte treu gekämpft und siegreich überwunden.
Demütig neigte sich vor Gottes reiner Braut
Die glänzende Gestalt und sprach mit süßem Laut:

11.

„So wird sich dir der sel'ge Himmel neigen,
Wenn du empor in deine Heimat ziehst.
Schon schmückt sich deine Bahn mit lichten Palmenzweigen,
Schon schallt das Siegeslied, das freudig dich begrüßt.
Wohl bist du längst der Erde nicht mehr eigen,
Seit dieser Strahlenkranz um deine Stirn entsprießt;
Doch sollst du eine That hienieden noch vollbringen,
Dann magst du dich empor, du lichter Engel, schwingen.

12.

„Fern hält vom Lager jetzt den Helden Gottes Rat,
Nicht seine Locken soll der Kranz des Sieges zieren;
Nicht darf die Hand, die jüngst so kühn sich dir genaht,
Die keusche Rose mehr, des Herrn Geschenk, berühren.
Der reinen Jungfrau nur gebührt die reine That;
Was keine Kraft errang, soll schwache Hand vollführen.
Wenn deinen gläub'gen Sieg die heil'ge Blume krönt,
Dann ist mit ihm und mir der Himmel ausgesöhnt.

13.

„Wohlan, so eile jetzt vom Schlaf dich zu erheben,
Erwecke kühn zum letzten Streit das Heer!
Dir hat der Herr sein leuchtend Schwert gegeben,
Nicht bist du jetzt die schwache Jungfrau mehr.

Wohin du nahst, wird auch sein Engel schweben,
Sein Schimmer ist dein Helm, sein Arm ist deine Wehr,
Vor deiner Stimme Ruf, vor deiner Fahne Wallen
Wird Odins Schar entfliehn und Zinn' und Mauer fallen."

14.

So spricht das Bild und hebt sich und entflieht.
Nicht länger hält der Schlaf Cäcilien umfangen;
Und wie sie wachend noch den fliehnden Engel sieht
Und noch die Worte hört, die leis um sie erklangen,
Da staunt und schwankt sie nicht, ein freud'ger Mut entglüht
In ihrer zarten Brust und leuchtet auf den Wangen.
Und als sie jetzt so kühn dem Lager sich entrafft,
Da fühlt sie tief, der Glaube sei die Kraft.

15.

So blickte lang mit zweifelhaftem Zagen
Vom Felsenneſt der junge Aar ins Thal,
Noch zittert er, den ersten Flug zu wagen,
Dann folgt er bang der raschen Brüder Zahl;
Doch als so leicht die hohen Lüft' ihn tragen,
Und frei die Schwing' ihn hebt zum lichten Sonnenstrahl,
Da spielt er auf der Bahn, wovor er jüngst sich scheute,
Und wendet kühner schon den hellen Blick nach Beute.

16.

Indes versammelt sich in früher Dämmrungszeit,
Als kaum vom Morgenschein sich fern die Wolken röten,
Wie Adalbert gebot, das deutsche Heer zum Streit:
Rings rasselt Waffenlärm, laut schmettern die Trompeten,
Um seine Banner ist schon jedes Volk gereiht,
Schon ist ein jeder Fürst vor seine Schar getreten,
Fest steht und ernst das Heer in kühner Waffenpracht,
Doch wiehernd steigt das Roß und wittert schon die Schlacht.

17.

Als jeder nun zum frühen Kampf bereitet
Im Gliede harrt und staunt, daß noch der Feldherr weilt,
Und Biarko, dem die Zeit zu träge längst entgleitet,
Mit hast'gem Schritte schon zum Zelt des Freundes eilt,
Da wandelt, wie der Strahl, der mit dem Nebel streitet
Und jetzt mit ihr zugleich die bleiche Dämmrung teilt,
Mit ernstem Blick und feierlichem Schritte
Cäcilie daher und naht des Heeres Mitte.

18.

Ein scharfes Schwert trägt ihre zarte Hand,
Das weit umher die raschen Blitze sendet;
Zum Himmel ist ihr stiller Blick gewandt,
Sie weiß, dort wohnt die Kraft, die antreibt und vollendet;
Und heller ist der Schein um ihre Stirn entbrannt,
Der mit gewalt'gem Licht das Menschen Auge blendet;
Das reiche Lockenhaar, die seidne Hüll' umwallt
In mut'ger Winde Spiel die leuchtende Gestalt.

19.

Gleich einer Lilie, die hoch und schlank entsprossen,
Im frühen Sonnenstrahl, vom leisen Hauch bewegt,
Von hellem Silberglanz umflossen,
Auf ihrem keuschen Haupt die goldne Krone trägt,
So steht sie in dem Kreis der staunend sie umschlossen;
Von frommer Sehnsucht ist ihr kühnes Herz erregt,
Ihr Auge gleicht dem Stern, in heller Röte prangen
Von Scham und Mut zugleich die jungfräulichen Wangen.

20.

Und wo im Rasengrün die Heeresfahnen stehn,
Da naht sie sich; hoch läßt sie in den Winden,
Der Erd' entrafft, das Banner Gottes wehn,
Von ihren Strahlen scheint das Kreuz sich zu entzünden
So ließen Engel einst an Christi Grab sich sehn,
Das auferstandne Heil den Menschen zu verkünden.
Man hört, daß Gottes Geist um ihr Lippen wallt,
Als so mit ernstem Klang ihr kühnes Wort erschallt:

21.

„Du Volk des Herrn, ihr auserlesnen Scharen, u. s. w.

32.

So spricht sie sanft. Dann schwingt sie hoch das Schwert,
Die Banner regen sich, die Feldposaunen schallen,
Sie wandelt kühn voran, von Gottes Glanz verklärt,
Und läßt in hoher Luft die heil'ge Fahne wallen.
Wie nächtlich auch der Sturm die finstre Luft durchfährt,
Um sie ist Frühlingswehn, ihr Schimmer leuchtet allen.
Schon hat das Heer die stolze Stadt umringt,
Um deren Zinnen noch die Nacht die Flügel schwingt.

33.

Der Heiden Wächter sehn der Christen kühn Beginnen,
Schnell künden sie die Not, die Lethras Burg bedräut.
Laut um die Feste schallt's und laut erschallt es drinnen:
Es naht der Feind! Auf, Helden, auf zum Streit!

Schon füllt die Mauer sich, schon steht auf allen Zinnen
Geschütz und Heer zum Widerstand bereit;
Noch keiner weiß, daß Skiold die Stadt verlassen,
Und fruchtlos sucht man ihn in Tempeln, Burg und Gassen.

34.

Doch als die Boten jetzt, die Harald ausgesandt,
Umsonst nach seiner Spur, die weite Stadt durchlaufen,
Da ordnet Rolf, der Greis, und Biorn, der zornentbrannt
Den Freund zu rächen strebt, die raschvereinten Haufen.
Hoch schwingt der König auch den Speer in starker Hand
Und denkt für teuern Preis sein Leben zu verkaufen.
Kühn harrt die Schar des Kampfs, und auf der Mauer Höhn
Scheint eine zweite jetzt aus blankem Stahl zu stehn.

35.

Und als die Christen kaum die ersten Höhn erstiegen,
Da braucht der Feind der Waffen trotz'ge Kraft:
Die Schleuder ächzt, Geschoß und Steine fliegen,
Hell pfeift der Speer, dumpf saust der glühnde Schaft.
Der muß dem heißen Strom und der dem Schutt erliegen,
Der wird vom jähen Sturz des Balkens fortgerafft,
Gewalt'ge Hacken drohn, und Sichelwagen fahren
Zerschneidend, wo sie nahn, und rasselnd durch die Scharen.

36.

Aus allen Türmen läßt der Schützen kühne Zahl
Mit spähndem Blick die raschen Pfeile schwirren,
Wie Hagel fliegt der leichtbeschwingte Stahl,
Und Helm und Schild beginnt mit hellem Klang zu klirren.
Nur selten täuscht das Ziel der Augen kluge Wahl,
Schon sieht man manches Roß des Reiters ledig irren,
Vergebens hält der Arm den breiten Schild gezückt,
Denn früher naht der Tod, als ihn das Aug' erblickt.

37.

Gewaltig hört man rings das Schlachtgeschrei ertönen,
Zum Himmel steigt Ruf, Drohung und Gebot,
Geheul und Hohn, Erkrachen, Rasseln, Dröhnen,
Hier jauchzt der Sieg, dort ächzt der blut'ge Tod.
Das grimme Toben scheint den Donner zu verhöhnen,
Der zürnend noch herab aus nahen Wolken droht;
Vergebens läßt der Sturm den mächt'gen Ruf erschallen,
In diesem Aufruhr muß ein lauter Grimm verhallen.

38.

Doch ohne Zagen geht das jungfräuliche Bild
Dem Heer vorauf und mahnt die Kampfgenossen.
Kein Helm bedeckt ihr Haupt, ihr Arm ist ohne Schild,
Nur zarte Seide hält die holde Brust umschlossen.
Vor ihr und hinter ihr deckt fruchtlos das Gefild'
Mit schweren Steinen sich, mit Lanzen und Geschossen,
Des Himmels Hand schwebt schützend um ihr Haupt,
Dem Stein ist seine Last, dem Pfeil der Flug geraubt.

39.

Und wie die Braut, die aus den Väterhallen
Im festlichen Geleit dem Freund entgegenzieht,
Um deren schlanken Leib die reichen Kleider wallen,
In deren Lockenhaar die holde Myrte blüht;
Der Fremdling selbst erkennt gar leicht sie unter allen,
Die sinnend und verschämt in süßer Ahnung glüht:
So wandelt still und mild auf ihren blut'gen Wegen
Die freud'ge Siegerin dem schönen Ziel entgegen.

40.

Und mutig folgt die Schar ihr nach:
Wie grimm die Not auch sei, kein Herz beginnt zu zittern,
Fest schließt sich Schild an Schild, daß auf dem ehrnen Dach,
Das langsam näher rückt, Geschoß und Speer zersplittern,
Schon stürmt mit mächt'gem Stoß und Schlag
Der Widder Haupt heran, die Pforten zu erschüttern,
Indes sich hier und dort die hohe Leiter hebt
Und an der Zinnen Kranz sich fest zu klammern strebt.

41.

Doch rüstig stehn die kühnen Helden droben,
Zur Waffe wird, was nur der Hand sich beut:
Den sieht man wild mit schweren Stangen toben,
Der schwingt den Karst, die Sichel der zum Streit,
Der hat das scharfe Beil und der die Kolb' erhoben,
Der hält zum glühnden Wurf den roten Brand bereit;
Manch drohend Sturmgerät entbrennt in raschen Flammen,
Und manche Leiter kracht mit ihrer Last zusammen.

42.

Auch fahren oft, von mächt'ger Kunst geschickt,
Zum Christenheer gewalt'ge Schlingen nieder,
Und wenn sie rasch des Feindes Haupt und Glieder
Den Schlangen gleich mit festem Band umstrickt,

Dann heben sie mit ihrer Last sich wieder,
Wie durch die Luft den Fisch die Angelrut' entrückt,
Und rasselnd stürzt ihr Raub, vom Leben schon verlassen,
Weit über Zinn' und Turm geschleudert, auf die Gassen.

43.

Doch wo ob Lethras festem Thor
Vom höchsten Mauerturm die Feinde niederschauen,
Da treten aus dem Heer die Kühnsten jetzt hervor,
Um dort den steilen Pfad zum Siege sich zu bauen.
Die luft'ge Brücke steigt gewaltig schon empor,
Sie sinkt, fest haften schon der Hacken ehrne Klauen;
Der Heide schwingt vergebens Beil und Schwert,
Weil hartes Erz die Sprossen rings bewehrt.

44.

Und wie am Fels empor, wenn von des Himmels Hallen
Die Wolken fliehn, der Strahl mit leichten Schwingen schwebt,
So naht die Jungfrau jetzt und klimmt zuerst von allen
Den hohen Pfad hinan, der steil zur Zinne strebt.
Weit sieht man durch die Luft ihr heil'ges Banner wallen,
Hell blitzt der scharfe Stahl, den hoch ihr Arm erhebt,
Lautjauchzend folgen ihr zum Siege die Genossen,
Schon beugen sich beschwert von ehrner Last die Sprossen.

45.

Von hohen Zinnen streckt umsonst der Heiden Zahl
Die langen Lanzen ihr, das breite Schwert entgegen,
Schon blendet ihren Blick der Jungfrau heil'ger Strahl,
Und wie im Wahnsinn scheint ihr Arm sich zu bewegen,
Bezaubert wenden sie schon auf sich selbst den Stahl,
Und blutend sinkt der Freund von seines Freundes Schlägen,
Schon faßt Cäcilie den Zinnenkranz am Turm
Und ruft ihr Volk siegprangend nach zum Sturm.

46.

Und wie, wenn früh das Licht am Himmel aufgegangen,
Und trüber Nebel noch im niedern Thale graut,
Vom ersten Strahl verklärt, mit feierlichem Prangen
Des Kreuzes goldne Zier vom hohen Dome schaut:
So steht verherrlicht jetzt, mit morgenhellen Wangen,
Hoch auf der Zinne Kranz die heil'ge Gottesbraut
Und läßt zum Christenheer von ihren Siegeshöhen
Das wallende Panier in stillen Lüften wehen.

47.

Denn sieh, sobald ihr Fuß das kühne Ziel erreicht,
Da scheint der Himmel auch die Siegerin zu ehren:
Es bricht die Nacht, des Donners Zürnen schweigt,
Gewölk und Wettersturm entfliehn zu fernen Meeren,
Blau glänzt die stille Luft, die heil'ge Sonne steigt
Aus fliehndem Duft empor, die Jungfrau zu verklären;
Wohl scheint's, als ziehe jetzt mit glänzendem Gewand
Des Himmels milder Herr in sein erkämpftes Land.

48.

Und rasch wird jetzt im mutigen Vereine
Mit kühnerm Kampf ein jeder Turm berannt:
Schon treiben Adelhelm und Guelf, der Graf vom Rheine,
Den fliehnden Feind herab von hoher Mauerwand,
Und Archimbald zersprengt mit einem mächt'gen Steine
Das Thor, das früher kaum dem Widder widerstand.
Lautjubelnd bricht durchs innre Pfortengitter
Dem kühnen Greise nach die Schar der tapfern Ritter.

49.

Und wie im Sturm, wenn schon den hohen Mast
Der Blitz zerschlug, und Bord und Stangen brennen,
Mit Wehgeschrei in wildverwirrter Hast
Bald hier bald dort die bangen Schiffer rennen;
Der eilt mit scharfer Axt des Bootes Tau zu trennen,
Indes den Balken der und der das Brett umfaßt;
Doch andre sitzen still und sehn mit starrem Zagen
Die mächt'gen Wellen nahn, die fort ins Meer sie tragen:

50.

So tobt durch Lethra jetzt Verwirrung, Flucht und Graun.
Die Heiden fliehn, hier einzeln, dort in Scharen,
Hier irren Greis' umher und Kinder dort und Fraun
Mit flatterndem Gewand und weitzerstreuten Haaren;
Der sucht durch flücht'gen Lauf sein Leben zu bewahren,
Doch der will lebend nicht den Fall der Götter schaun
Und wartet still am alten Väterherde,
Zum Tode kühn, welch' Schwert ihn treffen werde.

51.

Stumm neigt sich manche Braut auf ihren bleichen Freund,
Bis im gewalt'gen Schmerz auch ihr die Augen brechen,
Und mancher Vater stürzt, des Sohnes Tod zu rächen,
Mit alterschwachem Arm sich zürnend in den Feind,

Und manche Gattin droht, den Busen zu durchstechen,
An welchem kläglich noch ihr holder Säugling weint;
Und während die dem Feind mit reicher Last entspringen,
Eilt der auf Hab und Gut den glühnden Brand zu schwingen.

52.

Durch alle Gassen zieht lautrasselnd Mann und Roß,
Die Christenfahne weht schon hoch von allen Türmen,
Ein Teil der Heiden flieht empor ins feste Schloß,
Das nun allein umsonst die Feinde noch bestürmen.
Doch Biorn, der Kühne, wirft mit einem tapfern Troß
In Odins Tempel sich, das heil'ge Pfand zu schirmen.
Rasch folgt ihm Archimbald mit hocherhobnem Schwert,
Nur ihn noch achtet er des kühnen Kampfes wert.

53.

Indessen war auf Lethras andrer Seite,
Wo stolz vom Fels mit unbezwungner Macht
Die feste Burg des Königs niederdräute,
Noch nicht so bald der ernste Kampf vollbracht.
Dort zog mit Gormos Sohn sein tapfres Geleite,
Vinzenz und Friedebert und Edelrad, zur Schlacht,
Indes des nahnden Heers auf Mauern und auf Warten
Um Rolf und Harald rings viel starke Krieger harrten.

54.

Doch als nun Gormos Sohn, nach langem Widerstand,
Vom äußern Mauerkreis die Heidenschar vertrieben
Und jetzt, von wildem Zorn entbrannt,
Die erste Pforte sprengt mit mächt'gen Kolbenhieben,
Da wird er grimmiglich von Harald angerannt,
Der mit der kühnsten Schar im innern Hof geblieben;
Hoch hebt der alte Fürst des Schildes breite Wehr
Und zückt mit starker Hand den ungeheuren Speer.

55.

So stürmt er wild von jenen breiten Stiegen,
Worauf die deutsche Schar die Feste jetzt ersteigt.
Viel lieber will er hier vor seiner Burg erliegen,
Eh' er dem bittern Feind nur eine Spanne weicht.
Und sausend läßt er jetzt die mächt'ge Lanze fliegen,
Indes sich Biarko schnell dem nahnden Wurfe beugt;
Sie stürmt vorbei, um an des Sieges Thoren
Den tapfern Grafen noch von Habsburg zu durchbohren.

56.

Da schwingt im Zorne Gormos Sohn
Die Kolb', er springt hinan, sein Auge blitzt Verderben.
„Nimm," ruft er laut, „nimm, Räuber, hier den Lohn,
Daß meine Hände jetzt mit Dänenblut sich färben!
Schon lange sucht' ich dich. Nicht gilt's mehr um den Thron,
Ums Leben gilt's; ich oder du sollst sterben!"
So ruft er aus und trifft mit eisernem Gewicht
Des Königs stolzes Haupt, daß Helm und Krone bricht.

57.

Und als nun der, vom harten Schlag erschüttert,
Mit hocherhobnem Schild das wunde Haupt bewehrt,
Da zieht sein Feind, vom langen Groll erbittert,
Mit rascher Hand sein scharfgeschliffnes Schwert
Und treibt's ihm in die Brust, daß rings der Panzer splittert
Und aus dem Rücken ihm die blut'ge Spitze fährt.
Der König ächzt und schwankt und streckt die Riesenglieder,
Im Tode trotzig noch, vor seiner Pforte nieder.

58.

Und mit dem kühnen Herrscher fällt
Auch seiner Schar der Mut, sie retten sich nach innen,
Das ehrne Gitter sinkt; vergebens sucht der Held
Zugleich mit seinem Feind die Pforte zu gewinnen,
Schon ist mit raschem Schwung die Brück' emporgeschnellt,
Und Balken stürzen rings und Steine von den Zinnen.
Der Fels, der, rauh und schroff, nur schmale Pfade beut,
Verzögert hier und hindert dort den Streit.

59.

Indessen naht mit seinen Kampfgenossen
Graf Archimbald sich schon des Tempels Thor,
Da prasselt eine Saat von flammenden Geschossen,
Die Biornos Schar gesandt aus Odins Haus hervor.
Ein wild Getös erhebt sich von den scheuen Rossen,
Und manches prallt zurück, und manches steigt empor;
Doch mit dem Grafen stürzt, verschüchtert von den Flammen
Und tief vom Stahl durchbohrt, sein edles Tier zusammen.

60.

Kaum nimmt der Dänenheld den Sturz des Feindes wahr,
Da wird zu kühner That sein zürnend Herz entzündet,
Rasch bricht er aus dem Thor mit seiner tapfern Schar
Und eilt dem Greise zu, der unterm Roß sich windet.

„Dir, Torkill," ruft er aus, „bring' ich dies Opfer dar;
So bleibt im Tode noch mein Arm dir treu verbündet."
Er spricht's und setzt den Fuß auf seines Feindes Brust
Und schwingt die Schneide schon in rächerischer Lust:

61.

Da eilt nach manchen kühnen Siegen
Cäcilie daher, vom freud'gem Volk umringt;
Sie sieht den tapfern Greis betäubt am Boden liegen,
Schon sieht sie, wie der Feind das Schwert ums Haupt ihm schwingt
Und wie, wenn fern herab des Himmels Blitze fliegen,
Der starke Fels zerbricht, die hohe Fichte sinkt,
So zittert, wie sie naht, mit bleichem Angesichte
Der Jüngling in den Staub vor ihrem sel'gen Lichte.

62.

Erschrocken fliehn die Dänen fort,
Als wolle jeden schon der heil'ge Strahl verzehren.
Und rasch verteilen sich die Sieger hier und dort,
Mit blankem Schwert die Flucht dem bangen Volk zu wehren.
Doch sieh, Cäcilie hält jetzt vom blut'gen Mord
Die Zürnenden zurück, die ihr Gebot verehren;
Dann naht sie Biorn und setzt mit kühner Hand
Das scharfe Schwert ihm an des Gitters Rand.

63.

„Du wolltest mir ein teures Leben rauben,
So spricht sie ernst, jetzt ist dein Leben mein.
Wohl mag dein Wahn die Rache dir erlauben
Und sich am Blut hilfloser Feinde freun;
Doch meine Seele hängt an einem schönern Glauben,
Der mich Versöhnung lehrt und Frieden und Verzeihn.
Dein Gott hat schutzlos dich in meine Hand gegeben —
Steh auf und zage nicht! dir schützt mein Gott das Leben."

64.

Sie spricht's, und scheues Staunen füllt
Des Jünglings Herz, er beugt dem sel'gen Scheine
Der Jungfrau sich und spricht: „Wie ist dein Gott so mild,
Und doch viel mächtiger, viel kühner, als der meine!
O bete du für mich, du klares Himmelsbild,
Daß einst auch meinem Blick sein gnäd'ges Licht erscheine!"
So ruft er sanft, dann hebt er schnell versöhnt
Den edlen Greis empor, der unterm Rosse stöhnt.

65.

Allein Cäcilie ersteigt mit kühnen Schritten
Den Tempel jetzt, das Ziel der tapfern Bahn,
Der Himmel siegt, das Kleinod ist erstritten,
Vernichtet ist der menschlich blinde Wahn.
Sie, die für Gott so lang, so treu gelitten,
Soll freudig jetzt den großen Lohn empfahn.
Schon tritt sie in den Dom, gleich einem hellen Sterne,
Demütig folgt die Schar in ehrerbiet'ger Ferne.

66.

Und als nun jetzt, auf goldnem Herd erhöht,
Vom Morgenglanz des zarten Kelchs umgeben,
Vor ihrem Blick die heil'ge Rose steht,
In hoher Pracht, in ewig blühndem Leben,
Und als der süße Duft ihr leis entgegenweht,
Gleich Schwingen, die schon jetzt zum Himmel sie erheben,
Da legt sie tiefbewegt das Schwert zu Boden hin
Und kniet vor Gott und spricht mit frommem Sinn:

67.

„Du, der auch hier in oft entweihten Wänden
Mein Haupt umschwebt und meine Stimme hört,
Gewalt'ger Gott, der, um sein Werk zu enden,
Mit seiner Kraft sein schwaches Kind bewahrt!
Hier leg' ich jetzt mit demutsvollen Händen
Vor deinen Thron dies unbefleckte Schwert,
Um freudig dann, mein Vater, dieses Leben,
Das deine Huld geehrt, in deine Hand zu geben.

68.

„O du, so reich an Schonung und Verzeihn,
Der nur der Schwäche zürnt, doch mild den Schwachen richtet!
Nicht steh' auch ich vor dir von allem Tadel rein,
Und was ich Gutes that, hast du durch mich verrichtet.
O laß, Allgütiger, was ich gefehlt, vernichtet,
Was ich im Wahn geirrt, das laß vergessen sein!
O laß auch die dein ew'ges Heil erwerben,
Die nichts für dich gekonnt, als glauben, hoffen, sterben!"

69.

So betet sie; dann steigt sie still und kühn
Zum Herd empor und thut des Himmels Willen.
Ein lindes Zittern scheint durch ihre Brust zu ziehn,
Ein lieblich kühler Hauch die Adern ihr zu füllen.

Doch schöner nur beginnt ihr keusches Bild zu blühn,
Man sieht ein zartes Rot die helle Wang' umhüllen;
Der Tod, der leise schon im Herzen ihr erwacht,
Hat, ihr verklärtes Bild zu trüben, keine Macht.

70.

Und als sie jetzt mit seligem Gemüte,
Demütig mild und dennoch kühn und klar,
In ihrer Hand die heil'ge Purpurblüte,
So hoch und leuchtend steht am goldenen Altar,
Da wähnt das Volk, ein lichter Engel biete
Ihm Segen jetzt und Heil und Frieden dar,
Und jeder kniet und preist den Herrn mit frommem Schweigen,
Daß er auch ihn erkor, dies Wunder ihm zu zeigen.

71.

„Ja, dankt dem Herrn!" so spricht mit süßem Ton
Die Heil'ge jetzt, „schön ist sein Werk gelungen:
Gegründet steht auch hier sein milder Thron,
Auch hieher ist sein sel'ges Licht gedrungen;
Ein treues Band umschlingt, ein Wille leitet schon
Die Völker, die verwandt aus einem Stamm entsprungen;
Nicht fällt der Bruder mehr durch seines Bruders Schwert,
Und allen hat ein Gott ein Himmel sich verklärt."

72.

So ruft sie aus. Dann steigt sie sanft hernieder;
Schnell öffnet rings das Volk ihr eine Bahn;
Sie wallt hindurch, nicht scheinen ihre Glieder
Dem niedern Staub der Erde mehr zu nahn.
So gleitet sanft mit silbernem Gefieder
Durch leichtgeteilte Flut der träumerische Schwan;
Ihn, der die Welle jetzt mit süßen Todesklagen
Durchflötet, scheint von selbst der leise Strom zu tragen.

73.

Jetzt sieht man sie mit ihrer Schar vereint
Den steilen Pfad zum hohen Schloß ersteigen.
Im Frieden ruht die Stadt, rings müssen Freund und Feind,
Von Gottes Kraft besiegt, vor ihrem Bild sich neigen.
Und als sie vor dem Thor der stolzen Burg erscheint,
Beginnt auch dort der Lärm der Kämpfenden zu schweigen,
Hoch bleibt der Arm gezückt, der kaum den Speer entsandt,
Das Schwert erstarrt im Flug, am Bogen ruht die Hand.

74.

Und als die Heiden jetzt von ihrer hohen Zinne
Die Jungfrau sehn, die hell von goldnem Licht
Sich prangend naht mit ihrem Kampfgewinne,
Bei dessen Raub auch Odins Scepter bricht,
Da werden sie die Macht des ew'gen Gottes inne,
Und reuig neigen sie das stolze Herz der Pflicht,
Schon lassen sie von ihrer Feste Höhen
Vor Gormos Sohn die Friedensfahne wehen.

75.

Dann öffnet sich der Burg gewölbtes Thor,
Und waffenlos, mit fleh'nder Gebärde,
Tritt mit den Edelsten der alte Rolf hervor
Und beugt vor seinem Herrn sein zitternd Knie zur Erde.
Dicht drängt das Volk ihm nach und hebt die Händ' empor
Und fleht mit lautem Ruf, daß Fried' und Huld ihm werde.
Doch mild erhebt der edle Königssohn
Den ritterlichen Greis und spricht mit gnäd'gem Ton:

76.

„Nicht kanntet ihr, den ihr vom Thron vertrieben,
Nicht kanntet ihr, den ihr zum Herrn erhobt;
Erkennt mich jetzt, lernt dessen Milde lieben,
Des starken Arm ihr früher schon erprobt,
Und bleibt so treu mir stets, wie ihr es dem geblieben,
Um dessen kühnen Schutz sein Gegner selbst euch lobt!"
So spricht er sanft und läßt mit gnäd'gem Winken,
Zum Zeichen seiner Huld, die Lanze niedersinken.

77.

Schon ist Cäcilie indes ins Schloß geeilt,
Wo, jüngst in harter Schlacht gefangen,
Der treue Sänger noch im tiefen Kerker weilt.
Er, der im bittern Schmerz so fest ihr angehangen,
Soll durch sie selber jetzt den süßen Trost empfangen,
Wie gnädig Leid und Lust der milde Gott verteilt.
Ach sie, um die sein Herz so manche Not bestanden,
Sie löst mit eigner Hand jetzt ihres Freundes Banden.

78.

Er ruhte still bei schwachem Lampenschein,
Der mühsam nur der Dämmrung widerstreitet;
Wie stumm die Nacht auch schlief, doch war er nicht allein,
Er dacht' auch jetzt an sie, die ewig ihn begleitet.

Da trat Cäcilie in ihrem Glanz herein,
Und durch die Hallen ward ein Rosenlicht verbreitet;
Süßlächelnd stand sie jetzt vor ihrem Freunde da,
Der still und friedlich ihr ins helle Auge sah

79.

So oft er sonst mit träumendem Gemüte
Ein zartes Lied ersann, die Liebste zu erhöhn,
Sah stets sein freud'ger Geist in dieser sel'gen Blüte,
In diesem goldnen Licht ihr mildes Bild erstehn.
Die helle Glorie, die jetzt ihr Haupt umglühte,
Die hatt' er immer schon um ihre Stirn gesehn;
Des Himmels naher Glanz, wovor die Meng' erbebte,
Erschreckte den nicht mehr, der stets im Himmel lebte.

80.

So schläft das zarte Kind, das an des Lebens Saum
Die Engel schon im leisen Schlummer grüßen,
Im Arm der Mutter ein, um bald nach kurzem Traum
In jener schönern Welt die Augen aufzuschließen;
Und als es dort erwacht, bemerkt's die Strahlen kaum,
Die um sein lächelnd Haupt, um seine Glieder fließen;
Gar friedlich schaut es auf und winkt mit kleiner Hand
Zum Spiel die Engel her, die es schon längst gekannt.

81.

Doch als sie jetzt von süßer Scham befangen
Zu ihm sich neigt und seine Bande trennt,
Als lieblich jetzt um seine bleichen Wangen
Ihr leiser Atem weht, und hold ihr Mund ihn nennt,
Und als er jetzt das Bild, das sonst so schnell vergangen,
So freundlich weilen sieht, als er sie selbst erkennt,
Da neigt er still sein Haupt und ruht in sel'gen Thränen,
Indes aus ihrem Mund ihm diese Wort' ertönen:

82.

„Du treues Herz, o du mein trauter Freund,
Der mir so hold in jeder Not geblieben,
Wohl hast du viel um mich gelitten und geweint,
Und ich, ich mußte selbst dich meiden und betrüben!
Doch jetzt, da leuchtend schon mir jene Welt erscheint,
Die nur in Liebe lebt, jetzt darf auch ich dich lieben.
Wer nur dem Herrn vertraut in Demut und Geduld,
Dem zahlt das Leben einst auch hier noch seine Schuld."

83.

So spricht sie sanft, indes von ihren Wangen
Die letzte Thräne rollt, die noch der Erde gilt.
Da fühlt er jeden Wunsch und jegliches Verlangen
Und jede Hoffnung selbst errungen und erfüllt.
Ihm bleibt die Liebe nur, die, aus sich selbst empfangen,
Nur nach sich selbst verlangt, nur durch sich selbst sich stillt.
Mag lang' uns auch des Zufalls Spott verhöhnen,
Oft kann ein Augenblick ein ganz Geschick versöhnen.

XX. Nun zieht das ganze Heer in frommem Zuge, Cäcilie mit der Rose voran auf den Hügel zum Altar; der eben eintreffende Kaiser schreitet neben Cäcilie. Todwund aber selig verklärt finden sie dort Adalbert; Cäcilie küßt ihn und läßt von Angarius sich mit Adalbert, ihre Schwester mit Biarko trauen. Eine Wolke senkt sich herab, Adalbert und Cäcilie verhüllend. An Reinalds Harfe springt eine Saite, und als die Wolke verschwindet, ist das geweihte Paar tot. Sie werden neben dem Altar beerdigt und die Kreuzesrose auf das Grab gepflanzt. Reinald aber baute sich daneben eine Hütte und verbrachte sein Leben mit Hut und Schmuck des Grabes. „Das ist Cäcilie, das Lied der treuen Liebe.“

Dem Epos angereiht sind folgende zehn Strophen: „An Cäcilie. Den 18. Dezember 1815.“

1.

Es ist vollbracht das Werk, das ich ersonnen,
Der langen Sehnsucht schmerzlicher Gewinn.
An deinem Sarge ward es einst begonnen,
Auf deinen Hügel leg' ich's trauernd hin.
Es spiegeln alle Thränen, alle Wonnen
Des tiefbewegten Herzens sich darin.
O nimm es an! es war im bittern Leide
Mein einz'ger Trost und meine letzte Freude.

2.

Dem Schiffer gleich, der an den bunten Höhen
Des schönen Ufers staunend niederfuhr
Und manche Stadt, manch prangend Schloß gesehen
Und manchen Hain und manche holde Flur,
Bis jetzt die Wind' aufs hohe Meer ihn wehen,
Wo jedes Bild verschwebt und jede Spur:
So seh' auch ich in nebelgraue Weiten
Die Täuschung fliehn und Freud' und Trost entgleiten.

3.

Denn wie du warst im Leben und im Leiden,
In Lieb' und Lust, im Schmerz und im Gefühl,
Das sucht' ich treu in Wort und Bild zu kleiden
Und anzureihn an holder Töne Spiel.
So ließ ich nie dich aus der Seele scheiden.
Und nahte mich an deiner Hand dem Ziel.
Doch mit dem Kranz, den du mir jetzt gewunden,
Ist flüchtig auch der sel'ge Wahn entschwunden.

4.

Drei Jahre sind mir schnell im Traum entflogen,
Und wenn, empört vom mächt'gen Schicksalsflug,
Die wilde Zeit auf unbeständ'gen Wogen
Mich selber auch durch Krieg und Frieden trug,
Ich merkt' es kaum, wie schwarz die Wolken zogen,
Wie laut der Sturm an meinen Nachen schlug;
Auf dir allein verweilten ohne Wanken
In jeder Not die liebenden Gedanken.

5.

Und wie die Zeit auch wechselnd fortgeschritten,
Du warst der Stern, die Sonne meiner Zeit,
Dir war die Wehr, womit mein Arm gestritten,
Dir jeder Traum der süßen Ruh' geweiht.
Und wenn mein Herz auch viel und tief gelitten,
Für dich allein bekämpft' ich kühn das Leid,
Daß nicht verletzt vom herbstlichkalten Hauche
Die Ros' erbleich' an deinem Hügelstrauche.

6.

Denn weil ich längst, nicht heimisch mehr hienieden,
Seit deinen Geist ein schönres Land umfängt,
Das heitre Spiel lebend'ger Lust gemieden
Und nur auf dich den ernsten Blick gesenkt,
Ist mancher Freund von meinem Pfad geschieden
Und hat mein Herz durch kalten Sinn gekränkt.
Ich habe still für dich dies Weh getragen
Und ihn geliebt, wie einst in schönern Tagen.

7.

Wie ein Gefäß, das Myrrhen einst verschlossen,
Auch später noch die süßen Düfte hegt;
Wie ein Gewölk, vom Abendrot umflossen,
Sanftleuchtend noch sich durch die Dämmrung regt;

Und wie ein Strom, ins salz'ge Meer ergossen,
Noch weit hinaus die süßen Wellen trägt:
So kann gekränkt, verstoßen und verlassen,
Wer dich geliebt, nicht zürnen und nicht hassen.

8.

Du sitzest still auf deinem goldnen Throne,
Vernimmst nicht mehr der Erde Lust und Pein,
Kannst mit lebend'gem Dank und ird'schem Lohne
Das treue Herz des Sängers nicht erfreun.
Doch schmückt durch dich ihn seine Lorbeerkrone,
Was ihn verherrlicht, alles ist es dein.
Weil du es gabst und weil es dich gesungen,
Hat sich sein Lied dem niedern Staub entschwungen.

9.

Und soll auch jetzt dies jugendliche Leben
Mir ohne Lieb' und ohne Lust entfliehn;
Wohl mancher Traum muß unerfüllt entschweben,
Wohl manche Blum' im Keimen schon verblühn;
Dir hab' ich mich mit Freuden hingegeben,
Und nimmer welkt, was du mir einst verliehn.
Nur einmal kann der Lenz dem Herzen prangen;
Doch bleibt sein Duft, wenn auch sein Glanz vergangen.

10.

So mag denn weit dies fromme Lied erschallen,
Wo deutscher Ernst und deutsche Treue gilt!
Und wie sich hell in klarer Bäche Wallen
Mit nahem Licht der ferne Stern enthüllt,
So leuchte jetzt, wie in des Himmels Hallen,
Auf Erden auch, Cäcilie, dein Bild!
Doch du nimm hold das letzte, was ich biete!
Es war auch mir des Lebens letzte Blüte.

Schulze selbst ahnte beim Niederschreiben dieses Epiloges nicht, daß noch eine neue, allerletzte Blüte seiner dichtenden Phantasie entkeimen werde, daß er erst jetzt nach Vollendung des von ihm als Lebensaufgabe betrachteten Werkes die Dichtung schreiben werde, die seinen Namen nicht nur der Litteraturgeschichte, sondern auch den weitesten Leserkreisen lebendig erhalten sollte.

Hofrat Tychsen hatte für die Zusendung der „Cäcilie" in einigen kühlen Lobesworten seinen Dank ausgesprochen, und Schulze fühlte, daß, nachdem alle Aussichten auf eine Professur geschwunden waren, in Göttingen nicht länger seines Bleibens sein könne. Schon am Tage nach Cäciliens

Tode hatte er zum erstenmale Blut gespuckt. Das Leben im Felde hatte das von der früh gestorbenen Mutter ererbte Lungenleiden beschleunigt. Er hoffte im Süden Genesung zu finden und zugleich auf klassischem Boden seine philologischen Studien wieder aufzunehmen. Auch ein großes Heldengedicht nach dem Vorbilde Ariosts wollte er in Rom schreiben. Inzwischen war aber während einer Fußwanderung durch die Rhein- und Maingegenden im Herbste 1816 die Idee zu einer kleineren epischen Dichtung in Schulze gereift. Im Winter 1816 auf 1817 arbeitete er, diesmal in strengstgebauten Stanzen, die drei Gesänge der bezauberten Rose aus. Die Handlung ist auch hier wieder wie in der „Cäcilie" Schulzes eigene Erfindung. Eine geheimnisvoll mystische Rose steht bereits in der „Cäcilie" im Mittelpunkte der Handlung. Schulze hatte eine besondere Neigung zu Rosen und auch als Philologe Studien über die Geschichte des Rosenkultus gemacht, eine kleine Arbeit, die erst spät aus seinen hinterlassenen Papieren hervorgezogen wurde.*) Die Handschrift seines Gedichtes sandte er ohne seinen Namen zu nennen an die Redaktion des Taschenbuchs „Urania", deren Verleger F. A. Brockhaus im April 1816 eine dichterische Wettbewerbung für Erzählung, Idylle und Epistel ausgeschrieben hatte. Von den vielen eingelaufenen Gedichten ward schnell und einstimmig von den Preisrichtern „Die bezauberte Rose" als das beste erkannt; ihr Urteil wurde dem ersten Drucke des Gedichtes (1818 in der „Urania" und als selbständiges Bändchen) beigefügt. Schulze erlebte noch die Freude, seine Arbeit preisgekrönt zu sehen. Neunundzwanzig Jahre alt starb er zu Celle am 27. Juni 1817. Auf dem Friedhofe vor dem Hehlenthore in Celle, ferne von Cäciliens Grab in Göttingen, wurde der junge Dichter begraben. 1855 wurde ihm ein Grabmal gesetzt, am 27. Juni 1885 sein Geburthaus in Celle mit einer schwarzen Marmortafel geschmückt. Adelheid Tychsen heiratete einen Oberlandesgerichtsrat von Berlepsch in Naumburg.

Schulze selbst hatte 1819 eine Sammlung seiner Gedichte, Bouterwek „dem verehrungswürdigen Lehrer und Freunde als ein Zeichen der Dankbarkeit und Hochachtung gewidmet", herausgegeben, nachdem einzelnes bereits in verschiedenen Zeitschriften erschienen war. Erst durch „Die bezauberte Rose" wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf den nicht mehr Lebenden gelenkt. Schillers Witwe schrieb am 24. Februar 1818 ihrem alten Freunde Knebel: „Ich lese jetzt die bezauberte Rose von Schulz, die in der „Urania" den Preis davon getragen hat. Es ist die Arbeit eines jungen Mannes, der leider schon gestorben ist und Hoffnung zeigte, obgleich dieses Gedicht weit über seinen Preis erhoben worden ist. Die unglücklichen Stanzen! Sie richten unsere Poesie noch zu Grunde, weil alles mehr auf Schall als auf wahren Ausdruck gegründet ist." Recht im Gegensatze zu diesem Urteile steht der Eintrag in Platens Tagebuch

*) De rosis lusus. Scripsit Ernest Schulze. Herausgegeben von W. Müldener. Göttingen 1867.

vom 12. Oktober 1888: „Ein göttliches Gedicht, voll zarter Lieblichkeit der Gedanken, ein weiches Leben und Weben der Phantasie; Oktaven, wie sie noch nicht in deutscher Sprache erschienen sind, nur manchmal monoton durch die beständigen weiblichen Reime in en, auch durch einige Reime, wie leid und streut, Bild und füllt, entstellt."*)

Die Gunst der Leser blieb der bezauberten Rose treuer als das Lob der Kritik. Zwischen 1818 und 1862 sind im Verlage von Brockhaus 26 Einzelnausgaben des Gedichtes erschienen; die dreizehnte Auflage als illustrierte Prachtausgabe mit Holzschnitten von Zeichnungen nach F. Baumgarten, nachdem schon der ersten Ausgabe sechs Kupfer von G. Opitz und F. Roßmäsler beigegeben worden waren. Mit biographischer Einleitung und Anmerkungen gab Jul. Tittmann die bezauberte Rose und das poetische Tagebuch (Leipzig 1868) in der „Bibliothek der deutschen Nationallitteratur des 18. und 19. Jahrhunderts" heraus; 1835 und 1844 erschienen englische Übertragungen der enchanted Rose.

Erst im Gefolge der bezauberten Rose erschien dann 1818 mit Bouterweks biographischer Einleitung Schulzes Lebenswerk, die „Cäcilie", bis 1849 fünf rechtmäßige Ausgaben und, wie alle Werke Schulzes, mehrere Nachdrucke (z. B. Wien 1826) erlebend. Im gleichen Jahre (1818) kamen die vier Bände der „Sämtlichen poetischen Werke von Ernst Schulze" (Leipzig: F. A. Brockhaus) heraus, die dann 1822 und 1855, das letzte Mal um einen fünften Band: „Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mitteilungen seiner Freunde geschildert von Hermann Marggraff" vermehrt, neu aufgelegt wurden. In der Zwischenzeit erschienen 1820, 1841 und 1852 Einzelnausgaben der „Vermischten Gedichte" und 1820 der „Psyche". Die vollständige Bibliographie giebt Heinrich Brockhaus in dem Werke „F. A. Brockhaus in Leipzig" (Leipzig 1872—1875) S. 109—114.

* * *

Schulzes litterarische Physiognomie läßt sich unschwer bestimmen und bietet charakteristisch lehrreiche Züge für den Stand unserer poetischen Entwickelung unmittelbar vor und nach den Freiheitskriegen. Er selbst

*) Die Preisrichter urteilten in ihrem, den ersten Ausgaben beigedruckten, von Adolf Wagner abgefaßten, Schiedsspruche: „Endlich zeigt sich auch in der Sprache eine geübte und gewandte Hand, und Lob verdient es, daß sich's der Dichter nicht auf Wielandsche, Bürdesche Weise bequem gemacht, sondern streng die Gesetze der romantischen Stanze beobachtet hat. Wohl ist sie nicht von kleinen Flecken frei, indem zuweilen die lyrische Antithese der deklamatorischen aufgeopfert wird; auch haben wir hier und da einen Hiatus, ein prosaisches oder metrisches Muttermal, einen nicht ganz probehaltigen Reim gefunden, die unbeobachtete Cäsur nicht gerechnet. Aber einesteils liegt dies in dem, wegen allerlei Vorurteilen und fehlerhaften Verwöhnungen noch nicht hinlänglich urbar gemachten Gebiet unserer Sprache, welche allerdings mit einer durchaus gesetzlichen, Accent und Quantität vereinenden Prosodie den schönsten mäandrischen Verschlingungen und Wendungen des Rhythmus sich darbietet, teils ist im ganzen eine Weichheit, Glätte, Fülle und Ungezwungenheit der Sprache, wie die Überschwänglichkeit der Zeit sie selten erreichen, ja mit erzwungenem, genialem Übermut wohl gern verachten möchten." — Es ist dies die einzige Stelle in dem langen Urteile, die nicht völlig in überschwänglichen, inhaltslosen Phrasen stecken bleibt.

hat Wieland als seinen Ausgangspunkt bezeichnet. Zu ihm zieht ihn das eingeborne epische Talent, obwohl dieses bei Schulze viel stärker lyrisch gefärbt ist als bei seinem Vorbilde. Der spielende Humor und die Neigung zur lüsternen Grazienpoesie fehlen Schulze aber gänzlich, kaum daß er sich in der „Psyche" zu schwachen sinnlichen Andeutungen aufrafft. Viel vertrauter ist ihm Klopstocks seraphische Reinheit, Matthissons und Höltys Schwermut. Von Klopstock empfängt er die ersten Hinweise auf nordische Mythologie, welche seine Phantasie mächtig anregen. Durch eifriges Lesen Fouqués wird diese Neigung zum Nordischen bestärkt; einzelne Scenen in der „Cäcilie" zeigen den unmittelbaren Einfluß von Fouqués berühmtem Romane „Der Zauberring" (1813). Neben Fouqué ist es von den Romantikern nur noch Novalis, dessen geistliche Lieder und Hymnen an die Nacht in Schulzes Poesie wiederklingen. Die Vorliebe für italienische Dichter ist ihm nicht von den Romantikern gekommen; auf Ariost hatte ihn bereits Wieland hingewiesen; zu Tasso, seinem eigentlichen Vorbilde bei Ausarbeitung der „Cäcilie", und Petrarka zog ihn eigene Neigung. Petrarka war seit Klopstocks Ode (Nat.-Litt. Bd. 47 S. 41) „Petrarka und Laura" den deutschen Liebesdichtern vertraut, und Schulze insbesondere verglich sein Verhältnis zu Cäcilie dem Petrarkas zu Laura. Bouterwek aber wies ihn mit kundiger Hand auf die italienische Litteratur hin. Unmittelbar aus ihr entnahm er die Formen der Kanzone und Glosse, die wir neben freier und strenger Ottaverime, Sonett, Triolett, Distichon und Ode bei Schulze vorfinden. Dem Beispiele Wielands folgend hatte er eine unregelmäßige freie Form der Stanze gewählt, bald zu seinem eignen Bedauern; er dachte an eine Umarbeitung der „Cäcilie" in regelrechte Ottaven, fürchtete aber für den formalen Vorzug dichterische Frische opfern zu müssen. Seine Sonette findet der Geschichtschreiber der deutschen Sonettendichtung weniger streng gebaut wie jene der Romantiker, hebt aber lobend den Sonettencyklus „Reise durch das Weserthal" hervor. Von formellen Spielereien, wie die Romantiker sie liebten, war Schulze kein Freund, anfangs war er sogar dem Sonette feindlich gesinnt. In die Episteln suchte er „etwas mehr Poesie zu legen, als man gewöhnlich dieser Dichtungsart verstattet". Bei seinen Elegien dürfen wir nicht ausschließlich an die ihm vom Fachstudium her vertrauten antiken Meister denken, sondern auch an Goethes römische Elegien. Schulze suchte im bewußten Wettstreite mit ihnen zu dichten, obwohl er dies verneint, es für die Pflicht des Dichters erklärend, „das, was er selbst empfand, auch auf seine eigentümliche Art darzustellen". Im übrigen war der Einfluß Goethes und Schillers auf ihn unbedeutend. Für das Drama fehlte ihm jegliche Teilnahme, nur einmal spielt er auf Shakespeare (Titus Andronikus) an, dagegen weiß er mit Glück seine Homerstudien episch zu verwerten; besonders in den Kampfesschilderungen erinnert er vorteilhaft an die Kämpfe vor Troja, während er in der Komposition außer bei Torquato Tasso auch bei Virgil Anlehen macht. Übrigens ist Schulzes Natur zu viel Weiches eingemischt, als daß echtes

episches Erz aus diesem Schachte fließen könnte. Die ritterliche, oft naiv hervorbrechende Kampflust Fouqués fehlt dem Göttinger Philologen, der selbst als patriotischer Dichter dem Sänger der „Urania“, C. A. Tiedge*), näher steht als dem Kreise der Lyriker von 1813. Seine patriotischen Dichtungen selbst tragen die Farbe seines Liebeskummers und die viel gerühmte und viel gelesene bezauberte Rose entspricht doch mehr einem jugendlich schwärmerischen Liebessehnen als den Anforderungen nach gehaltvoller Poesie.**)

In der „Vorrede“ zur Gedichtausgabe von 1813 hat Schulze selber ein seitdem nie wieder abgedrucktes ästhetisches Geständnis über seine Richtung abgelegt:

„Diese Gedichte erscheinen in einer Zeit, in welcher das Blütenalter der schönen deutschen Litteratur seinem Ende vielleicht schon genaht sein mag. Einige neuere Kunstjünger, deren Meister schon längst ihren Irrtum einsahen, suchen unsre Poesie von der sonnigen Höhe, worauf sie vor zwanzig oder dreißig Jahren stand, in sumpfige und dunstige Niederungen herabzuziehen, deren Irrlichter leider noch zu allgemein für den Stern der Verheißung gehalten werden. Überall redet man von Deutschheit und frönt doch mehr wie je den fremden Götzen. Nur das Gestaltlose und noch häufiger das Ungestalte wird als Gemüt gepriesen, und die Kraft, die doch ihrer Natur nach die größte Klarheit erfordert, hüllet sich in einen mystischen Nebel und schleicht wie ein formloses Gespenst um das Grab der alten Heldenzeit. Mag es auch nicht sehr belohnend sein, auf der Seite der wenigen zu stehen, die dieser geistigen Entkräftung entgegenarbeiten, so bleibt es doch immer löblich. Der Verfasser dieser Gedichte hält es für sein größtes Verdienst, sich vor dem Einfluß der falschen Romantiker bewahrt zu haben. Er erklärt sich hier öffentlich für einen bestimmten Gegner derselben und würde sich für sehr glücklich schätzen, wenn seine Versuche etwas dazu beitragen könnten, einen reinern Geschmack in unsre schöne Litteratur zurückzuführen. Soweit sein Glaubensbekenntnis.“

Einen solch entscheidenden Einfluß auszuüben war er weder durch Begabung berufen, noch konnte der außerhalb der herrschenden litterarischen Kreise Stehende sonst Einfluß auf den Gang der deutschen Dichtung gewinnen. Er stand selbst unter der Einwirkung der Romantik, nur daß bei dem zu frühem Tode bestimmten Dichter der elegische Zug vorwaltet;

*) G. G. Gervinus: „Diese weiche und schlaffe Dichtungsweise an Schmelz und Duft der Tiedge, Matthisson, Salis-Sevis verfeinert sich bei dem späteren Ernst Schulze bis zum Verschmelzen und Verduften.“

**) Die Preisrichter rühmten „den tiefen und einfachen Bau des Ganzen, den innern Zusammenhang, die schöne leichte Gliederung der Teile und die Symmetrie der Massen, die reiche lebendige Beziehbarkeit und Wechselwirkung der einzelnen Teile, und wie des Dichters Thyrsus aus jedem berührten Gegenstande verwandte Funken zieht, wie so das gesamte Gedicht einem indischen oder mailändischen Lenzesabend gleicht, dessen Bühne Sternenschein am Himmel und Leuchtwürmerglanz auf Erden erhellen; dies alles schlagen wir nur als Accorde an, um vielleicht die Harmonie, zu der sie gehören, daran erkennen zu lassen.“

geradeso wie bei seinem Göttinger Vorgänger Hölty. Moriz Carriere hat in einem Sonette (Liebeslieder und Gedankendichtungen, Leipzig 1853) „Hölty" und „Ernst Schulze" in richtiger Zusammenstellung treffend charakterisiert.

Ein Abendhauch, der durch Cypressen flüstert,
Weht sanft heran und mahnt an jene beiden,
Die vom Beginnen bis zum frühen Scheiden
Ein trüber, leiser Wehmutstraum umdüstert.

Die eine Lyra hat uns hold umflüstert
Mit Tönen aus den alten Ritterzeiten,
Die andre hat den Ton der deutschen Saiten
Mit dem der alten Griechen schön verschwistert.

Wir wollen nicht die süßen Klagen schelten;
Wir mögen eurem Sange fröhlich weihen
Den Ölzweig mit Vergißmeinnicht umwoben:

Uns aber muß ein stärkres Streben gelten,
Wir sollen treten in die ersten Reihen
Und zu dem Kampfe sei das Schwert gehoben.

Die bezauberte Rose.

Zueignung.

Als du mich jüngst nach manchen trüben Tagen
Zum erstenmal mit holdem Wort gegrüßt,
Da wollte gern mein Mund den Dank dir sagen,
Doch hätt' ich's leicht mit deinem Zorn gebüßt,
Weil minder nicht als meinen leisen Klagen,
Auch meiner Lust dein Busen sich verschließt.
So magst du denn für mich die Muse hören,
Denn Göttern kann kein Mensch das Reden wehren

1. du, Adelheid Tychsen.

Erster Gesang.

1.

So kühlst du denn mit lauen Lenzesschwingen,
Genesung, heut mir Brust und Angesicht,
Und siegend steigt aus trüben Wolkenringen,
Ein klarer Mond, des Lebens heitres Licht.
Nicht kann ich jetzt zurück die Blüte zwingen,
Die neubelebt aus voller Knospe bricht,
Um wunderbar in lieblichen Gestalten
Durch alle Welt die Blätter zu entfalten.

2.

Denn wie empor an blauen Himmelshöhen
Mit meiner Kraft zugleich die Sonne schwebt,
Und weit hinweg die dunkeln Wolken wehen,
Die dort das Licht, wie mich das Leid, umwebt,
Läßt sich auch mir die Welt von neuem sehen,
Wie einst ihr Bild in meiner Brust gelebt;
Die Strahlen, die, mir lang verschleiert, schliefen,
Erwachen hell in ihren heil'gen Tiefen.

3.

Und jenen Geist, der aus verschwiegnen Quellen
Durch alles Sein sich schöpferisch ergießt,
Durch den Gestalt und Leben sich gesellen
Und totem Wort ein blühndes Bild entsprießt,
Ihn, der so hold aus Wolken und aus Wellen,
Aus Wies' und Wald mit leisem Ton uns grüßt,
Sein Walten kann, wie einst in schönern Zeiten,
Noch einmal jetzt mein Sinn verstehn und deuten.

4.

Hier ruft der Hain mit tausend holden Stimmen,
Mit Klang und Duft mich in sein gastlich Haus,
Die Wölkchen, die durch helle Lüfte schwimmen,
Ziehn lustig dort auf ferne Reisen aus.
Ich seh' die Lieb' in allen Blüten glimmen,
Den Schönen schmückt die Wiese sich zum Strauß,
Die Rose birgt in ihrer zarten Hülle
Mit mehr der Lust, der Schmerzen süße Fülle.

5.

Das Gärtchen auch, das dort, mir halb verborgen
Und halb enthüllt, so holde Blumen trägt,
Das all mein Glück und alle meine Sorgen
Mir oft so nah' im engen Raum umhegt,
Der teure Ort, wo sie auch diesen Morgen
Mit zarter Müh' die jüngern Schwestern pflegt,
Die, sanft berührt von ihren milden Händen,
Mir buntern Glanz und süßre Düfte senden;

6.

Wie scheint es jetzt viel reicher sich zu schmücken,
Wie glänzt der Tau, wie prangen Farb' und Grün!
Wohl hat das Licht aus ihren klaren Blicken
So holden Reiz den Bildern dort verliehn.
Stets bunter will der Zauber mich umstricken,
Es wächst der Raum, die engen Schranken fliehn,
Schon läßt dem Aug' ein weit Gefild' sich sehen,
Mit Wald und Thal, mit Quellen, Aun und Höhen.

7.

Und Jene dort, nicht weiß ich, ob's die Rose,
Die sie erzog, ob sie es selber ist,
Die schüchtern blüht, und unter zartem Moose
Den Dorn verhehlt, und doch ihn nie vergißt,
Die Liebliche, die zagend nur und lose
Der laue Hauch mit Geisterlippen küßt,

45. sie, Adelheid pflegte in ihrem Garten einen ihr von Schulze geschenkten Rosenstock. — 46. jüngern Schwestern, die Rosen als Geschwister der Geliebten selbst.

Indes von fern die Schmetterlinge fliegen
Und mit dem Duft bescheiden sich begnügen;

8.

Sie scheint ein süß Geheimnis mir zu hegen,
Das tief im Schoß der zarten Blätter ruht;
Solch Leben kann sich nicht in Pflanzen regen,
Fühllosem nicht entwehn so holde Glut;
Auch seh' ich wohl, daß Geister sie verpflegen,
Ihr Blühen steht in stiller Elfen Hut,
Die schöngeschmückt mit taubenetzten Kronen
Im tiefsten Kelch als goldne Stäubchen wohnen.

9.

Und da ich nun den Blick zur Ferne richte,
Ins bunte Thal und in den lichten Hain,
Erkenn' ich bald die freundliche Geschichte,
Weil ihren Strahl die Götter mir verleihn.
Von selber scheint zum zierlichen Gedichte
Sich Klang an Klang und Bild an Bild zu reihn,
Denn, wie es einst in ferner Zeit geschehen,
Das kann ich klar mit eignen Augen sehen.

10.

Das Königsschloß mit goldgeschmückten Zinnen
Erhebt sich dort am Hügel stolz und fest.
Nichts Schönes läßt im Traume sich ersinnen,
Was nicht sich dort noch schöner schauen läßt,
Allein das Schönste, wähn' ich fast, ist drinnen,
Aus Weihrauch baut der Phönix ja sein Nest,
Daß schon von fern der süße Duft uns lehre,
Welch edlem Herrn solch edles Haus gehöre

11.

Und sieh, so ist's; denn in des Gartens Hallen
Erscheint es jetzt gleich einem Traumgesicht.
Zwölf Jungfraun sind's, doch weil' ich unter allen
Auf einer nur, die andern acht' ich nicht;

86. Der von den Alten oft erwähnte fabelhafte Vogel Phönix verbrennt sich der Sage nach alle fünfhundert Jahre in seinem Neste, um sich verjüngt aus den Flammen zu erheben.

Denn wie sich oft auf glänzenden Krystallen
Der Sonnenstrahl in sieben Farben bricht,
So ist in ihr das Licht vereint, und jene
Sind Strahlen nur vom Abglanz ihrer Schöne.

12.

Wohin doch wohl die vollen Rosen schwanden,
Die prangend dort mir ihren Kelch gezeigt,
Die Lilien, die dort so glänzend standen,
Die Veilchen auch, vom Tau so hell und feucht?
Ob Nymphen sie in bunte Kränze wanden?
Ob welkend schon ihr Haupt sich hingeneigt?
Jetzt seh' ich sie nur noch auf jenen Wangen,
Auf jener Stirn, in jenen Augen prangen.

13.

Weich hat ihr Haar in sanftgelockten Ringen
Ein goldnes Netz um Hals und Brust gewebt,
Ein Frühling scheint aus ihrem Blick zu dringen,
Des frischer Quell in ihrem Busen lebt.
Wie lieblich mag die zarte Stimme klingen,
Weil sie vom Hauch so holder Lippen bebt,
Die unentweiht, gleich halbentkeimten Blüten,
Nur erst im Traum, was Küsse sind, errieten.

14.

Ein blau Gewand, das goldne Schleifen binden,
Hüllt faltenreich die schlanken Glieder ein:
Doch was mir Haupt und Arm und Brust verkünden,
Mag mir ein Bild der stillern Reize sein.
Kein Meißel kann so reiche Formen ründen,
So züchtig glänzt kein Schnee, kein Elfenbein;
Und, wenn nicht ganz die Augen mich betrügen,
Scheint leicht ihr Fuß auf Blumen sich zu wiegen.

15.

Von Anmut ist ihr zartes Bild umflossen,
Wie unsichtbar dem Kelch der Duft entquillt;
Kein Thränlein hat dies Auge noch vergossen,
Das nicht auch gleich ein Lächeln schon gestillt;

Wenn in der Brust auch leise Wünsche sprossen,
Noch haben kaum die Knospen sich enthüllt,
Noch ahnt sie nicht, daß auch in ihrem Herzen
Ein Quell sich birgt von Sorg' und süßen Schmerzen.

16.

Wohl mancher mag die weiße Ros' erheben,
Die still im Schoß den keuschen Frieden trägt:
Ich werde stets den Preis der roten geben,
Aus welcher hell des Gottes Flamme schlägt.
So feuchten Glanz, solch glühend Liebesleben,
So lauen Duft, der Sehnsucht weckt und hegt,
Solch kämpfend Weh, verhüllt in tiefe Röte,
Ich acht' es süß, ob's auch verzehr' und töte.

17.

Drum wähn' ich auch, wenn einst in jener Schönen
Aus leisem Schlaf das reiche Herz erwacht,
Wenn Wahn und Furcht, wenn Hoffnung, Wunsch und Sehnen
Ihr siegend nahn mit wandelbarer Macht,
Wenn Freud' und Schmerz von einer Saite tönen,
In einem Traum ihr Auge weint und lacht,
Erst dann wird ganz ihr Reiz, vom lauen Wehen
Der Lieb' umspielt, in voller Blüte stehen.

18.

Doch während nun die holde Schar im Kühlen
Sich an den Rand der klaren Quelle setzt,
Und jene dort mit zarten Blumen spielen,
Und die am Lied der Vögel sich ergötzt,
Doch manche still mit Träumen und Gefühlen
Den Gott ernährt, der heimlich sie verletzt,
Verlass' ich sie, um unter Blütenzweigen
Des Schlosses Marmortreppen zu ersteigen.

19.

Leontes ist's, der hier auf mächt'gem Throne
Das Scepter führt mit väterlicher Hand.

150. Gott Amor. — 153. Leontes heißt in Shakespeares „Wintermärchen" der König von Sicilien.

Ihm hat Astolf das Kleinod seiner Krone,
Sein einz'ges Kind, Klotilden, jüngst gesandt,
Daß sie geschützt in seinen Mauern wohne,
Bis er vom Feind befreie Leut' und Land,
Der plötzlich ihn mit wilden Kriegeswogen
Aus altem Haß verderblich überzogen.

20.

Gern hat der Fürst das holde Pfand genommen,
Der Vater war als Waffenfreund ihm wert;
Auch schien ihm selbst ein neues Licht entglommen,
Weil er schon lang den eignen Sohn entbehrt;
Und jene, die als Mittlerin gekommen
Und für den Freund den Liebesdienst begehrt,
War heimlich ihm seit frühen Jugendstunden
Mit süßem Band und teurem Schwur verbunden.

21.

Denn als gesellt dem kühnen Ritterstande
Leontes noch auf Abenteuer zog,
Und jugendlich durch manche fernen Lande
Der edle Ruhm von seinen Thaten flog,
Da kam er einst zum weiten Meeresstrande,
Wo ihn zu ruhn die kühle Nacht bewog.
Er ließ sein Roß am grünen Ufer grasen
Und lagerte sich auf den weichen Rasen.

22.

Doch hatt' er noch die Augen nicht geschlossen,
Als plötzlich ihm ein lieblich Bild erschien.
Er sah das Meer von bunten Blumen sprossen,
In Strahlen schwamm der Wellen dunkles Grün,
Ein süßer Klang kam durch die Luft geflossen,
Wie ums Gebirg' oft leichte Nebel ziehn,
Ein holder Duft, wie von den sel'gen Höhen
Des Libanon, begann umherzuwehen.

155. Astolf, der Name eines der Paladine, der in Ariosts „rasendem Roland" eine hervorragende Rolle spielt. — 184. Libanon, Gebirge im Norden von Palästina.

23.

Dann nahte sich auf sanftgeteilten Wogen
Ein glattes Schiff dem blumenreichen Strand;
Wie lustig auch die seidnen Wimpel flogen,
Wie leicht die Luft das Segel auch gespannt,
Doch ward es sanft von Schwänen fortgezogen,
Um deren Hals ein goldner Zaum sich wand.
Aus Ebenholz erglänzten Mast und Stangen,
Von Elfenbein schien Bord und Kiel zu prangen.

24.

Ein heller Kranz von leuchtenden Rubinen
Schloß dichtgereiht den Rand des Schiffes ein,
Und lieblich schwamm, wie eine Ros' im Grünen,
Sein schönes Bild im irren Wellenschein.
Zu Tauen sah man zarte Seide dienen,
Der Anker schien ein goldner Pfeil zu sein,
Und schön geschnitzt hob auf des Schiffes Spiegel
Der Liebesgott die rosenfarbnen Flügel.

25.

Mit blondem Haar und jugendlichen Wangen
Saß um den Bord ein Nymphenkreis gereiht,
Die in der Hand die Silberruder schwangen
Mit leichter Müh', im anmutvollen Streit.
Sanft zitterte das stille Meer, es klangen
Vom leisen Schlag die Wogen weit und breit,
Als sei, beseelt zu lieblichen Accorden,
Die stumme Flut ein Harfenspiel geworden.

26.

Ein Baldachin entfaltete sich droben
Aus hellem Gold und zartem Himmelblau,
Und drunter saß, von leichtem Flor umwoben,
Auf reichem Thron die allerschönste Frau.
Nichts frommt es mir, der Augen Glanz zu loben,
Den süßen Mund, der Glieder schlanken Bau;

185 f. Für die Schilderung des Schiffes vgl. Enobarbus' Schilderung von Kleopatras Barke in Shakespeares „Antonius und Kleopatra" II, 2, 196—219.

Ihr holdes Bild trägt auf der Welt nur eine,
Und wer sie kennt, versteht es, was ich meine.

27.

Ein schmaler Reif von hellen Diamanten
Umgab ihr Haupt mit zauberischem Licht,
Und leicht umfloß mit reichgestickten Kanten
Ein zarter Flor ihr blühndes Angesicht;
Allein den Strahl, den ihre Blicke sandten,
Verbürge selbst der Isis Schleier nicht.
Der eine Arm lag auf des Thrones Lehne,
Der andre hielt am goldnen Band die Schwäne.

28.

Janthe war's, die durch di: glatten Pfade
Des Meeres zog im stillen Mondenschein.
Oft pflegte hier am mitternächt'gen Bade
Mit ihrer Schar die Fee sich zu erfreun,
Denn schattig wob ums friedliche Gestade
Sich hier im Kreis ein blütenreicher Hain,
Aus dessen Schoß, von Rosen eingeschlossen,
In diese Bucht viel klare Quellen flossen.

29.

Als nun die Fee dem glatten Schiff entstiegen,
Fand sie am Quell, dem Meeresstrande nah',
Im frischen Grün den jungen Ritter liegen,
Der süß erstaunt das holde Schauspiel sah.
Er wähnte längst in Träumen sich zu wiegen,
Und glaubte nicht, was um ihn her geschah.
Kaum ließ sein Mund den leisen Atem hören,
Aus Furcht, das zarte Luftgebild' zu stören.

30.

Noch blüht' er hold in seinen jungen Tagen,
Sein Haar war blond, die Lippe sanft geschwellt,
Ein kühnes Herz schien diese Brust zu tragen,
Und Mild' und Kraft auf dieser Stirn gesellt.

222. Isis Schleier, das verschleierte Bild der ägyptischen Göttin zu Sais, an das Novalis' und Schillers Gedicht „Das verschleierte Bild zu Sais" anknüpften.

Wohl mochte man beim ersten Anblick fragen:
Ist dies Apoll, der Hirt, ist's Mars, der Held?
Doch sah man bald, daß solch ein lichtes Auge
Zum Leuchten wohl, doch auch zum Blitzen tauge.

31.

Kaum hatte jetzt das Feenkind Janthe
Den hellen Blick auf ihren Gast geneigt,
Als rasche Glut in ihrer Brust entbrannte,
Die früher nie der Liebe Pfeil erreicht.
Bald in die Höh', bald auf den Boden wandte
Ihr Auge sich, von süßen Thränen feucht,
Die, tief geweckt von heimlichem Verlangen,
Ihr unbewußt durch ihre Wimpern drangen.

32.

Ihr Busen stieg, wie sanft im schwülen Wehen
Der Sommerluft ein weißes Segel schwillt,
Die Wange war wie Purpur anzusehen,
Mit irrem Licht ihr feuchtes Aug' erfüllt.
Zu eilen schien ihr Fuß, und doch zu stehen;
So täuscht uns oft ein wandelnd Marmorbild.
Wie Perlen oft aus ros'gem Wein sich heben,
Sah man den Kuß auf ihren Lippen schweben.

33.

Und wenn auch jüngst, seit an Armidens Blicken
Rinaldos Kraft sich schwelgerisch verzehrt,
Mit Liebeshuld die Menschen zu beglücken
Des Schicksals Schluß den Feien streng verwehrt,
Janthe ließ sich von dem Netz umstricken,
Womit sie selbst so manchen sonst bethört.
Mag ew'ges Leid die kurze Lust auch rächen,
Sie zaudert nicht, die süße Frucht zu brechen.

34.

Sie steht, sie schwankt, sie hebt den Fuß, sie schreitet
Mit leisem Schritt dem Ritter zu, sie naht.

265. Armida, die durch ihren Reiz und Zauberkünste Rinaldo vom Kreuzheere ferne hält, ist weder in Torquato Tassos „befreitem Jerusalem" noch in Glucks Oper „Armida" eine Fee, sondern die zauberkundige Tochter des Königs von Damaskus.

Ob auch die Furcht noch mit der Liebe streitet,
Ein glühend Herz giebt nimmer sichern Rat.
Kein Wunder ist's, wenn Amor irr' uns leitet,
Der blinde Gott kennt selber nicht den Pfad,
Doch täuscht er uns mit lieblichem Gekose
Und lügt uns dreist den Stachel oft zur Rose.

35.

Schon steht die Fee mit holdverschämtem Schweigen
Vor ihrem Gast, und lächelt leis und mild;
Dann sieht man sie zu ihm sich niederneigen,
Daß wallend ihn ihr goldnes Haar umhüllt.
So senkt sich oft an schlanken Waldeszweigen
Die volle Frucht, die reich an Süße schwillt.
Mit scheuem Ton, der von dem holden Zagen
Des Herzens bebt, beginnt sie so zu fragen:

36.

„Wer führte dich zum fernen Zauberlande,
Zu dem der Fuß der Menschen nimmer dringt?
Mein ist die Luft, der Grund an diesem Strande,
Und mein der Raub, den hier die Welle bringt.
Drum fessl' ich dich mit diesem goldnen Bande,
Das weich sich schon um deinen Nacken schlingt,
Und werde streng als Herrin mit dir schalten,
Bis ich von dir der Freiheit Preis erhalten.

37.

„Wohl scheinst du dich vor vielen zu erheben
An edelm Stamm, an fürstlich hohem Sinn,
Drum sollst du mir die reichste Lösung geben;
Für Schlechte nur ist jeder Preis Gewinn.
So nehm' ich denn dein Herz, dein Blut, dein Leben,
Dein Glück, dein Leid, dich selber nehm' ich hin
Und halte dich mit süßem Band so lange,
Bis ich für dich dich selbst zum Preis empfange."

38.

So sprach die Fee; und Mienen, Blick' und Winke,
Dem holden Wort bedeutend zugesellt,

Verkündeten, wie nah' die Frucht schon blinke,
Die sonst so schwer und oft so spät erst fällt.
Als ob herab der Himmel auf ihn sinke,
Umarmte jetzt sein rasches Glück der Held,
Und sollt' auch tief die Erde rings sich spalten,
Er würd' es fest in starken Armen halten.

39.

Und hättet ihr der Wangen helle Flammen,
Die zarte Brust, bewegt von Amors Wehn,
Die Augen, die in süßem Taumel schwammen,
Den Mund, der sanft zum Kusse schwoll, gesehn,
Dann würdet ihr den Ritter nicht verdammen;
Wie kann der Mensch den Göttern widerstehn?
Und füllt uns auch der schadenfrohe Knabe
Den Kelch mit Gift, wir segnen seine Gabe.

40.

Wohl ist es süß, im Schatten einer Linde
Mit seiner Braut zu ruhn im zarten Grün,
Und schäferlich in jedes Baumes Rinde
Verschlungne Züg' in stillem Traum zu ziehn:
Doch süßer ist's, mit einem Götterkinde
In reicher Lieb' und neuer Lust zu glühn.
Wenn auch das Licht aus ihren sel'gen Blicken
Den Schmuck beschämt, er scheint sie doch zu schmücken.

41.

Bald nahte jetzt mit hochgefärbten Wangen
Das schöne Paar des Schiffs bekränztem Bord.
Das Segel schwoll, die leichten Ruder klangen,
Sanft wiegte sich die Schwanenbarke fort,
Und durch das Lied, das ihre Nymphen sangen,
Stahl süß sich oft Janthens holdes Wort,
Ein goldner Pfeil verhüllt von Blumenbanden,
Vernommen kaum und dennoch stets verstanden.

42.

Noch hat der Mond mit seinem goldnen Heere
Sich in den Schoß der Welle nicht geneigt,

Als nahe schon aus sanft erhelltem Meere
Mit weichem Strand ein holdes Eiland steigt,
Dem kaum der Sitz der freundlichen Cythere,
Der goldne Hain der Hesperiden gleicht.
Gleich einem Traum, halb deutlich, halb vom Wehen
Der Nacht verhüllt, ließ sich die Küste sehen.

43.

Doch als zuerst mit rosenhellen Flügeln
Das Lichtgespann der frühen Sonn' erschien,
Da sah man klar mit Grotten und mit Hügeln,
Mit Thal und Wald, mit Blumen und mit Grün,
Mit Wies' und Quell', und glatten Wasserspiegeln
Den sel'gen Strand in holder Mischung blühn.
Vom Duft des Hains, vom Lied der Nachtigallen
Schien Meer und Luft zu zittern und zu wallen

44.

Die Lauben dort, die wildverschlungnen Hecken,
Der Bach, der hell von Fels zu Felsen springt,
Die Pfade, die mit irrem Lauf uns necken,
Die Grott' im Thal, von krausem Wein umringt,
Wohin die Ruh' uns friedlich zum Verstecken,
Die Lieb' uns oft zum schönern Finden winkt,
Dies alles steht im Traumbuch jeder Liebe
Viel reizender, als ich es je beschriebe.

45.

Ein sel'ges Jahr, gern gäb' ich all mein Leben
Für solch ein Jahr, für solche Stunde hin!
Sah flüchtig hier der Held vorüberschweben
Im süßen Dienst der holden Königin.
Schön mag die Perl' im Rosenkelche beben,
Doch schöner glänzt der Tropfen Taus darin,
Und ist auch bald sein zarter Glanz zerflossen,
Nichts Süßres giebt's, als was du kurz genossen.

311. Der Sitz der Liebesgöttin ist Paphos auf der Insel Cypern. — 342. Die goldnen Äpfel der Hesperiden im Gebiete des Atlas; sie zu gewinnen war eine der zwölf Arbeiten des Herkules.

46.

Ein zartes Kind, ein Knab', in dem Janthe
Des Ritters Kraft und lichten Heldenblick,
In dem der Held Janthens Reiz erkannte,
Verriet schon längst ihr süß verhohlnes Glück;
Da schlug die Stund', und seine Blitze wandte
Auf beider Haupt das strafende Geschick.
O süße Lieb', o reizendes Verbrechen,
Dich wird an mir das Schicksal nimmer rächen!

47.

Einst, als das Paar in süßen Tändeleien
Des Knaben Stirn mit blühndem Schmuck umwand,
Da nahte rasch die Königin der Feien
Auf Wolken sich dem zauberischen Strand,
Schon ferne schien ihr Flammenblick zu dräuen,
Hoch führte sie den Stab in mächt'ger Hand,
Die schöne Stirn, das helle Rot der Wangen
War feindlich jetzt von finstrer Nacht umfangen.

48.

Wie oft im Bach an tiefgesenkten Zweigen
Die Rose bebt, bewegt von Well' und Wind,
So sieht man jetzt Janthens Haupt sich neigen,
Da bleiche Furcht durch ihre Wangen rinnt.
Sie drückt in stiller Scham und bangem Schweigen
An ihre Brust das holdbekränzte Kind,
Rings um sie fließt des Haares goldne Fülle,
Daß es das Pfand der süßen Schuld verhülle.

49.

Doch ach, nichts hemmt die strafenden Gerichte
Der höchsten Macht, wenn ein Vergehn sie weckt!
Nicht kann das Kind, das nach dem hellen Lichte
Der Königin die kleinen Hände streckt,
Und nicht die Angst, die bleich im Angesichte
Der Mutter schwebt, und jeden Zug versteckt,
Und nicht der Reiz in ihres Freundes Mienen,
Ob er die Schuld auch mildre, sie versühnen.

50.

Und so begann die Königin zu sprechen:
„Wohl hast du schlimm dein leichtes Herz bewacht;
Drum klage nicht, wenn sich die Gluten rächen,
Die du ja selbst verwegen angefacht.
Der Knabe dort, der deine stillen Schwächen
So deutlich mir und dir so teuer macht,
Der Sünde Preis, der wechselnd dein Gewissen
Erweckt und täuscht, er sei dir jetzt entrissen.

51.

„Und so wie du mit ordnungslosem Streben
Dir einen Herrn aus niederm Kreis erwählt,
So lieb' auch er ein fremdgeartet Leben,
Das träumend nur ein stummer Geist beseelt;
Und eher nicht sei dir die Schuld vergeben,
Bis er versöhnt, was du im Wahn gefehlt,
Und durch die Kraft der reichen Brust nach oben,
Das, was er liebt, zu seinem Kreis erhoben."

52.

Als so die Fee den dunkeln Spruch verkündet,
Umschlingt sie auch den zarten Knaben schon,
Der weinend sich in ihren Armen windet,
Und steigt zurück auf ihren Wolkenthron.
Die Lüftchen wehn, der leichte Wagen schwindet,
Schon ist das Kind Janthens Blick entflohn;
Nichts bleibt ihr jetzt von ihren Freuden allen,
Als jener Kranz, der ihm im Fliehn entfallen.

53.

Und tief betrübt, versenkt in düstres Schweigen,
Mit hartem Stahl, statt weichen Schmucks, geziert,
Muß weinend jetzt der Held das Schiff besteigen,
Das ihn so froh an diesen Strand geführt.
Die Seufzer nur, die feuchten Blicke zeigen,
Was er mit ihr, was sie mit ihm verliert,
Doch keiner will mit lauten Trennungsklagen
Des Himmels Zorn noch mehr zu reizen wagen.

54.

O bittres Los! Wohl hab' ich nie beim Scheiden
So tiefes Weh, so harten Zwang gewußt,
Als selbst den Trost des letzten Worts zu meiden,
Den letzten Laut der tiefbeklemmten Brust.
Und mischen auch sich alle jetz'gen Leiden
In solchem Wort mit aller frühern Lust,
Ich zagte nicht, es mutig auszusprechen,
Sollt' auch im Kampf mir rasch das Herz zerbrechen.

55.

Ihr grünen Höhn, ihr Quellen und ihr Haine,
Ihr weichen Aun, ihr Blumen zart und licht,
Ihr spielt so froh im hellen Sonnenscheine
Und fühlt den Schmerz der holden Herrin nicht!
Jetzt sucht sie nur ein Herz, das mit ihr weine,
Ein dunkler Flor verhüllt ihr Angesicht,
Nicht wagt ihr Blick auf jene sel'gen Auen
Auch einmal nur im Fliehn zurückzuschauen.

56.

Und sie begann durch manches Land zu fahren,
Und wo ihr Aug' ein zartes Kind erkannt,
Das sie an Reiz, an Freundlichkeit, an Jahren,
An Namen nur dem ihren ähnlich fand,
Da sah man sie nicht Macht noch Liebe sparen,
Und glücklich ward ein solches Kind genannt.
Stets schien es ihr bei ihren reichsten Gaben,
Sie gäb' es ihm, dem fernen, teuren Knaben.

57.

Doch wenn auch rings, wie Blumen das Gefilde,
Manch holdes Kind die reiche Erde trug,
Doch schien ihr keins so reizend wie Klotilde,
So freundlich keins, und keins so fromm und klug.
Wie hing sie gern an jenem zarten Bilde,
Worin das Herz so rein und friedlich schlug,
Wie sprach sie oft mit süßen Schmeicheltönen:
Nur lieben kann ich dich, doch nicht verschönen!

58.

Als nun der Krieg Astolfs Gebiet bedräute,
Da zagte sie, daß jener wilde Brand
Ein rauhes Los der Lieblichen bereite,
Die kaum enthüllt in zarter Blüte stand.
Drum gab sie gern dem Liebling das Geleite
Zur fernen Fahrt in ihres Freundes Land,
Um sicher dort beim nahen Wettergrauen
Ihr Teuerstes dem Teuren zu vertrauen.

59.

Was beide jetzt beim Wiedersehn empfunden,
Wie traurend sie der schönen Zeit gedacht,
Wie heiß der Schmerz der kaum vernarbten Wunden
In ihrer Brust von neuem aufgewacht,
Dies trübe Bild verblühter Liebesstunden,
Das male der, dem Lieb' und Freude lacht;
Ich, den so lang schon gleiche Schmerzen quälen,
Vermag es nicht, so Bittres zu erzählen.

60.

So war Klotild' in jenes Schloß gekommen,
So schwanden dort zwei Jahr' ihr schon vorbei;
Im vollen Glanz war jetzt ihr Reiz entglommen,
Und um sie war und in ihr Licht und Mai.
Noch hatt' ihr Herz von Liebe nie vernommen,
Und wußte nicht, wie süß das Weh oft sei.
Mag kleinres Glück auch manchen Schmerz uns sparen,
Doch ist es süß, das größte zu erfahren.

Zweiter Gesang.

1.

Wie eine Ros', am frühen Tag entsprossen,
Vom Tau gekühlt, mit scharfem Dorn bewehrt,
Vom zarten Kranz der Blätter dicht umschlossen,
Ein stolz Vertraun im keuschen Busen nährt,
Doch traurig bald, wenn mit den goldnen Rossen
Der Sonnengott am Himmel höher fährt,
Im fernen Strahl, der ihren Dorn nicht achtet,
Den Tau verzehrt, das Grün durchdringt, verschmachtet;

2.

So wähnt auch ihr, holdsel'ge, zarte Frauen,
Solang euch noch kein stärkrer Reiz bewegt,
Ihr dürftet kühn auf jenen Stolz vertrauen,
Den ihr im Geist, doch nicht im Herzen hegt.
Doch läßt nicht stets der Kühne kühn sich schauen;
Ein Steinchen hat oft weit den See erregt,
Und Blumen sind's, die Amors Taubenwagen
Im tiefsten Kelch gar still verborgen tragen.

3.

Einst kam der Tag, wo Ilios, die hehre,
Wo Priamus und sein Geschlecht versank,
Und schwache List vollzog, was nicht dem Speere
Des Göttersohns, nicht seinem Zorn gelang.

505. Ilias VI, 448: Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt, Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs. — 507. schwache List, das hölzerne Pferd und Sinons Lügengewebe. — 508. Göttersohn, Achilles.

Ein Blick, ein Wort, ein Seufzer, eine Zähre,
Ein Nichts ist oft des Gottes stärkster Zwang.
Die ruhig lacht, wenn sie dein Herz gebrochen,
Bebt zärtlich oft, wenn dich ein Dorn gestochen.

4.

Drum mein' ich auch, es müsse nie verzagen,
Wer einmal sich solch schönes Ziel gesteckt.
Die Tulpe blüht schon in den frühsten Tagen,
Die Rose schläft, bis heißre Glut sie weckt.
Wohl sollt' ich kaum euch zu belehren wagen,
Denn selbst so lang die Hoffnung schon geneckt;
Doch darf ich mir die eignen Leiden wählen,
So wähl' ich die, die mich mit Anmut quälen!

5.

Solch süßes Leid, solch banges Liebessehnen
War auch Janthens Liebling zugedacht;
Und zag' ich auch, benetzt mit leisen Thränen,
Den Blick zu sehn, der jetzt so friedlich lacht,
So weiß ich doch, daß sie den Reiz verschönen,
Wie köstlicher den Stein sein Wasser macht.
Auch sieht man nur bei sonnigen Gewittern
In lauer Luft den Regenbogen zittern.

6.

Dort, wo ein Bach, von weichem Grün umgeben,
Den nahen Hain vom Königsgarten schied,
Sah man bekränzt mit zartverschlungnen Reben,
Vom reichen Schmuck der bunten Wies' umblüht,
Ein Hüttendach am Hügel sich erheben,
Das fast verschämt des Tages Helle mied,
Als ob es still mit seiner grünen Decke
Ein lauschend Aug', ein liebend Herz verstecke.

7.

Doch frühe, wenn von ihren Rosenschwingen
Den ersten Tau die Morgenröte goß,
Und wenn die Stern' auf nächt'gen Pfaden gingen,
Und längst der Schlaf die müden Blumen schloß,

Begann von dort ein süßes Lied zu klingen,
Das durch den Hain wie Duft und Dämmrung floß,
Als ob geweckt von holder Waldeskühle
Ein Elfe dort mit Laub und Wellen spiele.

8.

Und hob auch stets in neuen Sangesweisen
Sich wandelbar das zarterfundne Lied,
Wie man die Bien' um manche Blume kreisen,
In manchem Glanz die Welle spielen sieht,
Doch schien es nur ein einz'ges Bild zu preisen,
Wie mancher Zweig aus *einem* Keim entblüht,
Und konnte man auch leicht die Züg' erkennen,
Es wollte nie den süßen Namen nennen.

9.

Alpino ist's, der Sänger zarter Lieder,
Der dort ins Spiel der hellen Harfe greift,
Seit Amor jüngst von goldenem Gefieder
Sein süßes Gift ihm in die Brust geträuft.
Er hatte sonst beweglich hin und wieder
Mit leichtem Sinn die weite Welt durchstreift,
Bis endlich hier ein zärtliches Verlangen,
Ein holder Traum den flücht'gen Gast gefangen.

10.

Denn als er jüngst im heißen Sonnenbrande
Schon manche Stund' auf irrem Pfade ging,
Und freundlich jetzt an jenes Baches Rande
Der kühle Hain den Schmachtenden umfing,
Da jagte jenseits grad' am bunten Strande
Klotilde sich mit einem Schmetterling.
Wohl mochte jetzt das zarte Kind nicht meinen,
Als sie ihn fing, sie fange zwei für einen.

11.

Bezaubert lag, versteckt von dichten Bäumen,
Alpino da mit glühndem Angesicht.
Wohl wähnt' er erst, aus seinen wachen Träumen
Entfalte sich dies liebliche Gedicht,

Denn oft schon sah sein Auge Blumen keimen,
Und Früchte glühn, und andre sahn sie nicht;
Doch fühlt' er bald, solch zartes, frisches Leben
Vermöge nie der schönste Traum zu geben.

12.

O armes Herz, wie bist du schlimm betrogen!
Wie hat so falsch mit listigem Bemühn
Dich Amors Hand zu diesem Ort gezogen,
Der dir so hold, so kühl, so friedlich schien!
Geschosse sind und Flammen diese Wogen,
Ein offnes Netz ist dieses zarte Grün!
Wohl würdest du jetzt fern im heißen Sande
Viel kühler ruhn, als hier am weichen Strande!

13.

Schon sinkt das Bild der Freundlichen, der Schönen
Ihm holder stets und tiefer ins Gemüt.
Sie ist sein Glück, sein Schmerz, sein Trost, sein Sehnen,
Sein Denken, sein Gebet, sein Traum, sein Lied.
Von ihr allein darf Wald und Wiese tönen,
Da ja für sie nur Wald und Wiese blüht.
O süßer Trug, wen nie dein Netz umwunden,
Hat nie den Duft der Rose ganz empfunden!

14.

Jetzt ließ Alpin das stille Hüttchen bauen,
Das dort versteckt am grünen Hügel steht.
Er will nur fern die holde Herrin schauen,
Nur atmen, wo ihr süßer Atem weht.
Und wenn sie jetzt umringt von ihren Frauen
Durchs dunkle Grün der duft'gen Schatten geht,
Dann fühlt er, daß nichts Eignes ihm geblieben,
Denn Blick und Wort und Herz und Geist sind drüben.

15.

Doch saß auch sie, die jenen ganz gefangen,
Jetzt häufiger am kühlen Wiesenbach.
Oft hing ihr Blick mit heimlichem Verlangen
An jenem Hain, an jenem stillen Dach.

Die Lieder, die von dort herüberklangen,
Sie hallten tief in ihrem Herzen nach.
Sie hätte gern, wie lieblich auch das Wehen
Der Töne war, den Sänger selbst gesehen.

16.

Wer wohnt doch wohl in jenen grünen Hecken,
So sann sie oft und wiegte sanft ihr Haupt;
Ich such' umsonst im Haus ihn zu entdecken,
Weil gar zu dicht der Wein die Thür umlaubt.
Er wird sich doch nicht gar aus Furcht verstecken,
Weil er vielleicht sich arm, sich häßlich glaubt?
Ich bin gewiß, es kann so süßes Singen
Aus holdem Mund, aus reicher Brust nur klingen.

17.

Man pflegt doch sonst nach Mädchen wohl zu sehen,
Ergötzt man sich doch auch an Kranz und Strauß;
Allein wieviel auch hier im Garten gehen,
Nicht einmal schaut sein Blick zu uns heraus.
Zwar kann er leicht, was draußen ist, verschmähen,
Noch sah ich nie solch freundlich stilles Haus;
Auch sind mir längst die Blumen dort im Grünen
Viel reizender als unsre hier erschienen.

18.

Und jenes Lied und jene süßen Klagen,
Wen meinen sie? wo weilt dies holde Bild?
Er könnt' uns doch auch wohl den Namen sagen;
Gern nennen wir, was ganz die Seel' uns füllt;
Und die er liebt, sie kann ihn doch nicht fragen:
Bin ich es, der dies süße Singen gilt?
Besorgt er wohl, sie möcht' es zürnend hören? —
Und gält' es mir, wie könnt' ich's ihm denn wehren? —

19.

So sann sie oft. Und wie aus dunkeln Bäumen
Sich ungesehn ein Säuseln oft erhebt,
Von dessen Hauch, noch halb in nächt'gen Träumen,
Der zarte Kelch der Blumen flüsternd bebt,

Wenn leise schon mit rosig goldnen Säumen
Vom nahen Licht der Himmel sich umwebt,
So schien Klotilden dann ein dunkles Ahnen
In tiefer Brust an schönres Glück zu mahnen.

20.

Und als ihr jetzt der Sinn der holden Töne
Stets klarer ward im träumenden Gemüt,
Als nach und nach ihr eignes Herz die Schöne,
Wofür das Lied Alpinos klang, erriet,
Als ihr im Blick die erste leise Thräne
Des süßen Wehs verstohlen aufgeblüht,
Da fühlte sie, daß in der tiefen Seele
Das Schönste sich am längsten oft verhehle.

21.

Und in der Lust und in der Liebe Prangen
Erschien die Welt ihr jugendlich und neu.
Jetzt wußte sie, was Quell und Vögel sangen,
Daß mehr als Licht und zartes Grün der Mai,
Daß Glück und Schmerz und Hoffnung und Verlangen
In jedem Halm, in jeder Blume sei.
Nur Liebe kann dem Herzen Kunde geben,
Es wohn' ein Geist, ein Gott in allem Leben.

22.

Allein wie oft an aufgeblühten Zweigen
Die Knospen, die zum Lichte sonst geblickt,
Ihr schüchtern Haupt jetzt tief zur Erde neigen
Und zagend scheun, was sie belebt und schmückt,
So zittert auch die Liebe sich zu zeigen,
Und meidet bang, was heimlich sie beglückt,
Die Lust erst treibt zum Ringen und zum Wagen,
Die Liebe spricht durch Schweigen und Versagen.

23.

So mied auch jetzt Klotild' im zarten Bangen,
Was doch so süß, so lieblich ihr erschien,
Und mocht' auch bunt der Bach von Blumen prangen,
Sie mußten spät und ungepflückt verblühn.

Doch wenn von fern Alpinos Lieder klangen,
Dann lauschte sie verhüllt vom dichten Grün,
Und heimlich stahl ihr Blick sich durch die Hecke,
Ob immer noch der Sänger sich verstecke.

24.

Doch traurend saß, um jedes Glück betrogen,
Alpino jetzt verlassen und allein.
Wie schien ihm jetzt der blaue Himmelsbogen
So dicht umwölkt, die Flur so arm zu sein!
Wie bang erscholl sein Lied, wie klagend zogen
Die Töne jetzt hernieder durch den Hain!
Wie lagen Thal und Hügel rings im Frieden,
Und nur von ihm war alle Ruh' geschieden!

25.

Und ihn, der sonst so schüchtern sich verborgen,
Ihn reizte jetzt sein stilles Haus nicht mehr.
Bald irrt' er ohne Rast vom frühen Morgen
Bis in die Nacht durch Wald und Wies' umher,
Bald lag er still, versenkt in bittre Sorgen,
Am hellen Bach und seufzte tief und schwer,
Bald sah man ihn auf hohen Felsen stehen,
Um rings von dort den Garten zu durchspähen.

26.

Einst setzt' er sich an jene holde Stelle,
Wo ihm zuerst das teure Bild erschien,
Und träumend warf er Blumen in die Welle,
Und sah sie rasch im leichten Strudel fliehn.
Du spielend Kind, so sprach er, klare Quelle,
Du hast zugleich mir Glück und Leid verliehn:
Doch will ich gern mit holden Blütenkronen
Im langen Schmerz die kurze Lust dir lohnen.

27.

So rief er aus. Doch jene, die umgittert
Vom dichten Grün dem Spiele zugeschaut,
Sie fühlt sich tief von seiner Klag' erschüttert,
Sie atmet schwer, rasch klopft ihr Herz und laut,

Mit mildem Blick, worin die Thräne zittert,
Tritt sie hervor, errötend wie die Braut;
Vergebens will ihr Antlitz sich verhehlen,
Ihr banger Fuß weiß nicht den Pfad zu wählen.

28.

Sie steht verschämt am weichen Ufermoose,
Sie hebt die Hand, sie wiegt das Haupt, sie sinnt,
Dann lächelt sie und bricht die schönste Rose,
Der Liebe Bild, des Lenzes jüngstes Kind,
Und wirft sie sanft ins liebliche Gekose
Der hellen Flut, die zu ihm niederrinnt.
Verstohlen scheint ihr Blick dem Quell zu sagen:
Geh, meinem Freund dies Pfand hinabzutragen.

29.

Und ob sie auch das Ufer längst verlassen,
Eh' Well' und Wind den Raub hinüberwehn,
Jetzt kann sein Herz dies einz'ge Glück nur fassen,
Sein freud'ger Blick dies einz'ge Bild nur sehn.
Und sollt' er auch in dieser Stund' erblassen,
Das Leben scheint, doch auch der Tod, ihm schön.
O Stern der Dämmrung, erste Gunst der Liebe,
O wenn doch mehr als nur dein Traum uns bliebe!

30.

Ja selig ist's, in jenem Rausch zu sterben,
Wozu den Kelch ein Gott nur einmal beut!
Wenn sich im Lenz die Bäum' am höchsten färben,
Hat eine Nacht die Blüten bald zerstreut.
Auf Flügeln naht dem Glück sich das Verderben,
Das tauschend dann dem Glück die Flügel leiht.
Nach Stunden zählt die Lust, der Schmerz nach Jahren
Das sollt' auch jetzt Alpinos Herz erfahren.

31.

Denn kaum ist jetzt in ihres Schlosses Hallen
Mit raschem Schritt Klotilde heimgekehrt,
Da sieht man bunt das Meer von Segeln wallen,
Am Ufer wird ein freud'ger Lärm gehört;

Schon nahen sich der Burg Astolfs Vasallen,
Wo gnädig sie der Gruß des Königs ehrt.
Erloschen ist des Krieges wildes Lodern,
Der Vater schickt, die Tochter heimzufodern.

32.

Kaum kann der Fürst zur Trennung sich entschließen,
Die plötzlich ihm die holde Tochter raubt,
Doch läßt sie selbst noch heißre Thränen fließen,
Und nicht aus Lust, obgleich es jeder glaubt.
Ihr Mund vermag die Boten kaum zu grüßen,
Sie sinnt und neigt ihr still erbleichend Haupt.
Wie reichen Schmuck ihr auch der Vater sendet,
Sie wähnt dafür ihr ganzes Glück verpfändet.

33.

Und sehnt sie auch zu jenem teuren Greise,
Zu ihrer Mutter langentbehrtem Blick,
Ins Vaterhaus und in die fernen Kreise
Der freundlichen Gespielen sich zurück,
Doch zittert sie vor dieser weiten Reise,
Denn näher wohnt ihr jetzt das liebste Glück.
Ach, statt des Meers trennt jetzt mit schmalem Strande
Ein Bach sie nur vom holden Vaterlande.

34.

Doch still verschämt in ihres Herzens Grunde
Verschleiert sie mit zartem Sinn das Leid.
Und ach, schon naht, schon schlägt die bittre Stunde,
Der Bote ruft, die Führer stehn bereit,
Ach, keinen Wink, kein Wort aus scheuem Munde
Vergönnt dem Freund zum letzten Gruß die Zeit!
Die Winde wehn, die weißen Segel schwellen,
Schon schwimmt das Schiff dahin auf raschen Wellen.

35.

O du, der dort jetzt hinter grünen Ranken
So sorgenlos in stiller Hütte sitzt,
Und sanft im Spiel mit freundlichen Gedanken
Auf seinen Arm die glühnde Wange stützt,

Ach, mahnt dich nicht der Zweige lindes Schwanken,
Der Tau, der rings wie helle Thränen blitzt?
Ach, singen nicht der Vögel leise Lieder
Dir bang ins Ohr: Sie flieht und kehrt nicht wieder!

36.

Du merkst es nicht in süßen Phantasieen,
Indes dein Lied mit jener Rose spricht.
Sie ist dein Glück, dein Sorgen, dein Bemühen
Bei später Nacht, bei frühem Morgenlicht.
Im Schlummer selbst, wo alle Bilder fliehen,
Entschwindet nur dies einz'ge Bild dir nicht.
Wohl hast du recht, dies zarte Pfand zu lieben,
Nichts ist dir sonst von allem Glück geblieben.

37.

Doch als nun Tag', als Wochen hingegangen,
Als einmal schon der Mond den Kreis durchlief,
Und spät und früh Alpinos Lieder klangen,
Und keins hervor die süße Freundin rief,
Da regte sich von neuem das Verlangen,
Das wie ein Kind nur leis auf Blumen schlief.
Ach, jede Gunst der Liebe gleicht dem Blinken
Des kühlen Taus, den bald die Strahlen trinken

38.

Und als er jetzt den dunkeln Ruf vernommen,
Der spät sich erst zu seiner Hütte fand,
Schon lange sei ein schnelles Schiff gekommen
Von fremdem Bau, mit fernem Volk bemannt,
Und scheidend sei sein Glück dahingeschwommen
Durchs wilde Meer ins weite Morgenland,
Da fühlt' er tief mit mancher bittern Zähre,
Daß stets die Lieb' auch leise Hoffnung nähre.

39.

O nahte doch in diesen dunkeln Tagen
Dem Traurenden ein Freund sich ernst und mild,
Um treu mit ihm zu weinen und zu klagen,
Bis Thrän' und Schmerz ihr reiches Maß gefüllt!

Verlassen muß der Arme jetzt verzagen,
Und keiner weiß, wem sein Verzagen gilt;
Der heitre Mut, das Bild der schönern Stunden,
Die Hoffnung selbst ist treulos ihm entschwunden.

40.

Nur einer bleibt, und will ihn treu begleiten,
Das ist der Gott, der ihm das Lied verliehn.
Er kann allein die Bilder freundlich deuten,
Die düster jetzt um seine Seele ziehn.
Und wie ums Meer sich zarte Nebel breiten,
Und Blumen oft an harten Felsen blühn,
So weiß er mild das Rauhe zu verstecken,
Und selbst im Schmerz ein Lächeln aufzuwecken.

41.

Du holde Kunst melodisch süßer Klagen,
Du tönend Lied, aus sprachlos finsterm Leid,
Du spielend Kind, das oft aus schönern Tagen
In unsre Nacht so duft'ge Blumen streut,
Ach, ohne dich vermöcht' ich nie zu tragen,
Was feindlich längst mein böser Stern mir beut!
Wenn Wort und Sinn im Liede freundlich klingen,
Dann flattert leicht der schwere Gram auf Schwingen.

42.

Nicht länger kann Alpino dort verweilen,
Wo er das Glück gefunden und verlor;
Verletzend droht mit tausend scharfen Pfeilen
Aus jeder Blum' Erinnrung dort hervor.
Die Ferne nur kann solche Wunden heilen,
Verschwimmt doch Berg und Thal in ihrem Flor,
Wohl mag sie auch das rauhe Bild der Leiden
In weichre Form, in mildre Farben kleiden.

43.

Schon wandert er, die Harf' in treuen Händen,
An seiner Brust die Ros' und all sein Glück,
Schon will der Pfad sich um den Hügel wenden,
Und hinter ihm sinkt tief das Thal zurück.

Noch einen Gruß muß er hinübersenden,
Noch eine Thrän' und nun den letzten Blick.
Ein Leben schließt, ein andres liegt ihm offen,
An Wünschen reich, doch ach, wie arm an Hoffen!

44.

So zog er nun auf ungewählten Pfaden
Durch Wies' und Wald und Höhn, hinab, hinauf;
Nicht hielt das Meer mit brausenden Gestaden,
Die Wüste nicht den irren Wandrer auf.
Wo abends sich die Sonnenrosse baden,
Wo früh der Gott sie lenkt zum neuen Lauf,
Durch Stadt und Feld, durch Schlösser und durch Hütten
Trieb Lieb' und Schmerz ihn fort mit raschen Schritten

45.

Oft muß zum Mahl die wilde Frucht ihm dienen,
Zur Labung oft der kühle Felsenbach;
Sein nächtlich Bett schwoll unter ihm im Grünen,
Und oben wob im Grünen sich sein Dach.
Dort ruht' er aus, wenn spät die Sterne schienen,
Sein Auge schlief, doch blieb sein Kummer wach,
Und selbst der Traum, der sonst mit süßen Lügen
Die Sorgen täuscht, ihn will er nicht betrügen.

46.

Doch da so oft mit zärtlichem Verweilen
Sein feuchter Blick an jener Rose hängt,
Beginnt sie auch im Traum sein Herz zu teilen,
Daß oft ihr Bild Klotilden fast verdrängt.
Auch schmeichelt ihm der süße Wahn zuweilen,
Sie hab' in ihr sich selber ihm geschenkt,
Und lieblich nah' in mitternächt'ger Stille
Ihr Geist ihm jetzt in jener zarten Hülle.

47.

Auch lächelt ihm in leicht bewegten Quellen
Durch Rosen oft ihr sanft verschwebend Bild,
Die näher stets der Holden sich gesellen,
Bis zartes Grün die Glieder ganz umhüllt,

Und während noch zum Kuß die Lippen schwellen,
Hat üppig sich die Knospe schon gefüllt,
Und lieblich wallt der Worte süßes Klingen
Nur fühlbar noch auf duft'gen Geisterschwingen.

48.

Und kaum noch kann sein zweifelnd Herz erkennen,
Ob er die Ros', ob er Klotilden liebt.
Wie sollt' er auch die holden Bilder trennen,
Da einzeln ihn ein jedes nur betrübt?
Auch weiß sein Lied die Liebste jetzt zu nennen,
Weil ihm ihr Bild den süßen Namen giebt.
So wandert er, mit zart erfundnen Weisen
Im holden Preis der Rose sie zu preisen.

49.

Und wenn er oft in königlichen Hallen
Beim hellen Mahl die goldnen Saiten schlägt,
Dann läßt er laut die glühnde Sehnsucht schallen,
Den tiefen Schmerz, den er im Busen hegt,
Und Seufzer wehn, und stille Thränen fallen,
Wohin der Klang des Liedes Strahlen trägt.
Doch ohne Stolz verschmäht er Gunst und Gabe,
Und neigt sich still, und greift zum Wanderstabe.

50.

Doch wenn ihn dann im spätern Abendglanze
Ein kühler Hain, ein fernes Thal umringt,
Und holder noch sein Lied zum leichten Tanze,
Zum zarten Spiel der Hirten dort erklingt,
Dann schmückt er gern sich mit dem frischen Kranze,
Den ihm zum Lohn die schönste Hirtin bringt,
Und wünscht ihr still: daß nie dein Herz dir deute,
Was jetzt dein Ohr mit flücht'gem Klang erfreute!

51.

Schon flog der Ruhm der Einzigen, der Schönen
Von Stadt zu Stadt, und weit von Land zu Land.
Wohl schien's, als sei mit Amors Bogensehnen
Das Saitenspiel Alpinos jetzt bespannt,

So wurden rings auf jenen süßen Tönen
Viel bittre Pfeil' in manches Herz gesandt,
Und wenn sein Leid den Sänger fortgetrieben,
War hinter ihm ein gleiches Leid geblieben.

52.

So sah er längst ein Jahr vorübergehen,
Seit er hervor aus seiner Hütte trat,
Da irrt' er einst durch dunkle Felsenhöhen
Im fremden Land auf ungebahntem Pfad,
Und als er jetzt bei frühem Morgenwehen
Dem steilen Haupt der Berge sich genaht,
Da lag, durchströmt von silbernen Gewässern,
Ein Land vor ihm mit Städten, Aun und Schlössern.

53.

Auf einer Wies' in einem schönen Garten
Stand eine Burg aus weißem Marmorstein,
Und wenn auch hoch auf Zinnen und auf Warten
Und vor dem Thor in dicht gedrängten Reihn
Viel Ritter dort und edle Knappen harrten,
Sie schienen nicht zum Kämpfen dort zu sein,
So festlich war mit Ketten und mit Spangen
Die helle Schar bekleidet und behangen.

54.

Doch vor dem Schloß, wo schattig, weich und eben
Die Wiesenflur durchs grüne Thal sich wand,
War weit umher aus seidenen Geweben
Ein bunter Kreis von Zelten ausgespannt.
Wie sah man rings die leichten Wimpel schweben,
Wie leuchteten vom Golde Knopf und Rand!
Nach ihrem Schmuck, nach ihren Farben schienen
Drei Fürsten sie zur Sommerlust zu dienen.

55.

Und drinnen war ein Wallen und ein Wogen
Und dehnte sich das ganze Thal entlang,
Und schöne Fraun und edle Ritter zogen
Durch Wies' und Wald bei süßem Hörnerklang;

Und wenn auch rings zu manchem Ehrenbogen,
Zu manchem Kranz ſich Blüt' und Grün verſchlang,
Doch ſchien das Gold, der Edelſteine Funkeln
Das helle Grün, die Blüten zu verdunkeln.

56.

Als nun ſchon lang auf dieſes bunte Prangen
Vom hohen Berg der Sänger hingeblickt,
Kommt aus dem Wald ein junger Hirt gegangen,
Mit friſchem Laub und Kränzen ausgeſchmückt.
Ihn fragt Alpin mit ſtaunendem Verlangen,
Welch frohes Feſt man dort im Thal beſchickt,
Und, um nicht lang den Pfad zu unterbrechen,
Beginnt der Hirt dies raſche Wort zu ſprechen:

57.

„Gefällt es dir mit mir hinabzugehen,
So wirſt du leicht noch ſchönre Dinge ſchaun,
Und während dann der Pfad uns von den Höhen
Hinunterführt in jene grünen Aun,
Erzähl' ich dir, was jüngſt ich ſelbſt geſehen,
Drum magſt du wohl auf meine Worte traun.
Sonſt wähnt man leicht, weil ſeltſam die Geſchichte
Dem Hörer klingt, daß ſie ein Schalk erdichte."

58.

Gern will Alpin das Abenteuer hören,
Und beide gehn, indes der Hirt beginnt:
„Der reiche Fürſt, den dieſe Länder ehren,
Erzog ein einz'ges, wunderſchönes Kind.
Zwar wollte man in unſerm Dorfe ſchwören,
Ein jeder werd' in ihrer Nähe blind,
Doch wähn' ich, dies iſt ſo nur zu verſtehen:
Wer ſie geſehn, der mag nichts andres ſehen.

59.

„Schon war ſie wohl ein Kind von achtzehn Jahren,
Als ſie nach langer Reiſ' ihm doppelt wert
Und fromm und klug, wie ſie hinweggefahren,
Und ſchöner noch ins Land zurückgekehrt.

Da kamen nun die großen Herrn in Scharen,
Weil alle Welt von ihrem Reiz gehört,
Und Könige, ja Kaiser selbst, erschienen,
Der holden Jungfrau ritterlich zu dienen.

60.

„Hätt' ich nur all die hellen Diamanten,
Das lichte Gold, die Perlen groß und schwer,
Die täglich ihr umsonst die Freier sandten,
Denn Gaben bot und nahm sie nimmermehr,
Wohl gingen mir dann Diener und Trabanten,
Und nicht mehr ich der Herde hinterher.
Doch alles will sich nicht für alle schicken,
Drum kann ich jetzt mit Blumen nur mich schmücken.

61.

„Wohl wurde viel der Herrscherin zu Ehren
Gespielt, getanzt, geritten und turniert,
Bis endlich uns, des Landes Ruh' zu stören,
Ein böses Glück drei Kaiser zugeführt.
Der eine herrscht, wo sich in fernen Meeren
Der Indus hier, der Ganges dort verliert,
Der zweite kam von Taprobanas Strande,
Der dritte war aus Sabas duft'gem Lande

62.

„Mit einem Heer von wilden Kriegesleuten
War jeder Fürst zum Schutz und Trutz umringt,
Als meinten sie mit Schwertern zu erstreiten,
Was nie Gewalt, was Liebe nur erzwingt.
Wie weit ins Land die Herden sich verbreiten,
Wenn uns der Mai die jungen Lämmer bringt,
So glänzte rings in diesem stillen Thale
Der Helm am Helme jetzt, der Stahl am Stahle.

63.

„Doch wie es ihr schon früher ging mit allen,
So wollt' auch jetzt, da diese Werbung kam,

974. Der Indus mündet in das arabische Meer, der Ganges in den bengalischen Meerbusen. — 975. Taprobana, alter Name für die Insel Ceylon, in den Ritterromanen oft gebrauchter Name. — 976. Saba, Stadt der Sabäer im südwestlichen Arabien; die Königin von Saba ist aus der Geschichte Salomons in der Bibel bekannt.

Kein einziger der Kaiser ihr gefallen,
Was minder uns, als diese wunder nahm.
Sie mochte gern im tiefsten Haine wallen,
Und nährte still, so schien's, verborgnen Gram.
Auch sang sie oft halb träumend fremde Lieder
Und seufzte dann, und sang sie immer wieder.

64.

„Nicht härter ward ihr Herz und nicht gelinder,
Ob jeder auch nach bester Kraft sich müht,
Wie thöricht oft ein Haufen kleiner Kinder
Der Iris folgt, die durch die Wolken flieht.
Dies Spiel verdrießt den stolzen Herrn der Inder,
Der heißer noch als seine Zone glüht,
Und was ihm Recht und Sitte nicht erlauben,
Beschließt er bald mit frecher Macht zu rauben.

65.

„Er hatte sich den Tag dazu ersehen,
Wo jährlich man ihr Wiegenfest beging.
Man tanzte dann auf jenen Wiesenhöhen,
Man ritt und focht, und sprang und stach den Ring.
Auch durfte man im Garten sich ergehen,
Der glänzend dann voll bunter Lampen hing,
Und wo, geschmückt mit einer goldnen Krone,
Die Schöne saß auf reichgewirktem Throne.

66.

„Allein wie schlau er auch die Zeit erkoren,
Wie alles auch des Räubers Wunsch entspricht,
Er täuschte doch den Taprobaner Mohren,
Den braunen Herrn von Sabas Fluren nicht.
Dem Argwohn dient die Sorge statt der Ohren,
Das Fünkchen wird der Eifersucht ein Licht;
Und jeder denkt: Laß ihn das Spiel beginnen,
Was er gewagt, kannst du vielleicht gewinnen.

67.

„So rüsten sich nun alle drei verstohlen,
Und jeder schleicht auf unbetretnem Pfad

996. Iris, Regenbogen.

Mit seinem Heer, vom dichten Hain verhohlen,
Sich leis heran zum schändlichen Verrat.
Da stehn sie nun und glühn wie heiße Kohlen,
Bis endlich sich die Abenddämmrung naht.
Sie alle sind vereint zu einem Werke:
Doch keiner glaubt, daß ihn der andre merke.

68.

„Als lieblich nun durch grüne Laubgehänge
Das irre Licht gleich bunten Blumen glüht,
Als spielend schon der Fittich süßer Klänge
Bald rauschend naht und bald verhallend flieht,
Und hier das Volk in freudigem Gedränge,
Und einzeln dort in stillen Paaren zieht, —
Denn braucht die Lieb' auch nicht das Licht zu scheuen,
So mag sie doch im Dunkel gern sich freuen:

69.

„Da nahte sich bei lieblichem Gesange
Die Herrscherin dem zauberischen Hain.
Ein wenig trüb und bleich schien ihre Wange,
Doch mocht' es wohl vom vielen Lichte sein;
Und schön geschmückt, mit sittsam stillem Gange,
Umringten sie viel zarte Jungfräulein;
Dann folgten Knaben, die die Schleppe trugen,
Und Sänger dann, die süß die Laute schlugen.

70.

„Wohl ist es schön, wenn auf den duft'gen Höhen
Der Frühling treibt im Gras und zartem Kraut,
Und bunt umher die tausend Blumen stehen,
Und aus dem Grün die rote Beere schaut:
Doch ist die Ros' am schönsten anzusehen,
Die schüchtern glüht, wie eine junge Braut,
Und still sich schämt an ihren schlanken Zweigen,
Daß alle jetzt auf sie nur sehn und zeigen;

71.

„So schien auch sie auf ihrem Thron zu sitzen,
Von Duft und Glanz und Blüten hold umspielt.

Und wie des Nachts sich um die zarten Spitzen
Der Blumen oft ein leichtes Flämmchen stiehlt,
So sah man hell die goldne Krone blitzen,
Die schön geschweift die krausen Locken hielt.
Ihr fein Gewand war silberhelle Seide,
Ihr Gürtel Gold und Perlen ihr Geschmeide.

72.

„Doch während nun mit lieblichem Gesange
Der Sänger Chor die schöne Herrin ehrt,
Wird plötzlich rings von rauhem Waffenklange,
Von wüstem Lärm das holde Fest gestört.
Wie zischend oft die ungeheure Schlange
Mit weitem Schwung vom Baume niederfährt,
So brach, umringt von seiner wilden Horde,
Der Inder Fürst hervor zum Raub und Morde.

73.

„Wie sollten wir, ein wehrlos schwacher Haufen,
Dem blanken Schwert der Krieger widerstehn?
Wir konnten nichts als zittern und entlaufen,
Wer denkt vom Wolf ein Lamm zurückzuflehn!
Schon wähnt der Feind den Sieg um nichts zu kaufen,
Da läßt sich ihm ein kühner Gegner sehn,
Denn plötzlich nahn den hohen Gartenthoren
Zum wilden Kampf die Taprobaner Mohren.

74.

„Und während kaum die Scharen nun zum Streite
Das Schwert gezückt, den scharfen Speer gesenkt,
Kommt Sabas Heer von einer andern Seite
Gleich einem Sturm laut rasselnd angesprengt.
So kämpfen nun drei Räuber um die Beute,
Und jeder sieht von zweien sich bedrängt.
Der Waffen Klang, der Stimmen fremdes Schallen
Läßt weit umher Gebirg' und Thal erhallen.

75.

„Doch plötzlich schwieg das wilde Drohn und Toben,
Der laute Hain ward stiller als ein Grab,

Durch dunkle Nacht schwamm wunderbar von oben
Wie ein Gewölk ein leichter Kahn herab,
Und drinnen saß, von Mondenglanz umwoben,
Die schönste Fee mit goldnem Zauberstab.
Den schwang sie hoch in ihren zarten Händen,
Und Blitze schien sein Schwung umherzusenden.

76.

„Wohl kannten wir die freundlichste der Feen,
Weil wir so oft im Wald und Wiesengrün
Sie mit dem Kind des Königs einst gesehen,
Das frühe schon ihr einz'ger Liebling schien.
Drum wagten wir's auch jetzt hinzuzugehen,
Seit ihre Näh' uns neuen Mut verliehn,
Und als wir scheu durch Zweig' und Hecken spähten,
Da war sie grad' aus ihrem Kahn getreten.

77.

„Nun war es wohl der Mühe wert zu schauen,
Wie irr und wirr hier alles lag und stand.
Der schwang den Speer, ein andrer schien zu hauen,
Ein dritter hielt die Bogenschnur gespannt,
Der sprang hervor, und jenem schien zu grauen,
Den sah man schrein, wenn auch die Stimm' ihm schwand;
Denn so wie grad' ein jeder sich befunden,
So stand er jetzt, als wär' er festgebunden.

78.

„Schon hatt' indes die Fee den Thron bestiegen
Und an ihr Herz das schöne Kind gedrückt,
Das halb betäubt mit leisen Atemzügen
Zu ihr empor und dann zur Erde blickt.
So sah ich oft die zarte Lilie liegen,
Die früh im Hain der feuchte Sturm zerknickt.
Noch konnte sie vom Schreck sich nicht besinnen,
Da hört' ich so die schöne Fee beginnen:

1104. Plötzliche Erstarrung in der Bewegung, wie sie schon Perseus durch die Medusa seinen andringenden Gegnern anzauberte, findet auch in Wielands „Oberon" V. 2389 (Nat.-Litt. Bd. 52) und „Idris und Zenide" II, 42 statt.

79.

„‘Was stürmt ihr hier so feindlich euch entgegen,
Und füllt mit Haß der Liebe stillen Hain?
Kann euer Stolz den lauen Maienregen,
Den frischen Tau, den hellen Sonnenschein
Durch wildes Drohn und kühnen Zwang bewegen,
Gefild' und Wald zu lichten, zu erfreun?
Der Pflicht nur kann das strenge Wort befehlen,
Die freie Gunst will selbst den Pfad sich wählen.

80.

„‘Die Freiheit wird im Kampfe wohl erstritten,
Dem Bösen wehrt des Guten tapfres Schwert;
Wer Fesseln liebt, dem ziemen zarte Bitten,
Und Holdes ist dem Frieden nur gewährt.
Drum laßt den Kampf, zu dem ihr hergeschritten,
Ein schönrer wird von eurem Mut begehrt,
Und daß ihr ringt mit treuerem Bemühen,
Soll meine Hand den Preis euch jetzt entziehen.

81.

„‘Denn also steht im Schicksalsbuch geschrieben:
Der Rose gleicht dies jungfräuliche Bild,
Die lange schon ihr zartes Laub getrieben,
Bis liebend sich der duft'ge Kelch enthüllt.
Die Rose kann den hellen Strahl nur lieben,
Den leisen Tau, die Lüftchen lau und mild;
Bei solchem Gruß, bei solchem holden Walten
Wird auch dies Kind ihr reiches Herz entfalten.

82.

„‘Dies ist der Spruch. Jetzt mögt ihr selbst ergründen,
Auf welchem Pfad ihr euch die Braut gewinnt.
Könnt ihr für sie so schöne Gaben finden,
Als Licht und Tau und leise Lüftchen sind,
So wird von ihr der stille Zauber schwinden,
Der heimlich schon durch ihre Glieder rinnt,
Um wunderbar des Schicksals dunkeln Willen
Zugleich im Sinn und Bilde zu erfüllen.’“

83.

„So sprach die Fee. Und was wir jetzt gesehen,
Sah keiner wohl, solang die Welt auch stand.
Denn leis umfloß ein grünes Nebelwehen
Das holde Kind, das nach und nach verschwand.
Kaum konnte man ihr Antlitz noch erspähen,
Zu Duft zerrann ihr seidenes Gewand,
Und drinnen schien's zu wirken und zu walten
Mit bunter Schwing' in mancherlei Gestalten.

84.

„Schon sah man Zweig' und Blätter sich verweben,
Schon blickte scheu die Knosp' aus grünem Laub,
Die Krone, die der Herrin Stirn umgeben,
Umhüllte sich mit goldnem Blütenstaub;
Und muß als Tau die Perl' auch kürzer leben,
Was uns beseelt, wem schiene das ein Raub?
Nun wurde noch das Haar zum weichen Moose,
Und vor uns stand die schönste Maienrose.

85.

„Halb war vom Grün die Knospe noch umfangen,
Und sah so scheu aus ihrem zarten Flor,
Als strebte sie mit zärtlichem Verlangen
Dem Lichte zu und dürfte nicht hervor.
So ist nun heut ein Jahr vorbeigegangen,
Seit nichts an Form und Farbe sie verlor.
Kein Sturm versehrt, kein Frost, kein Hagelwetter
Den duft'gen Kelch, die ewig grünen Blätter.

86.

„Doch jene, die sich um den Raub geschlagen,
Sie merkten wohl, als nun ihr Zauber schwand,
Nicht rätlich sei's, das Leben dran zu wagen,
Wo nichts damit sich zu gewinnen fand.
Drum schwuren sie, sich friedlich zu vertragen
Und heimzuziehn ein jeder in sein Land,
Bis sie vielleicht die schönen Gaben fänden,
Die nötig sind, den Zauberbann zu enden.

87.

„Und heute grad' ist jene Zeit verschwunden,
Worüber sie beim Scheiden sich vereint
Ob sie daheim die Gaben aufgefunden,
Das weiß ich nicht, wiewohl es jeder meint.
Wir werden selbst es sehn nach wenig Stunden,
Weil bald die Zeit der sichern Prob' erscheint.
Wenn diesen Berg die Abendstrahlen röten,
Dann werden sie den Rosenhain betreten.

88.

„Dies ist der Grund zu jenem freud'gen Feste,
Zu dem das Volk von allen Seiten zieht.
Auch nahten sich viel edle fremde Gäste,
Die früher selbst sich um den Preis bemüht,
Und unser Fürst bewirtet sie aufs beste,
Und zweifelt nicht, daß heut die Ros' entblüht."
So sprach der Hirt, und hatte kaum geschwiegen,
Da waren beid' auch schon ins Thal gestiegen.

Dritter Gesang.

1.

Wie langsam nur die goldne Pomeranze,
Dein Pflegekind, zur saft'gen Reife schwillt,
Seit fünfmal schon der Baum im Blütenglanze
Dein still Gemach mit süßem Duft gefüllt,
So, Herrin, keimt an unsres Lebens Kranze
Manch Hoffen auf und schwindet ungestillt.
Wohl können wir von gutem Glück schon sagen,
Will uns der Herbst auch eine Frucht nur tragen.

2.

Drum ist es gut nur einen Wunsch zu hegen,
In dem vereint des Lebens Strahlen glühn.
Und sehn wir auch auf vielverschlungnen Wegen
Manch Traumgebild' vor unserm Aug' entblühn,
So laß uns thun, wie leichte Wandrer pflegen,
Die hier und dort im Schatten wohl verziehn,
Doch munter bald entfliehn auf raschen Füßen,
Um Weib und Kind am Abend noch zu grüßen.

3.

Denn was man tief in einem reinen Herzen
Empfangen hat, erzogen und genährt,
Dem folge man durch Thränen und durch Schmerzen,
Durch Sturm und Nacht, durch Woge, Flamm' und Schwert.
Gefällt es auch den Göttern oft zu scherzen,
Wenn vieles wir und Thörichtes begehrt,
Dem edlen Wunsch, dem ungeteilten Streben
Wird gern zuletzt der Siegeskranz gegeben.

4.

Und muß ich selbst dies Wort auch Lügen zeihen,
Weil ohne Frucht mein treues Ringen blieb,
So werd' ich doch die Stunde nie bereuen,
Die mich hinaus in diese Wellen trieb.
Denn willst auch du mir keine Gunst verleihen,
So fand ich doch ein andres holdes Lieb,
Das milder stets, je mehr dein Stolz mich kränkte,
Mir süßre Huld und reichre Gaben schenkte.

5.

So war's Alpin, dem Sänger, auch ergangen,
Dem, seit das Glück ihn trügerisch verließ,
Gar hold gepflegt von Wehmut und Verlangen
Sich freundlicher die Muse stets erwies.
Wie manche Dichter priesen und besangen
Die goldne Zeit, das sel'ge Paradies,
Doch jene, die das Schicksal dort geboren,
Sie priesen's nicht, weil sie es nicht verloren.

6.

Doch sind es jetzt nicht Schatten nur und Träume,
Die vor Alpin im Flug vorübergehn,
Nein, freundlich wie durch sanft bewegte Bäume,
Durch Blütenhauch und leichtes Frühlingswehn,
Durch Nebelduft und flücht'ge Wolkensäume
Zu uns herab die festen Sterne sehn,
Will jetzt auch ihm aus irren Traumgestalten
Ein sichres Bild der Hoffnung sich entfalten.

7.

Und so begann sein zweifelnd Herz zu sinnen:
„Was winkst du mir so freundlich, holdes Licht,
Und mußt doch bald erbleichen und zerrinnen,
Ein süßer Traum, ein täuschendes Gedicht!
Weh mir! was kann ich hoffen, was gewinnen,
Solang mein Glück ein Traum nur mir verspricht?
Ein Schattenbild, das nächt'ge Düfte weben,
Kann das entblühn zu Farbe, Licht und Leben?

8.

„Doch sollten so die Götter uns betrügen,
So grausam sein im Übermut der Macht,
Daß sie von fern uns holde Bilder lügen,
Wenn sie uns Schmerz und Täuschung zugedacht?
Sei mancher Traum auch unsrer Brust entstiegen,
Die meisten sind aus tieferm Quell erwacht,
Und nahn schon jetzt dem künft'gen Kreis im stillen,
Wie Geister, die in Körper einst sich hüllen.

9.

„So ist es hier! Erschien in manchen Stunden
Nicht rätselhaft mir jenes teure Bild,
Von Rosen rings gerötet und umwunden,
Und selbst zuletzt zur reichen Blüt' enthüllt?
Nicht hat mein Herz den holden Traum erfunden,
Er lebte schon, noch eh' er sich erfüllt,
Nur hält erst jetzt den Gast aus luft'gen Landen
Die Wirklichkeit an sichern Liebesbanden.

10.

„Doch sei es auch; nicht wird er mir entblühen
Der zarte Kelch, worin mein Hoffen ruht.
Hat doch das Glück mir Armen nichts verliehen!
Dies Saitenspiel, es ist mein einz'ges Gut.
Wie darf ich denn um jenen Preis mich mühen,
Der Gaben heischt, nicht Liebe nur und Mut!
Ein andrer wird, kein Beßrer, ihn erwerben,
O bittres Los, viel härter noch, als sterben!

11.

„Doch muß ich auch im tiefen Schmerz vergehen,
Wenn liebend dann im fremden Arm sie glüht,
Doch freu' ich mich, noch einmal sie zu sehen,
Von der so lang mein finstres Los mich schied.
Mein letztes Lied soll freundlich sie umwehen,
Und sterben soll mein Hauch in diesem Lied,
Wie hold der Schwan mit süßen Melodieen
Die Strahlen grüßt, die jetzt ihn ewig fliehen.

12.

„Und wird dann einst durch ihr entblühtes Leben
Mit mattem Glanz wie ein umwölkter Stern
Das Schattenbild verklungner Tage schweben,
Wohl denkt sie dann auch meiner Lieder gern,
Und wie für sie ich alles hingegeben,
Und wie ich jetzt so fremd ihr bin und fern.
Wohl wird sie dann mit nassen Augen klagen:
Er war es wert, zu lieben, zu entsagen.“

13.

So sinnt sein Herz, indes sie weiter schreiten;
Doch ob er selbst auch jeden Trost sich nimmt,
So fühlt er doch, daß hier und dort von weiten
Verführerisch noch manches Fünkchen glimmt.
So sieht man oft das Schiff mit Stürmen streiten,
Indes den Mast ein heller Schein umschwimmt.
Nicht will sein Geist der Hoffnung Quell ergründen,
Ihm ist's genug, sie heimlich zu empfinden.

14.

Jetzt wandeln sie durch jene grüne Weide,
Wo schön geschmückt die bunten Zelte stehn.
Rings glänzt die Pracht, der Überfluß, die Freude,
Gesang und Tanz erschallt durch Thal und Höhn,
Rings lassen Gold und Perlen, Samt und Seide
Ihn deutlicher die eigne Armut sehn.
Ach, seufzt er still, nichts kannst du jenen Schätzen,
Als nur ein Herz voll Lieb' entgegensetzen.

15.

Doch wenn er dann an jenes heil'ge Streben,
An jene Kraft der reichen Brust gedenkt,
Die unerschöpft das ganze Wehn und Weben
Der weiten Welt gestaltet und umfängt,

1294. heller Schein, das sogenannte Elmsfeuer, elektrische Flammen, welche in Gewitteratmosphäre auf hohen Gegenständen aufblitzen, von den Schiffern als gutes Zeichen angesehen.

Und wunderbar das selbstgeschaffne Leben
Mit Himmelsglanz, mit ew'ger Jugend tränkt,
Dann fühlt er stolz, es sei in diesem Streite
Statt ird'scher Macht ein Gott auf seiner Seite.

16.

Nicht kann das Spiel, das laute Mahl, der Reigen,
Die bunte Pracht jetzt sein Gemüt erfreun.
Er wandelt fern, vertieft in heil'ges Schweigen,
Und naht sich scheu dem wundervollen Hain.
Wie glücklich scheint der Vogel auf den Zweigen,
Wie glücklich dort das Bienchen ihm zu sein.
Sie dürfen frei durch jene Hecke fliegen,
Und sich im Laub der teuren Blume wiegen.

17.

Und wie uns oft, wenn ferne Töne schallen,
Vergangenheit ihr dämmernd Reich erschließt,
Und freundlich uns mit ihren Träumen allen,
Mit jedem Wort verblühter Liebe grüßt,
So scheint der Duft um seine Brust zu wallen,
Der um den Hain auf lauen Lüften fließt,
Und hold entblühn in ahnungsvoller Ferne
Das alte Glück, die längst erloschnen Sterne.

18.

Doch wie die Stern' am Abend uns begleiten,
Und morgens früh als Führer vor uns ziehn,
So scheint auch das, was sonst in dunkeln Weiten
Ein schwindend Licht der Heimat ihm erschien,
Ihn freundlich jetzt zum künft'gen Glück zu leiten
Und wie ein Kranz am schönen Ziel zu blühn.
Der ist beglückt, wem ewig unveraltet
Erinnrung stets zur Hoffnung sich gestaltet.

19.

Wie mancher Wahn, wie manche Wünsche steigen
In ihm empor, wie wechseln Wang' und Blick!
Die Hecke nur sie trennt mit schwachen Zweigen
Den Nahen jetzt von seinem ganzen Glück.

Was hindert ihn, sie mutig zu ersteigen?
Er steht, er naht, er bebt, er tritt zurück.
Der einst gezagt, den Bach zu überspringen,
Wie dürft' er jetzt durch jene Hecken dringen?

20.

O holde Scham, du deckst mit sichrer Hülle
Den süßen Reiz, der zart und wehrlos blüht,
Und friedlich weicht des Mannes Wunsch und Wille
Der Jungfrau arglos waltendem Gemüt!
O freundliche, o vielwillkommne Stille!
Die Sehnsucht schläft, und fühlt nicht, daß sie glüht.
Wohlthätig kühlt aus einem fremden Herzen
Der keusche Hauch auch unsre wilden Schmerzen.

21.

Indes umschwamm des Berges grüne Höhen
Entfernter schon der Sonne goldner Schein,
Das Abendrot ließ seine Schleier wehen,
Und hüllte rings das Thal in Rosen ein,
Und spielend floß der Kühle lindes Wehen
Von Blatt zu Blatt hold lispelnd durch den Hain.
Der reife Tag begann beim späten Scheiden
Sich in des Herbstes bunten Glanz zu kleiden.

22.

Da scholl vom Schloß aus silbernen Trompeten
Durchs weite Thal ein feierlicher Klang,
Der fern umher, wohin die Lüft' ihn wehten,
Durch Berg und Thal, durch Hain' und Grotten drang.
Rings schwiegen jetzt die Zimbeln und die Flöten,
Der laute Tanz, der fröhliche Gesang,
Und jeder Gast, vom hellen Ton getroffen,
Schien schweigend jetzt ein schönres Fest zu hoffen.

23.

Doch bald erhob sich aus den seidnen Zelten
Ein bunt Gewühl, ein freudiges Getön.
Man sah, wie dort sich blanke Scharen stellten,
Um schön gereiht durchs Thal heranzugehn.

Weit flog der Glanz, und leichte Lüfte schwellten
Die Fahnen hoch mit feierlichem Wehn,
Die Harfe schien mit zarten Liebesliedern
Den ernsten Ruf vom Schlosse zu erwidern.

24.

Und angeführt von holden Sängerchören
Begann die Schar durchs grüne Feld zu ziehn,
Man sah den Strahl der Sonn' auf blanken Speeren,
Auf Schilden rings und goldnen Helmen glühn,
Und lieblich, wie umhegt von reifen Ähren
Cyanen oft und Mohn und Winden blühn,
So ließen sich mit leichtem Schmuck die Frauen
Im Waffenkreis der kühnen Ritter schauen.

25.

Wie hoch voran drei stolze Fahnen flogen,
War dreifach auch die Kriegerschar gereiht,
Vor jeder kam ein mächt'ger Fürst gezogen
In bunter Pracht, mit glänzendem Geleit.
Dicht wälzte sich das Volk in breiten Wogen,
Hier drang es zu, dort wich es schnell zerstreut;
Wie jene den, wie diese jenen priesen,
So wählten sie zum Sieg bald den, bald diesen.

26.

Schon nahten sie des Gartens hohen Pforten,
Die Menge stand, es schwieg das Sängerchor,
Doch wie gesprengt von starken Zauberworten
Sprang klirrend jetzt das goldne Gitterthor,
Und lieblich scholl aus jenen stillen Orten
Mit langem Hall ein süßer Klang hervor,
Wie Memnons Bild, dem Osten zugewendet,
Die Mutter grüßt, die neues Licht ihm sendet.

27.

Wohl dachte jetzt ein jeder stolze Freier:
Mir gilt der Gruß, mich ruft der holde Laut,

1399. Die Memnonssäule bei Theben in Oberägypten giebt beim Sonnenaufgang einen Ton. Nach der griechischen Sage wurde der äthiopische König Memnon vor Troja von Achilles getötet. Er war ein Sohn der Göttin Eos (Morgenröte).

Bald heb' ich froh den zarten Rosenschleier,
Und mild erwarmt in meinem Arm die Braut.
Alpino nur ward trauriger und scheuer,
Der Wahn entschwand, worauf er still getraut;
Er fühlte tief bei jenem süßen Klingen:
„Dich grüßt sie nicht, du hast ihr nichts zu bringen!"

28.

Hold schimmerten des Haines höchste Kronen
Vom späten Strahl des Abends matt und mild:
Doch tiefer schien die Ruhe schon zu wohnen,
In süße Träum', in grüne Nacht gehüllt.
Wie reizend wird hier bald die Liebe lohnen,
Wenn erst der Mond den Hain mit Silber füllt,
Und durchs Gebüsch ein Lispeln leis und lose
Von Seufzern rauscht und traulichem Gekose!

29.

O süßer Kelch voll Lieb' und Lust und Bangen,
Den einmal nur das arme Glück uns schenkt,
Wenn Brust an Brust, umfangend und umfangen,
Und Mund an Mund und Seel' an Seele hängt,
Und Gegenwart, Erinnrung und Verlangen
In einen Kuß, in einen Hauch sich drängt!
Vorbei, vorbei, du Bild voll bittrer Schmerzen,
Du süßes Bild, du Fremdling meinem Herzen!

30.

Ich hab' umsonst gestritten und gerungen,
Ich hab' umsonst so lang und treu gedient!
Nie hält mein Arm den teuren Leib umschlungen,
Die alte Schuld bleibt ewig unversühnt!
Der Harfe frohe Saiten sind gesprungen,
Der Kranz ist welk, der einst mein Haupt umgrünt,
Nur einen Kuß für ein verlornes Leben,
Den armen Lohn, du wirst ihn nimmer geben!

1417—1440. Die Preisrichter tadelten diese Zwischenrede in der Kulmination des Gedichtes als störend.

31.

Sieht jetzt Alpin auch jede Hoffnung fliehen,
Gern tauscht' ich doch mit seinem mein Geschick;
Er sah doch einst die sel'ge Stunde blühen,
War glücklich doch den kurzen Augenblick.
Dies Flammenbild wird ewig in ihm glühen,
Und weint er auch, so weint er um ein Glück.
Wohl mag den Schmerz dies Wort ihm freundlich lösen:
Auch du bist in Arkadien gewesen!

32.

Indes ergoß mit festlichem Gepränge
Die helle Schar in dichtgeschloßnen Reihn
Im süßen Duft der kühlen Laubengänge
Auf weichem Pfad sich wogend durch den Hain.
Stets näher kam das Wehn der holden Klänge,
Stets höher stieg der Sonne später Schein,
Da zeigte sich als Ziel der irren Wege
Ein grün Gefild' mit waldigem Gehege.

33.

Allein wie süß auch hier die Vögel girrten,
Wie weich der Fuß ins duft'ge Grün auch sank,
Wie friedlich auch aus Rosen und aus Myrten
Manch Laubendach sich blühend hier verschlang,
Die Augen, die den weiten Raum durchirrten,
Verweilten doch auf dieser Flur nicht lang.
Ein schönres Bild da drüben in den Wogen
Hat jeden Blick magnetisch angezogen.

34.

Denn wallend schmückt mit silberhellem Spiegel
Die Wies' ein See, vom grünen Rand umwebt,
Aus dessen Flut ein duft'ger Blumenhügel,
Von Schatten kühl, die sel'gen Ufer hebt.

1440. Schillers „Resignation" beginnt mit dem Verse: „Auch ich war in Arkadien geboren". Goethe setzte 1816 seiner „italienischen Reise" das Motto vor: „Auch ich war in Arkadien". Arkadien, das Binnenland des Peloponnes, gilt den Dichtern als das glückliche Schäferland, in dem das goldne Zeitalter fortwährt.

Und wie geneigt mit weitgeschlagnem Flügel
Durch blaue Luft die bunte Iris schwebt,
So fügen sich gewölbt vom Strand zum Strande
Mit leichtem Schwung der Brücke goldne Bande.

35.

Wie nach und nach von einem zarten Liede
Der leise Klang verdämmert, bebt und ruht,
So brach sich sanft, des bunten Spieles müde,
Am weichen Strand halb träumend schon die Flut,
Und drüben schwamm am Hain der heitre Friede
Im Abendrot, in später Sonnenglut;
Schon schloß die Nacht die fernen, grünen Tiefen,
Wo weich im Moos die zarten Blumen schliefen.

36.

Und alles, was in seinen schönsten Träumen
Das junge Herz geahnet und gesehn,
Das scheint ihm dort zu blühen und zu keimen,
Und leis im Duft zu ihm heranzuwehn,
Und jeder sieht fern unter jenen Bäumen
Das erste Bild der frühsten Liebe gehn,
In jener Buchten Grün, in jenen Hecken
Scheint jedem dort sein Glück sich zu verstecken.

37.

Und wo die Zweig' am schönsten sich gesellen,
Und Licht und Schatten spielt im zarten Grün,
Wo duftiger die weichen Kräuter schwellen,
Und farbiger die hellen Blumen blühn,
Wo flüchtiger des Baches frische Wellen
Durchs irre Gras mit süßerm Rieseln fliehn,
Da sieht man leis auf bunten, goldnen Gittern
Den letzten Strahl der Sonne glühn und zittern.

38.

Dort steht umhegt im reinlich glatten Raume
Im Zauberschlaf der Rose blühend Bild.
Nie sinkt der Tau von ihrer Blätter Saume,
Stets säuseln dort die Lüfte lau und mild;

Und wie sich oft im friedlich leisen Traume
Des Kindes Mund mit süßem Lächeln füllt,
So sieht man sanft das schlummernd wache Leben
Mit leichtem Glanz um ihre Blätter schweben.

39.

Und wie sie einst, so reich an keuscher Sitte,
So still, so zart, und doch so leicht und klar,
Für einen Thron, für eine Schäferhütte
Zu schüchtern nicht und nicht zu prangend war,
So beut auch jetzt in grüner Blätter Mitte
Das holde Bild sich unbefangen dar,
Und scheint sich, sanft gewiegt auf schlanken Zweigen,
Von keinem ab, zu keinem hinzuneigen.

40.

Und wie sich einst Gedanken und Gefühle
In zarter Brust aus tiefem Quell erregt,
Geahnet kaum, nach einem fernen Ziele
Verlangend oft und schüchtern doch bewegt,
So wallt auch jetzt ihr Duft im leichten Spiele,
Und weiß es nicht, wohin der West ihn trägt;
Doch läßt auch nie sein Walten sich erspähen,
Es ist des Geistes tiefstes, innres Wehen.

41.

Und wenn auch rings die zartgewebte Hülle
Sich leise nur und schüchtern erst getrennt,
So kündet doch des Duftes reiche Fülle,
Das helle Rot, wovon die Wang' ihr brennt,
Schon trag' ihr Herz in jungfräulicher Stille
Ein süßes Bild, das sie allein nur kennt;
Doch zögernd nur, mit keuschem Widerstreben
Gestalte sie den holden Traum zum Leben.

42.

Doch außerhalb dem goldnen Gitterrande
Stand schön geschmückt ein hoher Thron bereit;

1521 f. Von den Preisrichtern als „ein herrlicher zarter Übergang von der Demut und Armut zu den nachfolgenden Prachtaufzügen" gerühmt.

Dort saß mit Kron' und purpurnem Gewande
Der alte Fürst in ernster Herrlichkeit,
Und rings umher nach Jahren, Würd' und Stande
Viel Weis' im Rat, viel Helden kühn im Streit,
Die Perlen, die sein fürstlich Scepter zieren,
Zum Warnen klug, und tapfer zum Vollführen.

43.

Und tiefer saß, wo auf den bunten Auen
Manch weicher Sitz aus Rasen sich geschwellt,
Ein holder Kreis von Mädchen und von Frauen,
Gleich einem Netz, das Amor aufgestellt.
Und wie wir gern die bunten Kränze schauen,
Worin die Frucht den Blüten sich gesellt;
So mischten dort mit edler Mien' und Sitte
Viel Jünglinge sich in der Schönen Mitte.

44.

Und froh vereint das zarte Fest zu krönen,
Begannen sie bei hellem Harfenklang
Den Liederstreit, der lind in leichten Tönen
Weit übern See durch Wies' und Haine drang.
Erst lockte süß das leise Lied der Schönen,
Dann schallte laut der Jünglinge Gesang,
Bis nach und nach des Liedes Doppelflammen
Im holden Chor zu *einem* Glanz verschwammen.

45.

Indessen reihn sich drüben schon die Mohren,
Schon haben stolz und froher Hoffnung voll
Durchs heil'ge Los die Fürsten den erkoren,
Der jetzt zuerst die Gabe bieten soll.
Noch einmal wird der Bundeseid geschworen,
Sich ohne List zu nahn und ohne Groll,
Und, wem den Sieg die Götter auch gewähren,
Des Siegers Recht zu schützen und zu ehren.

46.

Dann trennte sich der reiche Zug vom Lande;
Ihn führte stolz mit seinem Dienertroß

Der Inderfürst im purpurnen Gewande,
Das weit herab in weiten Falten floß.
Dann kam der Mohr von Taprobanas Strande,
Den wellengrün der Panzerrock umschloß;
Doch leicht umspielt von feuergelber Seide
Ging Sabas Herr im hochgeschürzten Kleide.

47.

Wohl schien's, als ob ihr Schmuck schon jetzt verriete,
Auf welchen Rat ein jeder still vertraut,
Denn während den die goldne Kron' umglühte,
Schien jenes Stirn von Perlen übertaut.
Der dritte trug im Haar die duft'ge Blüte,
Woraus sein Nest der edle Phönix baut.
So gingen sie mit zuversicht'gem Blicke
Den goldnen Pfad der weit gewölbten Brücke.

48.

Dann folgte stolz, wie mit erborgten Strahlen
Der Mond sich schmückt, mit feierlichem Gang
Die Dienerschar, und trug die goldnen Schalen,
Die jeder Blick neugierig längst verschlang.
Alpino auch, der jetzt mit allen Qualen
Der Eifersucht, der Furcht, der Hoffnung rang,
Hat listig sich in ihren Kreis gestohlen,
Als wär' auch ihm ein Teil der Last befohlen.

49.

O wie sein Herz unbändig schlug und bebte,
Als jetzt der Zug am goldnen Gitter stand!
Wie jeder Puls zu ihr, zu ihr nur strebte,
Nur sie allein sein ganzes Herz empfand!
Wie jedes Glück so nah' ihn jetzt umschwebte!
Wie jedes Glück in ew'ger Fern' ihm schwand!
Wohl scheint dies Gitter ihm die dunkle Schwelle,
Nicht weiß er, ob des Himmels, ob der Hölle.

50.

Doch mag sein Los, wohin es will, ihn führen,
Sie steht doch jetzt vor seinen Augen da,

Fast kann sein Arm, sein Atem sie berühren,
Die heimlich sonst sein Blick von fern nur sah.
Unmöglich ist's, er kann sie nicht verlieren!
Sie scheint zu hold, zu eigen ihm, zu nah'!
O rasche Lieb', o täuschendes Vertrauen,
Du wirst ein Schloß auf einem Sandkorn bauen!

51.

Als nun gemach mit zitternd leisem Halle
Das süße Lied der Sänger sich verlor,
Da schritt, umtönt von lautem Paukenschalle,
Mit stolzem Blick der Inder Fürst hervor.
Rings reihten sich die bunten Diener alle,
Und jeder hob die Schleier jetzt empor,
Die feierlich der Gabe lichtes Prangen
Mit seidnem Schmuck verhüllend noch umfangen.

52.

Und sieh, das Gold, das tief mit breitem Wallen
Vom Felsengrund der alte Ganges streift,
Und das der Greif mit scharfen Löwenkrallen
Dem Jäger wehrt, der durch die Berge schweift,
Und jenes, das, wenn sie die tiefen Hallen
Des Hauses wölbt, die Ämsʼ im Sande häuft,
Dies alles schoß aus hundert schweren Schalen
Auf einmal jetzt die tausendfachen Strahlen.

53.

Doch köstlicher an Reinheit, Farb' und Helle,
Als jenes, das der harte Stein gezollt,
Erzitterte mit schwer gediegner Welle
Im weiten Kelch das trinkbar feuchte Gold,
Das einmal nur im Jahr aus heil'gem Quelle
Mit hellem Klang die Zauberwellen rollt.
Als diesen Kelch der mächt'ge Fürst erhoben,
Begann er so der Gabe Wert zu loben:

1602. Ganges, Tittmann verweist auf Plinius, Hist. nat. II. 31; VII, 2; XXXIII, 4. — 1603. A. F. Graf von Veltheim veröffentlichte 1799 eine Schrift „Von den goldgrabenden Ameisen und Greifen der Alten". Einige Jahre später als Schulze hat Goethe in der klassischen Walpurgisnacht (Nat.-Litt. Bd. 94 S. 99) die Greife und Gold sammelnden Ameisen verwendet.

54.

„Das Licht nur weckt die ersten zarten Blüten,
Im Licht nur kann die späte Frucht gedeihn;
Die Strahlen, die dem heil'gen Licht entsprühten,
Sog tief der Schoß der dunkeln Erde ein.
Sie komm' ich jetzt, o Schönste, dir zu bieten,
Der Sonne Bild ist ja das Gold allein,
Drum krönt es auch der Fürsten Stirn, zum Zeichen,
Daß sie an Huld und Macht den Göttern gleichen."

55.

So spricht der Fürst. Und wie der Wirt beim Mahle
Das Köstlichste den gnäd'gen Göttern bringt,
So gießt er jetzt aus glänzendem Pokale
Den edlen Trank, der schwer hernieder sinkt.
Hold zittert rings das Grün im hellen Strahle
Des goldnen Taus, der süß im Fallen klingt:
Doch tief versteckt in ihrem weichen Moose
Steht unbewegt und unenthüllt die Rose.

56.

Und zürnend tritt in seinem Wahn betrogen
Der Fürst zurück mit halb ersticktem Fluch.
Da naht der Mohr von Taprobanas Wogen,
Dem jetzt das Herz von kühner Hoffnung schlug,
Und mit ihm kam der Diener Schar gezogen,
Die in der Hand krystallne Muscheln trug,
Von deren Rand mit zart verwebten Schlingen
Zur Erd' hinab goldhelle Netze hingen.

57.

Und als er jetzt die Hüllen weggenommen,
Da wähnt man fast bei jenem lichten Schein,
Der Meeresgott sei selbst emporgekommen,
Mit reicher Gab' um seine Braut zu frein.
So herrlich ist der Perlen Glanz entglommen,
Die groß und dicht sich in den Muscheln reihn.

1617 f. Die Werbung erinnert an die Reden der Freier Porzias in Shakespeares „Kaufmann von Venedig".

Noch staunen rings die Männer und die Frauen,
Da spricht er so mit kühnerem Vertrauen:

58.

„Die Sonn' erquickt, doch kann sie auch verzehren:
Doch friedlich schafft der nächtlich stille Tau.
Ihm g'nügt es nicht zu tränken und zu nähren,
Er breitet hold den Himmel auf die Au;
Die Rose muß zur Sonne sich verklären,
Das Veilchen sich zum luft'gen Sternenblau.
Doch nur zu bald zerrinnt sein zarter Schimmer
Und nur sein Bild, die Perle, leuchtet immer."

59.

So spricht der Mohr, und streut mit stolzen Blicken
Die reiche Saat umher ins weiche Grün,
Daß tief vom Wurf die schlanken Blumen nicken,
Und hell im Kelch die lichten Tropfen glühn.
Schon wähnt er jetzt den holden Lohn zu pflücken,
Und sieht getäuscht die Rose schon entblühn:
Doch tief versteckt in ihrem weichen Moose
Steht unbewegt und unenthüllt die Rose.

60.

Als so der Stolz des reichen Mohren schwindet,
Hebt Sabas Herr sein heimlich lächelnd Haupt,
Sein leichter Schritt, sein freier Blick verkündet,
Daß er allein den Spruch zu deuten glaubt.
In Körbchen, nur aus zartem Bast geründet,
Ruht sein Geschenk, von Blättern überlaubt,
Doch läßt der Duft, der süß mit leiser Schwinge
Die Körb' umspielt, schon ahnen, was er bringe.

61.

Denn jeden Strauch, worin auf Sabas Auen
Der heißre Strahl die süßern Düfte pflegt,
Die Blüten dort, die stets zur Sonne schauen,
Die Ähren, die der reiche Nardus trägt,
Den goldnen Saft, den Myrrh' und Weihrauch tauen,
Den edlen Zimt, den man nach Golde wägt,

Was köstlich nur im Süden blüht und teuer,
Das beut mit diesem Wort der mächt'ge Freier:

62.

„Was kann der Tau, was kann die Sonne geben,
Da beider Licht sich wandelt und verglimmt,
Wenn ewig nicht des Geistes frisches Leben
Mit lauem Hauch durch Höhn und Tiefen schwimmt?
Mag drum der Mensch nach Gold und Perlen streben:
Der Weihrauch ist den Göttern nur bestimmt;
Er kann allein auf unsichtbaren Schwingen,
Des Geistes Bild, zum hohen Himmel dringen."

63.

So spricht der Fürst, und in krystallnem Spiegel
Versammelt er der Sonne letzten Schein,
Und leicht entflammt zerstreut mit buntem Flügel
Der süße Duft sich durch den dunkeln Hain.
Ein zart Gewölk umwallt den Blumenhügel,
Ein sel'ger Rausch nimmt aller Herzen ein:
Doch tief versteckt in ihrem weichen Moose
Steht unbewegt und unenthüllt die Rose.

64.

Als nun beschämt die stolzen Freier stehen,
Als traurig nun auf jenes Zauberbild
Die holden Fraun, die edlen Ritter sehen,
Und selbst Astolf die Thränen nicht verhüllt,
Da hörte man ein Säuseln und ein Wehen,
Wie wenn die Flut von leisen Wogen schwillt.
Auf Lüften schien und Wellen wie vom weiten
Mit süßem Klang dies Wort heranzugleiten:

65.

„Tief ruht das Gold in unterird'schen Hallen
Und schlummert träg und glanzlos im Gestein,
Und soll das Licht der Perle dir gefallen,
Muß hell auf sie der Strahl die Funken streun.
Der Lüfte nur und nur der Flamme Wallen
Vermag dem Duft die Schwingen zu verleihn.

Wer dürftig nur sein scheinbar eignes Leben
Von andern borgt, kann der es andern geben?

66.

„Nie wird dem Stoff des Geistes Werk gelingen,
Der heiter sich am leichten Schaffen freut.
Nein, liebend muß sich gleiche Kraft durchdringen,
Und Seel' und Seel' im süßen Wechselstreit,
Und Form und Form anmutig spielend ringen,
Bis atmend sich das zarte Kind befreit,
Und reich begabt im Duften und im Blühen
Zurückgiebt, was der Meister ihm verliehen."

67.

So sprach die Stimm', und durch des Haines Schweigen
Verhallte sie mit lispelnd leichtem Laut.
Und schon begann der Mond emporzusteigen,
Die Erde lag gleich einer blühnden Braut,
Die leis entschlüpft dem hochzeitlichen Reigen
Süß ahnend jetzt dem Freund entgegenschaut.
Schon waren jetzt unmutig und betrogen
Zu ihrem Heer die Freier heimgezogen.

68.

Da naht' Alpin, bewegt von Furcht und Sehnen,
Dem Kreise sich mit sittig stillem Gang,
Indes durchspielt von träumerischen Tönen
In leichter Hand die goldne Harfe klang.
Er neigte sich dem König und den Schönen
Mit zücht'gem Blick, dann stand er zart und schlank,
Und auf das Bild des schönen Jünglings schauen
Verwundert jetzt die Mädchen und die Frauen.

69.

Dann spricht er so: „Nicht wird es mir gelingen,
Wonach umsonst die Fürsten sich bemüht,
Doch möcht' auch ich die arme Gabe bringen,
Die heimlich mir im stillen Herzen blüht;
Und kann Alpin auch nur ein Lied euch singen,
Man hört ja gern ein sanftes Schlummerlied,

Wenn leis empor aus tiefem Waldesschweigen
Im Mondenglanz die bunten Träume steigen.“

70.

So spricht Alpin, der Sänger zarter Lieder,
Ihm neigt Astolf den Scepter fürstlich mild;
Und jener läßt ins weiche Grün sich nieder,
Das schon der Tau mit neuen Düften füllt.
Erst flattert leicht mit zitterndem Gefieder
Im irren Klang des künft'gen Liedes Bild,
Bis nach und nach mit immer kühnerm Schwellen
Gesang und Wort den Saiten sich gesellen.

71.

Und horch, er singt, wie leis aus tiefen Keimen
In sichrer Nacht der Rose Kelch sich webt,
Und dicht umhegt von grünen Blättersäumen
Vom frischen Quell der künft'gen Düfte lebt,
Und wenn auch schon in ihren engen Räumen
Die reiche Form sich üppig drängt und hebt,
Doch still der Geist, von Lust und Leid geschieden,
Noch schlummernd ruht in unbewußtem Frieden.

72.

„Doch wenn der Lenz mit seinem Wehn und Wallen,
Mit seiner Lust durch Erd' und Himmel dringt,
Wenn weit umher das Lied der Nachtigallen,
Der Biene Flug, der Quelle Rieseln klingt,
Wenn Blüten rings entkeimen, blühn und fallen,
Und jede Nacht den reichen Schmuck verjüngt,
Dann fühlt auch sie in ihrer dichten Hülle
Der Hoffnung Lust, des Lebens sel'ge Fülle.

73.

„Doch nicht wie rings beim ersten lauen Beben
Der Maienluft aus ihrer Knospe Grün
Voll Ungeduld die andern Blumen streben,
Und früher zwar, doch kurz und dürftig blühn,
Verschwendet sie in rascher Lust das Leben,
Und knospet lang, um herrlicher zu glühn.

Still ruht, genährt von Hoffnung und Verlangen,
Der reiche Schatz in ihrer Brust gefangen.

74.

„Doch wenn gemach die Hüllen sich entfalten,
Und sich mit Gold des Busens Tiefe füllt,
Blickt heller stets durch seines Kerkers Spalten
Mit frischer Lust das holdverschämte Bild,
Und freut sich still der wechselnden Gestalten,
Die bunt umher die neue Welt enthüllt.
Ihr frühster Duft, des Atems erstes Weben
Ist Liebe schon, und wähnt, er sei nur Leben.

75.

„Ja, herrlich ist's, wenn nicht mit Blitzesschnelle,
Ein fremder Geist von wilder Lust bewegt,
Der heil'ge Strahl im tiefen Lebensquelle
Bewußtlos schon die leisen Schwingen regt,
Und unerschöpft die gleiche Glut und Helle
Durch jeden Puls des reichen Herzens trägt,
Wenn jede Kraft, stets wirkend, nie verschwendet,
Aus Lieb' entspringt, in Liebe lebt und endet.

76.

„Doch alles harrt schon lang in süßem Schweigen,
Wenn nach und nach die letzte Hülle bricht;
Kaum regt das zarte Laub sich auf den Zweigen,
Die Welle zieht die leisen Kreise nicht,
Die Blumen schaun empor, die Blüten neigen
Aus grüner Wieg' ihr helles Angesicht,
Der Tau verzieht, zur Flur hinabzufließen,
Das Lüftchen weilt, um sie zuerst zu grüßen.

77.

„Und wenn nun früh der Gott in heil'ger Stille
Aus goldnem Thor den ersten Strahl gesandt,
Dann löst auch sie der Hoffnung grüne Hülle,
Und zeigt verschämt das bräutliche Gewand.
Entfesselt strömt des Duftes sel'ge Fülle,
Sie schaut empor, erkennend und erkannt;

Er, der sie früh erzogen und gestaltet,
Er ist's, dem sich ihr reiner Kelch entfaltet.

78.

„Und wie, geschmückt mit nie gehoffter Krone,
Die Schäferin, des Königs junge Braut,
Die arglos einst dem fremden Fürstensohne
Im stillen Thal ihr freies Herz vertraut,
Bescheiden jetzt vom purpurhellen Throne
Aufs freud'ge Volk und staunend niederschaut,
So blickt auch sie beschämt herab von oben,
Und weiß es nicht, wer sie so hoch erhoben.

79.

„Doch alles singt und blüht und lacht in Helle,
Liebkosend grüßt der Lenz sein schönstes Kind,
Der Schmetterling, die gaukelnde Libelle,
Das Bienchen naht, der laue Morgenwind,
Und alles trinkt aus ihrem duft'gen Quelle,
Der jugendlich aus tausend Adern rinnt;
Denn ob ihr Strom auch nur für einen walle,
Die sel'ge Lieb' ist reich genug für alle.

80.

„Und freier jetzt vom hellen Licht umwaltet,
Und inniger durchströmt vom lauen Wehn,
Läßt reicher stets und üppiger entfaltet
Der volle Kelch die irren Tiefen sehn.
So scheint, weil stets ihr Glanz sich neu gestaltet,
Uns aus der Lieb' erst Liebe zu entstehn;
Denn wandelbar mit ewig bunter Welle
Rinnt unversiegt des Lebens heil'ge Quelle.

81.

„Wie hängt sie jetzt mit schmachtendem Verlangen
An ihm allein, den sie zuerst geliebt!
Nicht will sie minder geben als empfangen,
Und reicher wird sie stets, je mehr sie giebt.

1809—1114. Wohl in Erinnerung an Uhlands Gedicht „Der junge König und die Schäferin" 1807, in dem der Königssohn seine geliebte Schäferin plötzlich als Fürstin findet.

Selbst wenn er spät ins Meer hinabgegangen,
Und schwere Nacht den bleichen Himmel trübt,
Wohl mögen dann sich andre Blumen schließen:
Sie duftet fort, den Fernen noch zu grüßen.

82.

„Und wenn, geführt vom drohend dumpfen Schweigen,
Mit schwerem Saum, an schwülen Himmelshöhn
Zum Kampf empor die Wetterwolken steigen,
Und um den Gott in finsterm Trotze stehn,
Dann läßt sie bang, der Sorge süße Zeugen,
Aus heißer Brust die vollern Düfte wehn,
Denn schöner oft als in des Glückes Tagen
Bewährt sich Lieb' in Schmerzen und in Zagen.

83.

„Doch wenn er dann den harten Kampf vollendet
Und freundlich jetzt den leichten Morgenwind,
Den kühlen Tau als Siegesboten sendet,
Dann freut sich still das zarte Frühlingskind,
Und steht verschämt vom Himmel abgewendet,
Und atmet kaum, und duftet leis und lind.
O reines Herz, wie ist im drohnden Leide
Dein Mut so stark, wie schüchtern in der Freude!

84.

„So blüh' empor zum reichen, keuschen Leben,
Du schlummernder, verhüllter Liebesstern,
Und sieh entzückt, wenn sich die Schleier heben,
Das neue Licht, und dufte nah' und fern!
Dies Lied nur kann der arme Sänger geben,
Sein letztes ist's, er giebt sein letztes gern,
Und wirst du einst, wer es gesungen, fragen,
Wer weiß dir dann auch nur sein Grab zu sagen?"

85.

So sang Alpin; und als er ausgesungen,
Und weit umher noch Welle, Luft und Grün
Im glatten See und in den Dämmerungen
Des stillen Hains entzückt zu lauschen schien,

Beginnt der Ton, noch eh' er ganz verklungen,
Zum sichtbar holden Leben aufzublühn.
Nicht weiß man mehr, ob noch das leise Schallen
Der Klänge bebt, ob zarter Düfte Wallen.

86.

Und bunter stets verschweben und zerrinnen,
Wie Welle sich an Welle spielend bricht,
Die Klänge jetzt, und lieblich zittert's drinnen,
Wie heller Tau, wie Duft und Morgenlicht.
Gestalt und Form strebt alles zu gewinnen,
Und blühend tritt ins Leben das Gedicht.
Denn was das Herz einst tief und wahr empfunden,
Das lebt und bleibt dem großen All verbunden.

87.

Und wie der Mond, von Wolken leis umflogen,
Obgleich er selbst dem Auge sich verhüllt,
Hold dämmernd doch den blauen Himmelsbogen,
Die Wolken selbst mit zartem Lichte füllt,
So färben hell sich jene flücht'gen Wogen
Vom Purpurglanz, der aus der Rose quillt,
Doch läßt ihr Kelch wie Träum' im stillen Wehen
Der Dämmerung von ferne nur sich sehen.

88.

Und sieh, es schwillt aus ihrem weichen Moose
Stets blühender die reiche Knosp' empor,
Und lieblich schaut jetzt aus der offnen Rose
Mit goldner Kron' ein holdes Haupt hervor,
Und rings umher verwebt sich leis und lose
Der Blätter Grün zum weichen, seidnen Flor;
Schon scheint der Tau, der hell am Kelch gehangen,
Als Perlenschnur am weißen Hals zu prangen.

89.

Und als gemach der bunte Zauberreigen
Von Duft und Klang verdämmert und verhallt,
Steht zart und schlank, in ahnungsvollem Schweigen,
Mit irrem Blick die blühende Gestalt.

Man sieht die zarte Brust tief atmend steigen,
Vom ersten Hauch des Lebens neu durchwallt;
Bang regen sich die kaum gelösten Glieder,
Sie hebt den Fuß und senkt ihn schüchtern wieder.

90.

Und wie, gelockt von hellen Frühlingstagen,
Die Vögelein verzagt zum erstenmal
Aus weichem Nest von Zweig zu Zweig sich wagen,
Von Busch zu Busch mit zweifelhafter Wahl,
So lenkt auch sie im Staunen und im Zagen
Bald hier, bald dort der Blicke lichten Strahl,
Und sieht entzückt bei zarter Mondenhelle
Wald, Wies' und Flur, Laub, Blüten, Wolk' und Welle.

91.

Doch als sie jetzt mit ungewissen Blicken
Alpin erkennt, der schweigend vor ihr kniet,
Welch Zauberband mag da ihr Haupt umstricken,
Daß sie auf ihn, auf ihn allein nur sieht?
O wie von Scham, von Liebe, von Entzücken
Ihr Busen wallt, ihr holdes Antlitz glüht!
Und sucht auch oft ihr Auge sich zu wenden,
Stets muß es nur noch süßre Strahlen senden.

92.

Und als sie jetzt dem lieblichen Verlangen
Der vollen Brust nicht länger widerstrebt,
Und süß verschämt mit rosenhellen Wangen,
Mit Blicken, die ein trunkner Glanz belebt,
Sich zitternd neigt, ihn freundlich zu umfangen,
Und süß ihr Hauch auf seinen Lippen schwebt,
Und, von der Glut des Kusses tief entzündet,
In ein Gefühl sein ganzes Leben schwindet;

93.

Wer dürfte da mit kaltem Herzen sagen,
Es zieme nur dem thörichten Gemüt,
Sein ganzes Glück für eine Gunst zu wagen,
Die plötzlich naht, und kaum genossen flieht?

Nein, Flammen sind's, die aus dem Busen schlagen,
Das Leben ist's, das hellre Funken sprüht;
Zum neuen Sein schmilzt Geist und Geist zusammen,
Und glänzend steigt ein Phönix aus den Flammen!

94.

Indessen scheint, da rings in freud'gem Schweigen
Noch alles staunt, vom Himmel hell und hold
Im Mondenlicht sich ein Gestirn zu neigen,
Das leicht herab auf Silberwolken rollt.
Schon zittert bunt in Blüten und auf Zweigen
Der ferne Glanz, die Welle schwimmt wie Gold,
Doch sieht man bald, es sei ein heller Wagen,
Den durch die Luft zwei rasche Greife tragen.

95.

So nahten sie, und jedes Aug' erkannte
An ihres Sternenschleiers leichtem Wehn
Und an dem Strahl, der um die Stirn ihr brannte,
Mit banger Lust die Königin der Feen;
Und neben ihr zur Rechten ließ Janthe,
Leontes sich zu ihrer Linken sehn,
Sie, schlank und zart, im ew'gen Jugendlichte,
Er, männlich ernst, mit würd'gem Angesichte.

96.

Als nun zur Erd' herabgeneigt im Grünen
Mit hellem Licht der goldne Wagen stand,
Da nahte sich Klotilden und Alpinen
Die Königin im glänzenden Gewand.
Hold grüßte sie das Paar mit gnäd'gen Mienen,
Und bot ihm sanft die wunderkräft'ge Hand;
Dann führte sie mit ernster Huld zu jenen
Die Liebenden, und sprach mit milden Tönen:

97.

„Empfangt den Sohn, den ihr so lang verloren,
Er hat versöhnt, was eure Schuld gefehlt;
Schon ist das Bild, das seine Lieb' erkoren,
Durch seine Lieb' entfaltet und beseelt.

Sein Zauber hat den regen Geist beschworen,
Und lieblich ihn der zarten Form vermählt.
Nur toten Glanz kann Macht und Reichtum zeigen;
Das Leben ist allein dem Sänger eigen."

98.

So sprach die Fee. Doch rasch und freudetrunken
Sind jene zwei, noch eh' die Wort' entfliehn,
Schon in den Arm der Eltern hingesunken,
Hier weint Klotild', und drüben jauchzt Alpin;
Und wie im Sturm die längst begrabnen Funken
Erloschner Glut zur frischen Flamm' entsprühn,
So muß auch hier jetzt alt und jung sich freuen,
Am alten Glücke der, und der am neuen.

99.

Welch Wiedersehn! welch reizendes Erkennen!
Hand stehn in Hand die Freunde hier vereint,
Dort kann vom Sohn die Mutter sich nicht trennen,
Da hier das Kind im Arm des Vaters weint.
Wie hört man jetzt viel süße Namen nennen:
Sohn, Tochter, Vater, Mutter, Gatte, Freund!
Nur die am liebsten hier die Hand sich böten,
Sie stehn getrennt mit reizendem Erröten.

100.

Doch führen bald mit ihrem besten Segen
Die Eltern jetzt an zitternd froher Hand
Die holde Braut dem Bräutigam entgegen,
Und weihen gern das längst geknüpfte Band.
Und rasch beginnt sich alles jetzt zu regen,
Gesang und Tanz umtönt den duft'gen Strand,
Bis nach und nach beim späten Hochzeitsreigen
Die Fackeln sinken und die Sterne steigen.

101.

Da scheidet still die Königin der Feen,
Und heimlich schleicht die andre Schar ihr nach.
Nur Wellen ziehn, und leise Lüfte wehen
Mit süßem Duft ums holde Brautgemach.

Zwar läßt sich rings kein weiches Lager sehen,
Kein seidnes Zelt, kein still verhehlend Dach,
Doch fühlt man schon verstohlne Geister gleiten,
Den schönsten Sitz der Liebe zu bereiten.

102.

Denn kaum verläßt mit lächelnd schlauem Blicke
Der letzte Gast den schönen Inselhain,
Da löst sich auch das Band der goldnen Brücke,
Und senkt im Nu sich in den See hinein.
Jetzt sind die zwei allein mit ihrem Glücke,
Mit ihrer Lieb', und mit sich selbst allein;
Kein Lauscher wird ihr zärtlich Flüstern hören,
Ihr Lächeln sehn und ihre Küsse stören.

103.

Die Well' umfängt im Sinken und im Steigen
Mit leisem Klang das selige Gebiet;
Hold wiegt der Mond sich auf den grünen Zweigen
Und auf der Flur, die selbst im Schlummer blüht,
Und süß beginnt im nächtlich stillen Schweigen
Die Nachtigall ihr langverhallend Lied.
Das Lüftchen spielt in dunkler Waldeskühle
Mit Quell und Laub lind flüsternd leise Spiele.

104.

Und wo die zwei verschämt, mit feuchten Blicken,
Vom süßen Rausch der ersten Küsse glühn,
Beginnt der Hain sich enger zu verstricken,
Und farbiger die weiche Flur zu blühn.
Rings glänzt der Tau, und tausend Blumen nicken
Mit schwerem Kelch hernieder aus dem Grün;
Der Epheu schlingt in zierlichen Geweben
Durch Blüt' und Laub sein ewig junges Leben.

105.

Wie Amors Pfeil im jungfräulichen Herzen
Schmückt hell das Gold der Lilie keusches Bild,
Die Rose weint und lacht in süßen Schmerzen,
Da Duft und Tau bis an den Saum sie füllt,

Doch leicht nur will die blühnde Ranke scherzen,
Und neckt den Quell, der ihr vorüberquillt;
Halb träumend schaun aus tiefem Grün, verstohlen,
Maiblümchen auf, Narcissen und Violen.

106.

Kaum kann der Mond durch jene Laube dringen,
Wo Amor jetzt sich seinen Thron gebaut;
Man hört nur fern die süßen Vögel singen,
Nur ferne rauscht der See mit leisem Laut.
Wie innig Ros' und Lorbeer sich verschlingen,
Umschlingen jetzt sich Bräutigam und Braut. —
Stumm war die Nacht; dem Dichter nur verrieten,
Was sie gesehn, Laub, Lüfte, Duft und Blüten.

107.

Dies sang ich dir, als mit der ersten Rose
Auch mir ein Lenz der neuen Freud' erschien:
Doch tückisch mischt das Schicksal seine Lose,
Ein weißes zeigt's, wenn wir ein schwarzes ziehn.
So ruht auch jetzt schon unter kühlem Moose,
Die freundlich mir die kurze Lust verliehn,
Und mir ist nichts aus jener Zeit geblieben,
Als nur dies Lied, mein Leiden und mein Lieben.

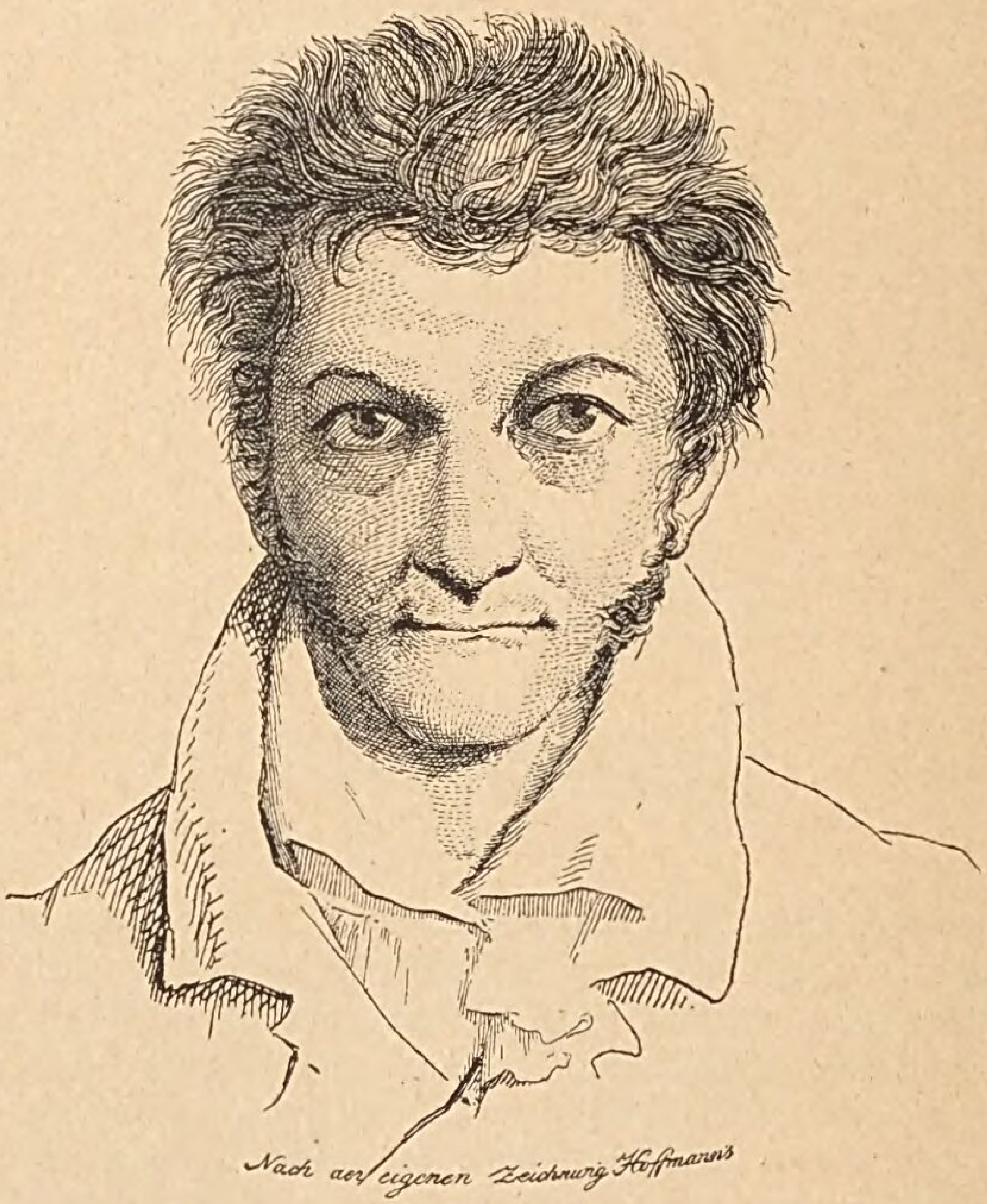
2041. dir, Adelheid Tychsen. — 2046. die, Cäcilie Tychsen.

Ernst Theodor Wilhelm (Amadeus) Hoffmann.

Einleitung.

Der Landesteil Ostpreußen, wie abgelegen er auch geographisch von den Mittelpunkten des deutschen Geisteslebens erscheinen mag, hat zu wiederholten Malen mächtig in die allgemeine und litterarische Entwickelung Gesamtdeutschlands eingegriffen. Im 17. Jahrhundert hatte die neue von Opitz ausgehende Litteratur im Königsberger Freundeskreise — vgl. Nat.-Litt. Bd. 30 — liebevolle Pflege und durch die enge Verbindung mit der Musik eigenartige Entwickelung gefunden. Gleichzeitig mit Kants ersten Schriften traten Hamann und sein Schüler Herder als Führer einer sich von der Aufklärungspartei losringenden neuen Generation auf. Und neben den gewaltigen Führern zeigten sich andere Söhne des Landes wie Willamow, Hippel, Scheffner litterarisch auf verschiedenen Gebieten thätig. Im Kreise der Romantik aber ist Ostpreußen für Lyrik, Drama und Erzählung vollgültig durch Schenkendorf, Zacharias Werner und Hoffmann vertreten. Wenigstens bei vielen dieser ostpreußischen Schriftsteller ließe sich trotz aller persönlichen Eigenart ein gemeinsamer Zug, wie die gemeinsame Heimat ihn ausprägt, nachweisen. Ungleich stärker tritt jedoch bei Hoffmann die Macht der von den Eltern ererbten Eigenschaften und Leidenschaften hervor.

Hoffmann wurde am 24. Januar 1776 zu Königsberg geboren und auf die Namen Ernst Theodor Wilhelm getauft. Statt des letzten der drei Namen legte er sich „aus unbegrenzter Liebe zu jenem großen Meister (Mozart), dem er zeit seines Lebens nachzustreben sich bemühe, auch dessen Vornamen“ bei. Er sollte ihn mahnen, seinem Ideale auf das ernstlichste nachzustreben. Schon im dritten Lebensjahre des Knaben



E. T. W. Hoffmann
(nach dem Stich vor dem 1. Band von „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß“).

gingen die Eltern auseinander. Der Vater, ein Mann von vielem Geist aber unordentlichen Neigungen, die auch einen hochbegabten älteren Bruder zu Grunde gerichtet hatten, starb 1797 als Kriminalrat am Oberlandesgericht zu Insterburg. In einem Briefe an seinen Bruder nannte Hoffmann 1817 „das Dichten eine Familiensünde väterlicherseits“. Von der unaufhörlich kränkelnden Mutter, die von Kummer und Krankheit verdüstert am 15. März 1796 einem plötzlichen Schlagflusse erlag, erbte Hoffmann nach seinem eigenen Geständnisse „eine vorzüglich lebendige, ja ganz

excentrische Phantasie". Er klagte aber auch, daß er „elternlos im trostlosen Einerlei" aufwachsen mußte. „Der schlechte Vater ist noch immer viel besser als jeder gute Erzieher und mir schauert die Haut, wenn Eltern in lieblosem Unverstande ihre Kinder von sich lassen und verweisen in diese, jene Erziehungsanstalt, wo die Armen ohne Rücksicht auf ihre Individualität, die ja niemand anderem als eben den Eltern recht klar aufgehen kann, nach bestimmter Norm zugeschnitten und appretiert werden." Auf seine Erziehung hatte die Mutter keinen Einfluß, doch hing er an ihr und ihrer Schwester, Tante Sophie, und der Großmutter mit inniger Liebe. Im ersten Teile der „Lebensansichten des Katers Murr" gedenkt er mit warmen Worten der „Tante Füßchen", die eine Virtuosin auf der Laute zuerst die Liebe zur Musik in dem Knaben weckte, der, „ein durstig Kind, seiner selbst nicht mächtig, noch ohne in Wort und Rede aufgekeimtes Bewußtsein, alle Wehmut des wunderbaren Tonzaubers, den die Lautenistin aus ihrem Innersten strömen ließ, in begierigen Zügen einschlürfte".

Wenn die Tante Liebe und Verehrung des Neffen genoß, so brachte er dem Bruder seiner Mutter, Justizrat Otto Dörffer, Abneigung und eine früh hervortretende Spottsucht entgegen. „Der Oheim," erzählt Hoffmann-Kreisler, „zog oder erzog mich ganz und gar nicht, sondern überließ mich der Willkür der Lehrer, die ins Haus kamen, da ich keine Schule besuchen durfte. Ich besinne mich nur auf drei verschiedene Fälle, in denen der beinahe bis zum Stumpfsinn gleichgültige, ruhige Oheim einen kurzen Akt der Erziehung vornahm, indem er mir eine Ohrfeige zuteilte." Die Erziehung zeigte sich vornehmlich in der Absperrung; der lebhafte Knabe sollte mit niemanden verkehren, stets dem Oheim zur Seite sein und sich nach seinem Benehmen bilden. Von diesem unerträglichen Zwange erholte er sich an dem einen Abend, an dem der pedantische alte Herr wöchentlich ausging, da wurden tolle Einfälle ersonnen und ausgeübt. Ordnungsliebe und eisernen Fleiß wußte jedoch der unpädagogische Erzieher seinem Neffen wirklich einzuprägen und gab ihm damit ein bei seinem bunt bewegten Leben doppelt notwendigen Halt. Der Oheim war es aber auch, welcher den anfangs wenig Begabung zeigenden Knaben zum Musikunterricht anhielt. Freilich war auch dieser Unterricht nicht zum besten bestellt, wie uns in der Novelle „Die Fermate" erzählt wird; aber der „alte eigensinnige Organist" wußte durch „manchen Satz von dem alten Sebastian Bach" wunderbare Schauer in seinem Schüler zu erwecken. „Ich lernte Klavierspielen und Generalbaß wie eine Sache, die zur guten Erziehung gehört." Gleichzeitig mit der musikalischen Begabung entwickelte sich auch sein Zeichentalent und zwar von Anfang als Karikaturenzeichnung.

Im gleichen Hause mit dem jungen Hoffmann lebte noch ein anderer künftiger Dichter der Romantik, Zacharias Werner mit seiner geisteskranken Mutter; vgl. Nat.-Litt. Bd. 151. Allein trotz der Hausgenossen-

schaft fand keine Berührung zwischen den Knaben statt. Der einzige Jugendfreund, den Hoffmann fand und dessen Umgang ihm gestattet wurde, war Theodor Gottlieb von Hippel. Als Verfasser von Friedrich Wilhelms III. Aufruf „An mein Volk" hat sich der jüngere Hippel in der deutschen Geschichte ein unvergängliches Andenken gesichert. Damals blickten die beiden Freunde in scheuer Bewunderung zu Hippels Oheim, dem geheimen Kriegsrat Th. G. von Hippel, empor, dem berühmten Verfasser der „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (1778—1781); vgl. Nat.-Litt. Bd. 141. Eine andere Achtung fordernde Persönlichkeit war Hoffmanns Großoheim, der Justizrat Vöthöry. In der Novelle „Das Majorat" wird uns dieser „Heros der alten Zeit in Schlafrock und Pantoffeln" vorgeführt und sein Einfluß auf den jugendlichen unerfahrenen Vetter geschildert. Der alte würdige Herr nahm dessen Hilfe in Anspruch, wenn sein Beruf ihn zur Abwickelung juristischer Geschäfte auf die benachbarten Güter führte. Zum Studium des Jus hatte sich Hoffmann „aus Überzeugung der Notwendigkeit" entschlossen, „aus Hang (leidenschaftlich) füllt Musik die Stunden der Erholung". Kants Vorlesungen hörte er, bekannte jedoch offen, sie nicht zu verstehen, wie er überhaupt niemals Teilnahme für irgend ein philosophisches Lehrgebäude, deren Studium seine Zeitgenossen so sehr in Anspruch nahm, empfand. Neben Musik und Zeichnung betrieb er eifrig die Dichtung und zwar von Anfang an in der Richtung seiner Begabung. Obwohl als Gymnasiast wie am Ende seiner Universitätsjahre leidenschaftlich verliebt, ist er nie öffentlich als lyrischer Dichter hervorgetreten. Außer einigen wertlosen Epigrammen in Distichen in der Bamberger Zeit ist nach seinen Jugendjahren auch kaum ein Vers von ihm geschrieben worden. Seine erste größere Dichtung war ein dreibändiger Roman: „Cornaro. Memoiren des Grafen Julius von S." Zu seinem Ärger fand sich für das im Frühjahr 1795 vollendete Werk kein Verleger.

Am 22. Juli 1795 bestand Hoffmann die Auskultatorprüfung; im Herbste finden wir ihn an einem neuen Romane „Der Geheimnisvolle" arbeiten. Eine Reihe von „Vignetten satirischen und amorösen Inhalts" sollte durch die Dichtung ebenfalls zu einem Ganzen verbunden werden, das er unter dem Namen Eduard Trinkulo herausgeben wollte. Auch eigene Kompositionen beschäftigten ihn, in denen er den Schmerzen seiner hoffnungslosen Liebe Ausdruck gab. So schwer der Abschied von der Geliebten ihm fiel, er empfand es als eine Erlösung aus unleidlichen Verhältnissen, als er im Juni 1796 Königsberg verlassen durfte, um in Glogau unter Leitung seines Oheims, des Oberregierungsrats Dörffer, in den praktischen Justizdienst einzutreten. Im Juni 1798 legte er in Glogau die Referendariatsprüfung ab, die ihn aus dem „Neste, dessen Einsamkeit mir vielleicht hin und her heilsam gewesen ist," befreien sollte. In Glogau hatte er seine spätere Gattin Michaeline Rorer, eine Polin, kennen gelernt. Nach der Prüfung machte er „eine höchst interessante

Reise durch einen Teil des schlesischen Gebirges, über Liebwerda und Friedland in Böhmen, nach Dresden". Auf dieser Reise erlebte er den in den „Serapionsbrüdern" als Anhang zur Novelle „Spielerglück" erzählten Auftritt. Der Warnung eines alten Offiziers folgend gelobte er sich nach bedeutendem Gewinne „auf das heiligste, nie mehr eine Karte zu berühren" und hat das Gelübde streng gehalten. In Dresden begeisterten ihn Galerie und Antikensaal, zum erstenmale, daß große Kunstwerke seinem Malerauge entgegentraten.

Da sein Oheim aus Glogau als Obertribunalsrat nach Berlin versetzt worden war, blieb Hoffmann auch in Berlin im Familienkreise. Die bildende Kunst bot ihm auch in Berlin vielfache Anregung, mit voller frischer Begeisterung aber ließ er die Oper auf sich wirken. Die meiste Zeit mußte er freilich der Vorbereitung auf das dritte Examen widmen, das er im März 1800 mit Auszeichnung bestand. Nachdem er noch in Gemeinschaft mit Hippel eine kurze Reise nach Dessau, Leipzig und Dresden gemacht hatte, traf er zum Assessor im Landesjustizkollegio ernannt im April 1800 an seinem neuen Bestimmungsorte, Posen, ein. „Die Anstellung bei einem Kollegio in den ehemaligen polnischen Provinzen," schreibt Hitzig, „war für jeden jungen Mann von nicht ganz festen Grundsätzen eine ungeheure Klippe. Man arbeitete dort viel, verdiente aber auch viel und, weil man wenig Zeit hatte, dem Vergnügen zu widmen und gar keine Gelegenheit zu feinern Genüssen, so suchte man so rasch als möglich zu leben. Dazu kam die Landesart, das Trinkenmüssen, die freie Sitte und zugleich die Anmut der polnischen Frauen." In der Novelle „Das Gelübde" hat Hoffmann polnische Frauen geschildert. Als er von Posen aus mit Hippel eine Zusammenkunft in Danzig, wo er die später in der Novelle „Der Artushof" wiedergegebenen Eindrücke in sich aufnahm, hatte, fiel dem Freunde sein ungünstig verändertes Wesen auf. Hoffmann entschuldigte dies etwas später: „Wein, der eben gärt, hat niemals einen guten Geschmack, und ich war damals wirklich im Gären. Ein Kampf von Gefühlen, Vorsätzen, die sich geradezu widersprachen, tobte schon seit ein paar Monaten in meinem Innern, ich wollte mich betäuben und wurde das, was Schulrektoren, Prediger, Onkels und Tanten liederlich nennen. Du weißt, daß Ausschweifungen allemal ihr höchstes Ziel erreichen, wenn man sie aus Grundsatz begeht, und das war denn bei mir der Fall. Ich lebte in einer überaus lustigen Verbrüderung, die letzten leuchtenden Blitze, welche wir schleuderten, waren aber solche Geniestreiche, die empfindlichen Leuten, die wir nur für zu unschädlich hielten, Haare und Bart versengten. Sie nahmen es übel und borgten sich von dem Olymp in Berlin her solche Gegenblitze, die mich endlich hierher an einen Ort schleuderten, wo jede Freude erstirbt, wo ich lebendig begraben bin."

Dies Bekenntnis sandte er von Plozk in Neuostpreußen an Hippel. Lustige Gesellschaft wußte Hoffmann überall um sich zu versammeln. In Posen hatte er sich von ihr verleiten lassen, Karikaturen und Spottverse

auf die Würdenträger zu verfassen und diese auf einem Maskenballe zu verteilen. Der beleidigte General von Zastrow meldete noch in der Nacht durch einen Eilreiter das Vergehen des Assessors nach Berlin. Dort lag eben seine Ernennung als Regierungsrat in Posen zur Unterschrift vor, nun wurde die Beförderung mit Strafversetzung nach Plozk verbunden. Im Frühjahre 1801 traf er in seinem Verbannungsorte mit seiner jungen Frau ein. „Ich müßte verzweifeln," schrieb er im Januar 1803, „oder vielmehr ich würde längst meinen Posten aufgegeben haben, wenn nicht ein sehr liebes, liebes Weib mir alle Bitterkeiten, die man mich hier bis auf die Neige auskosten läßt, versüßte und meinen Geist stärkte, daß er die Centnerlast der Gegenwart tragen und noch Kräfte für die Zukunft behalten kann." Der „als ein eigner harter Mann bekannte" Regierungspräsident in Plozk machte dem Strafversetzten seinen Dienst nicht eben leicht, Hoffmann war jedoch ungeachtet seiner künstlerischen Neigungen als Beamter stets ein so vorzüglicher Arbeiter, daß er allmählich die Zufriedenheit seines strengen Vorgesetzten sich erwarb. Und ihm selbst kam nach dem wilden Treiben in Posen der Katzenjammer in der polnischen Wüstenei zu gute. Selbst unter den Zerstreuungen in Posen hatte er Zeit gefunden, Goethes Singspiel „Scherz, List und Rache" (vgl. Nat.-Litt. Bd. 88 S. 325)*) zu komponieren und aufführen zu lassen. In Plozk gab er sich, wenn die Akten in die Nebenkammer geworfen waren, ganz dem Zeichnen, Komponieren und Dichten hin. Er arbeitete an einem zweiaktigen komischen Singspiele „Der Renegat" und einem einaktigen „Faustine" (die Gattin Haßes), komponierte Sonaten, Messen, Vespern, die in den benachbarten Klöstern aufgeführt wurden, und bereitete ein Trio und eine größere theoretische Arbeit über die Sonate vor. Mit einem Lustspiele „Der Preis" beteiligte er sich an einem von Kotzebues „Freimütigen" ausgeschriebenen Wettbewerbe. Den Preis erhielt er für seine, niemals veröffentlichte Komödie nicht, die Preisrichter sprachen ihm aber „unter allen Mitbewerbern die meiste Anlage zum Lustspieldichter" zu. Für 1805 plante er ein Taschenbuch mit witzigen Kupfern und übte sich inzwischen durch Nachzeichnung aller etrurischen Vasenbilder der Hamiltonschen Sammlung. In Plozk muß er auch Rabelais kennen gelernt haben, denn lebhaft beschäftigte ihn das Plänchen zu einer Geschichte des Riesen Gargantua. Gegenüber diesen vielen Entwürfen war sein erstes öffentliches Auftreten als Schriftsteller sehr bescheiden. Der „Freimütige" brachte in der Nummer vom 9. September 1803 ohne Namensnennung „Schreiben eines Klostergeistlichen an seinen Freund in der Hauptstadt". Als Musiker erhebt Hoffmann Bedenken gegen Schillers Verwendung des antiken Chors in der Braut von Messina.

Der inhaltlich nicht bedeutende Aufsatz ist doch nach einer Seite hin bemerkenswert. Hoffmann schwärmte für „Franz Sternbalds Wanderungen".

*) Vor Hoffmann haben Christoph Kayser und Peter von Winter, nach ihm Joh. Chr. Kienlen und Max Bruch Goethes Text in Musik gesetzt.

In seinem ersten Erscheinen vor dem Publikum ahmt er Tieck-Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ — vgl. Nat.-Litt. Bd. 145 — nach. So steht er unter dem Einfluß der Romantik, spricht sich aber in einer den Romantikern feindlichen Zeitschrift gegen die klassizistische Richtung der „Herrn Gelehrten in Weimar“ aus. Die Gestalt des Klosterbruders hält Hoffmann auch in seinen Hauptwerken „Elixire des Teufels“ und in Kreislers Leben fest.

Am 10. März 1804 verzeichnet das Tagebuch „Das Versetzungsreskript erhalten“. Das Vergehen war durch die zweijährige Verbannung gesühnt, und der Verwendung seiner Freunde in Berlin hatte Hoffmann seine Versetzung in die Hauptstadt Südpreußens, nach Warschau zu danken. Eduard Hitzig,*) der als Regierungsassessor in Warschau mit Hoffmann Freundschaft schloß, hat uns das buntbewegte Leben, das unter der kurzen preußischen Herrschaft in Warschau sich entfaltete, geschildert. Französische Kultur, asiatische Pracht und preußische Verwaltung wirkten hier sonderbar zusammen. Hoffmann gefiel sich ganz außerordentlich in diesem Treiben. Durch Hitzig erfuhr er nicht nur von A. W. Schlegel und dem jüngeren romantischen Dichterkreise Berlins, in dem Chamisso, Varnhagen und Fouqué eine Rolle spielten, er wurde auch mit Zacharias Werner, der 1804 gleichfalls preußischer Beamter in Warschau war, bekannt. Hoffmann stattete Werners Dramen mit Musik aus. Die Gründung eines Musikvereins gab ihm Gelegenheit, seine vielseitige Begabung zu bewähren. Er dirigierte die Konzerte, nachdem er den Konzertsaal ausgemalt hatte. Weder die Schlacht von Jena noch der Einmarsch der Russen unterbrach das lustige Treiben, und als die Franzosen auch in Warschau dem preußischen Regiment ein Ende machten, freute sich Hoffmann, seiner Amtsgeschäfte los zu werden. In höchst geschickter und anziehender Weise hat er in seinen Erzählungen immer die großen Kriegsereignisse 1806—1815 als Hintergrund wirkungsvoll angebracht, so daß diese Verbindung mit der unmittelbar durchlebten Gegenwart das Interesse wie den künstlerischen Wert erhöhte. Allein wirklich politische oder patriotische Teilnahme war Hoffmann nicht einmal im Jahre 1813/14 eigen. Man darf ihm gewiß glauben, wenn er erzählt, daß er sich in Dresden „mit dem wahnsinnigen Gedanken trug, irgend ein mit starken Pulvervorräten versehenes Fort anzuzünden und in die Luft zu sprengen“. Solch ein Gedanke ergötzte seine Phantasie; er entsprang aber keineswegs seinem Patriotismus. Nie war er vergnügter als 1806 beim Zusammenbruche Preußens, der ihn des langweiligen Aktenschreibens erledigte. Politische Gespräche schnitt er mit der Aufforderung von etwas Gescheitem zu reden ab. Selbst „Die Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden“ liegt fernab von der Begeisterung der Freiheitskriege. Hoffmann fehlte, nicht als Anklage nur als Thatsache sei es erwähnt, jedes Verständnis für die nationale Erhebung; der Mangel kann sein

*) Zur Erinnerung an Julius Eduard Hitzig. Abdruck aus dem preußischen Staats-Anzeiger. Von F. Kugler. Berlin 1849.

rücksichtsloses Verfahren als Kriminalrichter in der schmählichen Verfolgung der deutschgesinnten Jugend in etwas entschuldigen.

Nach Auflösung der preußischen Regierung sandte Hoffmann seine Frau nach Posen, er selbst blieb in Warschau. Schon 1804 hatte er Clemens Brentanos „Lustige Musikanten“ komponiert und auf der deutschen Bühne aufführen lassen. Seine Muße benutzte er, eine große Messe fertig zu machen und zwei Werke für das Theater auszuführen, eine komische Oper „Der Kanonikus von Mailand oder die ungeladenen Gäste“ und eine große romantische Oper „Liebe und Eifersucht“ mit Zugrundelegung des 1803 von Schlegel übersetzten Calderonschen Lustspiels „Die Schärpe und die Blume“. Eine Aufführung hat keine dieser beiden Opern erlebt. Erst die 1808 nach einem Texte des Grafen Soden komponierte Oper „Der Trank der Unsterblichkeit“ kam, ohne sonderlichen Erfolg, in Bamberg auf die Bühne.

Hoffmann hatte in Königsberg eine Erbschaft gemacht, allein sie zu erheben war in den stürmischen Zeiten nicht möglich und so geriet er in Warschau allmählich in eine sehr bedrängte Lage. Ein Nervenfieber brachte ihn dem Tode nahe; nachdem er genesen, reiste er im Juli 1807 nach Berlin. Allein an eine Wiederanstellung in dem verkleinerten Staate war nicht zu denken. Hitzig suchte durch Gründung einer Buchhandlung sich fortzuhelfen, Hoffmann gab eine Zeichnung polnischer Uniformen in Leipzig, zwei Sonaten und ein Harfenquintett in Zürich heraus, aber leben konnte er davon nicht und die Reise nach Wien, wo er als Künstler sich eine Stellung zu erringen hoffte, konnte er aus Mangel an Reisegeld nicht antreten. In Posen starb sein Kind Cecilia, seine Frau erkrankte und er saß von allen Mitteln entblößt in Berlin. Da setzte er im August 1808 folgende Anzeige in den Reichsanzeiger:

„Jemand, der in dem theoretischen und praktischen Teil der Musik vollkommen unterrichtet ist, selbst für das Theater bedeutende Kompositionen geliefert und einer bedeutenden musikalischen Anstalt als Direktor mit Beifall vorgestanden hat, wünscht als Musikdirektor bei einem, womöglich stehenden Theater, unterzukommen. Außer den genannten Kenntnissen ist er mit dem Theaterwesen und seinen Erfordernissen völlig vertraut, versteht sich auf die Anordnungen der Dekorationen und des Kostüms und ist, außer der deutschen, auch der französischen und italienischen Sprache gewachsen. Sollte der Unternehmer eines Theaters irgend eines solchen Subjekts benötigt sein, so bittet man ihn, sich in postfreien Briefen an — — — zu wenden, wo die näheren Bedingungen, welche auf jeden Fall billig sein werden, zu erfahren sind.“

Das Ausschreiben war von Erfolg. Graf Friedrich Julius Heinrich von Soden, der Gründer und Leiter der stehenden Theater in Würzburg und Bamberg, bot ihm, allerdings unter höchst bescheidenen Bedingungen, die Musikdirektorstelle an der Bamberger Bühne an. Hoffmann holte seine Frau aus Posen ab und traf noch vor dem 1. September 1808, dem

Tage seines Amtsantrittes, in Bamberg ein. Mit Soden selbst, der neben historischen Trauerspielen und Familienrührstücken auch ein Volksschauspiel „Doktor Faust“ (Augsburg 1797) geschrieben hatte, kam Hoffmann nicht in Berührung, da der Reichsgraf nach Würzburg übergesiedelt war und das Bamberger Theater einem Unternehmer verpachtet hatte, der denn auch nach kurzer Zeit Bankerott machte. Hoffmann hatte schon vorher seine Stellung niedergelegt, zum Teil auch weil seine Musikleitung bei den Bambergern wenig Beifall fand. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich, kümmerlich genug, durch Erteilung von Musikunterricht. Erst als der ihm von Glogau her befreundete Franz Ignaz von Holbein (1779—1855) die Leitung der Bamberger Bühne 1810 übernahm, trat Hoffmann dieser wieder näher. Als Theatermaler, Maschinist, Kompositeur und Regisseur war er mit Lust thätig und wurde 1811 mit 50 Gulden monatlichen Gehalts als wirklicher Theaterarchitekt angestellt. Bis zum Juli 1812 währte die Glanzzeit der Bamberger Bühne; mit Holbeins Rücktritt verlor auch Hoffmann seine Stelle; am 21. April 1813 verließ er die alte Bischofsstadt.

Bamberg war in den Jahren, da Hoffmann Leid und Lust in seinen Mauern erlebte, noch nicht die einförmige Provinzstadt. 1802 erst hatte das von Kaiser Heinrich II. begründete Bistum seine Selbständigkeit an Bayern verloren. Der Übergang in neue Verhältnisse rief Bewegung und Leben auf allen Gebieten hervor. Vom Februar 1805 bis zum November 1807, also noch bei Hoffmanns Ankunft lebte Hegel als Redakteur der angesehenen „Bamberger Zeitung“ in Bamberg. Am 1. Januar 1810 trat der Dichter Friedrich Gottlob Wetzel*) an Hegels Stelle. An dem Buchhändler Kunz fand Hoffmann einen treuen Freund; bald war er der Mittelpunkt eines zugleich lustigen und geistig anregenden Kreises. Das fröhliche leichtlebige Wesen der Franken zog ihn an. Für den Katholizismus hatte er schon in Polen eine musikalische Vorliebe; gerne besuchte er nun im Bambergischen die Klöster, in denen er Eindrücke für seine spätern großen Werke gewann. Auch die Geschichte des Einsiedlers Serapion ließ er in Bambergs Umgebung sich abspielen. In Ausflügen von Bamberg aus lernte er Nürnberg kennen, das er dann im „Meister Martin“ und in der unvollendeten Erzählung „Der Feind“ mit der den Romantikern eigenen Neigung für die Stadt Albrecht Dürers**) zum Schauplatze seiner erdichteten Handlungen wählte. Der Österreicher Holbein***) war eine Hoffmann verwandte Natur, nur ins Abenteuerliche gesteigert. Seine

*) Aus dem Leben zweier Dichter: E. Th. W. Hoffmanns und Fr. G. Wetzels. Von Z. Funk (C. F. Kunz). Leipzig 1836.

**) Erich Schmidt „Die Entdeckung Nürnbergs“ in den „Charakteristiken“ Berlin 1886.

***) C. v. Wurzbach „Bibliographisches Lexikon des Kaisertums Österreich“ Wien 1863. IX, 220—224. Auch Immermann ließ in Düsseldorf viele Stücke Holbeins und seine Bearbeitung von Kleists „Käthchen von Heilbronn“ aufführen. Ich ergreife die Gelegenheit um ergänzend zu meiner Ausgabe Immermanns Nat.-Litt. Bd. 159 I, S. LIV die nach ihrem Abschlusse erschienene Arbeit Richard Fellners lobend zu nennen: „Geschichte einer deutschen Musterbühne. Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf“ (Stuttgart 1888).

zahlreichen eigenen Dramen sind trotz einstiger Beliebtheit vergessen, aber seine Bemühungen, Kleists Dramen auf die Bühne zu bringen, sichern ihm ein ehrenvolles Andenken in der Geschichte des Theaters; vgl. Nat.-Litt. Bd. 150 I S. XIII. Dem gealterten Holbein, den 1841 die Verlegenheit des Ministeriums an die Spitze des Burgtheaters stellte, wirft Laube „äußerliches Formelwesen" vor; allein Holbein gehört doch zu der nicht großen Anzahl von Bühnenleitern, welche die Geschichte des deutschen Theaters nicht der Vollständigkeit sondern ihrer wirklichen Verdienste willen erwähnen muß. War doch er es, welcher zuerst in Deutschland die Tantièmen für dramatische Dichter einführte. Als Hoffmann an das von Heinrich Cuno, dem späteren Verfasser des vielgespielten Volksstückes „Die Räuber auf Maria Kulm" (1816), geleitete Theater kam, meinte er das Komödiantenunwesen aus dem „Wilhelm Meister" vor sich zu haben; er verglich Cuno mit Melina und war trotz aller Begeisterung für das Theater froh, als er nichts mehr damit zu thun hatte. Bei Holbein fand er künstlerischen Sinn, der ihm alle Arbeit für die Bühne lieb machte. Er gewann Einfluß auf die Auswahl der Stücke und setzte die Aufführung Calderonscher Dramen durch.

Nur in Weimar hatte man bis dahin den Versuch gemacht, auf die gereinigte deutsche Schaubühne den spanischen Dramatiker zu bringen, dessen Werke früher in den Haupt- und Staatsaktionen verunstaltet worden waren.*) Von den künstlerischen Grundsätzen der Goetheschen Bühne war Holbein und seine Komödiantenschar gewiß weit entfernt, allein in Bezug auf Calderon ahmte man in Bamberg das Beispiel Weimars nach.**) Hoffmann, von welchem die Idee ausgegangen war, malte die Dekorationen, setzte einzelnes in Musik und so wurde „Die Andacht zum Kreuze", „Der standhafte Prinz" und „Die Brücke von Mantible" in Schlegels Übersetzung gespielt. „Die Andacht zum Kreuze" fand bei dem katholischen Publikum begeisterte Aufnahme. Hoffmann selbst berichtete über das Gelingen in einem eignen Aufsatze: „Über die Aufführung der Schauspiele des Calderon de la Barca auf dem Theater in Bamberg" (1812 in Fouqués Zeitschrift „Die Musen"). Andere Bühnenerfahrungen verwertete er in dem Dialoge „Seltsame Leiden eines Theaterdirektors. Aus mündlicher Tradition mitgeteilt" (Berlin 1819). Wir finden hier, wie auch sonst oft in Hoffmanns Schriften, reife dramaturgische Einsichten. In den „Leiden eines Theaterdirektors" spricht er von der „unbezwinglichen Sucht für das Theater zu schreiben", und findet den Grund „in dem ganz besonderen zauberischen Reiz, den es hat, das Bild, was im Innern aufgegangen, lebendig herausgetreten, als wirklich sich begebendes Ereignis vor sich zu schauen". Der Grenzen seiner eignen

*) K. Heine „Calderon im Spielverzeichnisse der deutschen Wandertruppen" in der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte" N. F. II, 165 (Berlin 1888). — M. Koch „Calderon in Deutschland" in „Im Neuen Reich" 1881. Nr. 21.

**) Eduard Devrient „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" Leipzig 1848. III, 329.

Begabung blieb er sich dabei wohl bewußt. Die Bedingnisse des Dramas und eigentlichen Erzählung, heißt es in den Serapionsbrüdern, sind „in ihren Grundelementen so von einander verschieden, daß selbst der Versuch, den Stoff einer Erzählung zu einem Drama zu verarbeiten, oft mißlingt und mißlingen muß“. Dagegen trage das Novellenartige oft „den Keim in sich, aus dem das wahre Drama hervorprießt wie ein schöner, herrlicher Baum“. Umgekehrt hat Hoffmann einmal (1822) den Versuch gemacht, zu zeigen, wie ein bereits dramatisch geformter Stoff sich wieder zur Novelle auflösen lasse, indem er für sein „Abenteuer zweier Freunde auf einem Schlosse in Böhmen“ den Stoff von Schillers „Räubern“ heranzog. Von seinen eignen Novellen hat mehr als eine zur dramatischen Bearbeitung gereizt. Ich greife hier nur den lehrreichsten Fall heraus, Otto Ludwigs Arbeit „Das Fräulein von Scudery. Schauspiel in fünf Aufzügen, nach Hoffmanns Erzählung“ (1853). Hoffmann selbst hat nach der gescheiterten Preisbewerbung kein Drama mehr für die Bühne verfaßt, denn an eine Aufführung hat er bei seinem romantischen Spiele „Prinzessin Blandina“ sicher nicht gedacht. Er selbst war mit der Dichtung so unzufrieden, daß sie in keine Sammlung seiner Schriften aufgenommen worden ist. Um so eifriger ging er aber gerade in Bamberg an die Herstellung musikalischer Bühnenwerke. Im März 1811 kam Karl Maria von Weber, der damals bereits auf die Bühnenerfolge seiner Opern „Sylvana“ und „Abu Hassan“ hinweisen konnte, nach Bamberg und schloß rasch mit Hoffmann einen Freundschaftsbund, der bis zu seinem Tode währte. Wohl durch Weber erhielt Hoffmann die entscheidende Anregung, in einer großen Oper sein musikalisches Können zu erproben. Außer einer ganzen Reihe von Musikstücken zu Schauspielen und Balletten, hatte er Sodens „Aurora“ und „Saul“, Holbeins „Myrina“ in Musik gesetzt. Jetzt wollte er eine Oper für sich schreiben; die älteren fast vollendeten Arbeiten ließ er liegen, um „die höchste Stufe“ zu ersteigen, eine „ernste tragische Oper“ zu schaffen. Der in die „Serapionsbrüder“ aufgenommene Dialog „Der Dichter und der Komponist“ zeigt, wie ernst Hoffmann über die Forderungen der Oper dachte; auch in seinen zahlreichen, zum Teil sehr anfechtbaren Bemerkungen über den Don Juan — „Don Juan. Eine fabelhafte Begebenheit, die sich mit einem reisenden Enthusiasten zugetragen“ — betont er überall in erster Linie das dramatische Moment. Unter den vielen theoretischen Vorläufern Richard Wagners darf Hoffmann, der Dichter und Musiker, nicht vergessen werden.*) Eigentümlich mag es dabei erscheinen, daß er wohl die Skizzen zu den Dekorationen für die Berliner Aufführung seiner Oper in der Folge selbst entwarf, seiner dramatischen Begabung bei Beschaffung des Textes aber nicht vollständig traute. Nach langer Überlegung glaubte er in Fouqués 1811 erschienener „Undine“ den geeigneten Opernstoff gefunden zu haben. Auf Hitzigs

*) Fritz Kögel „Ästhetische Hinweise auf das Musikdrama“ im I. Bde. des „Richard Wagner-Jahrbuch“. Stuttgart 1886.

Vermittlung hin zimmerte Fouqué selbst ein Textbuch aus seiner Dichtung zurecht. Der Entwurf des Scenariums ging von Hoffmann aus und in der Hauptsache wurden seine Angaben von Fouqué mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit ausgeführt.*) Weber vermißte in der Dichtung bestimmten und klaren Zusammenhang. In Bamberg begann Hoffmann 1812 die Arbeit an seiner Oper „Undine", die am 3. August 1816 in Berlin zum erstenmale aufgeführt wurde. Die Urteile über das Werk gingen ziemlich auseinander, doch steigerte sich der Beifall mit jeder Vorstellung. Leider brannte schon nach wenigen Aufführungen das Theater mit Hoffmanns Partitur und Dekorationen nieder. Zu einer Wiederherstellung der Partitur kam es nicht, Hoffmann begann eine neue Oper in Angriff zu nehmen, zu welcher Contessa ihm aus Calderons galan Fantasma das Textbuch herstellte. Das neue Werk blieb unvollendet und Lortzings „Undine", 1845, brachte die Hoffmannsche vollends in Vergessenheit, nicht verdienterweise, wenn wir K. M. von Webers Recension,**) die 1817 in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" veröffentlicht wurde, Glauben schenken. Weber ist voll Bewunderung für das geistvolle Werk, das wirklich aus einem Gusse sei. Die musikalische Entwickelung fessle gewaltig vom Anfange bis zu Ende. „Unaufhaltsam schreitet er fort, von dem sichtbaren Streben geleitet, nur immer wahr zu sein, und das dramatische Leben zu erhöhen, statt es in seinem raschen Gange aufzuhalten oder zu fesseln." Gerade dieser Vorzug des Werkes scheint als etwas Ungewohntes die Zeitgenossen befremdet zu haben. A. B. Marx,***) der Hoffmanns musikalische Einsichten sehr hoch stellt, sein Miserere und Requiem wegen der harmonischen und kontrapunktlichen Ausbildung rühmt, meinte, die Oper „Undine" zeige „am klarsten Hoffmanns Kraft und was ihm zum vollendeten Musiker abging". Das der „Undine" folgende, auf Bestellung verfertigte Tongemälde der Schlacht bei Leipzig scheint eine nicht eben besonders glückliche Nachahmung von Beethovens „Schlacht bei Vittoria" (1813) gewesen zu sein.

Wenn Mozarts „Don Juan" für Hoffmann auch das musikalische Höchste war, so hielt sich seine Schwärmerei doch von aller Einseitigkeit frei. Alte und neuere Italiener, Gluck und Spontini weckten seine Begeisterung. Eine Symphonie Beethovens hatte er schon in Warschau dirigiert. Sein eindringendes Studium des „rein romantischen Komponisten", wie er in der Studie „Beethovens Instrumentalmusik" den Meister bezeichnete, fällt in die Bamberger Zeit. Die Verhältnisse, die Not und der Kampf ums Dasein machten damals Hoffmann zum musikalischen Schriftsteller wie sie ihn zum Schriftstellern überhaupt brachten.

*) Erinnerungen an E. T. Hoffmann, aufgezeichnet durch L. M. Fouqué; mitgeteilt als Anhang zu Hitzigs Biographie.

**) Über die Oper: Undine, nach dem Märchen gleichen Namens von Fr. de la Motte Fouqué selbst bearbeitet, mit Musik von E. T. A. Hoffmann, zuerst auf dem Königl. Theater zu Berlin erschienen; im 3. Bde. von Webers „hinterlassenen Schriften". Leipzig 1829.

***) Zur Beurteilung Hoffmanns als Musiker. Im Anhange von Hitzigs Biographie.

Nachdem die auf die Theaterkapellmeisterstelle gesetzten Hoffnungen gescheitert waren, mußte Hoffmann alle Kräfte anspannen, um sich und seiner Frau das Nötigste für den Lebensunterhalt zu erwerben. Die beste Einnahme gewährte ihm der Musikunterricht, der ihm selbst freilich die größte Qual bereitete. Oft kehrte er an der Thüre talentloser Schüler wieder um. Zu einer seiner Schülerinnen entbrannte er in leidenschaftlicher Liebe, die ihn nur um so mehr peinigte, als er in ruhigen Stunden das Lächerliche dieses Verhältnisses erkannte. Ein sehr kleines, außerordentlich bewegliches Männchen, die Gesichtszüge, wie er selbst klagte, eher häßlich als ansprechend; das schwarze Haar war ihm bis in die Mitte der Stirn gewachsen, die Gesichtsfarbe gelblich, heruntergekommen in der Kleidung, verheiratet, mußte sich der arme, fast fratzenhaft erscheinende Musiklehrer selbst sagen, daß er nicht geeignet war, seiner sechzehnjährigen Schülerin Neigung einzuflößen. Hoffmann selbst gestand aber offen, daß er sich über seine eigene Leidenschaft nicht klar sei, ob er wirklich liebe oder sich das ganze Gefühl nur einbilde. Als die Geliebte einem reichen aber ganz gemeinen Menschen sich verlobte, sah er ein, daß „ein großes Phantasma" ihn getäuscht habe; und an Julias Hochzeitstag konnte er heiter in sein Tagebuch verzeichnen: „Die alberne Periode in Rücksicht Julias ist ganz vorüber." In der „Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza" hat Hoffmann die ganze Geschichte selbst erzählt. Seiner Liebe zu Julia hat er in einer ganzen Reihe seiner Dichtungen Ausdruck gegeben, in sämtlichen Kreislerianas, im Kater Murr, in den Abenteuern der Sylvesternacht und sonst noch öfter. Es ist hier zweifellos eine rein poetische Leidenschaft, ein willkommenes dichterisches Hilfsmittel, wenn auch kaum stets ein günstig wirkendes, denn der Glaube an die Wahrheit von Kreisler-Hoffmanns Empfindung wird dem Leser nicht geweckt. Günstiger als aus den Schriften gestaltet sich das Urteil über das Verhältnis, wenn wir ein briefliches Geständnis aus dem Jahre 1820 heranziehen. Julia war in der von ihrer Mutter aus Geldinteressen beschlossenen Ehe höchst unglücklich geworden. Da schrieb Hoffmann einem Freunde: „Sagen Sie ihr in einem Augenblick des heitern Sonnenscheins, daß ihr Andenken in mir lebt; darf man das nämlich nur Andenken nennen, wovon das Innere erfüllt ist, was im geheimnisvollen Regen des höhern Geistes uns die schönen Träume bringt von dem Entzücken, dem Glück, das keine Arme von Fleisch und Bein zu erfassen, festzuhalten vermögen. Sagen Sie ihr, daß das Engelsbild aller Herzensgüte, aller Himmelsanmut wahrhaft weiblichen Sinns, kindlicher Tugend, das mir aufstrahlte in jener Unglückszeit acherontischer Finsternis, mich nicht verlassen kann, beim letzten Hauch des Lebens; ja, daß dann erst die entfaltete Psyche jenes Wesen, das ihre Sehnsucht war, ihre Hoffnung und ihr Trost, recht erschauen wird im wahrhaftigen Sein."

Ein solcher Liebeserguß à la Petrarka beweist uns freilich, daß Hoffmann auch in einer Schilderung mittelalterlichen Minnedienstes, wie

seine Erzählung vom Wartburgkriege ihn enthält, durchaus individuell bleibt. Die Freunde wußten diese platonische Liebe nicht in Einklang zu bringen mit der „tüchtigen Portion Sinnlichkeit, die im Hause seiner Phantasie Platz genommen". An den alten Minnedienst denken wir aber auch, wenn wir hören, daß die leidenschaftliche Liebe zu Julia, um welche die Gattin wußte, Hoffmanns eheliches Verhältnis durchaus nicht beeinträchtigte. Seine Ehe war eine durchaus glückliche; das Verdienst mag freilich mehr dem Anschmiegungstalent der Frau zufallen. Sie soll geistig unbedeutend gewesen sein, während Hoffmanns Eitelkeit von allen Freunden Bewunderung für den Geist seiner Frau forderte.

Auf Hoffmanns schriftstellerische Entwickelung war die Liebe zu Julia von entscheidendem Einflusse. Wie weit diese Liebe auch seine Kompositionen, z. B. ein in Bamberg entstandenes Harfenquintett inspirierte, wissen wir nicht. Als Maler war er in Bamberg viel beschäftigt; er lieferte Porträts, Familiengemälde, einen Cyklus historischer Gemälde für die Altenburg. In die Bamberger Zeitung schrieb er Theaterberichte und suchte auch mit andern Zeitschriften anzuknüpfen. Entscheidend wurde die Verbindung mit Friedrich Rochlitz.

Friedrich Rochlitz (1769—1842) gehörte zu den wenigen, die wie Zelter und Heinrich Meyer durch die gesunde Tüchtigkeit ihres ganzen Wesens sich das besondere Vertrauen Goethes erwarben. Durch die Leitung der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" (1798 bis 1818) übte er einen entscheidenden Einfluß auf das ganze deutsche Musikwesen aus. Dankbar erinnerte sich Richard Wagner noch einige Wochen vor seinem Tode daran, „wie in der christlichen Vor-Jetztzeit Leipzigs der würdige alte Herr" die Symphonie des jungen Anfängers in den Gewandhauskonzerten hatte aufführen lassen. Als Leiter seiner musikalischen Zeitschrift führte er unerschrocken den Kampf für Beethoven, welcher der Mehrzahl der zünftigen Musiker von dazumal ein nicht minderer Greuel war als es Wagner und Liszt späteren Verehrern des Klassikers Beethoven werden sollten. Um Hoffmanns begeistertes Eintreten für Werke wie die C-moll-Symphonie nach Gebühr zu würdigen, muß man sich erinnern, daß Zelter, und wie viele mit ihm, meinten, von einer Kunst der Musik könne nicht die Rede sein, ehe diese neue Musik verschwunden sei (an Goethe 12. November 1808). Beethoven selbst dankte in einem Briefe vom 23. März 1820 Hoffmann für den Anteil, den er an ihm nehme. „Erlauben Sie mir, zu sagen, daß dieses von einem mit so ausgezeichneten Eigenschaften begabten Mann Ihresgleichen, mir sehr wohl thut."

Im Sommer 1809 wandte sich Hoffmann brieflich an Rochlitz, er möge ihm Arbeit für seine Zeitschrift zuweisen, denn Hunger thue weh. Zu seiner Beglaubigung legte er dem Briefe ein nach dem Vorbilde des Mozartschen komponiertes Requiem bei, dessen technische Ausführung Rochlitz bewundernswert fand. Rochlitz sandte als Antwort die Partitur der C-moll-Symphonie zur Besprechung und schlug ihm vor, einen halb tiefsinnigen,

halb verrückten Musiker zum Gegenstand einer Erzählung oder Charakterschilderung zu machen. Nach zehen Tagen sandte Hoffmann den gehaltvollen Aufsatz „Beethovens Instrumentalmusik“ und das erste Stück der Kreisleriana ein. Damit begann seine musikalische Schriftstellerei, die den Ausgangspunkt seiner ganzen dichterischen Thätigkeit bildete, denn „zum Musiker“, sagte er seinem Freunde Kunz, „bin ich nun einmal geboren, das habe ich von meiner frühesten Jugend an in mir gefühlt und mit mir herumgetragen. Nur der mir inwohnende Genius der Musik kann mich aus meiner Misere reißen.“ Die Arbeit für Rochlitz' Zeitschrift brachte ihn auf den Gedanken, diese Aufsätze durch neue vermehrt auch als Buch herauszugeben. Der Plan, Vorfälle und Reminiscenzen aus seinem Bamberger Leben niederzuschreiben, erhielt durch Julias Verlobung feste Gestalt, und Freund Kunz war zum Verlage bereit, als Hoffmann ihm erklärte: „Ich werde Ihnen ein vortreffliches Buch schreiben, ein ganz vortreffliches, die Welt wird erstaunen und damit zurieden sein“. In Kunz' Verlag zu Bamberg erschienen dann ohne Nennung des Autors 1814/15 die vier Bände „Phantasiestücke in Callots Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten“, der erste „mit einer Vorrede von Jean Paul“. In Wirklichkeit war die Vorrede von Richters Freund Otto verfaßt. Jean Paul hatte den Titel „Kunstnovellen“ vorgeschlagen, den Hoffmann mit Recht als unpassend zurückwies. Er hatte das Buch ursprünglich „Bilder nach Hogarth“ nennen wollen, in Erinnerung an Lichtenbergs — vgl. Nat.-Litt. Bd. 141 — Erklärung der Hogarthschen Karikaturen. Kunz machte ihn auf die Radierungen des Lothringers Jaques Callot (1592—1635) aufmerksam, die Hoffmann so sehr entzückten, daß er nach dessen „sonderbaren phantastischen Blättern“ seine Dichtungen nannte. „In Callots Manier,“ schrieb Hoffmann 1813, soll „die besondere subjektive Art“ erklären und entschuldigen, „wie der Verfasser die Gestalten anschaut und auffaßt“.

Ehe Kunz den ersten Band der Phantasiestücke ausgeben konnte, hatte Hoffmann Bamberg verlassen. Auf Betreiben von Rochlitz hatte er am 27. Februar 1813 „ganz unerwartet“ von Joseph Seconda die Berufung zur Musikdirektorsstelle in Dresden erhalten. Am 21. April reiste er nach Dresden ab. Sein Schicksal führte ihn mitten in die Kriegsereignisse hinein. Als er nach Dresden kam, war Seconda mit seiner Truppe in Leipzig, Dresden aber von den Russen und Preußen besetzt. Erst am 20. Mai konnte Hoffmann Dresden verlassen, am 24. hielt er in Leipzig die erste Probe. Ende Juni siedelte die Gesellschaft nach Dresden über und spielte dort fast ununterbrochen bis Anfang Dezember. Hoffmann sah den französischen Kaiser und seine Garden, als Zuschauer nahm er teil an der Schlacht von Dresden und besuchte gleich nach dem Kampfe das Schlachtfeld, erduldete die Belagerung, bis Gouvion Saint-Cyr am 11. November Dresden den Verbündeten übergab. Der Gegensatz des blutigen Kriegsschauspiels mit dem Theatertreiben würde auch einen minder

phantasiereichen Schriftsteller als Hoffmann war aufs höchste erregt haben. Seine unersättliche Lust am Sehen erhielt hier reichste Nahrung. Mochten um ihn Granaten einschlagen, Krankheiten epidemisch wüten, ihm behagte dies bunte Leben. Während des Bombardements schrieb er das Gespräch „Der Dichter und der Komponist“ nieder. Die Schlacht von Dresden beschrieb er einige Tage nachdem sie geschlagen war, doch ist von der größeren Arbeit nur ein kleiner Teil, die als Flugblatt (Bamberg 1814) ausgegebene „Vision auf dem Schachtfelde bei Dresden“ veröffentlicht worden. Erinnerungen an die Kämpfe vor Dresden tauchen auch in der mißglückten Erzählung der Serapionsbrüder „Erscheinungen“ auf. Während jener stürmischen Monate in Dresden entstand aber neben mehreren anderen Arbeiten auch eines der besten und für Hoffmann am meisten charakteristischen Werke, das Märchen „Der goldene Topf“.

In Leipzig setzte er seine Kapellmeisterthätigkeit wie seine schriftstellerischen Arbeiten eifrig fort. Für die musikalische Zeitung lieferte er zahlreiche Recensionen, Karikaturen gegen Napoleon wurden ihm gut bezahlt und fanden viel Verbreitung. Einen Antrag, Musikdirektor in seiner Vaterstadt Königsberg zu werden, lehnte er Ende Januar ab, allein im folgenden Monate überwarf er sich mit dem „ganz unfähigen“ Seconda. Krank, ohne Mittel und Stellung fand ihn sein Freund Hippel in Leipzig. Seinem Rate folgend und durch seine Empfehlung gestützt suchte Hoffmann um Wiederanstellung im preußischen Staatsdienste nach. Zwar erhielt er nicht die angestrebte Stelle als Expedient in einem Ministerium, wohl aber das Versprechen nach halbjähriger Praxis beim Kammergericht wieder in seine Anciennität als Rat einzurücken. So reiste er Ende September 1814 nach Berlin. Die beiden ersten Tage dort lebte er wie in einem Freudentaumel, mit Hitzig, der gleich ihm wieder in den Justizdienst eintrat, Fouqué, Chamisso, Tieck, Franz Horn verkehrend. Die Rückkehr ins „Geschäftsleben, das ich wie den Klotz des Baugefangnen hinter mir herschleppe“, wollte ihm freilich anfangs gar nicht behagen, obwohl er sich rasch wieder in seinem alten Berufe zurecht fand. Am 1. Mai 1816 wurde er mit vollem Gehalte und Range als Rat beim Kammergerichte angestellt; 1819 trat er als Mitglied in die „Immediat-Untersuchungskommission zur Ermittelung geheimer staatsgefährlicher Verbindungen“ ein, im Herbst 1821 rückte er in den Oberappellations-Senat des Kammergerichtes vor, eine Beförderung, welche ihm volle Muße gab und seine dienstliche Stellung ganz nach seinen Wünschen regelte. Der Staatskanzler Hardenberg zeigte ihm Wohlwollen, der König hatte von seiner „Undine“ soweit Notiz genommen, daß er nach Spontinis Berufung Hoffmann die Übersetzung des Textbuches der „Olympia“ befahl. Die Berliner Gesellschaft hatte den schnell berühmt gewordenen Verfasser der Phantasiestücke in ihre Kreise zu ziehen gesucht, ihm aber Langeweile bereitet. Er schlug sein Hauptquartier im Weinhause von Lutter und Wegener auf, wo er der Mittelpunkt einer nicht immer ausgewählten lustigen Kneipgesellschaft wurde.

Hier verbrachte er die Nächte, selten daß er vor Anbruch des Morgens in seine Wohnung zurückkehrte. Im Eingange der Geschichte „Die Brautwahl" führt Hoffmann den Leser in sein ständiges Kneiplokal. Schon in einem Briefe aus Leipzig gestand er: „Indem ich mich immer und immer mehr an Wein als Reizmittel gewöhnend, das Feuer nachschürte, damit es lustiger brenne, achtete ich das nicht, daß auf diese Art nur aus dem Untergange das Heil erspriessen könne. Mögen Sie in diesen wenigen Worten, in dieser Andeutung den Schlüssel zu manchem finden, was Ihnen, wo nicht rätselhaft, doch widersprechend schien." Jetzt in Berlin nahm die Neigung, sich durch Trinken zu „montieren" immer mehr überhand. Er bedurfte dieses gefährlichen Reizmittels, um arbeiten zu können. „Man spricht," heißt es in den Phantasiestücken, „so viel von der Begeisterung, die die Künstler durch den Genuß starker Getränke erzwingen. Man nennt Musiker und Dichter, die nur so arbeiten können. Ich glaube nicht daran; aber gewiß ist es, daß eben in der glücklichen Stimmung, ich möchte sagen in der günstigen Konstellation, wenn der Geist aus dem Brüten in das Schaffen übergeht, das geistige Getränk den regeren Umschwung der Ideen befördert. Es ist gerade kein edles Bild, aber mir kommt die Phantasie hier vor wie ein Mühlrad, welches der stärker anschwellende Strom schneller treibt. Der Mensch gießt Wein auf — und das Getriebe im Innern dreht sich rascher."*) Die unvernünftige Lebensweise mußte die erotische Stimmung fast zu einer dauernden machen, und die sich drängenden Angebote der Verleger verleiteten ihn, dieser Stimmung möglichst viele Arbeiten abzugewinnen. Selbst der treue Freund Hitzig spricht von Hoffmanns Versinken und der furchtbaren Schnelle seines Falls. In seiner letzten Krankheit faßte er den festen Vorsatz sich zu bessern; ihn auszuführen wäre ihm wohl ebenso unmöglich gewesen, wie es seinem Freunde Ludwig Devrient unmöglich war, dem nächtlichen Wirtshausleben zu entsagen. In beiden, die sich gleich im Anfange ihres Berliner Aufenthaltes zusammengefunden hatten und verbunden blieben, war dauernde Mäßigung und Selbstbeherrschung eben durch die Eigenart ihrer Begabung ausgeschlossen. Im Gegensatze zu dem genial-liederlichen Treiben im Weinhause ist aber der Freundesabende in Hoffmanns eigner Behausung zu gedenken, die ihr litterarisches Denkmal in den „Serapionsbrüdern" gefunden haben. Auf Hitzigs Veranlassung war ein Abend in der Woche

*) Am Schlusse der „Serapionsbrüder" kömmt er noch einmal darauf zu sprechen: „Mag jeder tragen, was er kann, jedoch nur nicht das Maß seiner Kraft für die Norm dessen halten, was dem menschlichen Geist überhaupt geboten werden darf. Es giebt aber sonst ganz wackere Leute, die so schwerfälliger Natur sind, daß sie den raschen Flug der erregten Einbildungskraft irgend einem krankhaften Seelenzustande zuschreiben zu müssen glauben, und daher kommt es, daß man von diesem, von jenem Dichter bald sagt, er schreibe nie anders als berauschende Getränke genießend, bald seine phantastischen Werke auf Rechnung überreizter Nerven und daher entstandenen Fiebers setzt. Wer weiß es denn aber nicht, daß jeder auf diese, jene Weise erregte Seelenzustand zwar einen glücklichen genialen Gedanken, nie aber ein in sich gehaltenes, gerundetes Werk erzeugen kann, das eben die größte Besonnenheit erfordert?"

festgesetzt worden, an welchem die vertrautesten Freunde zusammenkamen und über Kunstfragen sich besprechen sollten. Hoffmann (Cyprian), Hitzig (Ottmar), Dr. Koreff (Vincenz), der Dichter Contessa (Sylvester) waren die Grundpfeiler des Vereins, an dem vorübergehend auch andere wie z. B. Fouqué, Öhlenschläger teilnahmen.

Gleich im Eingange der „Serapionsbrüder" rühmt sich Cyprian-Hoffmann, er sei ein Sonntagskind und sehe als solches allerlei bedenkliche Geister, die nach seiner Weise zu erschauen er andern gänzlich irdischen Augen nicht zutraue, daneben erfreue er sich aber auch einer robusten Konstitution. Das Auge des Dichters, der in der gemeinen Wirklichkeit der Dinge das anderen verborgne Wunderbare herausfindet, war ihm gewiß eigen; sein Körper jedoch war der aufreibenden Lebensweise, die er in Berlin führte, nicht gewachsen. Der Anfang des Jahres 1822 fand ihn bereits leidend. Er litt an Rückenmarksdarre, die seine Glieder nach und nach lähmte und absterben ließ. Fünf Monate verbrachte er unter den ärgsten Schmerzen, allein ungebrochen an Humor und Lebenslust. Als ihm das Rückgrat mit glühendem Eisen gebrannt wurde, scherzte er, der Polizeiminister lasse ihn plombieren, damit er nicht als Kontrebande durchschlüpfe, und lieferte damit gleichsam den Beweis, daß der Humor in seinen Schriften kein willkürlich gemachter sondern ein aus seinem innersten Wesen entquellender sei. Da die Hände gelähmt waren, diktierte er in diesen letzten Monaten noch „Des Vetters Eckfenster", „Die Genesung" und „Der Feind"; die letzte Erzählung, ein Gegenstück zum „Meister Martin", blieb unvollendet. „Die Genesung" enthält Hoffmanns eigene Sehnsucht nach Gesundung. Sie entstand, nachdem er unter furchtbaren Schmerzen eine Ausfahrt versucht hatte. Er, dem sonst jeder Sinn für Naturschönheit fehlte, hat hier zum ersten- und einzigenmal in seinen Schriften dem Naturempfinden Worte geliehen. Er starb am 25. Juni 1822 und wurde auf dem Kirchhof vor dem Hallischen Thore beerdigt. „Ausgezeichnet im Amte, als Dichter, als Tonkünstler, als Maler. Von seinen Freunden" lautet die Aufschrift seines Grabdenkmals.

* * *

Sieht man ab von den Beiträgen zu Zeitschriften und rechnet, wie man wohl darf, Hoffmanns öffentliche Schriftstellerlaufbahn vom Erscheinen seines ersten Buches, so umfaßt sie nicht ganz neun Jahre (1814—1822). Fruchtbar und vielseitig wird jeder die Thätigkeit dieser neun Jahre nennen, über ihren Gehalt werden die Urteile aus einander gehen. Hitzig hat die Biographie einen Kommentar zu den Werken Hoffmanns genannt, und in der That nur aus seiner Persönlichkeit lassen sich diese Novellen, Phantasien, Abhandlungen, Fratzen als Gesamtleistung eines Mannes verstehen. Hoffmann läßt seinen Hund Berganza sagen: „Sieh, lieber Freund, es giebt so viele unter euch, die man Dichter nennt und denen man Geist, Tiefe, ja selbst Gemüt nicht absprechen kann, die aber, als

sei die Dichtkunst etwas anderes als das Leben des Dichters selbst, von jeder Gemeinheit des Alltagslebens angeregt, sich willig den Gemeinheiten selbst hingeben, und die Stunden der Weihe am Schreibtische von allem übrigen Treiben und Thun sorgfältig trennen. Mir ist es schon fatal, daß man bei dem Dichter, als sei er eine diplomatische Person oder nur überhaupt ein Geschäftsmann, immer das Privatleben — und nun von welchem Leben denn? — absondert. Niemals werde ich mich davon überzeugen, daß der, dessen ganzes Leben die Poesie nicht über das Gemeine, über die kleinlichen Erbärmlichkeiten der konventionellen Welt erhebt, der nicht zu gleicher Zeit gutmütig und grandiös ist, ein wahrhafter, aus innerem Beruf, aus der tiefsten Anregung des Gemüts hervorgegangener Dichter sei. Ich möchte immer etwas aufsuchen, wodurch erklärt würde, wie das, was er verkündet, von außen hineingegangen sei und den Samen gestreut habe, den nun der lebhafte Geist, das regbare Gemüt zur Blüte und Frucht reifen läßt." Daß der Kriminalgerichtsrat Hoffmann diesem Dichterideale nicht ganz entspreche, fühlte er selbst. „Die Freunde behaupteten," bekennt er in den „Kreisleriana" von sich selbst, „die Natur habe bei seiner Organisation ein neues Rezept versucht, und der Versuch sei mißlungen, indem seinem überreizten Gemüte, seiner bis zur zerstörenden Flamme aufglühenden Phantasie zu wenig Phlegma beigemischt und so das Gleichgewicht zerstört worden, das dem Künstler durchaus nötig sei, um mit der Welt zu leben und ihr Werke zu dichten, wie sie dieselben, selbst im höhern Sinn eigentlich brauche." Das ist eine Selbsterkenntnis so treffend und wahr, daß kein besseres Urteil über Hoffmanns Werke gefällt werden kann. Wir finden eine ganze Reihe ähnlicher in seinen Schriften. „Dein Blut," heißt es in den Phantasiestücken, „fließt zu heiß durch die Adern. Deine Phantasie zerbricht im Mutwillen oft magische Kreise und wirft dich unbereitet und ohne Waffe und Wehr in ein Reich, dessen feindliche Geister dich einmal vernichten können. Fühlst du das, so trinke weniger Wein" (vgl. S. 137). „Mein verdammter Hang, alles so hell und farbig mit Worten auszumalen, wie es vor meines Geistes Augen steht," klagt Berganza, „führt mich wieder hin, wohin ich nicht wollte!" Nicht alles, bemerkt Hoffmann in den an kunsttheoretischen Lehren reichen „Serapionsbrüdern", was der Dichter vermöge seiner besondern Sehergabe vor sich in vollem Leben erschaute, dürfe er in den engen Raum seines Gehirns einschachteln wollen; dies zeige nur Mangel an höherer Erkenntnis. Maß und Ziel müsse jedes Ding haben und nicht ins Blaue hinein Verstand und Geist verwirren. Dies erkennt Hoffmann mit Recht als den Fehler vieler seiner Arbeiten. Es sei seine gewöhnliche Art, „dem Ganzen einen geheimnisvollen Anstrich zu geben, der wie alles Wunderbare, sei es auch noch so korrupt, unwiderstehlich fortreißt". Er überlasse sich dem leichten Spiel seiner Phantasie und inneres und äußeres Leben fließe dann ineinander, den Leser in ein fremdes Zauberreich lockend. Um aber

solchen „wie in regelloser, schielender Willkür von allen Seiten ins Blaue hinaus blitzenden" Werken den notwendigen festen Kern zu geben, sei „ein klares ruhiges Gemüt" von nöten. Die Hebel der Furcht, des Grauens und Entsetzens dürfe der Dichter bewegen, allein sein „richtiger poetischer Takt wird es hindern, daß das Grauenhafte nicht ausarte ins Widerwärtige und Ekelhafte, das dann aber meistenteils zugleich aberwitzig genug erscheint, um auch die leiseste Wirkung auf unser Gemüt zu verfehlen". Nicht schärfer kann man das Verfehlte in den „Elixiren des Teufels", den Erzählungen „vom verlornen Spiegelbild", „Vampyrismus", „Der Sandmann" u. a. bezeichnen, als es mit diesen Worten von ihrem Verfasser selbst geschehen ist. Nicht an künstlerischer Einsicht hat es Hoffmann gemangelt, wohl aber an künstlerischer Selbstbeherrschung gegenüber der durchgehenden Phantasie. Als eine „Mischung von Wunderlichem und Wunderbarem" hat er selbst einmal seine Arbeiten bezeichnet. Der Einfluß des Musikers und Zeichners auf den Dichter, die ja alle drei in Hoffmann vereint waren, ist nie außer acht zu lassen. In seinem letzten Werke „Der Feind" unterbricht er die Erzählung mit der Bemerkung: „Der geneigte Leser, der Sinn hat für die edle Malerkunst, dem sich aus einer Erzählung mannigfache Gruppen bilden, findet hier Gelegenheit, sich ein kleines, gar anmutiges Kabinettsstück vor Augen zu bringen." Zu Novellen, die wie „Doge und Dogeressa," „Die Fermate", „Meister Martin" gerade zu seinen besten gehören, ist er eingestandenermaßen durch ein Gemälde, dem seine Phantasie nachzudichten strebte, veranlaßt worden. Im „Artushof" geht alles aus von dem Eindrucke, den ein altes Bild auf den jungen Kaufherrn Traugott macht. Wenn Hoffmann im tollsten Strudel der Einbildungskraft noch anschaulich bleibt, so verdankt er dies eben seiner Begabung für die bildende Kunst.

Auch das Abenteuerlichste geht bei ihm von der Wirklichkeit aus. „Das Fräulein von Scudery", dem Heyse und Herm. Kurz durch Aufnahme in den ersten Band des „Deutschen Novellenschatzes" den Preis unter Hoffmanns Novellen zuerkannt haben, rühmt Hoffmann „deshalb wahrhaft Serapiontisch, weil sie auf geschichtlichen Grund gebaut, doch hinaufsteige ins Phantastische". Gerade in dieser Novelle nähert sich Hoffmann etwas dem historischen Romane, er sucht den Hof Ludwigs XIV. mit seinen Dichtern, Ministern, die krausen Gassen von Paris zu schildern. Er hatte eben vorher die Bekanntschaft mit den Waverley Novels gemacht. Er bewunderte Walter Scotts „in der größten Einfachheit reges lebendiges Leben und kräftige Wahrheit. Aber! fern von mir liegt dieser Geist, und ich würde sehr übel thun, eine Ruhe erkünsteln zu wollen" schrieb er an Hitzig, der ihn durch Scott von seinen Fehlern heilen wollte. „Die sogenannten historischen Romane, worin der Verfasser in seinem müßigen Gehirn bei ärmlichem Feuer ausgebrütete Kindereien den Thaten der ewigen, im Universum waltenden Macht beizugesellen sich unterfängt, sind abgeschmackt und widerlich", sagt er in der Einleitung zu einer Erzählung, die den Beweis

liefern soll, daß die wirklichen Erscheinungen im gewöhnlichen Leben den wunderbarsten Gestaltungen Boden geben. „Das öde Haus“ unter den Linden war Hoffmann öfters aufgefallen; aus seiner Neugierde über die Gründe, warum ein Haus in der besuchtesten Lage unbewohnt zu sein scheint, entwickelt sich die ganze phantastische Geschichte. Den Schauplatz genau zu bezeichnen hielt er überhaupt für nötig, denn dadurch gewinne alles Lebendigkeit und Frische, der trägen Phantasie werde aufgeholfen. Jede Erzählung gewinne, je mehr „individuell lokal“ sie sei. Das Erfassen des „geschichtlich Wahren“, der Wirklichkeit in einer Dichtung, deren Begebnisse ganz der „Phantasie angehören“, erklärt Hoffmann für äußerst schwierig. Mageren Stoffen glaubte er „dadurch mehr Fleisch und Blut zuzuwenden, daß ich aus einer großen verhängnisvollen Zeit Gebilde herbeiholte, deren Rahmen das nun eigentlich nur ist, was als sich in dem Augenblick begebend dargestellt ist“. Und in der That bildet die Art und Weise, wie überall der Krieg im Hintergrund der „Serapionsbrüder“ und anderer Erzählungen angedeutet ist oder hereinspielt, einen höchst beachtenswerten Vorzug von Hoffmanns Dichtung. Wie hat man Boccaccios Schilderung der Pest als Grundlage zum bunten Farbenspiele des Dekamerone gerühmt! Das unmittelbare Vorbild der Rahmenerzählung*) hat für Hoffmann der „Phantasus“ (1812—1817) gegeben. Ganz nach Tiecks Vorgang hat er einzeln veröffentlichte Dichtungen nun durch Gespräche engverbundener Freunde zu einem Gesamtwerke vereinigt. Allein durch die Begründung, wie er die durch den Krieg zerstreuten Freunde sich in Berlin wieder zusammenfinden, durch Napoleons Rückkehr getrennt und dann wieder vereinigt werden läßt; wie die Freude an endlich geordneten Zuständen durchklingt, zeigt er sich betreff der Rahmengebung entschieden Tieck überlegen und giebt seinem Werke kulturhistorischen Wert, mag er in anderm auch weit hinter Tieck zurückstehen. Das „Fragment aus dem Leben dreier Freunde“ ist ein gelungener Beweis für Hoffmanns Satz, „daß das, was sich wirklich begiebt, beinahe immer das Unwahrscheinlichste ist“.

Es kommt nur darauf an, wie das sich wirklich Begebende dem Auge des Dichters sich zeigt und von seinem geistigen Auge ergriffen sich vor diesem weiter entwickelt. Daß so viele keineswegs schlechte Dichtungen wirkungslos bleiben, kommt nach der Lehre der „Serapionsbrüder“ daher, „daß der Dichter nicht das wirklich schaute, wovon er spricht, daß die That, die Begebenheit vor seinen geistigen Augen sich darstellend mit aller Lust, mit allem Entsetzen, mit allem Jubel, mit allen Schauern, ihn nicht begeisterte, entzündete, so daß nur die inneren Flammen ausströmen durften in feurigen Worten. Vergebens ist das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben sollen, woran er selbst nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erschaute. . . Es giebt eine innere

*) Über Rahmenvergleichung und Novelle vgl. Kürschners Deutsche Nat.-Litt. Bd. 160 I. S. III u. f. — Den Titel und die Idee der Einkleidung von Hoffmanns Werk hat Karl Gutzkow wieder benutzt für seinen Roman „Die neuen Serapionsbrüder“ Breslau 1877.

Welt und die geistige Kraft, sie in voller Klarheit, in dem vollendetsten Glanze des regesten Lebens zu schauen; aber es ist unser irdisches Erbteil, daß eben die Außenwelt, in der wir eingeschachtelt, als der Hebel wirkt, der jene Kraft in Bewegung setzt. . . Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden! Wenigstens strebe jeder recht ernstlich darnach, das Bild, das ihm im Innern aufgegangen, recht zu erfassen mit allen seinen Gestalten, Farben, Lichtern und Schatten, und dann, wenn er sich recht entzündet davon fühlt, die Darstellung ins äußere Leben zu tragen!"

Einer besonderen Kunst des Kolorits rühmte Hoffmann sich selber. Seine Phantasie wirkte so mächtig, daß er ihre Gebilde handgreiflich außer sich zu schauen glaubte. Nicht nur bei seinen nächtlichen Arbeiten, sondern am hellen Tage sah er Gespenster,*) ja er sprach wohl mit diesen Spukgestalten, obwohl er sich „entsetzlich aufgeklärt" nannte. Er glaubt so lebhaft an seine Einbildungen, daß er oft sich „selbst recht arg mystifiziert". „Mit verwogener Keckheit" ruft er „die Geisterwelt in die Schranken" und weiß die „Luftbilder des aufgeregten Geistes zu erfassen und gestalten, daß jedes Auge, mit Sehkraft begabt für dergleichen, sie wirklich im Leben schaut und daran glaubt". So lebte er in „seinem einheimischen schwarzen Zauberwald" und bildet „Geschichten, die in ihrer kecken Tollheit das Herz zerschneiden". Daß Hoffmann sich der Nachtseite der Natur zuwendet, ein Buch wie Schuberts Symbolik des Traumes (1814) über alles schätzt, ist selbstverständlich; ebenso seine lebhafte Teilnahme für Geisteskranke. Er meinte selbst, es liege „etwas Überspanntes" in seinem „närrischen Hange zur Narrheit, der wahnsinnigen Lust am Wahnsinn". Beim Studium des eigenen Ich würde jeder „jenen Niederschlag aus dem chemischen Prozeß des Lebens", den wir in den Tollhäusern aufsuchen, finden. Seine „vorzüglich lebendige, ja ganz excentrische Phantasie" schrieb er selbst dem Hysterismus seiner Mutter zu, erkannte also das pathologische Moment seines Wesens. Wie Kreisler überall er selbst ist, so fühlte er auch den Wahnsinn, dem er Kreisler verfallen läßt, drohend in seinem Innern. Die „Elixire des Teufels" bezeichnet er als „jenes phantastische seltsame Buch, das auf den tiefsten katholischen Mystizismus basiert, so viel Wahnsinniges und Teuflisches enthielt".

Dem Katholizismus war er schon wegen der Kirchenmusik freundlich gesinnt. In Plozk und Warschau wie in Bamberg hat er für Klöster komponiert und in Klosterkirchen gesungen. Allein wirklich religiöse Neigungen sind bei ihm überhaupt nicht zu bemerken. Er berauscht sich an dem Phantastischen des Mönchswesens und schildert zugleich echt protestantisch Rom als den Sitz aller Greuel. Im Grunde berühren ihn religiöse Fragen so wenig wie philosophische. Die romantischen Richtungen seiner

*) „Die Nachtseite der Poesie," schrieb Heine (28. Juli 1827 an Detmold), „hat Hoffmann leuchtend dargestellt. Hoffmann und seine Gespenster sind um so entsetzlicher, da sie am hellen Mittag auf dem Markte spazieren gehen und sich wie unsereiner betragen."

Zeitgenossen teilt er nicht. In der „Brautwahl“ zieht er ganz im Sinne von „Kunst und Altertum“ gegen die „geistestoten Nachähmler“ der alten deutschen Maler zu Felde, obwohl er in seiner Jugend für Sternbald geschwärmt hat. „Nur im wahrhaft Romantischen“ findet er die Verschmelzung von Komischem und Tragischem zu dem Totaleffekt, welcher „das Gemüt des Zuhörers auf eine eigene wunderbare Weise ergreift“. Allein diese Anpreisung des Romantischen ist doch ziemlich allgemein gehalten. Die Ironie bezeichnet er als Grundlage des Humors, der selbst sich aus den seltsamsten Kontrasten bilde, „aus der tieferen Anschauung des Lebens in all seinen Bedingnissen, aus dem Kampf der feindlichsten Prinzipien sich erzeugt“. Die Ironie, „welche, indem sie das Menschliche mit dem Tier in Konflikt setzt, den Menschen mit seinem ärmlichen Thun und Treiben verhöhnt, wohnt nur in einem tiefen Geiste“. Recht im Gegensatze dazu erscheint ihm „der eigentliche französische Witz im höchsten Grade fatal“.

Jean Paul, an den wir bei diesen Äußerungen über Ironie und Humor wohl mehr denken als an Friedrich Schlegels Lob der göttlichen Ironie, hat wenigstens auf die „Phantasiestücke“ großen Einfluß gehabt.*) Die „Abenteuer der Sylvesternacht“ und „Die Geschichte vom verlornen Spiegelbilde“ des Erasmus Spikher“ im 4. Bande sind mißglückte Variationen über Chamissos trefflichen Peter Schlemihl (1819). Die „Nachrichten von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza“ im 2. Bande enthalten die Geschichte seiner Liebe zu Julia und sonstige Bamberger Erlebnisse. Allein das Thema der „betrüglichen Heirat“ wie Julia sie einging, hatte schon Cervantes im „Gespräch zwischen Cipion und Berganza, den Hunden des Auferstehungshospitals von der Stadt Valladolid“ behandelt. Hoffmann, der nicht spanisch verstand, fand das Gespräch in Graf Sodens Übersetzung der „moralischen Novellen“ (Leipzig 1779) vor. Daß er statt zweier Hunde Mensch und Hund sich unterreden ließ, war wohl kaum eine Verbesserung. Was 1814 gedruckt wurde, war eine Umarbeitung von Hoffmanns erstem Entwurfe, den sein Verleger wegen allzu starker Satire nicht zu drucken wagte. Nur einzelnes daraus hat Kunz dann später in seinen „Erinnerungen“ mitgeteilt.

Berganza war, nach Hoffmann, ehe er zu Julia kam, in des Kapellmeisters Johannes Kreislers Diensten. Aussprüche Kreislers und die Geschichte seiner musikalischen Leiden enthielt der erste Band der „Phantasiestücke“. 1820 und 1822 (Berlin) veröffentlichte Hoffmann die beiden

*) Der von Richter dazu veranlaßten Vorrede ward bereits gedacht. 1821 in der Vorrede zur 2. Aufl. der „unsichtbaren Loge“ äußerte er sich über den herrschenden „romantischen Kunstwahnwitz“ und lobt die Callotischen Phantasien des kraftvollen Hoffmann. Allein in neuerer Zeit wüßte dieser „allerdings die humanistischen Charaktere, zumal in der zerrüttenden Nachbarschaft seiner Morgen-, Mittag-, Abend- und Nachtgespenster, welche kein reines Tageslicht und keinen festen Erdboden mehr gestatten, zu einer romantischen Höhe hinaufzutreiben, daß der Humor wirklich den echten Wahnwitz erreicht, was einem Aristophanes und Rabelais und Shakespeare nie gelingen wollen.“ Lotte Schiller tadelte die auch in Weimar beliebten „Phantasiestücke“. Sie fand in dem Buch „eine Sucht Jean Paul nachzuahmen, und doch das eigentlich Anmutige fehlt ganz.“

Bände: „Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern." Ein dritter Band sollte die Liebesgeschichte Kreislers und Julias zum Abschlusse, d. h. Kreisler zum Wahnsinn bringen, und daran sich eine von Hoffmann bereits in Bamberg als sein Hauptwerk begonnene Arbeit reihen: „Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers. Ein Buch für Kenner." Mit Kreislers Namen hat dann Schumann in der Folge einige seiner Kompositionen verbunden. Hoffmann besaß in der That einen Kater, den er zärtlich liebte und seinen Tod ebenso schmerzlich beklagte wie Hebbel den Verlust seiner Eichkätzchen. Die Klugheit dieses Katers, der mit den Pfoten die Schubladen des Schreibtisches öffnen konnte, pflegte Hoffmann seinen Freunden zu rühmen, wie er auch das Hinscheiden seines „geliebten Zöglings" ihnen in „tiefem Schmerze" in aller Form anzeigte. Der Kater im Buche hat also sein wirkliches Vorbild im Leben gehabt, es fehlt ihm aber auch der litterarische Stammbaum nicht. Das alte Märchen vom „gestiefelten Kater" hatte seit 1797 durch Tiecks Dramatisierung — Nat.-Litt. Bd. 144 I — neues Leben gewonnen, und andererseits können wir in Scheffels Hiddigeigei einen würdigen Sprößling von Hoffmanns „Kater Murr" begrüßen. „Kreisler ist die Personifizierung von Hoffmanns Ich, weshalb auch in keinem seiner Werke so viel auf Wahrheit gegründete Beziehungen auf sein eignes Leben zu finden sind als in diesem." Der bizarre Einfall, Kreislers Hof- und Liebesgeschichte mit den Memoiren des Katers kunterbunt zu mischen und noch dazu beide als Fragmente zu formen, entspricht ganz Hoffmanns Eigenart. Die Schilderung des kleinen Hofs ist im Stile Jean Pauls gehalten. An satirischen Beziehungen nach allen Seiten fehlt es nicht. Wirklich echten Humor zeigt das Freundschaftsverhältnis zwischen Murr und dem Pudel Ponto. Der Meister Abraham mit seinen Dekorationskünsten und Automaten ist zum größten Teile wieder Hoffmann selbst. In Plozk wollte Hoffmann selber einen Automaten herstellen und die Erzählung „Die Automaten" in den „Serapionsbrüdern" zeigt von der anhaltenden Teilnahme Hoffmanns an diesen mechanischen Spielereien.

An wirklicher Poesie steht „Kater Murr" weit hinter vielen kleineren Arbeiten Hoffmanns zurück; neben den „Elexiren des Teufels", deren ersten Teil unsere Ausgabe bringt, sind sie aber das Werk, in welchem Hoffmann sich in seiner ganzen Eigenart giebt. Dem tollen Spuke der Elixire ließ Hoffmann im Frauentaschenbuch für 1816 eine seiner heitersten und liebenswürdigen Erzählungen „Die Fermate" folgen. Auch hier schildert er sich selbst in dem Musik liebenden Knaben, den nach strenger kontrapunktistischer Schulung zum erstenmale der Zauber italienischen Gesanges ergreift. Ein Eichendorffscher Taugenichts folgt er den zwei Sängerinnen, die in ihrer ganzen Primadonnen-Launenhaftigkeit ihn mißhandeln. Mit der „Fermate" beginnt die Reihe von Hoffmanns Novellen, die in verschiedenen Taschenbüchern und Kalendern von 1816 bis 1824

reichlich erschienen. Der heiteren Fermate folgten 1817 die beiden Teile der „Nachtstücke, herausgegeben von dem Verfasser der Phantasiestücke in Callots Manier“ (Berlin), je vier Erzählungen: Der Sandmann; Ignaz Denner; Die Jesuitenkirche in G.; Das Sanktus; und Das öde Haus; Das Majorat; Das Gelübde; Das steinerne Herz enthaltend. Die beiden ersten sind ganz von dem tollen Zauberspuke, wie er in den „Elixiren“ sinnverwirrend herrscht, angefüllt. Nathanael erzählt in Briefen an seine Braut, wie er als Kind immer mit der Drohung, der Sandmann komme, zu Bette getrieben worden; einmal schlich er sich aus dem Bette, den Sandmann zu sehen, und wurde von dem ihm widerwärtigen Advokaten Coppelius, der nächtlich zu seinem Vater kam, ergriffen; zu alchimistischen Experimenten wollte er dem Kinde die Augen ausreißen. An diese alte Geschichte wird der Student Nathanael erinnert, als ihm ein Mechanikus ein Fernrohr verkauft. Mit diesem Fernrohr erblickt er die Tochter eines Professors und verliebt sich in sie. Diese angebliche Tochter ist aber eine äußerst künstliche, von Coppelius hergestellte Automate. Alle Versuche der Braut, Nathanael zu retten, bleiben fruchtlos, in Raserei stürzt er sich beim Anblicke des Coppelius von einem Turme herab. Ignaz Denner, ursprünglich „Der Revierjäger“ betitelt, ist eine Räuber- und Hexenmeistergeschichte mit allem Greuel des Aberglaubens, Kinder werden geschlachtet, um aus ihrem Blute Zauber zu bereiten u. s. w. Die Anregung zu der Schauergeschichte gaben ihm zwei Porträts Balthasar Denners in der Galerie zu Pommersfeld. Die übrigen Novellen sind wenigstens von solchem Spuke frei: „Das Majorat“, allerdings auch eine grausige Familienschuld enthaltend, gehört sogar zu Hoffmanns besten Leistungen, die Gestalt des alten Oheims und die überlegene Ironie, mit welcher der verliebte Neffe, Hoffmann selbst, behandelt wird, sind trefflich geraten.

Das „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“ für 1819 brachte die Arbeit Hoffmanns, welche bis heute weitaus die größte Beliebtheit sich errungen hat:*) „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen. Erzählung. Nach einem Gemälde, die Werkstatt eines Böttchers darstellend, von C. Kolbe zu Berlin.“ Nach dem Urteile von Hoffmanns Freunden gebührt aber dem Gegenstücke zu der berühmten Nürnberger Erzählung dem Bamberger „Meister Johannes Wacht“, einer seiner letzten Arbeiten, der Vorzug und so bringt die vorliegende Ausgabe statt dem überall abgedruckten „Meister Martin“ das weniger bekannte Meisterstück. Nach der Reihenfolge der ersten Veröffentlichung folgten auf „Meister Martin“ „Der Kampf der Sänger. Einer alten Chronik nacherzählt“ (in der „Urania“ für 1819) und „Doge und Dogaresse. Eine Erzählung“ (im Taschenbuch der Liebe und Freundschaft für 1819). Nach den Urteilen

*) Noch 1887 ist eine neue französische Übersetzung von Jeanneret und Malvoisin erschienen. „Le tonnelier de Nuremberg de Hoffmann, traduction“ Paris. Als „dramatisches Gedicht in 12 Bildern“ wurde „Meister Martin“ bearbeitet von A. Th. v. Grimm Wiesbaden 1878.

in den „Serapionsbrüdern" zu schließen, war Hoffmann selbst mit seiner Darstellung „jenes berühmten Krieges auf der Wartburg" nicht recht zufrieden. Und noch schwerer mochte es den Bewunderern von Novalis' Roman werden, ihren „Heinrich von Ofterdingen" nach Wagenseils Chronik geschildert zu sehen. In der That war auch Hoffmann ohne jeden Sinn für mittelalterliche Sagen und Gestalten. Von den Romantikern, welche der Romanze, wie Tieck im „Kaiser Oktavian" sie vorführt, huldigten, stand der Teufels-Hoffmann weit entfernt. Wir erkennen diesen Gegensatz, wenn wir Fouqués Dichterspiel „Der Sängerkrieg auf der Wartburg" (Berlin 1828) mit Hoffmanns Erzählung vergleichen. Hoffmanns Erzählung aber war es, die auf Richard Wagners „jugendliche Einbildungskraft gewirkt hatte",*) so daß ihm, als die wunderbare Gestalt der Volksdichtung vom Tannhäuser ihn ergriff, ihm die Sage vom Wartburgkrieg miterklang. Auch in „Doge und Dogaresse" ergriff Hoffmann einen durch andere Bearbeitung später berühmt gewordenen Stoff. 1820 hat Lord Byron seine historical tragedy Marino Falieri veröffentlicht; nach ihm und Hoffmann haben eine ganze Reihe Dichter und Komponisten die erschütternde Katastrophe der venetianischen Geschichte bearbeitet.**) R. Schumann fühlte sich von dem „durchweg Noblen und Natürlichen" der Hoffmannschen Novelle zu einer Bearbeitung als Oper angezogen, obwohl er „ein deutsches, tiefes Element" darin vermißte (Mai 1840).

Wenn Hoffmann der erste war, der in Deutschland die Geschichte von Marino Falieri dichterisch verwertete und so andern als Quelle diente, so hat er bei einem andern viel behandelten Stoffe Nachfolger und Vorgänger gehabt. Aus G. H. von Schuberts „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" (Dresden 1808) bildete er für die „Serapionsbrüder" die Erzählung „Die Bergwerke zu Falun".***) Franz v. Holsteins schöne Oper „Der Haideschacht" hat in neuerer Zeit der seit 1720 bekannten Geschichte das Interesse wieder erworben.

Selbst in Erzählungen, die wie „Doge und Dogaresse" historischen Hintergrund haben, läßt Hoffmann gerne geheime Kräfte ahnen, eine romantische Unart, durch die ja auch Heinrich von Kleist seinen „Kohlhaas" geschädigt hat. Hoffmann hat aber mehrere seiner Dichtungen durch die Bezeichnung Märchen eigens aus der Schar der übrigen Erzählungen gesondert, so 1814 den in unsere Ausgabe aufgenommenen „goldenen Topf". In Berlin dichtete er für Hitzigs Kinder, an die auch Chamisso bei seinem „Peter Schlemihl" gedacht hatte, die zwei Märchen „Nuß-

*) Wagner „Eine Mitteilung von meinem Freunde" (1851); gesammelte Schriften und Dichtungen Leipzig 1872; IV, 331. W. Golther in den „Bayreuther Blättern" 1889 „Die Quellen der Dichtung des Tannhäuser".

**) F. Michel „Über die dramatischen Bearbeitungen der Verschwörung des Marino Falieri im Anschluß von Byrons Tragödie" in den „Berichten des freien deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M." 1885/86. — M. G. L. von Loghem (Fiore della Neve) „Marino Falieri en zijne Dichters" Amsterdam o. J.

***) Gg. Friedmann „Die Bearbeitungen der Geschichte von dem Bergmann zu Falun" Berlin 1887.

knacker und Mausekönig"*) und „Das fremde Kind". Im Drucke erschienen beide 1816 und 1817 im ersten und zweiten Bande der von Contessa, Fouqué und Hoffmann herausgegebenen „Kindermärchen". Ihnen läßt sich die den Abschluß der „Serapionsbrüder" bildende „Königsbraut. Ein nach der Natur entworfenes Märchen" anreihen. „Das fremde Kind" zeigt den Märchencharakter, wie er aus den Sammlungen der Brüder Grimm uns vertraut ist, am reinsten. Die Freude an der Natur, die bei Hoffmann sonst fast nie Ausdruck findet, das liebliche Elfenkind, welches mit den unverdorbenen Landkindern spielt, und, daneben der böse Hofmeister, der sich schließlich in eine Fliege verwandelt: das alles ist kindlich gedacht und durchgeführt. Der „Nußknacker" dagegen, so hübsch er von der Wirklichkeit der Weihnachtsbescherung in die Traum- und Märchenwelt überleitet, geht doch zuletzt wieder ins Barocke über. Das vom Paten Drosselmeier, Hoffmann selbst, im Märchen erzählte „Märchen von der harten Nuß" ist unkindliche Satire. Freude bereitete Hoffmann das Lob, welches Gneisenau der Darstellung der Schlacht zwischen den Mäusen und Nußknackern mit Puppen und Bleisoldaten spendete. Das Märchen von der Königsbraut ist ein echter Hoffmann. Er beobachtet ein Mädchen, das leidenschaftlich den großen Gemüsegarten pflegt; aus Rüben lassen sich bekanntlich sehr leicht possierliche Gestalten schneiden. Nun belebt Hoffmanns Phantasie all das Gemüse. Der Gemüsekönig will dankbar für die Pflege das Mädchen heiraten und groß wird die Gefahr, daß sie diesen unterirdischen Wurzelgeistern anheimfällt, schließlich verbleibt der Sieg aber ihrem menschlichen Bräutigam. Hoffmann erwähnt einmal den „unbeschreiblichen Zauber", welchen Goethes „allerliebstes Märchen die neue Melusine" auf ihn ausgeübt habe. Gerade bei der „Königsbraut" dürfen wir an deren Einfluß denken. „Nußknacker" und „Königsbraut" mögen dagegen wieder Brentano Anregungen gegeben haben.

Anderer Art als diese drei Kindermärchen sind zwei andere von Hoffmann als Märchen bezeichnete Dichtungen. „Klein Zaches genannt Zinnober" (Berlin 1819) und „Meister Floh. Ein Märchen in sieben Abenteuern zweier Freunde" (Frankfurt a. M. 1822). Es giebt Menschen, die wunderbar auf die Aneignung fremder Verdienste sich verstehen. Dem häßlichen, tölpischen Zinnober schenkt eine Fee die Gabe, daß alles Schöne und Gute, was in seiner Gegenwart andere thun und reden, ihm als Verdienst zugeschrieben wird. Kaum zur Universität gekommen wird er so Minister, bis ein Zauberer den durch ihn Gekränkten hilft und die Fee besiegt. Die humoristische Idee ist von Hoffmann jedoch nicht mit frei waltendem Humore, sondern mit unerfreulicher Bitterkeit durchgeführt; daß viele sich durch die Satire gekränkt fühlten, war natürlich. „Meister Floh" durfte überhaupt nur nach manchen Zensurstrichen gedruckt werden. Aus einem phantastischen Wirrwarr, dessen Anspielungen zu deuten jedem

*) Hermann Kurz hat „Nußknacker und Mausekönig" für eines der besten deutschen Märchen, den Mörikeschen allein nachstehend, erklärt.

Kommentator unserer Tage schwer fallen dürfte, erkennen wir als Hauptmotiv: der verfolgte Floh setzt seinem Beschützer einen Glassplitter ins Auge, vermittelst dessen Peregrinus Tyß nicht was die Leute sagen, sondern was sie wirklich denken, erfährt. Das fruchtbare in ähnlicher Art oft schon gebrauchte Motiv ist aber von Hoffmann keineswegs mit Glück ausgenützt worden. Neben der vollständig mißlungenen „Prinzessin Brambilla. Ein Kapriccio nach Jakob Callot“ (Breslau 1821) und der Doppelerzählung „Die Irrungen. Fragment aus dem Leben eines Phantasten“ (Berliner Taschenkalender für 1821), „Die Geheimnisse. Fortsetzung der Irrungen“ (für 1822) zeigt „Meister Floh“ am schärfsten die Zerfahrenheit, in welche Hoffmanns Manier allmählich geraten konnte. In den drei Arbeiten ist es ein „Nebeln und Schwebeln mit leeren Schatten auf einem Schauplatz ohne Boden und ohne Hintergrund“, wie schon Hitzig dem Verfasser selbst gegenüber tadelte. Was im „Öden Hause“ einmal nicht mißlungen war, die Berliner Straßen und Häuser mit glaubhaftem Spuke zu erfüllen, wurde in den „Irrungen“ und „Geheimnissen“ eine gesuchte Albernheit; man fühlt, daß der Autor selbst nicht weiß, wo er hinaus will. „Prinzessin Brambilla“ spielt in Rom, ein eitler Schauspieler und seine Geliebte im Mittelpunkte. Der römische Karneval, den Hoffmann durch Goethes Schilderung — Nat.-Litt. Bd. 102 II — kannte, soll dem Wirrwarr der Erzählung Leben verleihen, allein selbst für ein Kapriccio ist hier der Willkür zu viel, der Kunst und Gestaltungskraft zu wenig. Das römische Kapriccio unterliegt um so härterem Tadel, wenn man an eine andere in Rom spielende Erzählung Hoffmanns denkt, „Signor Formica“ (im Taschenbuch der Liebe und Freundschaft für 1820), die einzige seiner Dichtungen, welche Hoffmann selbst als „eine Novelle“ bezeichnet hat*). Es ist eine der geistvollsten, von wahrem Humor und glücklichster Erfindung getragenen Arbeiten Hoffmanns. Salvator Rosa, der Held der Dichtung, war Hoffmann besonders sympathisch, da er gleich ihm selbst Maler, Dichter und Musiker war. Hoffmann läßt ihn als Schauspieler auftreten, um ein Liebespaar glücklich zu vereinigen. Da haben wir nun die Gestalten des römischen Karnevals und der Commedia del Arte in vollendeter Gestalt. Beaumarchais' Barbier de Seville war Hoffmann schon längst durch Paësiellos Oper (1789) vertraut, 1816 begann Rossinis gleichnamiges Meisterwerk seinen Triumphzug über die europäischen Bühnen. Hoffmann ist unzweifelhaft durch Rossinis „Barbier von Sevilla“ zu seiner Novelle bestimmt worden. Der eifersüchtige verliebte Oheim Signor Pasquale Capuzzi, der die Maler zu Tode kurierende Doktor Splendiano Accoramboni sind echte lebensvolle Lustspielfiguren. Sie alle überragt aber der edelmütige, von Geist und Laune sprudelnde Salvator Rosa selbst, ein stark idealisierter Hoffmann.

Im gleichen Jahre wie „Signor Formica“ erschienen noch drei

*) In den „Serapionsbrüdern“ fürchtete Hoffmann „den eigentlichen Novellenton nur hin und wieder, vielleicht gar nur in den Überschriften der Kapitel getroffen“ zu haben.

andere von Hoffmanns besten Arbeiten. „Spieler-Glück“ (in der „Urania“) führt das oft behandelte Thema der Verderblichkeit der Spielleidenschaft, ich erinnere nur an Regnard und Iffland, in der Geschichte des Chevalier Menars durch. „Die Brautwahl, eine berlinische Geschichte in der mehrere ganz unwahrscheinliche Abenteuer vorkommen“ (Berliner Taschenkalender) mischt in glücklichster Weise Berliner Spießbürger- und Büreaukratentum mit den abenteuerlichsten Spukgestalten. Der ehrsame Kanzlei-Sekretär Tusmann kneipt in Gesellschaft des ewigen Juden. Aber der Humor waltet hier so siegreich, daß die Tollheit des Vorgeführten sich doch wieder künstlerisch abrundet. Zugleich mit der phantastischen Geschichte aus den Berliner Gesellschaftskreisen erschien die rasch berühmt gewordene, allbekannte Novelle „Fräulein Scudery. Erzählung aus dem Zeitalter Ludwigs XIV.“ (im Taschenbuch der Liebe und Freundschaft). Lotte Schiller erklärte (5. Februar 1820 an Knebel) „Den Goldschmied“ für das Beste, was sie von Hoffmann gelesen habe; „es ist so schön erzählt, so verständig und in einer Folge dargestellt, daß man sich darüber erfreuen muß.“ Es ist der Erzählung vielleicht zu gute gekommen, daß an dem Kriminalfalle auch der Jurist Hoffmann Anteil nahm und der Kammergerichtsrat die ausschweifende Phantasie des Dichters mäßigte. Wie „Fräulein von Scudery“ so bietet auch „Die Marquise de la Pivardière“ (Taschenbuch der Liebe und Freundschaft für 1821) die Geschichte eines Kriminalfalles. Erst lange nach Hoffmanns Tode hat sich sein Freund Hitzig mit dem Romanschriftsteller Häring (W. Alexis) zur Herausgabe des „neuen Pitaval“ (Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit) verbunden. Um Hoffmanns Kunst in der Behandlung von Kriminalgeschichten zu würdigen, braucht man nur ähnliche Versuche Müllners, der wie Hoffmann „zugleich Poet und Kriminaljurist“ war, zum Vergleiche heranzuziehen; Nat.-Litt. Bd. 151 S. 302.

Nachdem bereits 1818 ein Bruchstück aus den „Serapionsbrüdern“ erschienen war, gab Hoffmann zwischen 1819 und 1821 (Berlin) die vier Bände heraus: „Die Serapionsbrüder. Gesammelte Erzählungen und Märchen.“ Weitaus die meisten der 22 Erzählungen*) waren bereits früher einzeln erschienen. Aber der sie nun umgebende und vereinigende Rahmen der Gespräche der Freunde giebt dem Werke selbständigen Wert. Die gesammelten Novellen treten als Ganzes den „Phantasiestücken“, „Teufelselixiren“ und dem „Kater Murr“ zur Seite. Von dem noch später von ihm selbst veröffentlichten Dichtungen „Der Elementargeist“ (Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1822), „Die Räuber. Abenteuer

*) I. Der Einsiedler Serapion. Rat Krespel. Die Fermate. Dichter und Komponist. Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde. Der Artushof. Die Bergwerke zu Falun. Nußknacker und Mausekönig. II. Der Kampf der Sänger. Die Automaten. Doge und Dogaresse. Meister Martin, der Küfner und seine Gesellen. Das fremde Kind. III. Die Brautwahl. Der unheimliche Gast. Das Fräulein von Scudery. Spielerglück. IV. Signor Formica. Erscheinungen. Der Zusammenhang der Dinge. Vampyrismus. Die Königsbraut.

zweier Freunde auf einem Schlosse in Böhmen" (Rheinisches Taschenbuch für 1822), „Der Doppeltgänger. Erzählung" (Feierstunden 1822) und der von Chamisso angeregten Erzählung „Datura fastuosa. Der schöne Stechapfel" (Taschenbuch der Liebe und Freundschaft für 1823) ist keine den in den „Serapionsbrüdern" gesammelten Dichtungen ebenbürtig. Erst auf seinem Sterbelager hat er in „Johannes Wacht" und dem Fragmente „Der Feind" wieder seine besten früheren Leistungen erreicht. Der geplante große Roman „Jakobus Schnellpfeffer" ist nicht mehr zur Ausführung gelangt.

Schon die Erwähnung der Rahmenerzählung legt die Frage nach Hoffmanns Quellen und Vorbildern nahe. An die Gespräche mit Tiecks „Phantasus", das unmittelbare Muster der „Serapionsbrüder", hat er selbst erinnert. Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" waren Hoffmann schon durch die darin enthaltenen Spukgeschichten besonders anziehend. „Jene gemächliche, aber anmutige Breite nachzuahmen, die in den Novellen der alten Italiener, vorzüglich des Boccaccio herrscht", erschien ihm mehr anstrebenswert als erreichbar. Der Entlehnungen aus Cervantes' Novellen wie der mißlungenen Nachahmungen von Chamissos „Peter Schlemihl" ward schon gedacht. Heinrich von Kleist verehrte er als einen Meister der Erzählungskunst. Niemand habe „herrlicher bewiesen, wie ein Stoff bearbeitet oder vielmehr lebendig gestaltet werden kann" als der Verfasser der „vortrefflichen, klassisch gediegenen Erzählung von dem Roßhändler Kohlhaas" (Nat.-Litt. Bd. 150 II). Hoffmanns „Gelübde" erinnert an Kleists „Marquise von O." Tiecks eigentliche Novellendichtung hat erst in Hoffmanns Todesjahr begonnen und ist von seiner Weise ganz und gar verschieden. Daß auch Tieck das von Hoffmann wie von so vielen andern mit Vorliebe ergriffene Thema des Magnetismus behandelte, vgl. Nat.-Litt. Bd. 160 I S. VI, lag in dem Zuge der Zeit. Tieck bekämpfte, Hoffmann begeisterte mit Berufung auf Jean Paul sich für magnetische Kuren, hier die Nachtseite der Natur mit der Möglichkeit aller Frevel erblickend. Eine so „lebhaft dargestellte Gespenstergeschichte", wie Schillers „Geisterseher", sie bot, trug er in seiner Jugend ständig mit sich, „wie damals jeder der nur irgend dem Romantischen ergeben". Fouqués „Zauberring" und „Galgenmännlein"*) erklärte er für ein unerreichbares Meisterwerk. An Walter Scott, den er überschwänglich lobte, vermißte er „das Brillantfeuer des tiefen Humors, der aus Sternes und Swifts Werken hervorblitzt". Er kannte die beiden englischen Humoristen wie die deutschen Hippel und Lichtenberg recht wohl. Sein Verhältnis zu Jean Paul haben wir schon kennen gelernt; in den „Phantasien", dem „Kater Murr" u. a. wird man fortwährend an Richter gemahnt. Allein auch ältere Humoristen wie Rabelais und Scarron waren ihm wohl vertraut. Wenn Hitzig hervorhebt, daß Hoffmann wenig gelesen habe, so bezieht

*) Im „Galgenmännlein" fand Hoffmann „jene Mischung des wunderbar Gemütlichen, das wenigstens an das Komische anstreift, mit dem Grauenhaften gar herrlich geraten".

sich dies nur auf das letzte Decennium seines Lebens. Er hatte keine so ungeheure Belesenheit wie Jean Paul, noch machte er von ihr solch schädlichen Gebrauch. Eine Untersuchung über die Quellen seiner einzelnen Erzählungen und Phantasien würde indessen doch eine überraschende Menge litterarischer Anknüpfungen ergeben. So erklärte er selbst, die Anknüpfung des Wunderbaren an das tägliche Leben*) aus den Märchen der Tausend und einen Nacht, „jenem ewigen Buche" gelernt zu haben. Tausend und eine Nacht waren seit langem in jedermanns Händen; Hoffmanns Kenntnis der Gesta Romanorum zeigt von seinem eifrigen Forschen nach Erzählungsstoffen. „Die schönsten reichsten Fundgruben für Erzählungen, Märchen, Novellen, Dramen, sind alte Chroniken"; Theodor läuft in den „Serapionsbrüdern" jeden Tag nach der öffentlichen Bibliothek, um alte Folianten und Chroniken zu sammeln, seine Phantasie „von den seltsamen tollen Mären jener verjährten Bücher" zu erfüllen. Christoph Wagners Gespensterbuch (1511), Hafftiz' Microchronologicum (1595), aus dem auch Kleist den Stoff zum „Michael Kohlhaas" schöpfte, Wagenseils de Civitate Noribergens (1697), aus dem Hoffmann die Geschichten vom Wartburgkrieg und Fräulein von Scudery kennen lernte, manches für den Meister Martin entlehnte, u. a. m. hat er für seine Schriftstellerei durchstöbert. Aber nicht auf den Keim, den der Dichter irgendwo finde und in sein Inneres aufnehme, heißt es in den „Serapionsbrüdern", komme es an, sondern „die Gestaltung des Stoffs müsse den wahrhaften Dichter bewähren".

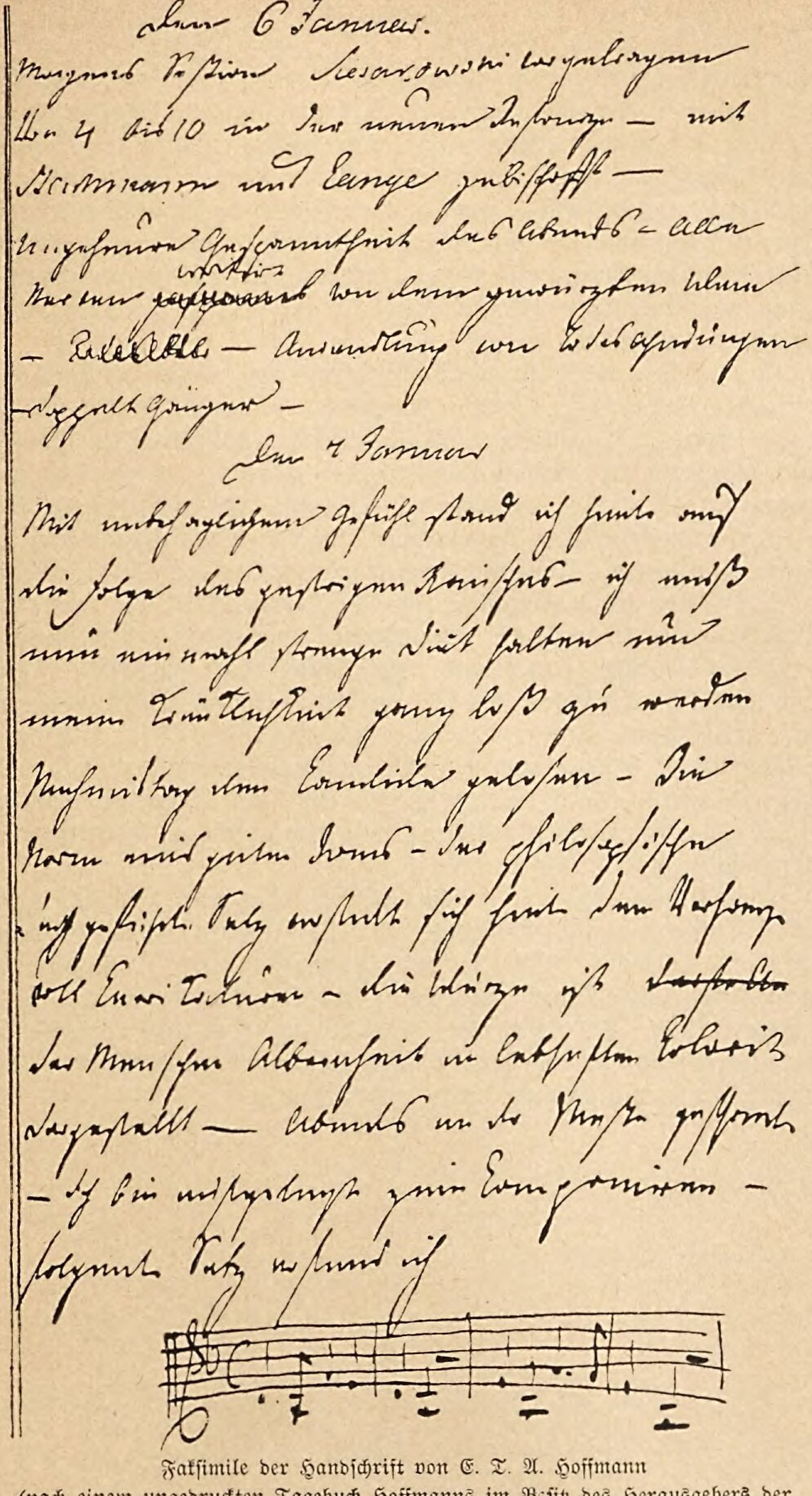
Jedenfalls ist bei Hoffmann alles aus seiner Persönlichkeit zu erklären. Ein wunderliches Gemisch wie diese war, sind es dann auch seine Werke geworden. Wilhelm Grimm erklärte, nachdem er die von Hitzig verfaßte Biographie gelesen hatte: „Widerwärtig ist mir dieser Hoffmann mit all seinem Geist und Witz von Anfang bis zu Ende." Werner und Hoffmann seien eben mit ihrem Guten und Bösen „der Zeit anhangende Herzen". Der dänische Dichter Jagemann bedauerte den zu frühen Tod des genialischen Hoffmann. „Ein innerlich zerrissenes Gemüt scheint sich fast immer in seiner tiefen Ironie des ganzen Erdenlebens, selbst mitten in seinem glücklichsten Humor zu verraten, und Ruhe zum Leben hat diese sonderbare phantastische Seele wohl nie genossen; seine Originalität hat mich mannigfaltig angezogen, und wäre er nicht in Manier verfallen und in seinen barocken Kaprizien von den Ideen verwildert, er würde gewiß

*) Treitschke, dessen litterarische Urteile sonst fast immer ins Schwarze treffen, hat vollständig unrecht, wenn er (Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert II, 28) Hoffmann beschuldigt, nach Weise der Romantiker „mutwillig jede Brücke zwischen dem Ideale und der Wirklichkeit abzubrechen und grundsätzlich" die Verklärung des Lebens durch die Kunst zu verschmähen. Eher ist das Gegenteil Hoffmanns Fehler, fast immer die Wirklichkeit, die er recht gut zu erfassen weiß, mit den tollsten Einfällen seiner Phantasie in einen Schwindel erregenden Wirrwarr zu verflechten. Fr. Hebbel erklärte: „Hoffmann gehört mit zu meinen Jugendbekannten und es ist recht gut, daß er mich früh berührte; ich erinnere mich sehr wohl, daß ich von ihm zuerst auf das Leben, als die einzige Quelle echter Poesie hingewiesen wurde."

unter den größten Geistern Deutschlands,*) wie jetzt unter den sondersten erkannt gewesen." Vielleicht hat Goethe im Faust bei der satirischen Erwähnung der „Nacht- und Grabdichter", die nicht zum Maskenfeste kommen können, „weil sie soeben im interessantesten Gespräch mit einem frisch entstandenen Vampyren begriffen seien, woraus eine neue Dichtart sich vielleicht entwickeln könnte" (Nat.-Litt. Bd. 93, II) an Hoffmann gedacht. Durch seine Schwiegertochter, welche für die „Phantasiestücke" schwärmte, hat er von Hoffmann gehört. In seiner Anzeige eines von der Beurteilung Hoffmanns ausgehenden Aufsatzes der Foreigne Quarterly Review 1827 „on the supernatural in fictious compositions" (vom Übernatürlichen in Werken der Einbildungskraft) spricht Goethe von Hoffmanns talentreichem Naturell, das durch krankhafte Verirrungen bis zu krampfhaften Äußerungen gefoltert worden sei. Er selbst aber wie jeder „für Nationalbildung besorgte Teilnehmer" habe „mit Trauer gesehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutschland wirksam gewesen und solche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten gesunden Gemütern eingeimpft worden". Bei der Besprechung von Carlyle's „German Romance" (Edinburg 1827) unterließ Goethe jede eigene Bemerkung über Hoffmann; er stimmte wohl ganz mit Carlyle's Urteil überein. Hoffmann gehört, schrieb Carlyle in seinem Auszuge aus Hitzigs Biographie, „jener nur zu zahlreichen Klasse lebhafter und begabter Litteraten an, deren Genius niemals sich zu einer reinen Kultur emporarbeitet und deshalb wohl raschen und lauten Beifall findet aber nicht dauernden noch das Lob der Einsichtigen. Und doch würde richtige Bildung Großes aus seinem Geiste geschaffen haben; vorhanden waren in ihm die Elemente hohen moralischen Wertes**) und Talente allerhöchsten Grades. Allein er fand unglücklicherweise keine festen Grundsätze fürs Leben, keine Wahrheit, einen solchen Geist zu leiten. So haben wir nur das Material zu einem ruhmreichen Dichter, aber kein Poet hat sich daraus gebildet. In seiner

*) Heinr. Laube als Vertreter des „jungen Deutschlands" urteilte 1835 in den „modernen Charakteristiken", Hoffmann sei ein Genie wie es selten wiederkehrte, „mit den zartesten feinsten Werkzeugen zur Empfängnis des Schönen begabt. Seine Sachen sind pikant, genial, immer geistreich" aber niemals schön. „Hoffmanns Schriften sind der schauerlich schöne Ball, wo Himmel und Hölle in heißen Küssen mit einander schwelgen, wo rosenrote, schöne Engel mit schwarzen grinsenden Teufeln tanzen, wo dem Zuschauer vor Entzücken die Zähne klappern."

**) Wie richtig Carlyle gerade hier geurteilt hat, zeigt eine briefliche Kritik Hoffmanns, in der es als eine Aufgabe der Kunst, vorab des Theaters bezeichnet „das Christentum allmählich wieder in das Ästhetische, in die Kunst hinüber zu leiten, das Christentum dadurch dem Menschenbedürfnis näher zu bringen, die Kunst aber, die so lange entweihte, dadurch zu heiligen. Es giebt keine Kunst die nicht heilig wäre; und die Frage: ob die Poesie moralisch sein müsse, beruht auf den schrecklichsten Mißverständnissen, die unsere Zeit haben treffen können. Ich frage nicht nach des Künstlers Leben; aber sein Kunstwerk muß rein sein, im höchsten Grade sittlich, womöglich religiös. Es braucht darum keine sogenannte moralische Tendenz haben. Ja, es soll nicht einmal. Das wahrhaft Schöne ist selbst das Moralische, nur in anderer Form. Die Kunst ist ewig klar. Die Nebel der Unwissenschaft sind ihr so feindlich als die lebenzerstörende Stickluft der Immoralität. Kunst ist die Blüte der menschlichen Kraft." Hoffmann verurteilt damit selbst seine Werke, man sieht aber aus diesen Worten, „welch ein edler Geist hier zerstört" worden ist.



Faksimile der Handschrift von E. T. A. Hoffmann
(nach einem ungedruckten Tagebuch Hoffmanns im Besitz des Herausgebers der deutschen National-Litteratur).

blendenden Extravaganz ist zu wenig Gehalt; wir haben nur eine übereilte Wiedergabe der Phantastereien, die fortwährend ihren Maskenzug durch des Autors Inneres nahmen; das alles gleicht weniger der Schöpfung eines Dichters als den Träumen eines Opiumessers." Eichendorff („über die ethische u. religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie" Leipzig 1847) sah in Hoffmann das Äußerste, wohin die vom Glauben abirrende Romantik sinken konnte, und fand es natürlich, „daß die ganz unmoralische sogenannte Romantik in Frankreich ihn fast ausschließlich als ihren deutschen Vorfechter anerkennt".

In der That hat Hoffmann in Frankreich ganz ungeheure Erfolge eingeheimst. Viktor Hugo, Nodier, Mérimée, Gérard de Nerval und viele andere haben ihn nachgeahmt. Was Goethe und Carlyle, ja sogar Jean Paul als krankhaft in Hoffmanns Werken tadelten, darin glaubten die Franzosen die deutsche Eigenart zu erkennen. Zu wiederholten Malen sind Hoffmanns Werke in Auswahl und auch beinahe vollständig in Übersetzungen erschienen. In Deutschland kamen die „ausgewählten Schriften" zuerst 1827 (Berlin) in 10 Bänden heraus. Zwischen 1827 und 1831 (Stuttgart) folgte die Ausgabe der „Erzählenden Schriften in einer Auswahl" 18 Bde; 1844 und 1845 (Berlin) die „Gesammelten Schriften" 12 Bde. Eine kritisch durchgesehene Auswahl der Erzählungen veröffentlichte Heinr. Kurz „Hoffmanns Werke," 2 Bde. Hildburghausen 1873. Die größte Vollständigkeit, obwohl auch hier die musikalischen Aufsätze und andere kleinere Arbeiten fehlen, bieten die 15 Teile der Hempelschen Ausgabe „E. T. A. Hoffmanns Werke". Nebst biographischen Nachrichten über den Verfasser von R. Boxberger.

Hitzigs Biographie, in welcher auch ein Teil von Hoffmanns Briefwechsel Aufnahme fand, erschien bereits 1829 (Berlin): „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß" 2 Bde; in dritter vermehrter und verbesserter Auflage mit den „Erzählungen aus seinen letzten Lebensjahren" in 5 Bänden Stuttgart 1839. In dieser vermehrten Auflage sind auch zahlreiche Auszüge aus den bereits angeführten „Erinnerungen" von Hoffmanns Bamberger Freund und Verleger Kunz aufgenommen.

Des Vetters Eckfenster.

Erster Druck: „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß.“ Berlin 1823, II, 215—266. Während der letzten Leidensmonate von Hoffmann andiktiert. Mit Recht nennt Hitzig diese Plauderei „den Schlußstein und Schlüssel seiner übrigen Werke“, denn hier offenbart sich, wie Hoffmanns Phantasie aus den Eindrücken des gewöhnlichen Lebens herausbildete. Die zur Erzählung vom Dichter entworfenen Karikaturen zeigen auch Hoffmanns Zeichentalent.

Meinen armen Vetter trifft gleiches Schicksal mit dem bekannten Scarron. So wie dieser, hat mein Vetter durch eine hartnäckige Krankheit den Gebrauch seiner Füße gänzlich verloren, und es thut not, daß er sich, mit Hilfe standhafter Krücken und des nervichten Arms eines grämlichen Invaliden, der nach Belieben den Krankenwärter macht, aus dem Bette in den mit Kissen bepackten Lehnstuhl, und aus dem Lehnstuhl in das Bette schrotet. Aber noch eine Ähnlichkeit trägt mein Vetter mit jenem Franzosen, den eine besondere, aus dem gewöhnlichen Gleise des französischen Witzes ausweichende Art des Humors, trotz der Sparsamkeit seiner Erzeugnisse, in der französischen Litteratur feststellte. So wie Scarron, schriftstellert mein Vetter; so wie Scarron, ist er mit besonderer lebendiger Laune begabt, und treibt wunderlichen, humoristischen Scherz auf seine eigene Weise. Doch zum Ruhme des deutschen Schriftstellers sei es bemerkt, daß er niemals für nötig achtete, seine kleinen, pikanten Schüsseln mit Asa foetida zu würzen, um die Gaumen seiner deutschen Leser, die dergleichen nicht wohl vertragen, zu kitzeln. Es genügt ihm das edle Gewürz, welches, indem es reizt, auch stärkt. Die Leute lesen gerne, was er schreibt; es soll gut sein und ergötzlich; ich verstehe mich nicht darauf. Mich erlabte sonst des Vetters Unterhaltung, und es schien mir gemütlicher, ihn zu hören, als ihn zu lesen. Doch eben dieser unbesiegbare Hang zur Schriftstellerei hat schwarzes Unheil über meinen armen Vetter gebracht; die schwerste Krankheit ver-

2. Scarron, Paul, 1610—1660, erster Gatte der Frau von Maintenon und Verfasser des humoristischen Roman comique (Komödiantenroman) und des Virgile travesti, war von 1638 bis zu seinem Tode gelähmt und auf sein Zimmer gebannt, wo die schöngeistige Gesellschaft von Paris sich um ihn versammelte. Schon im März 1814 schrieb Hoffmann von Leipzig aus: „Gestern Abend, als ich die (wegen seines Rheumatismus) wohl eingeschwefelten wollenen Strümpfe anzog, kam ich mir vor wie Scarron, und ein nichtswürdiger Pfropf mit verbrannter Nase würde hinlänglich gewesen sein, der meinigen durch einen Kraftstrich viel Scarronität anzuähneln; 345 meiner besten Noten hätte ich darum gegeben, wenn mir sein Roman comique zur Hand gewesen wäre.“ — 10. Witz. Hoffmann hatte in den „Serapionsbrüdern“ seine Abneigung gegen den französischen Witz erklärt. — 16. Asa foetida, Teufelsdreck, hartgewordener Milchsaft einer asiatischen Doldenpflanze, kräftiges krampflösendes Heilmittel.

mochte nicht den raschen Rädergang der Phantasie zu hemmen, der in seinem Innern fortarbeitete, stets Neues und Neues erzeugend. So kam es, daß er mir allerlei anmutige Geschichten erzählte, die er, des mannigfachen Wehs, das er duldete, unerachtet, ersonnen. Aber den Weg, den der Gedanke verfolgen mußte, um auf dem Papiere gestaltet zu erscheinen, hatte der böse Dämon der Krankheit versperrt. Sowie mein Vetter etwas aufschreiben wollte, versagten ihm nicht allein die Finger den Dienst, sondern der Gedanke selbst war verstoben und verflogen. Darüber verfiel mein Vetter in die schwärzeste Melancholie. „Vetter! mit mir ist es aus! Ich komme mir vor, wie jener alte, vom Wahnsinn zerrüttete Maler, der tagelang vor einer in den Rahmen gespannten grundierten Leinwand saß, und allen, die zu ihm kamen, die mannigfachen Schönheiten des reichen, herrlichen Gemäldes anpries, das er soeben vollendet; — ich geb's auf, das wirkende, schaffende Leben, welches, zur äußern Form gestaltet, aus mir selbst hinaus tritt, sich mit der Welt befreundend! — Mein Geist zieht sich in seine Klause zurück!" Seit dieser Zeit ließ sich mein Vetter weder vor mir, noch vor irgend einem andern Menschen sehen. Der alte grämliche Invalide wies uns murrend und keifend von der Thüre weg, wie ein beißiger Haushund.

Es ist nötig zu sagen, daß mein Vetter ziemlich hoch in kleinen, niedrigen Zimmern wohnt. Das ist nun Schriftsteller- und Dichtersitte. Was thut die niedrige Stubendecke? die Phantasie fliegt empor, und baut sich ein hohes, luftiges Gewölbe bis in den blauen, glänzenden Himmel hinein. So ist des Dichters enges Gemach, wie jener zwischen vier Mauern eingeschlossene zehn Fuß ins Gevierte große Garten, zwar nicht breit und lang, hat aber stets eine schöne Höhe. Dabei liegt aber meines Vetters Logis in dem schönsten Teile der Hauptstadt, nämlich auf dem großen Markte, der von Prachtgebäuden umschlossen ist, und in dessen Mitte das kolossal und genial gedachte Theatergebäude prangt. Es ist ein Eckhaus, was mein Vetter bewohnt, und aus dem Fenster eines kleinen Kabinetts übersieht er mit einem Blick das ganze Panorama des grandiosen Platzes.

1. hemmen, Hoffmann sagte, er wolle es sich schon gern gefallen lassen, daß er an Händen und Füßen gelähmt bliebe, wenn er nur die Fähigkeit behielte, fort und fort diktando zu arbeiten. — 12. Maler, in Hoffmanns Novelle „Der Artushof". — 31. Markt, Gendarmenmarkt, Ecke der Charlotten- und Taubenstraße; vgl. die Federzeichnung Hoffmanns.

Es war gerade Markttag, als ich, mich durch das Volksgewühl durchdrängend, die Straße hinab kam, wo man schon aus weiter Ferne meines Vetters Eckfenster erblickt. Nicht wenig erstaunte ich, als mir aus diesem Fenster das wohlbekannte rote Mützchen entgegen leuchtete, welches mein Vetter in guten Tagen zu tragen pflegte. Noch mehr! Als ich näher kam, gewahrte ich, daß mein Vetter seinen stattlichen Warschauer Schlafrock angelegt, und aus der türkischen Sonntagspfeife Tabak rauchte. — Ich winkte ihm zu, ich wehte mit dem Schnupftuch hinauf: es gelang mir, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, er nickte freundlich. Was für Hoffnungen! — Mit Blitzesschnelle eilte ich die Treppe hinauf. Der Invalide öffnete die Thüre; sein Gesicht, das sonst runzlicht und faltig, einem naßgewordenen Handschuh glich, hatte wirklich einiger Sonnenschein zur passabeln Fratze ausgeglättet. Er meinte, der Herr säße im Lehnstuhl und sei zu sprechen. Das Zimmer war rein gemacht, und an dem Bettschirm ein Bogen Papier befestigt, auf dem mit großen Buchstaben die Worte standen:

Et si male nunc, non olim sic erit.

Alles deutete auf wiedergekehrte Hoffnung, auf neuerweckte Lebenskraft. — „Ei," rief mir der Vetter entgegen, als ich in das Kabinett trat, „ei, kommst du endlich, Vetter; weißt du wohl, daß ich rechte Sehnsucht nach dir empfunden? Denn, unerachtet du den Henker was nach meinen unsterblichen Werken fragst, so habe ich dich doch lieb, weil du ein munterer Geist bist, und amüsable, wenn auch gerade nicht amüsant."

Ich fühlte, daß mir bei dem Kompliment meines aufrichtigen Vetters das Blut ins Gesicht stieg.

„Du glaubst," fuhr der Vetter fort, ohne auf meine Bewegung zu achten, „du glaubst mich gewiß in voller Besserung, oder gar von meinem Übel hergestellt. Dem ist bei Leibe nicht so. Meine Beine sind durchaus ungetreue Vasallen, die dem Haupt des Herrschers abtrünnig geworden, und mit meinem übrigen werten Leichnam nichts mehr zu schaffen haben wollen. Das heißt, ich kann mich nicht aus der Stelle rühren, und karre mich in diesem Räderstuhl hin und her auf anmutige Weise, wozu mein alter Invalide die

7. Warschauer Schlafrock, den er noch aus der Zeit seines Aufenthaltes in Warschau besaß. — 18. Et si male ... erit: Und wenn es jetzt schlecht geht, einst wird es nicht so sein. — 25. amusable, Gelegenheit zur Unterhaltung gebend, amusant, unterhaltend, eine Reminiscenz an Falstaff (Heinrich IV. 2. Teil, I, 2, 11): „Ich bin nicht bloß selbst witzig, sondern auch die Ursache, daß andere Witz haben."

melodiösesten Märsche aus seinen Kriegsjahren pfeift. Aber dies Fenster ist mein Trost; hier ist mir das bunte Leben aufs neue aufgegangen, und ich fühle mich befreundet mit seinem niemals rastenden Treiben. Komm, Vetter, schau hinaus!“

Ich setzte mich, dem Vetter gegenüber, auf ein kleines Taburett, das gerade noch im Fensterraum Platz hatte. Der Anblick war in der That seltsam und überraschend. Der ganze Markt schien eine einzige, dicht zusammengedrängte Volksmasse, so daß man glauben mußte, ein dazwischen geworfener Apfel könne niemals zur Erde gelangen. Die verschiedensten Farben glänzten im Sonnenschein, und zwar in ganz kleinen Flecken; auf mich machte dies den Eindruck eines großen, vom Winde bewegten, hin und her wogenden Tulpenbeetes, und ich mußte mir gestehen, daß der Anblick zwar recht artig, aber auf die Länge ermüdend sei, ja wohl gar aufgereizten Personen einen kleinen Schwindel verursachen könne, der dem nicht unangenehmen Delirieren des nahen Traums gliche; darin suchte ich das Vergnügen, das das Eckfenster dem Vetter gewähre, und äußerte ihm dieses ganz unverhohlen.

Der Vetter schlug aber die Hände über dem Kopf zusammen, und es entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch.

Der Vetter. Vetter, Vetter! nun sehe ich wohl, daß auch nicht das kleinste Fünkchen von Schriftstellertalent in dir glüht. Das erste Erfordernis fehlt dir dazu, um jemals in die Fußstapfen deines würdigen, lahmen Vetters zu treten; nämlich ein Auge, welches wirklich schaut. Jener Markt bietet dir nichts dar, als den Anblick eines scheckichten, sinnverwirrenden Gewühls des in bedeutungsloser Thätigkeit bewegten Volks? Hoho, mein Freund! mir entwickelt sich daraus die mannigfachste Scenerie des bürgerlichen Lebens, und mein Geist, ein wackrer Callot, oder moderner Chodowiecki, entwirft eine Skizze nach der andern, deren Umrisse oft keck genug sind. Auf, Vetter! ich will sehen, ob ich dir nicht wenigstens die Principien der Kunst zu schauen beibringen kann. Sieh einmal gerade vor dich herab in die Straße; hier hast du mein Glas, bemerkst du wohl die etwas fremdartig gekleidete Person mit dem großen Marktkorbe am Arm, die, mit einem Bürstenbinder in tiefem Gespräche begriffen, ganz geschwinde andere

25. schaut, vgl. ähnliche Äußerungen Hoffmanns in der Einleit. — 29. Callot, nach dessen Manier Hoffmann auf dem Titel der „Phantasiestücke“ zu schaffen bekannte. — 30. Chodowiecki, Daniel Nikolaus, 1726—1801, der berühmteste deutsche Kupferstecher und Genremaler, der eine Reihe deutscher Autoren illustrierte.

Domestica abzumachen scheint, als die des Leibes Nahrung betreffen?

Ich. Ich habe sie gefaßt. Sie hat ein grell citronenfarbiges Tuch, nach französischer Art, turbanähnlich um den Kopf gewunden, und ihr Gesicht, sowie ihr ganzes Wesen, zeigt deutlich die Französin. Wahrscheinlich eine Restantin aus dem letzten Kriege, die ihr Schäfchen hier ins Trockne gebracht.

Der Vetter. Nicht übel geraten. Ich wette, der Mann verdankt irgend einem Zweige französischer Industrie ein hübsches Auskommen, so daß seine Frau ihren Marktkorb mit ganz guten Dingen reichlich füllen kann. Jetzt stürzt sie sich ins Gewühl. Versuche, Vetter, ob du ihren Lauf in den verschiedensten Krümmungen verfolgen kannst, ohne sie aus dem Auge zu verlieren; das gelbe Tuch leuchtet dir vor.

Ich. Ei, wie der brennende gelbe Punkt die Masse durchschneidet. Jetzt ist sie schon der Kirche nah — jetzt feilscht sie um etwas bei den Buden — jetzt ist sie fort — o weh! ich habe sie verloren — nein, dort am Ende duckt sie wieder auf — dort bei dem Geflügel — sie ergreift eine gerupfte Gans — sie betastet sie mit kennerischen Fingern.

Der Vetter. Gut, Vetter, das Fixieren des Blicks erzeugt das deutliche Schauen. Doch, statt dich auf langweilige Weise in einer Kunst unterrichten zu wollen, die kaum zu erlernen, laß mich lieber dich auf allerlei Ergötzliches aufmerksam machen, welches sich vor unsern Augen aufthut. Bemerkst du wohl jenes Frauenzimmer, die sich an der Ecke dort, unerachtet das Gedränge gar nicht zu groß, mit beiden spitzen Ellenbogen Platz macht?

Ich. Was für eine tolle Figur, — ein seidner Hut, der in kapriciöser Formlosigkeit stets jeder Mode Trotz geboten, mit bunten, in den Lüften wehenden Federn, — ein kurzer, seidner Überwurf, dessen Farbe in das ursprüngliche Nichts zurückgekehrt, — darüber ein ziemlich honetter Shawl, — der Florbesatz des gelb kattunenen Kleides reicht bis an die Knöchel, — blaugraue Strümpfe, — Schnürstiefeln, — hinter ihr eine stattliche Magd mit zwei Marktkörben, einem Fischnetz, einem Mehlsack. — Gott sei bei uns! was die seidene Person für wütende Blicke um sich wirft, mit welcher Wut sie eindringt in die dicksten Haufen, —

1. domesticus, zum Hause, zur Familie gehörig.

wie sie alles angreift, Gemüse, Obst, Fleisch u. s. w.; wie sie alles beäugelt, betastet, um alles feilscht und nichts erhandelt. —

Der Vetter. Ich nenne diese Person, die keinen Markttag fehlt, die rabiate Hausfrau. Es kommt mir vor, als müsse sie die Tochter eines reichen Bürgers, vielleicht eines wohlhabenden Seifensieders sein, deren Hand, nebst annexis, ein kleiner Geheim-Sekretär nicht ohne Anstrengung erworben. Mit Schönheit und Grazie hat sie der Himmel nicht ausgestattet, dagegen galt sie bei allen Nachbarn für das häuslichste, wirtschaftlichste Mädchen, und in der That, sie ist auch so wirtschaftlich, und wirtschaftet jeden Tag, vom Morgen bis in den Abend, auf solche entsetzliche Weise, daß dem armen Geheim-Sekretär darüber Hören und Sehen vergeht, und er sich dorthin wünscht, wo der Pfeffer wächst. Stets sind alle Pauken- und Trompetenregister der Einkäufe, der Bestellungen, des Kleinhandels und der mannigfachen Bedürfnisse des Hauswesens gezogen, und so gleicht des Geheim-Sekretärs Wirtschaft einem Gehäuse, in dem ein aufgezogenes Uhrwerk ewig eine tolle Symphonie, die der Teufel selbst komponiert hat, fortspielt: ungefähr jeden vierten Markttag wird sie von einer andern Magd begleitet. —

Sapienti sat! — Bemerkst du wohl — doch nein, nein, diese Gruppe, die soeben sich bildet, wäre würdig von dem Crayon eines Hogarths verewigt zu werden. Schau doch nur hin, Vetter, in die dritte Thüröffnung des Theaters!

Ich. Ein Paar alte Weiber auf niedrigen Stühlen sitzend, — ihr ganzer Kram in einem mäßigen Korbe vor sich ausgebreitet, — die eine hält bunte Tücher feil, sogenannte Vexierware, auf den Effekt für blöde Augen berechnet, — die andere hält eine Niederlage von blauen und grauen Strümpfen, Strickwolle u. s. w. Sie haben sich zueinander gebeugt, — sie zischeln sich in die Ohren, die eine genießt ein Schälchen Kaffee; die andere scheint, ganz hingerissen von dem Stoff der Unterhaltung, das Schnäpschen zu vergessen, das sie eben hinabgleiten lassen wollte; in der That, ein paar auffallende Physiognomien! welches dämonische Lächeln, welche Gestikulation mit den dürren Knochenärmen!

6. annexis, Anhängsel. — Geheim-Sekretär, spielt in der „Brautwahl" mit seiner bureaukratischen Pedanterie die lächerliche Person. — 21. sapienti sat, dem Wissenden genügt's. — 23. Hogarth, Wilhelm, 1697—1764, der durch Lichtenberg in Deutschland eingeführte große satirische Zeichner englischen Lebens; nach ihm hatte Hoffmann ursprünglich seine „Phantasiestücke" nennen wollen.

Der Vetter. Diese beiden Weiber sitzen beständig zusammen, und unerachtet die Verschiedenheit ihres Handels keine Kollision, und keinen eigentlichen Brotneid zuläßt, so haben sie sich doch bis heute stets mit feindseligen Blicken angeschielt, und sich, darf ich meiner geübten Physiognomik trauen, diverse höhnische Redensarten zugeworfen. O! sieh, sieh Vetter, immer mehr werden sie ein Herz und eine Seele. Die Tuchverkäuferin teilt der Strumpfhändlerin ein Schälchen Kaffee mit. Was hat das zu bedeuten? Ich weiß es! Vor wenigen Minuten trat ein junges Mädchen von höchstens sechzehn Jahren, hübsch wie der Tag, deren ganzem Äußern, deren ganzem Betragen man Sitte und verschämte Dürftigkeit ansah, angelockt von der Vexierware, an den Korb. Ihr Sinn war auf ein weißes Tuch mit bunter Borte gerichtet, dessen sie vielleicht eben sehr bedurfte. Sie feilschte darum, die Alte wandte alle Künste merkantilischer Schlauheit an, indem sie das Tuch ausbreitete, und die grellen Farben im Sonnenschein schimmern ließ. Sie wurden handelseinig. Als nun aber die Arme aus dem Schnupftuchzipfel die kleine Kasse entwickelte, reichte die Barschaft nicht hin zu solcher Ausgabe. Mit hochglühenden Wangen, helle Thränen in den Augen, entfernte sich das Mädchen so schnell sie konnte, während die Alte, höhnisch auflachend, das Tuch zusammenfaltete und in den Korb zurückwarf. Artige Redensarten mag es dabei gegeben haben. Aber nun kennt der andere Satan die Kleine, und weiß die traurige Geschichte einer verarmten Familie aufzutischen als eine skandalöse Chronik von Leichtsinn und vielleicht gar Verbrechen, zur Gemütsergötzlichkeit der getäuschten Krämerin. Mit der Tasse Kaffee wurde gewiß eine derbe, faustdicke Verleumdung belohnt.

Ich. Von allem, was du da herauskombinierst, lieber Vetter, mag kein Wörtchen wahr sein, aber indem ich die Weiber anschaue, ist mir, Dank sei es deiner lebendigen Darstellung, alles so plausibel, daß ich daran glauben muß, ich mag wollen oder nicht.

Der Vetter. Ehe wir uns von der Theaterwand abwenden, laß uns noch einen Blick auf die dicke gemütliche Frau mit vor Gesundheit strotzenden Wangen werfen, die, in stoischer Ruhe und

22. zurückwarf, ein Erlebnis Hoffmanns liegt zu Grunde. Er hatte solchen Vorgang zwischen einem allerliebsten kleinen Mädchen aus der untersten Volksklasse und einer Obstverkäuferin auf dem Gendarmenmarkt beobachtet und für das Mädchen dann bezahlt; in der Folge machte er sich Vorwürfe, das Mädchen möchte an dem so gekauften Obste wohl erkrankt sein.

Gelassenheit, die Hände unter die weiße Schürze gesteckt, auf einem Rohrstuhle sitzt, und vor sich einen reichen Kram von hellpolierten Löffeln, Messern und Gabeln, Fayence, porzellanenen Tellern und Terrinen von verjährter Form, Theetassen, Kaffeekannen, Strumpfwaren, und was weiß ich sonst, auf weißen Tüchern ausgebreitet hat, so daß ihr Vorrat, wahrscheinlich aus kleinen Auktionen zusammengestümpert, einen wahren Orbis pictus bildet. Ohne sonderlich eine Miene zu verziehen, hört sie das Gebot des Feilschenden, sorglos, ob aus dem Handel was wird oder nicht; schlägt zu, streckt die eine Hand unter der Schürze hervor, um eben nur das Geld vom Käufer zu empfangen, den sie die erkaufte Ware selbst nehmen läßt. Das ist eine ruhige, besonnene Handelsfrau, die was vor sich bringen wird. Vor vier Wochen bestand ihr ganzer Kram in ungefähr einem halben Dutzend feiner baumwollener Strümpfe, und ebensoviel Trinkgläsern. Ihr Handel steigt mit jedem Markt, und da sie keinen bessern Stuhl mitbringt, die Hände auch noch ebenso unter die Schürze steckt wie sonst, so zeigt das, daß sie Gleichmut des Geistes besitzt, und sich durch das Glück nicht zu Stolz und Übermut verleiten läßt. Wie kommt mir doch plötzlich die skurrile Idee zu Sinn! Ich denke mir in diesem Augenblick ein ganz kleines schadenfrohes Teufelchen, das, wie auf jenem Hogarthischen Blatt unter den Stuhl der Betschwester, hier unter den Sessel der Krämerfrau gekrochen ist, und, neidisch auf ihr Glück, heimtückischerweise die Stuhlbeine wegsägt. Plump! fällt sie in ihr Glas und Porzellan, und mit dem ganzen Handel ist es aus. Das wäre denn doch ein Fallissement im eigentlichsten Sinne des Wortes.

Ich. Wahrhaftig, lieber Vetter! du hast mich jetzt schon besser schauen gelehrt. Indem ich meinen Blick in dem bunten Gewühl der wogenden Menge umherschweifen lasse, fallen mir hin und wieder junge Mädchen in die Augen, die, von sauber angezogenen Köchinnen, welche geräumige, glänzende Marktkörbe am Arme tragen, begleitet, den Markt durchstreifen, und um Hausbedürfnisse, wie sie der Markt darbietet, feilschen. Der Mädchen modester Anzug, ihr ganzer Anstand, läßt nicht daran zweifeln, daß sie wenigstens vornehmen bürgerlichen Standes sind. Wie kommen diese auf den Markt?

7. Orbis pictus, gemalte Welt.

Der Vetter. Leicht erklärlich. Seit einigen Jahren ist es Sitte geworden, daß selbst die Töchter höherer Staatsbeamten auf den Markt geschickt werden, um den Teil der Hauswirtschaft, was den Einkauf der Lebensmittel betrifft, praktisch zu erlernen.

Ich. In der That eine löbliche Sitte, die nächst dem praktischen Nutzen, zu häuslicher Gesinnung führen muß.

Der Vetter. Meinst du, Vetter! ich für mein Teil glaube das Gegenteil. Was kann der Selbsteinkauf für andere Zwecke haben, als sich von der Güte der Ware, und von den wirklichen Marktpreisen zu überzeugen? Die Eigenschaften, das Ansehn, die Kennzeichen eines guten Gemüses, eines guten Fleisches u. s. w., lernt die angehende Hausfrau sehr leicht auf andere Weise erkennen, und das kleine Ersparnis der sogenannten Schwenzelpfennige, das nicht einmal stattfindet, da die begleitende Köchin mit den Verkäufern sich unbedenklich insgeheim versteht, wiegt den Nachteil nicht auf, den der Besuch des Markts sehr leicht herbeiführen kann. Niemals würde ich, um den Preis von etlichen Pfennigen, meine Tochter der Gefahr aussetzen, eingedrängt in den Kreis des niedrigsten Volks, eine Zote zu hören, oder irgend eine lose Rede eines brutalen Weibes oder Kerls einschlucken zu müssen. — Und dann, was gewisse Spekulationen liebeseufzender Jünglinge in blauen Röcken zu Pferde oder in gelben Flauschen mit schwarzen Kragen zu Fuß betrifft, so ist der Markt — — Doch sieh, sieh, Vetter! wie gefällt dir das Mädchen, das soeben dort an der Pumpe, von der ältlichen Köchin begleitet, daher kommt? Nimm mein Glas, nimm mein Glas, Vetter!

Ich. Ha, was für ein Geschöpf, die Anmut, die Liebenswürdigkeit selbst, — aber sie schlägt die Augen verschämt nieder, — jeder ihrer Schritte ist furchtsam, — wankend, — schüchtern hält sie sich an ihre Begleiterin, die ihr mit forciertem Angriff den Weg ins Gedränge bahnt, — ich verfolge sie, — da steht die Köchin still vor den Gemüsekörben, — sie feilscht, — sie zieht die Kleine heran, die mit halbweggewandtem Gesichte ganz geschwinde, geschwinde Geld aus dem Beutelchen nimmt und es hinreicht, froh, nun wieder los zu kommen, — ich kann sie nicht verlieren, Dank sei es dem roten Shawl, — sie scheinen etwas vergeblich zu suchen, — endlich, endlich; dort weilen sie bei einer Frau, die in zierlichen Körben feines Gemüse feil bietet, — der holden Kleinen ganze Aufmerksamkeit fesselt ein Korb mit dem

schönsten Blumenkohl, — das Mädchen selbst wählt einen Kopf und legt ihn der Köchin in den Korb, — wie, die Unverschämte! — ohne weiteres nimmt sie den Kopf aus dem Korbe heraus, legt ihn in den Korb der Verkäuferin zurück, und wählt einen andern, indem ihr heftiges Schütteln mit dem gewichtigen, kantenhaubengeschmückten Haupte noch dazu bemerken läßt, daß sie die arme Kleine, welche zum erstenmale selbständig sein wollte, mit Vorwürfen überhäuft.

Der Vetter. Wie denkst du dir die Gefühle dieses Mädchens, der man eine Häuslichkeit aufdringen will, welche ihrem zarten Sinn gänzlich widerstrebt? Ich kenne die holde Kleine; es ist die Tochter eines Geheimen Oberfinanzrats, ein natürliches, von jeder Ziererei entferntes Wesen, von echtem weiblichen Sinn beseelt, und mit jenem jedesmal richtig treffenden Verstande und feinem Takt begabt, der Weibern dieser Art stets eigen. — Hoho, Vetter! das nenn' ich glückliches Zusammentreffen. Hier um die Ecke kommt das Gegenstück zu jenem Bilde. Wie gefällt dir das Mädchen, Vetter?

Ich. Ei, welch eine niedliche, schlanke Gestalt — jung — leichtfüßig — mit keckem, unbefangenem Blick in die Welt hinein schauend — am Himmel stets Sonnenglanz — in den Lüften stets lustige Musik — wie dreist, wie sorglos sie dem dicken Haufen entgegenhüpft, — die Servante, die ihr mit dem Marktkorbe folgt, scheint eben nicht älter, als sie, und zwischen beiden eine gewisse Kordialität zu herrschen — die Mamsell hat gar hübsche Sachen an, der Shawl ist modern — der Hut passend zur Morgentracht, sowie das Kleid von geschmackvollem Muster — alles hübsch und anständig — o weh! was erblicke ich, die Mamsell trägt weißseidne Schuhe. Ausrangierte Ballchaussüre auf dem Markt! — Überhaupt, je länger ich das Mädchen beobachte, desto mehr fällt mir eine gewisse Eigentümlichkeit auf, die ich mit Worten nicht ausdrücken kann. — Es ist wahr, sie macht mit sorglicher Emsigkeit ihre Einkäufe, wählt und wählt, feilscht und feilscht, spricht, gestikuliert, alles mit einem lebendigen Wesen, das beinahe bis zur Spannung geht; mir ist aber, als wolle sie noch etwas anderes als eben Hausbedürfnisse, einkaufen. —

Der Vetter. Bravo, bravo, Vetter! Dein Blick schärft sich,

23. la servante, die Dienerin.

wie ich merke. Sieh nur, mein Liebster, trotz der modernsten Kleidung hätten dir, — die Leichtfüßigkeit des ganzen Wesens abgerechnet, — schon die weißseidnen Schuhe auf dem Markt verraten müssen, daß die kleine Mamsell dem Ballett, oder überhaupt dem Theater angehört. Was sie sonst noch will, dürfte sich vielleicht bald entwickeln — ha, getroffen! Schau doch, lieber Vetter, ein wenig rechts die Straße hinauf, und sage mir, wen du auf dem Bürgersteig, vor dem Hotel, wo es ziemlich einsam ist, erblickst?

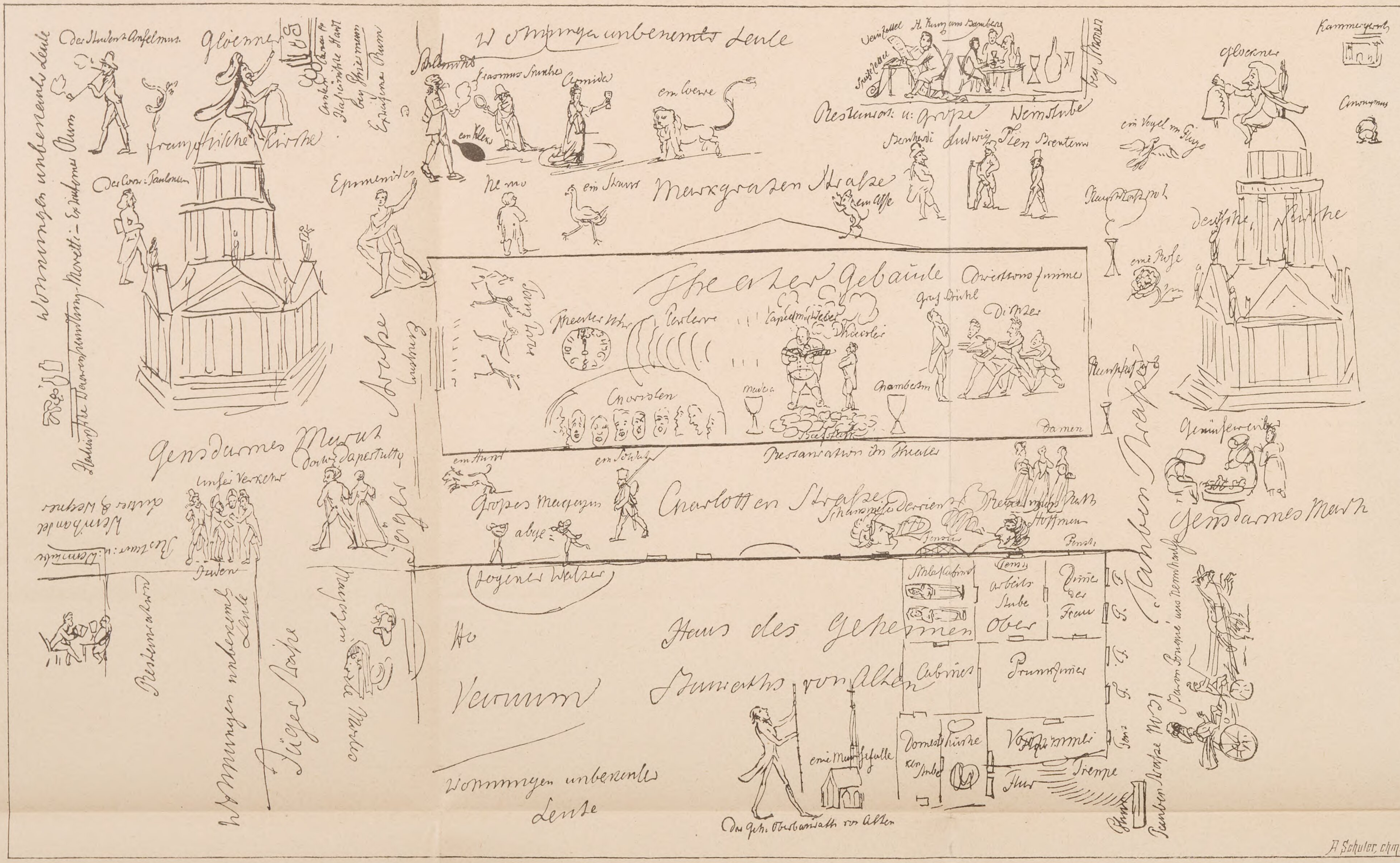
Ich. Ich erblicke einen großen, schlankgewachsenen Jüngling, im gelben, kurzgeschnittenen Flausch mit schwarzem Kragen und Stahlknöpfen. Er trägt ein kleines, rotes, silbergesticktes Mützchen, unter dem schöne schwarze Locken, beinahe zu üppig, hervorquillen. Den Ausdruck des blassen, männlich schöngeformten Gesichts erhöht nicht wenig das kleine, schwarze Stutzbärtchen auf der Oberlippe. Er hat eine Mappe unter dem Arm, — unbedenklich ein Student, der im Begriff stand, ein Kollegium zu besuchen; aber fest eingewurzelt steht er da, den Blick unverwandt nach dem Markt gerichtet, und scheint Kollegium und alles um sich her zu vergessen. —

Der Vetter. So ist es, lieber Vetter. Sein ganzer Sinn ist auf unsre kleine Komödiantin gerichtet. Der Zeitpunkt ist gekommen; er naht sich der großen Obstbude, in der die schönste Ware appetitlich aufgetürmt ist, und scheint nach Früchten zu fragen, die eben nicht zur Hand sind. Es ist ganz unmöglich, daß ein guter Mittagstisch ohne Dessert von Obst bestehen kann; unsre kleine Komödiantin muß daher ihre Einkäufe für den Tisch des Hauses an der Obstbude beschließen. Ein runder, rotbäckiger Apfel entschlüpft schalkhaft den kleinen Fingern — der Gelbe bückt sich darnach, hebt ihn auf — ein leichter, anmutiger Knix der kleinen Theaterfee — das Gespräch ist im Gange — wechselseitiger Rat und Beistand bei einer sattsam schwierigen Apfelsinen-Wahl vollendet die gewiß bereits früher angeknüpfte Bekanntschaft, indem sich zugleich das anmutige Rendezvous gestaltet, welches gewiß auf mannigfache Weise wiederholt und variiert wird.

Ich. Mag der Musensohn liebeln und Apfelsinen wählen, so viel er will; mich interessiert das nicht, und zwar umsoweniger, da mir dort an der Ecke der Hauptfronte des Theaters, wo die Blumenverkäuferinnen ihre Ware feilbieten, das Engelsbild, die allerliebste Geheimrats-Tochter, von neuem aufgestoßen ist.

Der Vetter. Nach den Blumen dort schau' ich nicht gerne hin, lieber Vetter, es hat damit eine eigene Bewandtnis. Die Verkäuferin, welche der Regel nach den schönsten Blumenflor ausgesuchter Nelken, Rosen und anderer seltener Gewächse hält, ist ein ganz hübsches, artiges Mädchen, strebend nach höherer Kultur des Geistes; denn, sowie sie der Handel nicht beschäftigt, liest sie emsig in Büchern, deren Uniform zeigt, daß sie zur großen Kralowskischen ästhetischen Hauptarmee gehören, welche bis in die entferntesten Winkel der Residenz siegend das Licht der Geistesbildung verbreitet. Ein lesendes Blumenmädchen ist für einen belletristischen Schriftsteller ein unwiderstehlicher Anblick. So kam es, daß, als vor langer Zeit mich der Weg bei den Blumen vorbeiführte, — auch an andern Tagen stehen die Blumen zum Verkauf, — ich das lesende Blumenmädchen gewahrend, überrascht stehen blieb. Sie saß, wie in einer dichten Laube von blühenden Geranien, und hatte das Buch aufgeschlagen auf dem Schoße, den Kopf in die Hand gestützt. Der Held mußte gerade in augenscheinlicher Gefahr, oder sonst ein wichtiger Moment der Handlung eingetreten sein; denn höher glühten des Mädchens Wangen, ihre Lippen bebten, sie schien ihrer Umgebung ganz entrückt. Vetter, ich will dir die seltsame Schwäche eines Schriftstellers ganz ohne Rücksicht gestehen. Ich war wie festgebannt an die Stelle — ich trippelte hin und her; was mag das Mädchen lesen? Dieser Gedanke beschäftigte meine ganze Seele. Der Geist der Schriftstellereitelkeit regte sich und kitzelte mich mit der Ahnung, daß es eins meiner eigenen Werke sei, was eben jetzt das Mädchen in die phantastische Welt meiner Träumereien versetze. Endlich faßte ich ein Herz, trat hinan, und fragte nach dem Preise eines Nelkenstocks, der in einer entfernten Reihe stand. Während daß das Mädchen den Nelkenstock herbeiholte, nahm ich mit den Worten: „Was lesen Sie denn da, mein schönes Kind?" das aufgeklappte Buch zur Hand. O! all ihr Himmel, es war wirklich ein Werklein von mir, und zwar ***. Das Mädchen brachte die Blumen herbei, und gab mir zugleich den mäßigen Preis an. Was Blumen, was Nelkenstock! das Mädchen war mir in diesem Augenblick ein viel schätzenswerteres Publikum, als die ganze elegante Welt der Residenz. Aufgeregt, ganz entflammt von den süßesten Autor-

8. Kralowski, eine Berliner Leihbibliothek.



Nach der Zeichnung von E. T. A. Hoffmann zu „Des Vetters Eckfenster“.

gefühlen, fragte ich mit anscheinender Gleichgültigkeit, wie denn dem Mädchen das Buch gefalle. „I, mein lieber Herr," erwiderte das Mädchen, „das ist ein gar schnakisches Buch. Anfangs wird einem ein wenig wirrig im Kopfe; aber dann ist es so, als wenn man mitten darin säße." Zu meinem nicht geringen Erstaunen erzählte mir das Mädchen den Inhalt des kleinen Märchens ganz klar und deutlich, so daß ich wohl einsah, wie sie es schon mehrmals gelesen haben mußte; sie wiederholte, es sei ein gar schnakisches Buch, sie habe bald herzlich lachen müssen, bald sei ihr ganz weinerlich zu Mute geworden; sie gab mir den Rat, falls ich das Buch noch nicht gelesen haben sollte, es mir nachmittags von Herrn Kralowski zu holen, denn sie wechselte eben nachmittags Bücher. — Nun sollte der große Schlag geschehen. Mit niedergeschlagenen Augen, mit einer Stimme, die an Süßigkeit dem Honig von Hybla zu vergleichen, mit dem seligen Lächeln des wonneerfüllten Autors lispelte ich: „Hier, mein süßer Engel, hier steht der Autor des Buchs, welches Sie mit solchem Vergnügen erfüllt hat, vor Ihnen in leibhaftiger Person." Das Mädchen starrte mich sprachlos an, mit großen Augen und offenem Munde. Das galt mir für den Ausdruck der höchsten Verwunderung, ja eines freudigen Schrecks, daß das sublime Genie, dessen schaffende Kraft solch ein Werk erzeugt, so plötzlich bei den Geranien erschienen. Vielleicht, dachte ich, als des Mädchens Miene unverändert blieb, vielleicht glaubt sie nicht an den glücklichen Zufall, der den berühmten Verfasser des *** in ihre Nähe bringt. Ich suchte nun ihr auf alle mögliche Weise meine Identität mit jenem Verfasser darzuthun, aber es war, als sei sie versteinert, und nichts entschlüpfte ihren Lippen, als: hm — so — I das wäre — wie —. Doch was soll ich dir die tiefe Schmach, welche mich in diesem Augenblick traf, erst weitläuftig beschreiben. Es fand sich, daß das Mädchen niemals daran gedacht, daß die Bücher, welche sie lese, vorher gedichtet werden müßten. Der Begriff eines Schriftstellers, eines Dichters war ihr gänzlich fremd, und ich glaube wahrhaftig, bei näherer Nachfrage wäre der fromme, kindliche Glaube ans Licht gekommen, daß der liebe Gott die Bücher wachsen ließe, wie die Pilze.

Ganz kleinlaut fragte ich nochmals nach dem Preise des

15. Hybla, griechische Stadt auf der Ostküste Siciliens, von den Dichtern wegen ihres Honigs gepriesen.

Nelkenstocks. Unterdessen mußte eine ganz andere dunkle Idee von dem Verfertigen der Bücher dem Mädchen aufgestiegen sein; denn, da ich das Geld aufzählte, fragte sie ganz naiv und unbefangen: ob ich denn alle Bücher beim Herrn Kralowski mache? — pfeilschnell schoß ich mit meinem Nelkenstock von dannen.

Ich. Vetter, Vetter, das nenne ich gestrafte Autoreitelkeit; doch, während du mir deine tragische Geschichte erzähltest, verwandte ich kein Auge von meiner Lieblingin. Bei den Blumen allein ließ der übermütige Küchendämon ihr volle Freiheit. Die grämliche Küchengouvernante hatte den schweren Marktkorb an die Erde gesetzt und überließ sich, indem sie die feisten Arme bald übereinander schlug, bald, wie es der äußere rhetorische Ausdruck der Rede zu erfordern schien, in die Seiten stemmte, mit drei Kolleginnen der unbeschreiblichen Freude des Gesprächs, und ihre Rede war, der Bibel entgegen, gewiß viel mehr, als ja, ja und nein, nein. Sieh nur, welch einen herrlichen, herrlichen Blumenflor sich der holde Engel ausgewählt hat, und von einem rüstigen Burschen nachtragen läßt? Wie? Nein, das will mir nicht ganz gefallen, daß sie im Wandeln Kirschen aus dem kleinen Körbchen nascht: wie wird das feine Batisttuch, das wahrscheinlich darin befindlich, sich mit dem Obst befreunden?

Der Vetter. Der jugendliche Appetit des Augenblicks fragt nicht nach Kirschflecken, für die es Kleesalz und andere probate Hausmittel giebt. Und das ist eben die wahrhaft kindliche Unbefangenheit, daß die Kleine nun von den Drangsalen des bösen Markts sich in wiedererlangter Freiheit ganz gehen läßt.

Der Vetter das Gespräch fortsetzend. Doch schon lange ist mir jener Mann aufgefallen und ein unauflösbares Rätsel geblieben, der eben jetzt dort an der zweiten entfernten Pumpe an dem Wagen steht, auf dem ein Bauerweib aus einem großen Faß, um ein billiges, Pflaumenmus verspendet. Fürs erste, lieber Vetter, bewundere die Agilität des Weibes, das, mit einem langen, hölzernen Löffel bewaffnet, erst die großen Verkäufe zu viertel, halben und ganzen Pfunden beseitigt und dann den gierigen Näschern, die ihre Papierchen, mitunter auch wohl ihre Pelzmütze hinhalten, mit Blitzesschnelle das gewünschte Dreierklecksсhen zuwirft, welches sie sogleich als stattlichen Morgenimbiß wohlgefällig verzehren — Kaviar des Volks! Bei dem geschickten Verteilen des Pflaumenmuses mittelst des geschwenkten Löffels fällt mir ein, daß ich

einmal in meiner Kindheit hörte, es sei auf einer reichen Bauernhochzeit so splendid hergegangen, daß der delikate, mit einer dicken Kruste von Zimt, Zucker und Nelken überhäutete Reisbrei mittelst eines Dreschflegels verteilt worden. Jeder der werten Gäste durfte nur ganz gemütlich das Maul aufsperren, um die gehörige Portion zu bekommen, und es ging auf diese Weise recht zu, wie im Schlaraffenland. Doch, Vetter, hast du den Mann ins Auge gefaßt?

Ich. Allerdings! — Wes Geistes Kind ist die tolle, abenteuerliche Figur? Ein wenigstens sechs Fuß hoher, winddürrer Mann, der noch dazu kerzengerade mit eingebogenem Rücken da steht! Unter dem kleinen dreieckigen, zusammengequetschten Hütchen starrt hinten die Kokarde eines Haarbeutels hervor, der sich dann in voller Breite dem Rücken sanft anschmiegt. Der graue, nach längst verjährter Sitte zugeschnittene Rock schließt sich, vorne von oben bis unten zugeknöpft, enge an den Leib an, ohne eine einzige Falte zu werfen, und schon erst, als er an den Wagen schritt, konnte ich bemerken, daß er schwarze Beinkleider, schwarze Strümpfe und mächtige zinnerne Schnallen in den Schuhen trägt. Was mag er nur in dem viereckigen Kasten haben, den er so sorglich unter dem linken Arme trägt, und der beinahe dem Kasten eines Tabulettkrämers gleicht?

Der Vetter. Das wirst du gleich erfahren, schau nur aufmerksam hin.

Ich. Er schlägt den Deckel des Kastens zurück — die Sonne scheint hinein — strahlende Reflexe — der Kasten ist mit Blech gefüttert — er macht der Pflaumenmusfrau, indem er das Hütchen vom Kopfe zieht, eine beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung. — Was für ein originelles, ausdrucksvolles Gesicht — feingeschlossene Lippen — eine Habichtsnase — große, schwarze Augen — hochstehende, starke Augenbrauen — eine hohe Stirn — schwarzes Haar — das Toupet en coeur frisiert, mit kleinen steifen Löckchen über den Ohren. — Er reicht den Kasten der Bauerfrau auf den Wagen, die ihn ohne weiteres mit Pflaumenmus füllt, und, ihm freundlich nickend, wieder zurückreicht. Mit einer zweiten Verbeugung entfernt sich der Mann — er windet sich hinan an die Heringstonne — er zieht ein Schubfach des Kastens hervor, legt einige erhandelte Salzmänner hinein, und schiebt das Fach wieder zu — ein drittes Schubfach ist, wie ich sehe, zu Petersilie und

anderem Wurzelwerk bestimmt. — Nun durchschneidet er mit langen, gravitätischen Schritten den Markt in verschiedenen Richtungen, bis ihn der reiche, auf einem Tisch ausgebreitete Vorrat von gerupftem Geflügel festhält. So wie überall, macht er auch hier, ehe er zu feilschen beginnt, einige tiefe Verbeugungen — er spricht viel und lange mit der Frau, die ihn mit besonders freundlicher Miene anhört — er setzt den Kasten behutsam auf den Boden nieder, und ergreift zwei Enten, die er ganz bequem in die weite Rocktasche schiebt. — Himmel! es folgt noch eine Gans — den Puter schaut er bloß an mit liebäugelnden Blicken — er kann doch nicht unterlassen ihn wenigstens mit dem Zeige- und Mittelfinger liebkosend zu berühren; — schnell hebt er seinen Kasten auf, verbeugt sich gegen das Weib ungemein verbindlich, und schreitet, sich mit Gewalt losreißend, von dem verführerischen Gegenstande seiner Begierde, von dannen — er steuert geradezu los auf die Fleischerbuden — ist der Mensch ein Koch, der für ein Gastmahl zu sorgen hat? er erhandelt eine Kalbskeule, die er noch in eine seiner Riesentaschen gleiten läßt. — Nun ist er fertig mit seinem Einkauf; er geht die Charlottenstraße herauf, mit solchem ganz seltsamen Anstand und Wesen, daß er aus irgend einem fremden Lande hinabgeschneit zu sein scheint.

Der Vetter. Genug habe ich mir schon über diese exotische Figur den Kopf zerbrochen. — Was denkst du, Vetter, zu meiner Hypothese? Dieser Mensch ist ein alter Zeichenmeister, der in mittelmäßigen Schulanstalten sein Wesen getrieben hat, und vielleicht noch treibt. Durch allerlei industriöse Unternehmungen hat er viel Geld erworben; er ist geizig, mißtrauisch, Cyniker bis zum Ekelhaften, Hagestolz, nur einem Gotte opfert er — dem Bauche; — seine ganze Lust ist, gut zu essen, versteht sich allein auf seinem Zimmer; — er ist durchaus ohne alle Bedienung, er besorgt alles selbst — an Markttagen holt er, wie du gesehen hast, seine Lebensbedürfnisse für die halbe Woche, und bereitet in einer kleinen Küche, die dicht bei seinem armseligen Stübchen belegen, selbst seine Speisen, die er dann, da der Koch es stets dem Gaumen des Herrn zu Dank macht, mit gierigem, ja vielleicht tierischem Appetit verzehrt. Wie geschickt und zweckmäßig er einen alten Malkasten zum Marktkorbe aptiert hat, auch das hast du bemerkt, lieber Vetter.

Ich. Weg von dem widrigen Menschen.

Der Vetter. Warum widrig? Es muß auch solche Käuze geben, sagt ein welterfahrener Mann, und er hat recht, denn die Varietät kann nie bunt genug sein. Doch mißfällt dir der Mann so sehr, lieber Vetter, so kann ich dir darüber, was er ist, thut und treibt, noch eine andere Hypothese aufstellen. Vier Franzosen, und zwar sämtlich Pariser, ein Sprachmeister, ein Fechtmeister, ein Tanzmeister und ein Pastetenbäcker, kamen in ihren Jugendjahren gleichzeitig nach Berlin, und fanden, wie es damals (gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts) gar nicht fehlen konnte, ihr reichliches Brot. Seit dem Augenblick, als die Diligence sie vereinigte, schlossen sie den engsten Freundschaftsbund, blieben ein Herz und eine Seele, und verlebten jeden Abend nach vollbrachter Arbeit zusammen, als echte alte Franzosen, in lebhafter Konversation, bei frugalem Abendessen. Des Tanzmeisters Beine waren stumpf geworden, des Fechtmeisters Arme durch das Alter entnervt, dem Sprachmeister Rivale, die sich der neuesten Pariser Mundart rühmten, über den Kopf gestiegen, und die schlauen Erfindungen des Pastetenbäckers überboten jüngere Gaumenkitzler, von den eigensinnigsten Gastronomen in Paris ausgebildet.

Aber jeder des treu verbundenen Quatuors hatte indessen sein Schäfchen ins Trockne gebracht. Sie zogen zusammen in eine geraume, ganz artige, jedoch entlegene Wohnung, gaben ihre Geschäfte auf, und lebten zusammen, altfranzösischer Sitte getreu, ganz lustig und sorgenfrei, da sie selbst den Bekümmernissen und Lasten der unglücklichen Zeit geschickt zu entgehen wußten. Jeder hat ein besonderes Geschäft, wodurch der Nutzen und das Vergnügen der Societät befördert wird. Der Tanzmeister und der Fechtmeister besuchten ihre alten Scholaren, ausgediente Offiziere von höherem Rang, Kammerherren, Hofmarschälle u. s. w.; denn sie hatten die vornehmste Praxis und sammeln die Neuigkeiten des Tages zum Stoff für ihre Unterhaltung, der nie ausgehen darf. Der Sprachmeister durchwühlt die Läden der Antiquare, um immer mehr französische Werke auszumitteln, deren Sprache die Akademie gebilligt hat. Der Pastetenbäcker sorgt für die Küche; er kauft ebenso gut selbst ein, als er die Speisen ebenfalls selbst bereitet, worin ihm ein alter französischer Hausknecht beisteht. Außer diesem besorgt jetzt, da eine alte, zahnlose Französin, die

1 f. Es muß ... geben, Faust zu Gretchen V. 3128.

sich von der französischen Gouvernante bis zur Aufwaschmagd heruntergedient hatte, gestorben, ein pausbäckiger Junge, den die vier von den Orphelins français zu sich genommen, die Bedienung. — Dort geht der kleine Himmelblaue, an einem Arm einen Korb mit Mundsemmeln, an dem andern einen, in dem der Salat hoch aufgetürmt ist. — So habe ich den widrigen, cynischen, deutschen Zeichenmeister augenblicklich zum gemütlichen, französischen Pastetenbäcker umgeschaffen, und ich glaube, daß sein Äußeres, sein ganzes Wesen recht dazu paßt.

Ich. Diese Erfindung macht deinem Schriftstellertalent Ehre, lieber Vetter. Doch mir leuchten schon seit ein paar Minuten dort jene hohen weißen Schwungfedern in die Augen, die sich aus dem dicksten Gedränge des Volks emporheben. Endlich tritt die Gestalt dicht bei der Pumpe hervor — ein großes, schlankgewachsenes Frauenzimmer von gar nicht üblem Ansehen — der Überrock von rosarotem schwerem Seidenzeuge ist funkelnagelneu — der Hut von der neuesten Façon, der daran befestigte Schleier von schönen Spitzen — weiße Glacéhandschuhe. — Was nötigte die elegante, wahrscheinlich zu einem Dejeuner eingeladene, Dame sich durch das Gewühl des Marktes zu drängen? Doch wie, auch sie gehört zu den Einkäuferinnen? Sie steht still und winkt einem alten, schmutzigen, zerlumpten Weibe, die ihr, ein lebhaftes Bild der Misère in den Hefen des Volks, mit einem halbzerbrochenen Marktkorbe am Arm, mühsam nachhinkt. Die geputzte Dame winkt an der Ecke des Theatergebäudes, um dem erblindeten Landwehrmann, der dort an die Mauer gelehnt steht, ein Almosen zu geben. Sie zieht mit Mühe den Handschuh von der rechten Hand — hilf Himmel! eine blutrote, noch dazu eine ziemlich mannhaft gebaute Faust kommt zum Vorschein. Doch ohne lange zu suchen und zu wählen, drückt sie dem Blinden rasch ein Stück Geld in die Hand, läuft rasch bis in die Mitte der Charlottenstraße, und setzt sich dann in einen majestätischen Promenadenschritt, mit dem sie, ohne sich weiter um ihre zerlumpte Begleiterin zu kümmern, die Charlottenstraße hinauf nach den Linden wandelt.

Der Vetter. Das Weib hat, um sich auszuruhen, den Korb auf die Erde gesetzt, und du kannst mit einem Blick den ganzen Einkauf der eleganten Dame übersehen.

3. Orphelins français, französische Waisenknaben.

Ich. Der ist in der That wunderlich genug. — Ein Kohlkopf — viele Kartoffeln — einige Äpfel — ein kleines Brot — einige Heringe in Papier gewickelt — ein Schafkäse, nicht von der appetitlichsten Farbe — eine Hammelleber — ein kleiner Rosenstock — ein Paar Pantoffeln — ein Stiefelknecht. — Was in aller Welt. —

Der Vetter. Still, still, Vetter, genug von der Rosenroten! — Betrachte aufmerksam jenen Blinden, dem das leichtsinnige Kind der Verderbnis Almosen spendete. Giebt es ein rührenderes Bild unverdienten menschlichen Elends und frommer in Gott und Schicksal ergebener Resignation? Mit dem Rücken an die Mauer des Theaters gelehnt, beide abgedürrte Knochenhände auf einen Stab gestützt, den er einen Schritt vorgeschoben, damit das unvernünftige Volk ihm nicht über die Füße laufe, das leichenblasse Antlitz emporgehoben, das Landwehrmützchen in die Augen gedrückt, steht er regungslos vom frühen Morgen bis zum Schluß des Marktes an derselben Stelle. —

Ich. Er bettelt, und doch ist für die erblindeten Krieger so gut gesorgt.

Der Vetter. Du bist in gar großem Irrtum, lieber Vetter. Dieser arme Mensch macht den Knecht eines Weibes, welches Gemüse feilhält, und die zu der niedrigeren Klasse dieser Verkäuferinnen gehört, da die vornehmere das Gemüse in auf Wagen gepackten Körben herbeifahren läßt. Dieser Blinde kommt nämlich jeden Morgen, mit vollen Gemüsekörben bepackt, wie ein Lasttier, so daß ihn die Bürde beinahe zu Boden drückt, und er sich nur mit Mühe und wankendem Schritt mittelst des Stabes aufrecht erhält, herbei. Eine große, robuste Frau, in deren Dienste er steht, oder die ihn vielleicht nur eben zum Hinschaffen des Gemüses auf den Markt gebraucht, giebt sich, wenn nun seine Kräfte beinahe ganz erschöpft sind, kaum die Mühe, ihn beim Arm zu ergreifen, und weiter an Ort und Stelle, nämlich eben an den Platz, den er jetzt einnimmt, hinzuhelfen. Hier nimmt sie ihm die Körbe vom Rücken, die sie selbst hinüberträgt, und läßt ihn stehen, ohne sich im mindesten um ihn eher zu kümmern, als bis der Markt geendet ist, und sie ihm die ganz, oder nur zum Teil geleerten Körbe wieder aufpackt.

Ich. Es ist doch merkwürdig, daß man die Blindheit, sollten auch die Augen nicht verschlossen sein, oder sollte auch kein anderer

sichtbarer Fehler den Mangel des Gesichts verraten, dennoch an der emporgerichteten Stellung des Hauptes, die den Erblindeten eigentümlich, sogleich erkennt; es scheint darin ein fortwährendes Streben zu liegen, etwas in der Nacht, die den Blinden umschließt, zu erschauen.

Der Vetter. Es giebt für mich keinen rührenderen Anblick, als wenn ich einen solchen Blinden sehe, der mit emporgerichtetem Haupt in die weite Ferne zu schauen scheint. Untergegangen ist für den Armen die Abendröte des Lebens, aber sein inneres Auge strebt schon das ewige Licht zu erblicken, das ihm in dem Jenseits voll Trost, Hoffnung und Seligkeit leuchtet. — Doch ich werde zu ernst. — Der blinde Landwehrmann bietet mir jeden Markttag einen Schatz von Bemerkungen dar. Du gewahrst, lieber Vetter, wie sich bei diesem armen Menschen die Mildthätigkeit der Berliner recht lebhaft ausspricht. Oft ziehen ganze Reihen bei ihm vorüber, und keiner daraus verfehlt, ihm ein Almosen zu reichen. Aber die Art und Weise, wie dieses gereicht wird, hierin liegt alles. Schau' einmal, lieber Vetter, eine Zeitlang hin, und sag' mir, was du gewahrst.

Ich. Eben kommen drei, vier, fünf stattliche, derbe Hausmägde; die, mit zum Teil schwer ins Gewicht fallenden Waren übermäßig vollgepackten Körbe schneiden ihnen beinahe die nervichten, blau aufgelaufenen Arme wund; sie haben Ursache zu eilen, um ihre Last loszuwerden, und doch weilt jede einen Augenblick, greift schnell in den Marktkorb, und drückt dem Blinden ein Stück Geld, ohne ihn einmal anzusehen, in die Hand. Die Ausgabe steht als notwendig und unerläßlich auf dem Etat des Markttages. Das ist recht! Da kommt eine Frau, deren Anzuge, deren ganzem Wesen man die Behaglichkeit und Wohlhabenheit deutlich anmerkt, — sie bleibt vor dem Invaliden stehen, zieht ein Beutelchen hervor, und sucht und sucht, und kein Stück Geld scheint ihr klein genug zum Akt der Wohlthätigkeit, den sie zu vollführen gedenkt — sie ruft ihrer Köchin zu — es findet sich, daß auch ihr die kleine Münze ausgegangen — sie muß erst bei den Gemüseweibern wechseln — endlich ist der zu verschenkende Dreier herbeigeschafft — nun klopfte sie dem Blinden auf die Hand, damit er ja merke, daß er etwas empfangen werde — er öffnet den Handteller — die wohlthätige Dame drückt ihm das Geldstück hinein, und schließt ihm die Faust, damit die splendide Gabe ja nicht verloren gehe.

— Warum trippelt die kleine niedliche Mamsell so hin und her, und nähert sich immer mehr und mehr dem Blinden? Ha, im Vorbeihuschen hat sie schnell, daß es gewiß niemand als ich, der ich sie auf dem Korn meines Glases habe, bemerkte, dem Blinden ein Stück Geld in die Hand gesteckt — das war gewiß kein Dreier. Der glaue, wohlgemästete Mann im braunen Rocke, der dort so gemütlich dahergeschritten kommt, ist gewiß ein sehr reicher Bürger. Auch er bleibt vor dem Blinden stehen, und läßt sich in ein langes Gespräch mit ihm ein, indem er den übrigen Leuten den Weg versperrt und sie hindert, dem Blinden Almosen zu spenden; — endlich, endlich zieht er eine mächtige grüne Geldbörse aus der Tasche, entknüpft sie nicht ohne Mühe, und wühlt so entsetzlich im Gelde, daß ich glaube, es bis hierher klappern zu hören. — Parturiunt montes! — Doch will ich wirklich glauben, daß der edle Menschenfreund, vom Bilde des Jammers hingerissen, sich bis zum schlechten Groschen verstieg. — Bei alle dem meine ich doch, daß der Blinde an den Markttagen nach seiner Art keine geringe Einnahme macht, und mich wundert, daß er alles ohne das mindeste Zeichen von Dankbarkeit annimmt; nur eine leise Bewegung der Lippen, die ich wahrzunehmen glaube, zeigt, daß er etwas spricht, was wohl Dank sein mag — doch auch diese Bewegung bemerke ich nur zuweilen.

Der Vetter. Da hast du den entschiedenen Ausdruck vollkommen abgeschlossener Resignation: was ist ihm das Geld, er kann es nicht nutzen; erst in der Hand eines andern, dem er sich rücksichtslos anvertrauen muß, erhält es seinen Wert; — ich kann mich sehr irren, aber mir scheint, als wenn das Weib, deren Gemüsekörbe er trägt, eine fatale böse Sieben sei, die den Armen schlecht hält, unerachtet sie höchst wahrscheinlich alles Geld, was er empfängt, in Beschlag nimmt. Jedesmal, wenn sie die Körbe zurückbringt, keift sie mit dem Blinden, und zwar in dem Grade mehr oder weniger, als sie einen bessern oder schlechtern Markt gemacht hat. Schon das leichenblasse Gesicht, die abgehungerte Gestalt, die zerlumpte Kleidung des Blinden, läßt vermuten, daß seine Lage schlimm genug ist, und es wäre die Sache eines thätigen Menschenfreundes, diesem Verhältnis näher nachzuforschen.

Ich. Indem ich den ganzen Markt überschaue, bemerke ich,

14. parturiunt montes, Berge gebären — und heraus kömmt eine lächerliche Maus, Horaz im Briefe an die Pisonen V. 139.

daß die Mehlwagen dort, über die Tücher wie Zelte aufgeschlagen sind, deshalb einen malerischen Anblick gewähren, weil sie dem Auge ein Stützpunkt sind, um den sich die bunte Masse zu deutlichen Gruppen bildet.

Der Vetter. Von den weißen Mehlwagen und den mehlbestaubten Mühlknappen und Müllermädchen mit rosenroten Wangen, jede eine bella molinara, kenne ich gerade auch etwas Entgegengesetztes. Mit Schmerz vermisse ich nämlich eine Köhlerfamilie, die sonst ihre Ware geradeüber meinem Fenster am Theater feilbot, und jetzt hinübergewiesen sein soll auf die andere Seite. Diese Familie besteht aus einem großen, robusten Mann mit ausdrucksvollem Gesicht, markigen Zügen, heftig, beinahe gewaltsam in seinen Bewegungen, genug, ganz treues Abbild der Köhler, wie sie in Romanen vorzukommen pflegen. In der That, begegnete ich diesem Manne einsam im Walde, es würde mich ein wenig frösteln, und seine freundschaftliche Gesinnung würde mir in dem Augenblick die liebste auf Erden sein. Diesem Manne steht als zweites Glied der Familie, im schneidendsten Kontrast, ein kaum vier Fuß hoher, seltsam verwachsener Kerl entgegen, der die Possierlichkeit selbst ist. Du weißt, lieber Vetter, daß es Leute giebt von gar seltsamem Bau; auf den ersten Blick muß man sie für bucklig erkennen, und doch vermag man, bei näherer Betrachtung, durchaus nicht anzugeben, wo ihnen denn eigentlich der Buckel sitzt.

Ich. Ich erinnere mich hierbei des naiven Ausspruchs eines geistreichen Militärs, der mit einem solchen Natur spiel in Geschäften viel zu thun hatte, und dem das Unergründliche des wunderlichen Baues ein Anstoß war. „Einen Buckel," sagte er, „einen Buckel hat der Mensch; aber wo ihm der Buckel sitzt, das weiß der Teufel!"

Der Vetter. Die Natur hatte im Sinn, aus meinem kleinen Kohlenbrenner eine riesenhafte Figur von etwa sieben Fuß zu bilden, denn dieses zeigen die kolossalen Hände und Füße, beinahe die größten, die ich in meinem Leben gesehen. Dieser kleine Kerl, mit einem großkragigen Mäntelchen bekleidet, eine wunderliche Pelzmütze auf dem Haupte, ist in steter, rastloser Unruhe; mit einer unangenehmen Beweglichkeit hüpft und trippelt er hin und her, ist bald hier, bald dort, und müht sich, den Liebens-

7. bella molinara, schöne Müllerin, eine Oper Pasiellos, von Hoffmann auch im „Kater Murr" erwähnt.

würdigen, den Charmanten, den primo amoroso des Markts zu spielen. Kein Frauenzimmer, gehört sie nicht geradehin zum vornehmern Stande, läßt er vorübergehen, ohne ihm nachzutrippeln, und mit ganz unnachahmlichen Stellungen, Gebärden und Grimassen, Süßigkeiten auszustoßen, die nun freilich im Geschmack der Kohlenbrenner sein mögen. Zuweilen treibt er die Galanterie so weit, daß er im Gespräch den Arm sanft um die Hüften des Mädchens schlingt, und, die Mütze in der Hand, der Schönheit huldigt, oder ihr seine Ritterdienste anbietet. Merkwürdig genug, daß die Mädchen sich nicht allein das gefallen lassen, sondern überdem dem kleinen Ungetüm freundlich zunicken, und seine Galanterien überhaupt gar gerne zu haben scheinen. Dieser kleine Kerl ist gewiß mit einer reichen Dosis von natürlichem Mutterwitz, dem entschiedenen Talent fürs Possierliche, und der Kraft, es darzustellen, begabt. Er ist der Pagliasso, der Tausendsasa, der Allerweltskerl in der ganzen Gegend, die den Wald umschließt, wo er hauset: ohne ihn kann keine Kindtaufe, kein Hochzeitsschmaus, kein Tanz im Kruge, kein Gelag bestehen; man freut sich auf seine Späße, und belacht sie das ganze Jahr hindurch. Der Rest der Familie besteht, da die Kinder und etwanigen Mägde zu Hause gelassen werden, nur noch aus zwei Weibern von robustem Bau und finsterm, mürrischem Ansehen, wozu freilich der Kohlenstaub, der sich in den Falten des Gesichts festsetzt, viel beiträgt. Die Anhänglichkeit eines großen Spitzes, mit dem die Familie jeden Bissen teilt, den sie während des Marktes selbst genießt, zeigt mir übrigens, daß es in der Köhlerhütte recht ehrlich und patriarchalisch zugehen mag. Der Kleine hat übrigens Riesenkräfte, weshalb die Familie ihn dazu braucht, die verkauften Kohlensäcke den Käufern ins Haus zu schaffen. Ich sah oft ihn von den Weibern mit wohl zehn großen Säcken bepacken, die sie hoch übereinander auf seinen Rücken häuften, und er hüpfte damit fort, als fühle er keine Last. Von hinten sah nun die Figur so toll und abenteuerlich aus, als man nur etwas sehen kann. Natürlicherweise gewahrte man von der werten Figur des Kleinen auch nicht das Allermindeste, sondern bloß einen ungeheueren Kohlensack, dem unten ein Paar Füßchen angewachsen waren. Es schien ein fabelhaftes Tier, eine Art märchenhaftes Känguruh über den Markt zu hüpfen.

1. primo amoroso, erster Liebhaber; Bezeichnung aus der italienischen Oper. — 15. Pagliasso, Hanswurst.

Ich. Sieh, sieh, Vetter! dort an der Kirche entsteht Lärm. Zwei Gemüseweiber sind wahrscheinlich über das leidige Meum oder Tuum in heftigen Streit geraten, und scheinen, die Fäuste in die Seiten gestemmt, sich mit feinen Redensarten zu bedienen. Das Volk läuft zusammen — ein dichter Kreis umschließt die Zankenden — immer stärker und gellender erheben sich die Stimmen — immer heftiger fechten sie mit den Händen durch die Lüfte — immer näher rücken sie sich auf den Leib — gleich wird es zum Faustkampf kommen — die Polizei macht sich Platz — wie? Plötzlich erblicke ich eine Menge Glanzhüte zwischen den Zornigen — im Augenblick gelingt es den Gevatterinnen, die erhitzten Gemüter zu besänftigen — aus ist der Streit — ohne Hilfe der Polizei — ruhig kehren die Weiber zu ihren Gemüsekörben zurück — das Volk, welches nur einigemal, wahrscheinlich bei besonders drastischen Momenten des Streits, durch lautes Aufjauchzen seinen Beifall zu erkennen gab, läuft auseinander. —

Der Vetter. Du bemerkst, lieber Vetter, daß dieses während der ganzen langen Zeit, die wir hier am Fenster zugebracht, der einzige Zank war, der sich auf dem Markt entspann und der lediglich durch das Volk selbst beschwichtigt wurde. Selbst ein ernsterer, bedrohlicherer Zank wird gemeinhin von dem Volke selbst auf diese Weise gedämpft, daß sich alles zwischen die Streitenden drängt, und sie auseinander bringt. Am vorigen Markttage stand zwischen den Fleisch- und Obstbuden ein großer, abgelumpter Kerl, von frechem, wildem Ansehen, der mit dem vorübergehenden Fleischerknecht plötzlich in Streit geriet; er führte ohne weiteres mit dem furchtbaren Knittel, den er wie ein Gewehr über die Schulter gelehnt trug, einen Schlag gegen den Knecht, der diesen unfehlbar zu Boden gestreckt haben würde, wäre er nicht geschickt ausgewichen und in seine Bude gesprungen. Hier bewaffnete er sich aber mit einer gewaltigen Fleischeraxt und wollte dem Kerl zu Leibe. Alle Aspekten waren dazu da, daß das Ding sich mit Mord und Totschlag endigen, und das Kriminalgericht in Thätigkeit gesetzt werden würde. Die Obstfrauen, lauter kräftige und wohlgenährte Gestalten, fanden sich aber verpflichtet, den Fleischerknecht so liebreich und fest zu umarmen, daß er sich nicht aus der Stelle zu rühren vermochte; er stand da mit hoch empor-

2 f. Meum, Tuum, Mein und Dein.

geschwungener Waffe, wie es in jener pathetischen Rede vom rauhen Pyrrhus heißt:

> wie ein gemalter Wütrich, und wie parteilos zwischen
> Kraft und Willen, that nichts.

Unterdessen hatten andere Weiber, Bürstenbinder, Stiefelknechtverkäufer u. s. w., den Kerl umringend, der Polizei Zeit gegönnt, heran zu kommen, und sich seiner, der mir ein freigelassener Sträfling schien, zu bemächtigen.

Ich. Also herrscht in der That im Volk ein Sinn für die zu erhaltende Ordnung, der nicht anders als für alle sehr ersprießlich wirken kann.

Der Vetter. Überhaupt, mein lieber Vetter, haben mich meine Beobachtungen des Marktes in der Meinung bestärkt, daß mit dem Berliner Volk, seit jener Unglücksperiode, als ein frecher, übermütiger Feind das Land überschwemmte, und sich vergebens mühte, den Geist zu unterdrücken, der bald wie eine gewaltsam zusammengedrückte Spiralfeder mit erneuter Kraft emporsprang, eine merkwürdige Veränderung vorgegangen ist. Mit einem Wort: das Volk hat an äußerer Sittlichkeit gewonnen; und wenn du dich einmal an einem schönen Sommertage gleich nachmittags nach den Zelten bemühst, und die Gesellschaften beobachtest, welche sich nach Moabit einschiffen lassen, so wirst du selbst unter gemeinen Mägden und Tagelöhnern ein Streben nach einer gewissen Courtoisie bemerken, das ganz ergötzlich ist. Es ist der Masse so gegangen, wie dem Einzelnen, der viel Neues gesehen, viel Ungewöhnliches erfahren, und der mit dem Nil admirari die Geschmeidigkeit der äußern Sitte gewonnen. Sonst war das Berliner Volk roh und brutal; man durfte z. B. als Fremder kaum nach einer Straße, oder nach einem Hause, oder sonst nach etwas fragen, ohne eine grobe, oder verhöhnende Antwort zu erhalten, oder durch falschen Bescheid gefoppt zu werden. Der Berliner Straßenjunge, der den kleinsten Anlaß, einen etwas auffallenden Anzug, einen lächerlichen Unfall, der jemandem geschah, zu dem abscheulichsten Frevel benutzte, existiert nicht mehr. Denn jene Cigarrenjungen vor den

2. Pyrrhus, die Deklamation des Schauspielers in Shakespeares „Hamlet" II, 2, 502. — 21. Zelte, beliebte Wirtsgärten am Rande des Tiergartens, in deren einem Hoffmann auch die Erzählung „Fragment aus dem Leben dreier Freunde" beginnen läßt. — 22. Moabit, am rechten Spreeufer sich gegen Charlottenburg zu erstreckend; zu Hoffmanns Zeit war Moabit ein beliebter Ausflugsort der niedersten Stände. — 26. Nil admirari, über nichts erstaunen; Anfangsworte des 6. Briefes im I. Buche von Horaz' Episteln.

Thoren, die „den fidelen Hamburger avec du feu“ ausbieten, diese Galgenstricke, welche ihr Leben in Spandau oder Straußberg, oder, wie noch kürzlich einer von ihrer Rasse, auf dem Schafott endigen, sind keineswegs das, was der eigentliche Berliner Straßenjunge war, der nicht Vagabund, sondern gewöhnlich Lehrbursche bei einem Meister, — es ist lächerlich zu sagen, — bei aller Gottlosigkeit und Verderbnis, doch ein gewisses Point d'Honneur besaß, und dem es an gar drolligem Mutterwitz nicht mangelte.

Ich. O, lieber Vetter, laß mich dir in aller Geschwindigkeit sagen, wie neulich mich ein solcher fataler Volkswitz tief beschämt hat. Ich gehe vors Brandenburger Thor, und werde von Charlottenburger Fuhrleuten verfolgt, die mich zum Aufsitzen einladen; einer von ihnen, ein höchstens sechzehn, siebzehnjähriger Junge, trieb die Unverschämtheit so weit, daß er mich mit seiner schmutzigen Faust beim Arm packte. „Will Er mich wohl nicht anfassen!“ fahre ich ihn zornig an. „Nun Herr,“ erwiderte der Junge ganz gelassen, indem er mich mit seinen stieren Augen anglotzte, „nun, Herr, warum soll ich Sie denn nicht anfassen; sind Sie vielleicht nicht ehrlich?“

Der Vetter. Haha! dieser Witz ist wirklich einer, aber recht aus der stinkenden Grube der tiefsten Depravation gestiegen. — Die Witzwörter der Berliner Obstweiber u. a. waren sonst weltberühmt, und man thut ihnen sogar die Ehre an, sie Shakespearisch zu nennen, unerachtet bei näherer Beleuchtung ihre Energie und Originalität nur vorzüglich in der schamlosen Frechheit bestand, womit sie den niederträchtigsten Schmutz als pikante Schüssel auftischten. — Sonst war der Markt der Tummelplatz des Zanks, der Prügeleien, des Betrugs, des Diebstahls, und keine honette Frau durfte es wagen, ihren Einkauf selbst besorgen zu wollen, ohne sich der größten Unbill auszusetzen. Denn nicht allein, daß das Hökervolk gegen sich selbst und alle Welt zu Felde zog, so gingen noch Menschen ausdrücklich darauf aus, Unruhe zu erregen, um dabei im Trüben zu fischen, wie z. B. das aus allen Ecken und Enden der Welt zusammengeworbene Gesindel, welches damals in den Regimentern steckte. Sieh, lieber Vetter, wie jetzt dagegen der Markt das anmutige Bild der Wohlbehaglichkeit und des sitt-

2 f. Spandau, Festungsstrafe; Straußberg, Arbeitshaus im Regierungsbezirk Potsdam.

lichen Friedens darbietet. Ich weiß, enthusiastische Rigoristen, hyperpatriotische Asketiker eifern grimmig gegen diesen vermehrten äußern Anstand des Volks, indem sie meinen, daß mit dieser Abgeschliffenheit der Sitte auch das Volkstümliche abgeschliffen werde und verloren gehe. Ich meines Teils bin der festen, innigsten Überzeugung, daß ein Volk, das sowohl den Einheimischen, als den Fremden, nicht mit Grobheit oder höhnischer Verachtung, sondern mit höflicher Sitte behandelt, dadurch unmöglich seinen Charakter einbüßen kann. Mit einem sehr auffallenden Beispiel, welches die Wahrheit meiner Behauptung darthut, würde ich bei jenen Rigoristen gar übel wegkommen.

Immer mehr hatte sich das Gedränge vermindert; immer leerer und leerer war der Markt worden. Die Gemüseverkäuferinnen packten ihre Körbe zum Teil auf herbeigekommene Wagen, zum Teil schleppten sie sie selbst fort — die Mehlwagen fuhren ab — die Gärtnerinnen schafften den übrig gebliebenen Blumenvorrat auf großen Schiebkarren fort — geschäftiger zeigte sich die Polizei, alles, und vorzüglich die Wagenreihe, in gehöriger Ordnung zu erhalten; diese Ordnung wäre auch nicht gestört, wenn es nicht hin und wieder einem schismatischen Bauerjungen eingefallen wäre, quer über den Platz, seine eigene neue Behringsstraße zu entdecken, zu verfolgen, und seinen kühnen Lauf mitten durch die Obstbuden, geradezu nach der Thüre der deutschen Kirche zu richten. Das gab denn viel Geschrei und viel Ungemach des zu genialen Wagenlenkers. „Dieser Markt,“ sprach der Vetter, „ist auch jetzt ein treues Abbild des ewig wechselnden Lebens. Rege Thätigkeit, das Bedürfnis des Augenblicks trieb die Menschenmasse zusammen, in wenigen Augenblicken ist alles verödet, die Stimmen, welche im wirren Getöse durcheinander strömten, sind verklungen, und jede verlassene Stelle spricht das schauerliche: es war! nur zu lebhaft aus.“ — Es schlug Ein Uhr, der grämliche Invalide trat ins Kabinett, und meinte mit verzogenem Gesicht: der Herr möge doch nun endlich das Fenster verlassen und essen, da sonst die aufgetragenen Speisen wieder kalt würden. „Also hast du doch Appetit, lieber Vetter,“ fragte ich. „O ja,“ erwiderte der Vetter mit schmerzlichem Lächeln. „Du wirst es gleich sehen.“

Der Invalide rollte ihn ins Zimmer. Die aufgetragenen

Speisen bestanden in einem mäßigen mit Fleischbrühe gefüllten Suppenteller, einem in Salz aufrechtgestellten weichgesottenen Ei, und einer halben Mundsemmel.

„Ein einziger Bissen mehr," sprach der Vetter leise und wehmütig, indem er meine Hand drückte, „das kleinste Stückchen des verdaulichsten Fleisches verursacht mir die entsetzlichsten Schmerzen, und raubt mir allen Lebensmut und das letzte Fünkchen von guter Laune, das noch hin und wieder aufglimmen will."*)

Ich wies nach dem am Bettschirm befestigten Blatt, indem ich mich dem Vetter an die Brust warf und ihn heftig an mich drückte.

„Ja, Vetter!" rief er mit einer Stimme, die mein Innerstes durchdrang und es mit herzzerschneidender Wehmut erfüllte, „ja, Vetter:

Et si male nunc, non olim sic erit!"

Armer Vetter!

Ende.

*) Hoffmanns damaliger Zustand, treu geschildert. Anm. Hitzigs.

Don Juan.

Eine fabelhafte Begebenheit,

die sich mit einem reisenden Enthusiasten zugetragen

Am Schlusse des ersten Bandes der „Phantasiestücke in Callots Manier". Bamberg 1814. Die Hoffmanns phantastische Art mit seinem gediegenen Musikurteile merkwürdig verbindende Arbeit steht hier als ein Beispiel der vielen trefflichen Aufsätze Hoffmanns über Musik.

Ein durchdringendes Läuten, der gellende Ruf: „Das Theater fängt an!“ weckte mich aus dem sanften Schlaf, in den ich versunken war; Bässe brummen durch einander — ein Paukenschlag — Trompetenstöße — ein klares A, von der Hoboe ausgehalten — Violinen stimmen ein: ich reibe mir die Augen. Sollte der allzeit geschäftige Satan mich im Rausche —? Nein! ich befinde mich in dem Zimmer des Hotels, wo ich gestern Abend halb gerädert abgestiegen. Gerade über meiner Nase hängt die stattliche Troddel der Klingelschnur; ich ziehe sie heftig an, der Kellner erscheint.

„Aber was, um Himmels willen, soll die konfuse Musik da neben mir bedeuten? giebt es denn ein Konzert hier im Hause?“

„Ew. Excellenz“ — (ich hatte mittags an der Wirtstafel Champagner getrunken!) „Ew. Excellenz wissen vielleicht noch nicht, daß dieses Hotel mit dem Theater verbunden ist. Diese Tapetenthür führt auf einen kleinen Korridor, von dem Sie unmittelbar in Nr. 23 treten: das ist die Fremdenloge.“

„Was? — Theater? — Fremdenloge?“

„Ja, die kleine Fremdenloge zu zwei, höchstens drei Personen — nur für vornehme Herren, ganz grün tapeziert, mit Gitterfenstern, dicht beim Theater! Wenn's Ew. Excellenz gefällig ist — wir führen heute den „Don Juan“ von dem berühmten Herrn Mozart aus Wien auf. Das Legegeld, einen Thaler acht Groschen, stellen wir in Rechnung.“

Das letzte sagte er, schon die Logenthür aufdrückend, so rasch war ich bei dem Worte „Don Juan“ durch die Tapetenthür in den Korridor geschritten. Das Haus war für den mittelmäßigen Ort geräumig, geschmackvoll verziert und glänzend erleuchtet. Logen und Parterre waren gedrängt voll. Die ersten Accorde der

22. Mozarts „Don Juan“ war am 29. Oktober 1787 zum erstenmale aufgeführt worden; vgl. Karl Engel „Die Don Juansage auf der Bühne“. Dresden 1887.

Ouvertüre überzeugten mich, daß ein ganz vortreffliches Orchester, sollten die Sänger auch nur im mindesten etwas leisten, mir den herrlichsten Genuß des Meisterwerks verschaffen würde. — In dem Andante ergriffen mich die Schauer des furchtbaren, unterirdischen regno all pianto; grausenerregende Ahnungen des Entsetzlichen erfüllten mein Gemüt. Wie ein jauchzender Frevel klang mir die jubelnde Fanfare im siebenten Takte des Allegro; ich sah aus tiefer Nacht feurige Dämonen ihre glühenden Krallen ausstrecken — nach dem Leben froher Menschen, die auf des bodenlosen Abgrunds dünner Decke lustig tanzten. Der Konflikt der menschlichen Natur mit den unbekannten, gräßlichen Mächten, die ihn, sein Verderben erlauernd, umfangen, trat klar vor meines Geistes Augen. Endlich beruhigt sich der Sturm; der Vorhang fliegt auf. Frostig und unmutvoll, in seinen Mantel gehüllt, schreitet Leporello in finstrer Nacht vor dem Pavillon einher: Notte e giorno faticar. — Also italienisch? — Hier am deutschen Orte italienisch? Ah che piacere! ich werde alle Recitative, alles so hören, wie es der große Meister in seinem Gemüt empfing und dachte! Da stürzt Don Juan heraus; hinter ihm Donna Anna, bei dem Mantel den Frevler festhaltend. Welches Ansehn! Sie könnte höher, schlanker gewachsen, majestätischer im Gange sein: aber welch ein Kopf! — Augen, aus denen Liebe, Zorn, Haß, Verzweiflung wie aus einem Brennpunkt eine Strahlenpyramide blitzender Funken werfen, die wie griechisches Feuer unauslöschlich das Innerste durchbrennen! Des dunklen Haares aufgelöste Flechten wallen in Wellenringeln den Nacken hinab. Das weiße Nachtkleid enthüllt verräterisch nie gefahrlos belauschte Reize. Von der entsetzlichen That umkrallt, zuckt das Herz in gewaltsamen Schlägen. — — Und nun — welche Stimme! Non sperar se non m'uccidi. — Durch den Sturm der Instrumente leuchten wie glühende Blitze die aus ätherischem Metall gegossenen Töne! — Vergebens sucht sich Don Juan loszureißen. — Will er es denn? Warum stößt er nicht mit kräftiger Faust das Weib zurück und entflieht? Macht ihn die böse That kraftlos, oder ist es der Kampf von Haß und Liebe im Innern, der ihm Mut und Stärke raubt? — Der alte Papa hat seine Thorheit, im Finstern den kräftigen

5. regno all pianto, Reich der Klage, nennt Dante die Hölle. — 15. Notte, das bekannte „Keine Ruh' bei Tag und Nacht". — 17. Ah che piacere, ah welche Freude. — 29 f. Non sperar, Hoff' nicht, wenn du mich nicht tötest.

Gegner anzufallen, mit dem Leben gebüßt; Don Juan und Leporello treten im recitierenden Gespräch weiter vor ins Proscenium. Don Juan wickelt sich aus dem Mantel und steht da in rotem, gerissenen Sammet mit silberner Stickerei, prächtig gekleidet. Eine kräftige, herrliche Gestalt: das Gesicht ist männlich schön; eine erhabene Nase, durchbohrende Augen, weich geformte Lippen; das sonderbare Spiel eines Stirnmuskels über den Augenbrauen bringt sekundenlang etwas vom Mephistopheles in die Physiognomie, das, ohne dem Gesicht die Schönheit zu rauben, einen unwillkürlichen Schauer erregt. Es ist, als könne er die magische Kunst der Klapperschlange üben; es ist, als könnten die Weiber, von ihm angeblickt, nicht mehr von ihm lassen, und müßten, von der unheimlichen Gewalt gepackt, selbst ihr Verderben vollenden. — Lang und dürr, in rot- und weißgestreifter Weste, kleinem roten Mantel, weißem Hut mit roter Feder, trippelt Leporello um ihn her. Die Züge seines Gesichts mischen sich seltsam zu dem Ausdruck von Gutherzigkeit, Schelmerei, Lüsternheit und ironisierender Frechheit; gegen das grauliche Kopf- und Barthaar stechen seltsam die schwarzen Augenbrauen ab. Man merkt es, der alte Bursche verdient Don Juans helfender Diener zu sein. — Glücklich sind sie über die Mauer geflüchtet. — Fackeln — Donna Anna und Don Ottavio erscheinen: ein zierliches, geputztes, gelecktes Männlein von einundzwanzig Jahren höchstens. Als Annas Bräutigam wohnte er, da man ihn so schnell herbeirufen konnte, wahrscheinlich im Hause; auf den ersten Lärm, den er gewiß hörte, hätte er herbeieilen und den Vater retten können; er mußte sich aber erst putzen, und mochte überhaupt nachts nicht gern sich herauswagen. — „Ma qual mai s'offre, o dei, spettacolo funesto agli occhi miei!“ Mehr als Verzweiflung über den grausamsten Frevel liegt in den entsetzlichen, herzzerschneidenden Tönen dieses Recitativs und Duetts. Don Juans gewaltsames Attentat, das ihm Verderben nur drohte, dem Vater aber den Tod gab, ist es nicht allein, was diese Töne der beängsteten Brust entreißt: nur ein verderblicher, tötender Kampf im Innern kann sie hervorbringen. —

Eben schalt die lange, hagere Donna Elvira mit sichtlichen Spuren großer aber verblühter Schönheit den Verräter Don Juan: Tu nido d'inganni, und der mitleidige Leporello bemerkte ganz

27 f. Ma qual... aber ihr Götter welch schreckliches Bild erscheint stets vor meinen Augen. — 37. Tu nido d'inganni, du Heimstätte des Betrugs.

klug: parla come un libro stampato, als ich jemand neben oder hinter mir zu bemerken glaubte. Leicht konnte man die Logenthür hinter mir geöffnet haben und hineingeschlüpft sein — das fuhr mir wie ein Stich durchs Herz. Ich war so glücklich, mich allein in der Loge zu befinden, um ganz ungestört das so vollkommen dargestellte Meisterwerk mit allen Empfindungsfasern wie mit Polypenarmen zu umklammern und in mein Selbst hineinzuziehn! ein einziges Wort, das obendrein albern sein konnte, hätte mich auf eine schmerzhafte Weise herausgerissen aus dem herrlichen Moment der poetisch-musikalischen Begeisterung! Ich beschloß, von meinem Nachbar gar keine Notiz zu nehmen, sondern, ganz in die Darstellung vertieft, jedes Wort, jeden Blick zu vermeiden. Den Kopf in die Hand gestützt, dem Nachbar den Rücken wendend, schauete ich hinaus. — Der Gang der Darstellung entsprach dem vortrefflichen Anfange. Die kleine, lüsterne, verliebte Zerlina tröstete mit gar lieblichen Tönen und Weisen den gutmütigen Tölpel Masetto. Don Juan sprach sein inneres, zerrissenes Wesen, den Hohn über die Menschlein um ihn her, nur aufgestellt zu seiner Lust, in ihr mattliches Thun und Treiben verderbend einzugreifen, in der wilden Arie: Fin ch'han dal vino — ganz unverhohlen aus. Gewaltiger als bisher zuckte hier der Stirnmuskel. — Die Masken erscheinen. Ihr Terzett ist ein Gebet, das in rein glänzenden Strahlen zum Himmel steigt. — Nun fliegt der Mittelvorhang auf. Da geht es lustig her; Becher erklingen, in fröhlichem Gewühl wälzen sich die Bauern und allerlei Masken umher, die Don Juans Fest herbeigelockt hat. — Jetzt kommen die drei zur Rache Verschwornen. Alles wird feierlicher, bis der Tanz angeht. Zerlina wird gerettet, und in dem gewaltig donnernden Finale tritt mutig Don Juan mit gezogenem Schwert seinen Feinden entgegen. Er schlägt dem Bräutigam den stählernen Galanteriedegen aus der Hand und bahnt sich durch das gemeine Gesindel, das er, wie der tapfere Roland die Armee des Tyrannen Cymosk, durch einander wirft, daß alles gar possierlich über einander purzelt, den Weg ins Freie. —

Schon oft glaubte ich dicht hinter mir einen zarten, warmen

1. parla ... stampato, spricht wie ein gedrucktes Buch. — 17. Masetto, auf einer Bamberger Redoute, auf der nach Hoffmanns Anordnung alle Gestalten des „Don Juan" auftraten, spielte er selbst die Rolle des Masetto. — 20. Fin ch'han dal vino, die berühmte Champagnerarie. — 32. Roland, im IX. Ges. 67 u. folg. Strophen von Ariosts „Rasendem Roland" besiegt Roland den mit der Feuerwaffe ausgerüsteten Friesenkönig Cimosko.

Hauch gefühlt, das Knistern eines seidenen Gewandes gehört zu haben; das ließ mich wohl die Gegenwart eines Frauenzimmers ahnen, aber ganz versunken in die poetische Welt, die mir die Oper aufschloß, achtete ich nicht darauf. Jetzt, da der Vorhang gefallen war, schaute ich nach meiner Nachbarin. — Nein — keine Worte drücken mein Erstaunen aus: Donna Anna, ganz in dem Kostüme, wie ich sie eben auf dem Theater gesehen, stand hinter mir und richtete auf mich den durchdringenden Blick ihres seelenvollen Auges. — Ganz sprachlos starrte ich sie an; ihr Mund (so schien es mir) verzog sich zu einem leisen, ironischen Lächeln, in dem ich mich spiegelte und meine alberne Figur erblickte. Ich fühlte die Notwendigkeit, sie anzureden, und konnte doch die, durch das Erstaunen, ja ich möchte sagen, wie durch den Schreck gelähmte Zunge nicht bewegen. Endlich, endlich fuhren mir beinahe unwillkürlich die Worte heraus: „Wie ist es möglich, Sie hier zu sehen?“ worauf sie sogleich in dem reinsten Toskanisch erwiderte, daß, verstände und spräche ich nicht italienisch, sie das Vergnügen meiner Unterhaltung entbehren müsse, indem sie keine andere als nur diese Sprache rede. — Wie Gesang lauteten die süßen Worte. Im Sprechen erhöhte sich der Ausdruck des dunkelblauen Auges, und jeder daraus leuchtende Blitz goß einen Glutstrom in mein Inneres, von dem alle Pulse stärker schlugen und alle Fibern erzuckten. — Es war Donna Anna unbezweifelt. Die Möglichkeit abzuwägen, wie sie auf dem Theater und in meiner Loge habe zugleich sein können, fiel mir nicht ein. So wie der glückliche Traum das Seltsamste verbindet, und dann ein frommer Glaube das Übersinnliche versteht und es den sogenannten natürlichen Erscheinungen des Lebens zwanglos anreiht: so geriet ich auch in der Nähe des wunderbaren Weibes in eine Art Somnambulism, in dem ich die geheimen Beziehungen erkannte, die mich so innig mit ihr verbanden, daß sie selbst bei ihrer Erscheinung auf dem Theater nicht hatte von mir weichen können. — Wie gern setzte ich dir, mein Theodor, jedes Wort des merkwürdigen Gesprächs her, das nun zwischen der Signora und mir begann; allein, indem ich das, was ich sagte, deutsch hinschreiben will, finde ich jedes Wort steif und matt, jede Phrase ungelenk, das auszudrücken, was sie leicht und mit Anmut toskanisch sagte.

Indem sie über den „Don Juan“, über ihre Rolle sprach, war es, als öffneten sich mir nun erst die Tiefen des Meisterwerks, und

ich konnte hell hineinblicken und einer fremden Welt phantastische Erscheinungen deutlich erkennen. Sie sagte, ihr ganzes Leben sei Musik, und oft glaube sie manches im Innern geheimnisvoll Verschlossene, was keine Worte aussprächen, singend zu begreifen. „Ja, ich begreife es dann wohl,“ fuhr sie mit brennendem Auge und erhöheter Stimme fort, „aber es bleibt tot und kalt um mich; und indem man eine schwierige Roulade, eine gelungene Manier beklatscht, greifen eisige Hände in mein glühendes Herz! — Aber du — du verstehst mich: denn ich weiß, daß auch dir das wunderbare, romantische Reich aufgegangen, wo die himmlischen Zauber der Töne wohnen!“ —

„Wie, du herrliche, wundervolle Frau — — du — du solltest mich kennen?“

„Ging nicht der zauberische Wahnsinn ewig sehnender Liebe in der Rolle der *** in deiner neuesten Oper aus deinem Innern hervor? — Ich habe dich verstanden, dein Gemüt hat sich im Gesange mir aufgeschlossen! — Ja (hier nannte sie meinen Vornamen), ich habe dich gesungen, so wie deine Melodien ich sind.“ —

Die Theaterglocke läutete; eine schnelle Blässe entfärbte Donna Annas ungeschminktes Gesicht; sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als empfände sie einen plötzlichen Schmerz, und indem sie leise sagte: „Unglückliche Anna, jetzt kommen deine fürchterlichsten Momente“ — war sie aus der Loge verschwunden. —

Der erste Akt hatte mich entzückt, aber nach dem wunderbaren Ereignis wirkte jetzt die Musik auf eine ganz andere, seltsame Weise. Es war, als ginge eine lang verheißene Erfüllung der schönsten Träume aus einer andern Welt wirklich in das Leben ein; als würden die geheimsten Ahnungen der entzückten Seele in Tönen fest gebannt und müßten sich zur wunderbarsten Erkenntnis seltsamlich gestalten. — In Donna Annas Scene fühlte ich mich von einem sanften, warmen Hauch, der über mich hinwegglitt, in trunkener Wollust erbeben; unwillkürlich schlossen sich meine Augen, und ein glühender Kuß schien auf meinen Lippen zu brennen; aber der Kuß war ein wie von ewig dürstender Sehnsucht lang ausgehaltener Ton.

Das Finale war in frevelnder Lustigkeit angegangen: Gia la mensa è preparata! — Don Juan saß kosend zwischen zwei Mädchen und lüftete einen Kork nach dem andern, um den brausen-

36. Gia la mensa è preparata! Schon ist der Tisch bereitet!

den Geistern, die hermetisch verschlossen, freie Herrschaft über sich zu verstatten. Es war ein kurzes Zimmer mit einem großen gotischen Fenster im Hintergrunde, durch das man in die Nacht hinaussah. Schon während Elvira den Ungetreuen an alle Schwüre erinnert, sah man es oft durch das Fenster blitzen und hörte das dumpfe Murmeln des herannahenden Gewitters. Endlich das gewaltige Pochen. Elvira, die vier Mädchen entfliehen, und unter den entsetzlichen Accorden der unterirdischen Geisterwelt tritt der gewaltige Marmorkoloß, gegen den Don Juan pygmäisch dasteht, ein. Der Boden erbebt unter des Riesen donnerndem Fußtritt. — Don Juan ruft durch den Sturm, durch den Donner, durch das Geheul der Dämonen sein fürchterliches: No! die Stunde des Untergangs ist da. Die Statue verschwindet, dicker Qualm erfüllt das Zimmer, aus ihm entwickeln sich fürchterliche Larven. In Qualen der Hölle windet sich Don Juan, den man dann und wann unter den Dämonen erblickt. Eine Explosion, wie wenn tausend Blitze einschlügen —: Don Juan, die Dämonen sind verschwunden, man weiß nicht wie! Leporello liegt ohnmächtig in der Ecke des Zimmers. — Wie wohlthätig wirkt nun die Erscheinung der übrigen Personen, die den Juan, der von unterirdischen Mächten irdischer Rache entzogen, vergebens suchen. Es ist, als wäre man nun erst dem furchtbaren Kreise der höllischen Geister entronnen. — Donna Anna erschien ganz verändert: eine Totenblässe überzog ihr Gesicht, das Auge war erloschen, die Stimme zitternd und ungleich; aber eben dadurch in dem kleinen Duett mit dem süßen Bräutigam, der nun, nachdem ihn der Himmel des gefährlichen Rächeramts glücklich überhoben hat, gleich Hochzeit machen will, von herzzerreißender Wirkung.

Der fugierte Chor hatte das Werk herrlich zu einem Ganzen geründet, und ich eilte in der exaltiertesten Stimmung, in der ich mich je befunden, in mein Zimmer. Der Kellner rief mich zur Wirtstafel, und ich folgte ihm mechanisch. — Die Gesellschaft war der Messe wegen glänzend, und die heutige Darstellung des „Don Juan“ der Gegenstand des Gesprächs. Man pries im allgemeinen die Italiener und das Eingreifende ihres Spiels; doch zeigten kleine Bemerkungen, die hier und da ganz schalkhaft hingeworfen wurden, daß wohl keiner die tiefere Bedeutung der Oper aller Opern auch nur ahnte. — Don Ottavio hatte sehr gefallen. Donna Anna war Einem zu leidenschaftlich gewesen. Man müsse, meinte

er, auf dem Theater sich hübsch mäßigen und das zu sehr Angreifende vermeiden. Die Erzählung des Überfalls habe ihn ordentlich konsterniert. Hier nahm er eine Prise Tabak und schaute ganz unbeschreiblich dummklug seinen Nachbar an, welcher behauptete: Die Italienerin sei aber übrigens eine recht schöne Frau, nur zu wenig besorgt um Kleidung und Putz; eben in jener Scene sei ihr eine Haarlocke aufgegangen und habe das Demiprofil des Gesichts beschattet! Jetzt fing ein anderer ganz leise zu intonieren an: Fin ch'han dal vino — worauf eine Dame bemerkte: am wenigsten sei sie mit dem Don Juan zufrieden; der Italiener sei viel zu finster, viel zu ernst gewesen, und habe überhaupt den frivolen, lustigen Charakter nicht leicht genug genommen. — Die letzte Explosion wurde sehr gerühmt. Des Gewäsches satt eilte ich in mein Zimmer.

In der Fremdenloge Nr. 23.

Es war mir so eng, so schwül in dem dumpfen Gemach! — Um Mitternacht glaubte ich deine Stimme zu hören, mein Theodor! Du sprachst deutlich meinen Namen aus, und es schien an der Tapetenthür zu rauschen. Was hält mich ab, den Ort meines wunderbaren Abenteuers noch einmal zu betreten? — Vielleicht sehe ich dich und sie, die mein ganzes Wesen erfüllt! Wie leicht ist es, den kleinen Tisch hineinzutragen — zwei Lichter — Schreibzeug! Der Kellner sucht mich mit dem bestellten Punsch; er findet das Zimmer leer, die Tapetenthür offen; er folgt mir in die Loge und sieht mich mit zweifelndem Blick an. Auf meinen Wink setzt er das Getränk auf den Tisch und entfernt sich, mit einer Frage auf der Zunge noch einmal sich nach mir umschauend. Ich lehne mich, ihm den Rücken wendend, über der Loge Rand und sehe in das verödete Haus, dessen Architektur, von meinen beiden Lichtern magisch beleuchtet, in wunderlichen Reflexen fremd und feenhaft hervorspringt. Den Vorhang bewegt die das Haus durchschneidende Zugluft. — Wie wenn er hinaufwallte? wenn Donna Anna, geängstet von gräßlichen Larven, erschiene? — Donna Anna! rufe ich unwillkürlich; der Ruf verhallt in dem öden Raum, aber die Geister der Instrumente im Orchester werden wach — ein wunderbarer Ton zittert herauf; es ist, als säusle in ihm der geliebte Name fort! — Nicht erwehren kann ich mich

des heimlichen Schauers, aber wohlthätig durchbebt er meine Nerven. —

Ich werde meiner Stimmung Herr und fühle mich aufgelegt, dir, mein Theodor! wenigstens anzudeuten, wie ich jetzt erst das herrliche Werk des göttlichen Meisters in seiner tiefen Charakteristik richtig aufzufassen glaube. — Nur der Dichter versteht den Dichter; nur ein romantisches Gemüt kann eingehen in das Romantische; nur der poetisch exaltierte Geist, der mitten im Tempel die Weihe empfing, das verstehen, was der Geweihte in der Begeisterung ausspricht. — Betrachtet man das Gedicht (den Don Juan), ohne ihm eine tiefere Bedeutung zu geben, so daß man nur das Geschichtliche in Anspruch nimmt, so ist es kaum zu begreifen, wie Mozart eine solche Musik dazu denken und dichten konnte. Ein Bonvivant, der Wein und Mädchen über die Maßen liebt, der mutwilligerweise den steinernen Mann als Repräsentanten des alten Vaters, den er bei Verteidigung seines eigenen Lebens niederstach, zu seiner lustigen Tafel bittet — wahrlich, hierin liegt nicht viel Poetisches, und ehrlich gestanden, ist ein solcher Mensch es wohl nicht wert, daß die unterirdischen Mächte ihn als ein ganz besonderes Kabinettsstück der Hölle auszeichnen; daß der steinerne Mann, von dem verklärten Geiste beseelt, sich bemüht, vom Pferde zu steigen, um den Sünder vor dem letzten Stündlein zur Buße zu ermahnen; daß endlich der Teufel seine besten Gesellen ausschickt, um den Transport in sein Reich auf die gräßlichste Weise zu veranstalten. — Du kannst es mir glauben, Theodor! den Juan stattete die Natur wie ihrer Schoßkinder liebstes mit alle dem aus, was den Menschen in näherer Verwandtschaft mit dem Göttlichen über den gemeinen Troß, über die Fabrikarbeiten, die als Nullen, vor die, wenn sie gelten sollen, sich erst ein Zähler stellen muß, aus der Werkstätte geschleudert werden, erhebt; was ihn bestimmt, zu besiegen, zu herrschen. Ein kräftiger, herrlicher Körper; eine Bildung, woraus der Funke hervorstrahlt, der die Ahnungen des Höchsten entzündend in die Brust fiel; ein tiefes Gemüt; ein schnell ergreifender Verstand. — Aber das ist die entsetzliche Folge des Sündenfalls, daß der Feind die Macht behielt, dem Menschen aufzulauern, und ihm selbst in dem Streben nach dem Höchsten, worin er seine göttliche Natur ausspricht, böse Fallstricke zu legen. Dieser Konflikt der göttlichen und der dämonischen Kräfte erzeugt den Begriff des irdischen, so wie der er-

fochtene Sieg den Begriff des überirdischen Lebens. — Don Juan begeisterten die Ansprüche auf das Leben, die seine körperliche und geistige Organisation herbeiführte, und ein ewiges brennendes Sehnen, von dem sein Blut siedend die Adern durchfloß, trieb ihn, daß er gierig und ohne Rast alle Erscheinungen der irdischen Welt aufgriff, in ihnen vergebens Befriedigung hoffend! — Es giebt hier auf Erden wohl nichts, was den Menschen in seiner innigsten Natur so hinaufsteigert als die Liebe; sie ist es, die, so geheimnisvoll und so gewaltig wirkend, die innersten Elemente des Daseins zerstört und verklärt; was Wunder also, daß Don Juan in der Liebe die Sehnsucht, die seine Brust zerreißt, zu stillen hoffte, und daß der Teufel hier ihm die Schlinge über den Hals warf? In Don Juans Gemüt kam durch des Erbfeindes List der Gedanke, daß durch die Liebe, durch den Genuß des Weibes schon auf Erden das erfüllt werden könne, was bloß als himmlische Verheißung in unserer Brust wohnt und eben jene unendliche Sehnsucht ist, die uns mit dem Überirdischen in unmittelbaren Rapport setzt. Vom schönen Weibe zum schönern rastlos fliehend; bis zum Überdruß, bis zur zerstörenden Trunkenheit ihrer Reize mit der glühendsten Inbrunst genießend; immer in der Wahl sich betrogen glaubend, immer hoffend, das Ideal endlicher Befriedigung zu finden, mußte doch Juan zuletzt alles irdische Leben matt und flach finden, und indem er überhaupt den Menschen verachtete, lehnte er sich auf gegen die Erscheinung, die, ihm als das Höchste im Leben geltend, so bitter ihn getäuscht hatte. Jeder Genuß des Weibes war nun nicht mehr Befriedigung seiner Sinnlichkeit, sondern frevelnder Hohn gegen die Natur und den Schöpfer. Tiefe Verachtung der gemeinen Ansichten des Lebens, über die er sich erhoben fühlte, und bitterer Spott über Menschen, die in der glücklichen Liebe, in der dadurch herbeigeführten bürgerlichen Vereinigung auch nur im mindesten die Erfüllung der höheren Wünsche, die die Natur feindselig in unsere Brust legte, erwarten konnten, trieben ihn an, da vorzüglich sich aufzulehnen, und Verderben bereitend dem unbekannten, schicksallenkenden Wesen, das ihm wie ein schadenfrohes, mit den kläglichen Geschöpfen seiner spottenden Laune ein grausames Spiel treibendes Ungeheuer erschien, kühn entgegen zu treten, wo von einem solchen Verhältnis die Rede war. — Jede Verführung einer geliebten Braut, jedes durch einen gewaltigen, nie zu verschmerzendes Unheil bringenden Schlag

gestörte Glück der Liebenden ist ein herrlicher Triumph über jene feindliche Macht, der ihn immer mehr hinaushebt aus dem beengenden Leben — über die Natur — über den Schöpfer! — Er will auch wirklich immer mehr aus dem Leben, aber nur um hinabzustürzen in den Orkus. Annas Verführung mit den dabei eingetretenen Umständen ist die höchste Spitze, zu der er sich erhebt.

Donna Anna ist rücksichtlich der höchsten Begünstigungen der Natur dem Don Juan entgegengestellt. So wie Don Juan ursprünglich ein wunderbar kräftiger, herrlicher Mann war, so ist sie ein göttliches Weib, über deren reines Gemüt der Teufel nichts vermochte. Alle Kunst der Hölle konnte nur sie irdisch verderben. — Sowie der Satan dieses Verderben vollendet hat, durfte auch nach der Fügung des Himmels die Hölle die Vollstreckung des Rächeramts nicht länger verschieben. — Don Juan ladet den erstochenen Alten höhnend im Bilde ein zum lustigen Gastmahl, und der verklärte Geist, nun erst den gefallnen Menschen durchschauend und sich um ihn betrübend, verschmäht es nicht, in furchtbarer Gestalt ihn zur Buße zu ermahnen. Aber so verderbt, so zerrissen ist sein Gemüt, daß auch des Himmels Seligkeit keinen Strahl der Hoffnung in seine Seele wirft und ihn zum bessern Sein entzündet!

Gewiß ist es dir, mein Theodor, aufgefallen, daß ich von Annas Verführung gesprochen; und so gut ich es in dieser Stunde, wo tief aus dem Gemüt hervorgehende Gedanken und Ideen die Worte überflügeln, vermag, sage ich dir mit wenigen Worten, wie mir in der Musik, ohne alle Rücksicht auf den Text, das ganze Verhältnis der beiden im Kampf begriffenen Naturen (Don Juan und Donna Anna) erscheint — Schon oben äußerte ich, daß Anna dem Juan gegenübergestellt ist. Wie wenn Donna Anna vom Himmel dazu bestimmt gewesen wäre, den Juan in der Liebe, die ihn durch des Satans Künste verdarb, die ihm inwohnende göttliche Natur erkennen zu lassen und ihn der Verzweiflung seines nichtigen Strebens zu entreißen? — Zu spät, zur Zeit des höchsten Frevels, sah er sie, und da konnte ihn nur die teuflische Lust erfüllen, sie zu verderben. — Nicht gerettet wurde sie! Als er hinaus floh, war die That geschehen. Das Feuer einer übermenschlichen Sinnlichkeit, Glut aus der Hölle, durchströmte ihr Innerstes und machte jeden Widerstand vergeblich.

Nur er, nur Don Juan konnte den wollüstigen Wahnsinn in ihr entzünden, mit dem sie ihn umfing, der mit der übermächtigen, zerstörenden Wut höllischer Geister im Innern sündigte. Als er nach vollendeter That entfliehen wollte, da umschlang wie ein gräßliches, giftigen Tod sprühendes Ungeheuer sie der Gedanke ihres Verderbens mit folternden Qualen. — Ihres Vaters Fall durch Don Juans Hand, die Verbindung mit dem kalten, unmännlichen, ordinären Don Ottavio, den sie einst zu lieben glaubte — selbst die im Innersten ihres Gemüts in verzehrender Flamme wütende Liebe, die in dem Augenblick des höchsten Genusses aufloderte, und nun gleich der Glut des vernichtenden Hasses brennt: alles dieses zerreißt ihre Brust. Sie fühlt, nur Don Juans Untergang kann der von tödlichen Martern beängsteten Seele Ruhe verschaffen; aber diese Ruhe ist ihr eigner irdischer Untergang. — Sie fordert daher unablässig ihren eiskalten Bräutigam zur Rache auf; sie verfolgt selbst den Verräter, und erst als ihn die unterirdischen Mächte in den Orkus hinabgezogen haben, wird sie ruhiger — nur vermag sie nicht dem hochzeitlustigen Bräutigam nachzugeben: lascia, o caro, un anno ancora, allo sfoga del mio cor! Sie wird dieses Jahr nicht überstehen; Don Ottavio wird niemals *die* umarmen, die ein frommes Gemüt davon rettete, des Satans geweihte Braut zu bleiben.

Wie lebhaft im Innersten meiner Seele fühlte ich alles dieses in den die Brust zerreißenden Accorden des ersten Recitativs und der Erzählung von dem nächtlichen Überfall! — Selbst die Scene der Donna Anna im zweiten Akt: Crudele, die, oberflächlich betrachtet, sich nur auf den Don Ottavio bezieht, spricht in geheimen Anklängen, in den wunderbarsten Beziehungen jene innere, alles irdische Glück verzehrende Stimmung der Seele aus. Was soll selbst in den Worten der sonderbare, von dem Dichter vielleicht unbewußt hingeworfene Zusatz:

forse un giorno il cielo ancora sentirà pietà di me! —

Es schlägt zwei Uhr! — Ein warmer elektrischer Hauch gleitet über mich her — ich empfinde den leisen Geruch feinen italienischen Parfums, der gestern zuerst mir die Nachbarin vermuten ließ;

10. *Liebe*; über Hoffmanns unrichtige oder zum mindesten höchst willkürliche Annahme vgl. Heinr. Bulthaupts Untersuchung in seiner trefflichen „Dramaturgie der Oper". Leipzig 1887. I, 180 f. — 19 f. *lascia ... mio cor!* laß, o Geliebter, noch ein Jahr meinem Herzen seinen Willen! — 32. Vielleicht wird eines Tags der Himmel Mitleid mit mir fühlen.

mich umfängt ein seliges Gefühl, das ich nur in Tönen aussprechen zu können glaube. Die Luft streicht heftiger durch das Haus — die Saiten des Flügels im Orchester rauschen — Himmel! wie aus weiter Ferne, auf den Fittichen schwellender Töne eines luftigen Orchesters getragen, glaube ich Annas Stimme zu hören: Non mi dir bell' idol mio! — Schließe dich auf, du fernes, unbekanntes Geisterreich — du Dschinnistan voller Herrlichkeit, wo ein unaussprechlicher, himmlischer Schmerz, wie die unsäglichste Freude, der entzückten Seele alles auf Erden Verheißene über alle Maßen erfüllt! Laß mich eintreten in den Kreis deiner holdseligen Erscheinungen! Mag der Traum, den du bald zum Grausen erregenden, bald zum freundlichen Boten an den irdischen Menschen erkoren — mag er meinen Geist, wenn der Schlaf den Körper in bleiernen Banden festhält, den ätherischen Gefilden zuführen!

Gespräch des Mittags an der Wirtstafel, als Nachtrag.

Kluger Mann mit der Dose, stark auf den Deckel derselben schnippend: Es ist doch fatal, daß wir nun so bald keine ordentliche Oper mehr hören werden! aber das kommt von dem häßlichen Übertreiben!

Mulatten-Gesicht: Ja, ja! Hab's ihr oft genug gesagt! Die Rolle der Donna Anna griff sie immer ordentlich an. — Gestern war sie vollends gar wie besessen. Den ganzen Zwischenakt hindurch soll sie in Ohnmacht gelegen haben, und in der Scene im zweiten Akt hatte sie gar Nervenzufälle. —

Unbedeutender: O, sagen Sie —!

Mulatten-Gesicht: Nun ja! Nervenzufälle, und war doch wahrlich nicht vom Theater zu bringen.

Ich: Um des Himmels willen! — Die Zufälle sind doch nicht von Bedeutung? — Wir hören doch Signora bald wieder?

Kluger Mann mit der Dose, eine Prise nehmend: Schwerlich; denn Signora ist heute morgens Punkt zwei Uhr gestorben.

6. Non ... mio, Sorge nur nicht, o du mein schöner Abgott. — 7. Dschinnistan arabische Bezeichnung für Feenreich.

Die Vision

auf dem

Schlachtfelde bei Dresden.

Vom Verfasser der „Phantasiestücke in Callots Manier“.

---

4. Erster Druck als Flugblatt Bamberg 1814. Über die Entstehung vgl. biographische Einleitung. Hoffmann wollte sie eigentlich in die „Zeitung für die elegante Welt“ eingerückt haben; für eine selbständige Ausgabe würde ich „das Ding noch anders gefaßt und mit einer farbigen Vignette versehen“ haben. — K. v. Reinhardstöttner „Napoleon I. in der zeitgenössischen Dichtung“ in den „Aufsätzen und Abhandlungen vornehmlich zur Litteraturgeschichte“. Berlin 1887.

Auf den dampfenden Ruinen des Feldschlößchens stand ich und sah hinab in die mit blutigen Leichen, mit Sterbenden bedeckte Ebene. Das dumpfe Röcheln des Todeskampfes, das Gewinsel des Schmerzes, das entsetzliche Geheul wütender Verzweiflung durchschnitt die Lüfte, und wie ein ferner Orkan brauste der Kanonendonner, die noch nicht gesättigte Rache furchtbar verkündend. Da war es mir, als zöge ein dünner Nebel über die Flur, und in ihm schwamm eine Rauchsäule, die sich allmählich verdickte zu einer finstern Gestalt. Näher und näher schwebend stand sie hoch über meinem Haupte, da regte und bewegte sich alles auf dem Schlachtfelde; zerrissene Menschen standen auf und streckten ihre blutigen Schädel empor, und wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer! Ein wunderbarer roter Schein blitzte, wie aus der Tiefe der Erde fahrend, durch die Luft, und aus Osten und Westen kamen lange — lange Züge leuchtender Gerippe heran, in den knöchernen Fäusten Schwerter tragend, und sie erhebend gegen die Gestalt — und immer wilder wurde das Geheul — entsetzlicher der Jammer! Aufs neue blitzte der rote Schein aus tiefer Erde, und aus Mittag und Mitternacht zogen zahllos die Gerippe heran mit glühenden Schwertern der Gestalt drohend. Und immer wilder und wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer.

„Rache — Rache — unsere Qual über dich, blutiger Mörder!“ Aus den blutigen Augen der Leichname, aus den knöchernen Augenhöhlen der Gerippe schossen Strahlen hinauf, die wie in emporflackernden Flammen die Gestalt erleuchteten. — Es war der Tyrann! — Er streckte seine Rechte aus über die Ebene und sprach:

„Was wollt ihr, Thörichte, bin ich nicht selbst die Rache, bin ich nicht selbst das Verhängnis, dem ihr dienend gehorchen müßt?“

Da schrien die Stimmen von der Ebene herauf:

„Verworfener! höhne nicht die Macht, die hoch über dir schwebt — schaue über dich, Verblendeter!“

Aber der Tyrann senkte sein Haupt noch tiefer herab und sprach:

„Erkennt ihr mich? — ich bin der Tod!“

Da heulten noch wütender die Stimmen:

„Verworfener! höhne nicht die Macht, die den Tod sendet. Schaue über dich!“

Doch nicht aufwärts richtete der Tyrann seinen Blick, sondern zur Erde starrend sprach er:

„Wahnsinnige! was sucht ihr über meinem Haupt? — über mir ist nichts! — öde ist der finstere Raum da droben, denn ich selbst bin die Macht der Rache und des Todes, und wenn ich meine Arme ausstrecke über euch, verstummt euer Jammer, und ihr sinkt vernichtet in den Staub!“

Und als er dies gesprochen, streckte er seine Arme, wie im roten Feuer glühende Sicheln weit über die Ebene, und es war, als öffne die Erde den schwarzen bodenlosen Abgrund, die Leichname und Gerippe versanken und ihr Geheul, ihr schneidender Jammer verhallte in der Tiefe. Da fuhr es herauf im tosenden Ungestüm wie eine Windsbraut, die Erde bebte, und in dem Sturme heulte und winselte die tiefe Klage von tausend Menschenstimmen. Nun quollen Blutstropfen aus der Tiefe, die das Wiesengrün färbten, und bald gleich rauschenden Bächen im schäumenden Strom zusammensprudelten, der über die Ebene brauste. Immer stärker, immer höher stürmten seine Wellen, und aus dem zischenden gärenden Blut hob bald ein fürchterlicher riesiger Drache sein entsetzliches Haupt empor. Bald tauchte der glühende schuppige Schlangenleib aus den Blutwellen, und mit den schwarzen Fittichen gewaltig rauschend, daß, wie vor dem mächtigen Orkan, die Wälder sich beugten, flog der Drache auf in die Lüfte, und erfaßte den Tyrannen mit den spitzigen Krallen, die er tief in seine Brust eingrub. — Da schrie der Tyrann, von dem gräßlichen Schmerz gepackt, auf im Krampf der Verzweiflung, daß seine Stimme im heulenden Mißton durch des Sturmes Brausen gellte, aber es erscholl wie Posaunen von oben herab:

„Erdenwurm! der du dich erhoben aus dem Staube — wähntest du nicht vermessen, die Macht zu sein, die den Schmerz, die den Tod sendet? — Erdenwurm, die Stunde der Erkenntnis,

der Vergeltung ist da! — Aus denen, die du opfertest im frevelnden Hohn, wurde die Qual geboren, die dich zerfleischt im ewigen Jammer!"

Nun umschlang, fester und fester sein Gewinde schnürend, der Drache den Tyrannen, und überall gingen aus seinem Leibe spitze glühende Krallen hervor, die er wie Dolche in das Fleisch des Tyrannen schlug. Da wand der Tyrann, wie durch namenlose Folter verrenkt, das Haupt empor, und sah über sich die in blendendem Funkeln strahlende Sonne, den Fokus des ewigen Verhängnisses, und entsetzlicher, schneidender wurde der heulende Jammer:

„Erlösung — Erlösung von dieser Qual — Tod — Ruhe in der tiefsten Tiefe der Erde!"

Da erscholl aus dem Fokus aufs neue die Stimme im Posaunenton:

„Entarteter! Verworfener! — die Erde ist nicht deine Heimat, die dir Ruhe giebt, denn nur dem Menschen, den du frech verhöhntest, ist es vergönnt, in ihrem Schoße zu ruhen, bis er durchstrahlt vom ewigen Lichte emporkeimt zum höhern Sein, aber im öden Raum ist dein Sein ewige Qual."

„Ach, nur Linderung, nur Trost in meinem Jammer," heulte der Tyrann.

„Schau herab," sprach die Stimme: „ob du in eines Menschen Brust Trost für dich finden magst, und deine Qual soll gelindert sein!"

Da trug das Ungeheuer den Tyrannen tiefer herab zur Erde, und es rauschten im nächtlichen Dunkel finstere gräßliche Gestalten — Nero — Dschingiskhan — Tilly — Alba waren unter ihnen, sie schauten mit tiefem Entsetzen die Marter des Tyrannen und dumpf murmelten ihre Stimmen: „was ist unsere Qual gegen seine Marter, denn uns ward noch Trost von der Erde, der wir angehörten."

Der Tyrann schaute um sich im wahnsinnigen Verlangen, aber öde blieb es auf der Ebene.

„Ist denn in keines Menschen Brust Trost für meine Qual!" schrie er in gräßlicher Verzweiflung, aber seine Stimme verhallte in den weiten Gründen, und kein menschlicher Ton des Trostes auf der ganzen weiten Erde unterbrach das dumpfe Schweigen der furchtbaren Öde.

Da faßte ihn gewaltiger der Drache und bohrte tiefer die glühenden Krallen in seine Brust, daß schrecklicher das Geheul seines namenlosen Jammers der wütendsten Verzweiflung durch die Lüfte raste, aber aus dem Fokus strahlte die Posaunenstimme: „Für dich kein Trost auf der Erde, der du im frevelnden Hohn entsagtest. Ewig ist die Vergeltung und deine Qual."

Als ich, wie aus schwerem Traum erwacht, die Ruinen verließ, hatte sich schon tiefe Dämmerung über die Flur gelegt; der Raub schlich gierig spähend dem Morde nach — winselnde Sterbende wurden geplündert. Es hielt schwer durch den Schlag zu kommen, denn der Tumult herein- und herausziehender Soldaten drückte die Menschen zusammen. — Noch hallte die Stimme der ewigen Macht, die das Urteil über den Verdammten gesprochen, in meiner Brust, als ich schon in friedlicher Wohnung von den Schrecknissen des Tages ausrastete. — Ruhiger wurde es endlich in meiner Seele, und bald war es mir, als sei das glänzende Sternbild der Dioskuren segensreich über der Erde aufgegangen, die erquickt den mütterlichen Schoß öffnete, um die Früchte des Friedens in nie versiegendem Reichtum zu spenden. Ich erkannte die strahlenden Helden, die Söhne der Götter: — Alexander und Friedrich Wilhelm!

Der goldene Topf.

Ein Märchen aus der neuern Zeit.

---

2. Der erste Druck füllt den dritten Band der „Phantasiestücke in Callots Manier", Bamberg 1814. In Bamberg begonnen, war das Märchen während der Belagerung Dresdens umgestaltet und ausgearbeitet worden; am 17. November 1813 war es fertig, nachdem er am 8. September seinem Verleger geschrieben hatte: „Gott lasse mich nur das Märchen enden, wie es angefangen, ich habe nichts Besseres gemacht, das andere ist tot und starr dagegen, und ich meine, daß das Sichheraufschreiben zu etwas Ordentlichem vielleicht bei mir eintreffen könnte!" Bei der Vollendung der Reinschrift am 31. Dezember 1813 schrieb er in sein Tagebuch: „Von neuem gefunden, daß es gut ist". Wetzel und Kunz erklärten das Märchen als „unstreitig das Gelungenste aller Hoffmannschen Schriften". Carlyle hat den „golden pot" allein der Übersetzung wert gehalten und die Übertragung in seine German Romance aufgenommen. Das Märchen, meint er, „habe mehr von den Fehlern aber auch von den eigentümlichen Vorzügen (excellences) des Autors und gebe ein treueres Bild seiner Individualität als seine andern Arbeiten". Die erste Idee zum goldenen Topf hatte Hoffmann aus einem englischen Buche, James Beresfords „Menschliches Elend", übersetzt von Adolf Wagner, Bayreuth 1810, entnommen. Das Buch und ein in Bamberg lebendes Original zusammen gaben ihm den Plan, „einen Charakter in Form einer Novelle darzustellen, der gleichsam vom Schicksal verdammt sei, wo er gehe und stehe, Unglück zu erleben und um sich zu verbreiten". Kunz vermißte an den in Bamberg niedergeschriebenen komischen Scenen eine rein poetische Auffassung eines solchen Charakters und eine befriedigende Pointe am Schlusse. Hoffmann sah diesen Mangel ein und arbeitete das Angefangene in Dresden um.

Erste Vigilie.

Die Unglücksfälle des Studenten Anselmus. Des Konrektors Paulmann Sanitätsknaster und die goldgrünen Schlangen.

Am Himmelfahrtstage, nachmittags um drei Uhr, rannte ein junger Mensch in Dresden durchs schwarze Thor und geradezu in einen Korb mit Äpfeln und Kuchen hinein, die ein altes häßliches Weib feil bot, so daß alles, was der Quetschung glücklich entgangen, hinausgeschleudert wurde, und die Straßenjungen sich lustig in die Beute teilten, die ihnen der hastige Herr zugeworfen. Auf das Zetergeschrei, das die Alte erhob, verließen die Gevatterinnen ihre Kuchen- und Branntweintische, umringten den jungen Menschen und schimpften mit pöbelhaftem Ungestüm auf ihn hinein, so daß er, vor Ärger und Scham verstummend, nur seinen kleinen nicht eben besonders gefüllten Geldbeutel hinhielt, den die Alte begierig ergriff und schnell einsteckte. Nun öffnete sich der festgeschlossene Kreis, aber indem der junge Mensch hinausschoß, rief ihm die Alte nach: „Ja renne — renne nur zu, Satanskind — ins Krystall bald dein Fall — ins Krystall!“ — Die gellende, krächzende Stimme des Weibes hatte etwas Entsetzliches, so daß die Spaziergänger verwundert stillstanden, und das Lachen, das sich erst verbreitet, mit einem Mal verstummte. — Der Student Anselmus (niemand anders war der junge Mensch) fühlte sich, unerachtet er des Weibes sonderbare Worte durchaus nicht verstand, von einem unwillkürlichen Grausen ergriffen, und er beflügelte noch mehr seine Schritte, um sich den auf ihn gerichteten Blicken der neugierigen Menge zu entziehen. Wie er sich nun durch das Gewühl geputzter Menschen durcharbeitete, hörte er überall murmeln: „Der arme junge Mann — Ei! — über das verdammte Weib!“ — Auf sonderbare Weise hatten die geheimnisvollen Worte der

1. Vigiliae, Nachtwachen. — 2. Anselmus, vgl. sein Bild in Hoffmanns Federzeichnung zum „Eckfenster“ oben in der Ecke.

Alten dem lächerlichen Abenteuer eine gewisse tragische Wendung gegeben, so daß man dem vorhin ganz Unbemerkten jetzt teilnehmend nachsah. Die Frauenzimmer verziehen dem wohlgebildeten Gesichte, dessen Ausdruck die Glut des innern Grimms noch erhöhte, sowie dem kräftigen Wuchse des Jünglings alles Ungeschick, sowie den aus dem Gebiete aller Mode liegenden Anzug. Sein hechtgrauer Frack war nämlich so zugeschnitten, als habe der Schneider, der ihn gearbeitet, die moderne Form nur von Hörensagen gekannt, und das schwarzatlaßne wohlgeschonte Unterkleid gab dem Ganzen einen gewissen magistermäßigen Stil, dem sich nun wieder Gang und Stellung durchaus nicht fügen wollte. — Als der Student schon beinahe das Ende der Allee erreicht, die nach dem Linkischen Bade führt, wollte ihm beinahe der Atem ausgehen. Er war genötigt, langsamer zu wandeln; aber kaum wagte er den Blick in die Höhe zu richten, denn noch immer sah er die Äpfel und Kuchen um sich tanzen, und jeder freundliche Blick dieses oder jenes Mädchens war ihm nur der Reflex des schadenfrohen Gelächters am schwarzen Thor. So war er bis an den Eingang des Linkischen Bades gekommen; eine Reihe festlich gekleideter Menschen nach der andern zog herein. Musik von Blasinstrumenten ertönte von innen, und immer lauter und lauter wurde das Gewühl der lustigen Gäste. Die Thränen wären dem armen Studenten Anselmus beinahe in die Augen getreten, denn auch er hatte, da der Himmelfahrtstag immer ein besonderes Familienfest für ihn gewesen, an der Glückseligkeit des Linkischen Paradieses teilnehmen, ja er hatte es bis zu einer halben Portion Kaffee mit Rum und einer Bouteille Doppelbier treiben wollen, und um so recht schlampampen zu können, mehr Geld eingesteckt, als eigentlich erlaubt und thunlich war. Und nun hatte ihn der fatale Tritt in den Äpfelkorb um alles gebracht, was er bei sich getragen. An Kaffee, an Doppelbier, an Musik, an den Anblick der geputzten Mädchen — kurz! — an alle geträumten Genüsse war nicht zu denken; er schlich langsam vorbei und schlug endlich den Weg an der Elbe ein, der gerade ganz einsam war. Unter einem Holunderbaume, der aus der Mauer hervorgesprossen, fand er ein freundliches Rasenplätzchen; da setzte er sich hin und stopfte eine Pfeife von dem Sanitätsknaster, den ihm sein Freund, der Konrektor Paulmann geschenkt. — Dicht vor ihm plätscherten und rauschten die goldgelben Wellen des

schönen Elbstroms, hinter demselben streckte das herrliche Dresden kühn und stolz seine lichten Türme empor in den duftigen Himmelsgrund, der sich hinabsenkte auf die blumigen Wiesen und frisch grünenden Wälder, und aus tiefer Dämmerung gaben die zackichten Gebirge Kunde vom fernen Böhmerlande. Aber finster vor sich hinblickend, blies der Student Anselmus die Dampfwolken in die Luft, und sein Unmut wurde endlich laut, indem er sprach: „Wahr ist es doch, ich bin zu allem möglichen Kreuz und Elend geboren! — Daß ich niemals Bohnenkönig geworden, daß ich im Paar oder Unpaar immer falsch geraten, daß mein Butterbrot immer auf die fette Seite gefallen, von allen diesem Jammer will ich gar nicht reden; aber ist es nicht ein schreckliches Verhängnis, daß ich, als ich denn doch nun dem Satan zum Trotz Student geworden war, ein Kümmeltürke sein und bleiben mußte? — Ziehe ich wohl je einen neuen Rock an, ohne gleich das erste Mal einen Talgfleck hineinzubringen, oder mir an einem übel eingeschlagenen Nagel ein verwünschtes Loch hineinzureißen? Grüße ich wohl je einen Herrn Hofrat oder eine Dame, ohne den Hut weit von mir zu schleudern, oder gar auf dem glatten Boden auszugleiten und schändlich umzustülpen? Hatte ich nicht schon in Halle jeden Markttag eine bestimmte Ausgabe von drei bis vier Groschen für zertretene Töpfe, weil mir der Teufel in den Kopf setzt, meinen Gang geradeaus zu nehmen wie die Laminge? Bin ich denn ein einziges Mal ins Kollegium, oder wo man mich sonst hinbeschieden, zu rechter Zeit gekommen? Was half es, daß ich eine halbe Stunde vorher ausging und mich vor die Thür hinstellte, den Drücker in der Hand, denn sowie ich mit dem Glockenschlage aufdrücken wollte, goß mir der Satan ein Waschbecken über den Kopf, oder ließ mich mit einem Heraustretenden zusammenrennen, daß ich in tausend Händel verwickelt wurde und darüber alles versäumte. — Ach! ach! wo seid ihr hin, ihr seligen Träume künftigen Glücks, wie ich stolz wähnte, ich könne es wohl hier noch bis zum Geheimen Sekretär bringen! Aber hat mir mein Unstern nicht die besten Gönner verfeindet? — Ich weiß, daß der Geheime Rat, an den ich empfohlen bin, verschnittenes Haar nicht leiden mag; mit großer Mühe befestigt der Friseur einen Zopf an meinem Hinterhaupt, aber bei der ersten Ver-

9. Bohnenkönig, ein Spiel am Dreikönigsabend. — 14. Kümmeltürke, studentisch gleich Philister, keiner studentischen Genossenschaft angehörend.

beugung springt die unglückselige Schnur, und ein munterer Mops, der mich umschnüffelt, apportiert im Jubel das Zöpfchen dem Geheimen Rate. Ich springe erschrocken nach und stürze über den Tisch, an dem er frühstückend gearbeitet hat, so daß Tassen, Teller, Tintenfaß — Sandbüchse klirrend herabstürzen, und der Strom von Chokolade und Tinte sich über die eben geschriebene Relation ergießt. „Herr, sind Sie des Teufels?“ brüllt der erzürnte Geheime Rat und schiebt mich zur Thür hinaus. — Was hilft es, daß mir der Konrektor Paulmann Hoffnung zu einem Schreiberdienste gemacht hat, wird es denn mein Unstern zulassen, der mich überall verfolgt! — Nur noch heute! — Ich wollte den lieben Himmelfahrtstag recht in der Gemütlichkeit feiern, ich wollte ordentlich was daraufgehen lassen. Ich hätte ebensogut wie jeder andere Gast in Linkes Bade stolz rufen können: Marqueur — eine Flasche Doppelbier — aber vom besten, bitte ich! — Ich hätte bis spät abends sitzen können, und noch dazu ganz nahe bei dieser oder jener Gesellschaft herrlich geputzter schöner Mädchen. Ich weiß es schon, der Mut wäre mir gekommen, ich wäre ein ganz anderer Mensch geworden; ja, ich hätte es so weit gebracht, daß wenn diese oder jene gefragt: „Wie spät mag es wohl jetzt sein?“ oder: „Was ist denn das, was sie spielen?“ da wäre ich mit leichtem Anstande aufgesprungen, ohne mein Glas umzuwerfen oder über die Bank zu stolpern; mich in gebeugter Stellung anderthalb Schritte vorwärts bewegend, hätte ich gesagt: Erlauben Sie, Mademoiselle, Ihnen zu dienen, es ist die Ouvertüre aus dem „Donauweibchen“, oder: Es wird gleich sechs Uhr schlagen. — Hätte mir das ein Mensch in der Welt übel deuten können? — Nein! sage ich, die Mädchen hätten sich so schalkhaft lächelnd angesehen, wie es wohl zu geschehen pflegt, wenn ich mich ermutige, zu zeigen, daß ich mich auch wohl auf den leichten Weltton verstehe und mit Damen umzugehen weiß. Aber da führt mich der Satan in den verwünschten Äpfelkorb, und nun muß ich in der Einsamkeit meinen Sanitätsknaster“ — Hier wurde der Student Anselmus in seinem Selbstgespräche durch sonderbares Rieseln und Rascheln unterbrochen, das sich dicht neben ihm im Grase erhob, bald aber in die Zweige und Blätter des Holunderbaums hinaufglitt, der sich über seinem Haupte wölbte. Bald war es, als

26. „Donauweibchen“, damals beliebte Oper, von K. F. Hensler.

schüttle der Abendwind die Blätter, bald, als kosten Vögelein in den Zweigen, die kleinen Fittiche im mutwilligen Hin- und Herflattern rührend. — Da fing es an, zu flüstern und zu lispeln, und es war, als ertönten die Blüten wie aufgehangene Krystallglöckchen. Anselmus horchte und horchte. Da wurde, er wußte selbst nicht wie, das Gelispel und Geflüster und Geklingel zu leisen halbverwehten Worten:

„Zwischen durch — zwischen ein — zwischen Zweigen, zwischen schwellenden Blüten, schwingen, schlängeln, schlingen wir uns — Schwesterlein — Schwesterlein, schwinge dich im Schimmer — schnell, schnell herauf — herab — Abendsonne schießt Strahlen, zischelt der Abendwind — raschelt der Tau — Blüten singen — rühren wir Zünglein, singen wir mit Blüten und Zweigen — Sterne bald glänzen — müssen herab — zwischen durch, zwischen ein — schlängeln, schlingen, schwingen wir uns Schwesterlein."

So ging es fort in Sinne verwirrender Rede. Der Student Anselmus dachte: Das ist denn doch nur der Abendwind, der heute mit ordentlich verständlichen Worten flüstert. — Aber in dem Augenblick ertönte es über seinem Haupte wie ein Dreiklang heller Krystallglocken; er schaute hinauf und erblickte drei in grünem Gold erglänzende Schlänglein, die sich um die Zweige gewickelt hatten und die Köpfchen der Abendsonne entgegenstreckten. Da flüsterte und lispelte es von neuem in jenen Worten, und die Schlänglein schlüpften und kosten auf und nieder durch die Blätter und Zweige, und wie sie sich so schnell rührten, da war es, als streue der Holunderbusch tausend funkelnde Smaragde durch seine dunklen Blätter. Das ist die Abendsonne, die so in dem Holunderbusch spielt, dachte der Student Anselmus, aber da ertönten die Glocken wieder, und Anselmus sah, wie eine Schlange ihr Köpfchen nach ihm herabstreckte. Durch alle Glieder fuhr es ihm wie ein elektrischer Schlag, er erbebte im Innersten — er starrte hinauf, und ein Paar herrliche dunkelblaue Augen blickten ihn an mit unaussprechlicher Sehnsucht, so daß ein nie gekanntes Gefühl der höchsten Seligkeit und des tiefsten Schmerzes seine Brust zersprengen wollte. Und wie er voll heißen Verlangens immer in die holdseligen Augen schaute, da ertönten stärker in lieblichen Accorden die Krystallglocken, und die funkelnden Smaragde fielen auf ihn herab und umspannen ihn, in tausend Flämmchen um ihn herflackernd und spielend mit schimmernden Goldfaden. Der

Holunderbusch rührte sich und sprach: „Du lagst in meinem Schatten, mein Duft umfloß dich, aber du verstandest mich nicht. Der Duft ist meine Sprache, wenn ihn die Liebe entzündet.“ Der Abendwind strich vorüber und sprach: „Ich umspielte deine Schläfe, aber du verstandest mich nicht, der Hauch ist meine Sprache, wenn ihn die Liebe entzündet.“ Die Sonnenstrahlen brachen durch das Gewölk, und der Schein brannte wie in Worten: „Ich umgoß dich mit glühendem Gold, aber du verstandest mich nicht; Glut ist meine Sprache, wenn sie die Liebe entzündet.“

Und immer inniger und inniger versunken in den Blick des herrlichen Augenpaars, wurde heißer die Sehnsucht, glühender das Verlangen. Da regte und bewegte sich alles, wie zum frohen Leben erwacht. Blumen und Blüten dufteten um ihn her, und ihr Duft war wie herrlicher Gesang von tausend Flötenstimmen, und was sie gesungen, trugen im Wiederhall die goldenen vorüberfliehenden Abendwolken in ferne Lande. Aber als der letzte Strahl der Sonne schnell hinter den Bergen verschwand, und nun die Dämmerung ihren Flor über die Gegend warf, da rief wie aus weiter Ferne eine rauhe tiefe Stimme:

„Hei, hei, was ist das für ein Gemunkel und Geflüster da drüben? — Hei, hei, wer sucht mir doch den Strahl hinter den Bergen! — genug gesonnt, genug gesungen — Hei, hei, durch Busch und Gras — durch Gras und Strom! — Hei — hei — Her u — u — u nter — Her u — u — u nter!“ —

So verschwand die Stimme wie im Murmeln eines fernen Donners, aber die Krystallglocken zerbrachen im schneidenden Mißton. Alles war verstummt, und Anselmus sah, wie die drei Schlangen schimmernd und blinkend durch das Gras nach dem Strome schlüpften; rischelnd und raschelnd stürzten sie sich in die Elbe, und über den Wogen, wo sie verschwunden, knisterte ein grünes Feuer empor, das in schiefer Richtung nach der Stadt zu leuchtend verdampfte.

Zweite Vigilie.

Wie der Student Anselmus für betrunken und wahnwitzig gehalten wurde. — Die Fahrt über die Elbe — die Bravourarie des Kapellmeisters Graun — Conradis Magenliqueur und das bronzierte Äpfelweib.

„Der Herr ist wohl nicht recht bei Troste!“ sagte eine ehrbare Bürgersfrau, die vom Spaziergange mit der Familie heim=

kehrend, still stand und mit übereinandergeschlagenen Armen dem tollen Treiben des Studenten Anselmus zusah. Der hatte nämlich den Stamm des Holunderbaumes umfaßt und rief unaufhörlich in die Zweige und Blätter hinein: „O nur noch einmal blinket und leuchtet, ihr lieblichen goldnen Schlänglein, nur noch einmal laßt eure Glockenstimmchen hören! Nur noch einmal blicket mich an, ihr holdseligen blauen Augen, nur noch einmal, ich muß ja sonst vergehen in Schmerz und heißer Sehnsucht!" Und dabei seufzte und ächzte er aus der tiefsten Brust recht kläglich und schüttelte vor Verlangen und Ungeduld den Holunderbaum, der aber statt aller Antwort nur ganz dumpf und unvernehmlich mit den Blättern rauschte und so den Schmerz des Studenten Anselmus ordentlich zu verhöhnen schien. — „Der Herr ist wohl nicht recht bei Troste," sagte die Bürgersfrau, und dem Anselmus war es so, als würde er aus einem tiefen Traum gerüttelt oder gar mit eiskaltem Wasser begossen, um ja recht jählings zu erwachen. Nun sah er erst wieder deutlich, wo er war, und besann sich, wie ein sonderbarer Spuk ihn geneckt und gar dazu getrieben habe, ganz allein für sich selbst in laute Worte auszubrechen. Bestürzt blickte er die Bürgersfrau an, und griff endlich nach dem Hute, der zur Erde gefallen, um davon zu eilen. Der Familienvater war unterdessen auch herangekommen und hatte, nachdem er das Kleine, das er auf dem Arm getragen, ins Gras gesetzt, auf seinen Stock sich stützend mit Verwunderung dem Studenten zugehört und zugeschaut. Er hob jetzt Pfeife und Tabaksbeutel auf, die der Student fallen lassen, und sprach, beides ihm hinreichend: „Lamentier der Herr nicht so schrecklich in der Finsternis, und vexier Er nicht die Leute, wenn Ihm sonst nichts fehlt, als daß Er zu viel ins Gläschen geguckt — geh Er fein ordentlich zu Hause und leg Er sich aufs Ohr!" Der Student Anselmus schämte sich sehr, er stieß ein weinerliches Ach! aus. „Nun, nun," fuhr der Bürgersmann fort, „laß es der Herr nur gut sein, so was geschieht dem Besten, und am lieben Himmelfahrtstage kann man wohl in der Freude seines Herzens ein Schlückchen über den Durst thun. Das passiert auch wohl einem Mann Gottes — der Herr ist ja doch wohl ein Kandidat. — Aber wenn es der Herr erlaubt, stopf' ich mir ein Pfeifchen von seinem Tabak, meiner ist da droben ausgegangen." Dies sagte der Bürger, als der Student Anselmus schon Pfeife und Beutel einstecken wollte, und

nun reinigte der Bürger langsam und bedächtig seine Pfeife und fing ebenso langsam an zu stopfen. Mehrere Bürgermädchen waren dazugetreten, die sprachen heimlich mit der Frau und kicherten mit einander, indem sie den Anselmus ansahen. Dem war es, als stände er auf lauter spitzigen Dornen und glühenden Nadeln. Sowie er nur Pfeife und Tabaksbeutel erhalten, rannte er spornstreichs davon. Alles, was er Wunderbares gesehen, war ihm rein aus dem Gedächtnis geschwunden, und er besann sich nur, daß er unter dem Holunderbaum allerlei tolles Zeug ganz laut geschwatzt, was ihm denn um so entsetzlicher war, als er von jeher einen innerlichen Abscheu gegen alle Selbstredner gehegt. „Der Satan schwatzt aus ihnen," sagte sein Rektor, und daran glaubte er auch in der That. Für einen am Himmelfahrtstage betrunkenen Candidatus theologiae gehalten zu werden, der Gedanke war ihm unerträglich. Schon wollte er in die Pappelallee bei dem Koselschen Garten einbiegen, als eine Stimme hinter ihm herrief: „Herr Anselmus! Herr Anselmus! wo rennen Sie denn um tausend Himmels willen hin in solcher Hast!" Der Student blieb wie in den Boden gewurzelt stehen, denn er war überzeugt, daß nun gleich ein neues Unglück auf ihn einbrechen werde. Die Stimme ließ sich wieder hören: „Herr Anselmus, so kommen Sie doch zurück, wir warten hier am Wasser!" — Nun vernahm der Student erst, daß es sein Freund, der Konrektor Paulmann, war, der ihn rief; er ging zurück an die Elbe und fand den Konrektor mit seinen beiden Töchtern, sowie den Registrator Heerbrand, wie sie eben im Begriff waren, in eine Gondel zu steigen. Der Konrektor Paulmann lud den Studenten ein, mit ihm über die Elbe zu fahren, und dann in seiner, auf der Pirnaer Vorstadt gelegenen Wohnung abends über bei ihm zu bleiben. Der Student Anselmus nahm das recht gern an, weil er denn doch so dem bösen Verhängnis, das heute über ihn walte, zu entrinnen glaubte. Als sie nun über den Strom fuhren, begab es sich, daß auf dem jenseitigen Ufer bei dem Antonschen Garten ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Prasselnd und zischend fuhren die Raketen in die Höhe, und die leuchtenden Sterne zersprangen in den Lüften, tausend knisternde Strahlen und Flammen um sich sprühend. Der Student Anselmus saß in sich gekehrt bei dem rudernden Schiffer; als er nun aber im Wasser den Wiederschein der in der Luft herumsprühenden und knisternden Funken

und Flammen erblickte, da war es ihm, als zögen die goldnen Schlänglein durch die Flut. Alles, was er unter dem Holunderbaum Seltsames geschaut, trat wieder lebendig in Sinn und Gedanken, und aufs neue ergriff ihn die unaussprechliche Sehnsucht, das glühende Verlangen, welches dort seine Brust in krampfhaft schmerzvollem Entzücken erschüttert. „Ach, seid ihr es denn wieder, ihr goldenen Schlänglein, singt nur, singt! In eurem Gesange erscheinen ja wieder die holden lieblichen dunkelblauen Augen — ach, seid ihr denn unter den Fluten?“ — So rief der Student Anselmus und machte dabei eine heftige Bewegung, als wolle er sich gleich aus der Gondel in die Flut stürzen. „Ist der Herr des Teufels?“ rief der Schiffer, und erwischte ihn beim Rockschoß. Die Mädchen, welche bei ihm gesessen, schrien im Schreck auf und flüchteten auf die andere Seite der Gondel; der Registrator Heerbrand sagte dem Konrektor Paulmann etwas ins Ohr, worauf dieser mehreres antwortete, wovon der Student Anselmus aber nur die Worte verstand: „Dergleichen Anfälle — noch nicht bemerkt?“ — Gleich nachher stand auch der Konrektor Paulmann auf und setzte sich mit einer gewissen ernsten gravitätischen Amtsmiene zu dem Studenten Anselmus, seine Hand nehmend und sprechend: „Wie ist Ihnen, Herr Anselmus?“ Dem Studenten Anselmus vergingen beinahe die Sinne, denn in seinem Innern erhob sich ein toller Zwiespalt, den er vergebens beschwichtigen wollte. Er sah nun wohl deutlich, daß das, was er für das Leuchten der goldenen Schlänglein gehalten, nur der Wiederschein des Feuerwerks bei Antons Garten war; aber ein nie gekanntes Gefühl, er wußte selbst nicht, ob Wonne, ob Schmerz, zog krampfhaft seine Brust zusammen; und wenn der Schiffer nun so mit dem Ruder ins Wasser hineinschlug, daß es wie im Zorn sich emporkräuselnd plätscherte und rauschte, da vernahm er in dem Getöse ein heimliches Lispeln und Flüstern: „Anselmus! Anselmus! Siehst du nicht, wie wir stets vor dir herziehen? — Schwesterlein blickt dich wohl an — glaube — glaube — glaube an uns.“ — Und es war ihm, als säh er im Wiederschein drei grünglühende Streife. Aber als er dann recht wehmütig ins Wasser hineinblickte, ob nun nicht die holdseligen Augen aus der Flut herausschauen würden, da gewahrte er wohl, daß der Schein nur von den erleuchteten Fenstern der nahen Häuser herrührte. Schweigend saß er da und im Innern mit sich kämpfend; aber der Konrektor

Paulmann sprach noch heftiger: „Wie ist Ihnen, Herr Anselmus?" Ganz kleinmütig antwortete der Student: „Ach, lieber Herr Konrektor, wenn Sie wüßten, was ich eben unter einem Holunderbaum bei der Linkeschen Gartenmauer ganz wachend mit offnen Augen für ganz besondere Dinge geträumt habe, ach, Sie würden mir es gar nicht verdenken, daß ich so gleichsam abwesend" — „Ei, ei, Herr Anselmus," fiel der Konrektor Paulmann ein, „ich habe Sie immer für einen soliden jungen Mann gehalten, aber träumen — mit hellen offenen Augen träumen, und dann mit einem Mal ins Wasser springen wollen, das — verzeihen Sie mir, können nur Wahnwitzige oder Narren!" — Der Student Anselmus wurde ganz betrübt über seines Freundes harte Rede, da sagte Paulmanns älteste Tochter Veronika, ein recht hübsches blühendes Mädchen von sechzehn Jahren: „Aber, lieber Vater! es muß dem Herrn Anselmus doch was Besonderes begegnet sein, und er glaubt vielleicht nur, daß er gewacht habe, unerachtet er unter dem Holunderbaum wirklich geschlafen, und ihm allerlei närrisches Zeug vorgekommen, was ihm noch in Gedanken liegt." — „Und, teuerste Mademoiselle, werter Konrektor!" nahm der Registrator Heerbrand das Wort, „sollte man denn nicht auch wachend in einen gewissen träumerischen Zustand versinken können? So ist mir in der That selbst einmal nachmittags beim Kaffee in einem solchen Hinbrüten, dem eigentlichen Moment körperlicher und geistiger Verdauung, die Lage eines verlornen Aktenstücks wie durch Inspiration eingefallen, und nur noch gestern tanzte auf gleiche Weise eine herrliche große lateinische Frakturschrift vor meinen hellen offenen Augen umher." — „Ach, geehrtester Registrator," erwiderte der Konrektor Paulmann, „Sie haben immer so einen Hang zu den Poeticis gehabt, und da verfällt man leicht in das Phantastische und Romanhafte." Aber dem Studenten Anselmus that es wohl, daß man sich seiner in der höchst betrübten Lage, für betrunken oder wahnwitzig gehalten zu werden, annahm, und unerachtet es ziemlich finster geworden, glaubte er doch zum erstenmale zu bemerken, wie Veronika recht schöne dunkelblaue Augen habe, ohne daß ihm jedoch jenes wunderbare Augenpaar, das er in dem Holunderbaum geschaut, in Gedanken kam. Überhaupt war dem Studenten Anselmus mit einem Mal nun wieder das Abenteuer unter dem Holunderbaum ganz verschwunden, er fühlte sich so leicht und froh, ja er trieb es wie im lustigen

Übermute so weit, daß er bei dem Heraussteigen aus der Gondel seiner Schutzrednerin Veronika die hilfreiche Hand bot und ohne weiteres, als sie ihren Arm in den seinigen hing, sie mit so vieler Geschicklichkeit und so vielem Glück zu Hause führte, daß er nur ein einziges Mal ausglitt, und da es gerade der einzige schmutzige Fleck auf dem ganzen Wege war, Veronikas weißes Kleid nur ganz wenig bespritzte. Dem Konrektor Paulmann entging die glückliche Änderung des Studenten Anselmus nicht, er gewann ihn wieder lieb und bat ihn der harten Worte wegen, die er vorhin gegen ihn fallen lassen, um Verzeihung. „Ja," fügte er hinzu, „man hat wohl Beispiele, daß oft gewisse Phantasmata dem Menschen vorkommen und ihn ordentlich ängstigen und quälen können, das ist aber körperliche Krankheit, und es helfen Blutegel, die man, salva venia, dem Hintern appliziert, wie ein berühmter, bereits verstorbener Gelehrter bewiesen." Der Student Anselmus wußte nun in der That selbst nicht, ob er betrunken, wahnwitzig oder krank gewesen, auf jeden Fall schienen ihm aber die Blutegel ganz unnütz, da die etwanigen Phantasmata gänzlich verschwunden und er sich immer heiterer fühlte, je mehr es ihm gelang, sich in allerlei Artigkeiten um die hübsche Veronika zu bemühen. Es wurde wie gewöhnlich nach der frugalen Mahlzeit Musik gemacht; der Student Anselmus mußte sich ans Klavier setzen, und Veronika ließ ihre helle klare Stimme hören. — „Werte Mademoiselle," sagte der Registrator Heerbrand, „Sie haben eine Stimme wie eine Krystallglocke!" — „Das nun wohl nicht!" fuhr es dem Studenten Anselmus heraus, er wußte selbst nicht wie, und alle sahen ihn verwundert und betroffen an. „Krystallglocken tönen in Holunderbäumen wunderbar! wunderbar!" fuhr der Student Anselmus halbleise murmelnd fort. Da legte Veronika ihre Hand auf seine Schulter und sagte: „Was sprechen Sie denn da, Herr Anselmus?" Gleich wurde der Student wieder ganz munter und fing an zu spielen. Der Konrektor Paulmann sah ihn finster an, aber der Registrator Heerbrand legte ein Notenblatt auf den Pult und sang zum Entzücken eine Bravourarie vom Kapellmeister Graun. Der Student Anselmus

15. Gelehrter, Fr. Nicolai, „Beispiel einer Erscheinung mehrer Phantasmen", Berlin 1799. Goethe ließ ihn deshalb als Proktophantasmist (Steißgespensterseher) auf dem Blocksberg auftreten, Faust V. 3788 f. Über Nicolai, den Gegner aller Romantik, Nat.-Litt. Bd. 72. — 35. Graun, Karl Heinrich, 1701—1759, Kapellmeister Friedrichs des Großen, berühmt durch seine Komposition von Ramlers „Der Tod Jesu".

accompagnierte noch manches, und ein fugiertes Duett, das er mit Veronika vortrug, und das der Konrektor Paulmann selbst komponiert, setzte alles in die fröhlichste Stimmung. Es war ziemlich spät worden, und der Registrator Heerbrand griff nach Hut und Stock, da trat der Konrektor Paulmann geheimnisvoll zu ihm hin und sprach: „Ei, wollen Sie nicht, geehrter Registrator, dem guten Herrn Anselmus selbst — nun! wovon wir vorhin sprachen.“ — „Mit tausend Freuden,“ erwiderte der Registrator Heerbrand und begann, nachdem sie sich im Kreise gesetzt, ohne weiteres in folgender Art: „Es ist hier am Orte ein alter wunderlicher, merkwürdiger Mann, man sagt, er treibe allerlei geheime Wissenschaften, da es nun aber dergleichen eigentlich nicht giebt, so halte ich ihn eher für einen forschenden Antiquar, auch wohl nebenher für einen experimentierenden Chemiker. Ich meine niemand andern als unsern geheimen Archivarius Lindhorst. Er lebt, wie Sie wissen, einsam in seinem entlegenen alten Hause, und wenn ihn der Dienst nicht beschäftigt, findet man ihn in seiner Bibliothek oder in seinem chemischen Laboratorio, wo er aber niemanden hineinläßt Er besitzt außer vielen seltenen Büchern eine Anzahl zum Teil arabischer, koptischer und gar in sonderbaren Zeichen, die keiner bekannten Sprache angehören, geschriebener Manuskripte. Diese will er auf geschickte Weise kopieren lassen, und es bedarf dazu eines Mannes, der sich darauf versteht, mit der Feder zu zeichnen, um mit der höchsten Genauigkeit und Treue alle Zeichen auf Pergament, und zwar mit Tusche, übertragen zu können. Er läßt in einem besondern Zimmer seines Hauses unter seiner Aufsicht arbeiten, bezahlt außer dem freien Tisch während der Arbeit jeden Tag einen Speziesthaler, und verspricht noch ein ansehnliches Geschenk, wenn die Abschriften glücklich beendet. Die Zeit der Arbeit ist täglich von zwölf bis sechs Uhr. Von drei bis vier Uhr wird geruht und gegessen. Da er schon mit ein paar jungen Leuten vergeblich den Versuch gemacht hat, jene Manuskripte kopieren zu lassen, so hat er sich endlich an mich gewendet, ihm einen geschickten Zeichner zuzuweisen; da habe ich an Sie gedacht, lieber Herr Anselmus, denn ich weiß, daß Sie sowohl sehr sauber schreiben, als auch mit der Feder zierlich und rein zeichnen. Wollen Sie daher in dieser schlechten Zeit und bis zu Ihrer etwanigen Anstellung den Speziesthaler täglich verdienen und das Geschenk obendrein, so bemühen Sie

sich morgen Punkt zwölf Uhr zu dem Herrn Archivarius, dessen Wohnung Ihnen bekannt sein wird. — Aber hüten Sie sich ja vor jedem Tinteflecken; fällt er auf die Abschrift, so müssen Sie ohne Gnade von vorn anfangen, fällt er auf das Original, so ist der Herr Archivarius imstande, Sie zum Fenster hinauszuwerfen, denn es ist ein zorniger Mann." — Der Student Anselmus war voll inniger Freude über den Antrag des Registrators Heerbrand; denn nicht allein, daß er sauber schrieb und mit der Feder zeichnete, so war es auch seine wahre Passion, mit mühsamem kalligraphischen Aufwande abzuschreiben; er dankte daher seinen Gönnern in den verbindlichsten Ausdrücken und versprach die morgende Mittagsstunde nicht zu versäumen. In der Nacht sah der Student Anselmus nichts als blanke Speziesthaler und hörte ihren lieblichen Klang. — Wer mag das dem Armen verargen, der um so manche Hoffnung durch ein launisches Mißgeschick betrogen, jeden Heller zu Rate halten und manchem Genuß, den jugendliche Lebenslust forderte, entsagen mußte. Schon am frühen Morgen suchte er seine Bleistifte, seine Rabenfedern, seine chinesische Tusche zusammen; denn besser, dachte er, kann der Archivarius keine Materialien erfinden. Vor allen Dingen musterte und ordnete er seine kalligraphischen Meisterstücke und seine Zeichnungen, um sie dem Archivarius zum Beweis seiner Fähigkeit, das Verlangte zu erfüllen, aufzuweisen. Alles ging glücklich von statten, ein besonderer Glücksstern schien über ihn zu walten, die Halsbinde saß gleich beim ersten Umknüpfen, wie sie sollte, keine Naht platzte, keine Masche zerriß in den schwarzseidenen Strümpfen, der Hut fiel nicht noch einmal in den Staub, als er schon sauber abgebürstet. — Kurz! — Punkt halb zwölf Uhr stand der Student Anselmus in seinem hechtgrauen Frack und seinen schwarzatlaßnen Unterkleidern, eine Rolle Schönschriften und Federzeichnungen in der Tasche, schon auf der Schloßgasse in Conradis Laden und trank — eins — zwei Gläschen des besten Magenliqueurs, denn hier, dachte er, indem er auf die annoch leere Tasche schlug, werden bald Speziesthaler erklingen. Unerachtet des weiten Weges bis in die einsame Straße, in der sich das uralte Haus des Archivarius Lindhorst befand, war der Student Anselmus doch vor zwölf Uhr an der Hausthür. Da stand er und schaute den großen schönen bronzenen Thürklopfer an; aber als er nun auf den letzten die Luft mit mächtigem Klange durchbebenden Schlag

der Turmuhr an der Kreuzkirche den Thürklopfer ergreifen wollte, da verzog sich das metallene Gesicht im ekelhaften Spiel blauglühender Lichtblicke zum grinsenden Lächeln. Ach! es war ja das Äpfelweib vom schwarzen Thor! Die spitzigen Zähne klappten in dem schlaffen Maule zusammen, und in dem Klappern schnarrte es: „Du Narre — Narre — Narre — warte, warte! warum warst hinausgerannt! Narre!" — Entsetzt taumelte der Student Anselmus zurück, er wollte den Thürpfosten ergreifen, aber seine Hand erfaßte die Klingelschnur und zog sie an, da läutete es stärker und stärker in gellenden Mißtönen, und durch das ganze öde Haus rief und spottete der Wiederhall: „Bald dein Fall ins Krystall!" — Den Studenten Anselmus ergriff ein Grausen, das im krampfhaften Fieberfrost durch alle Glieder bebte. Die Klingelschnur senkte sich hinab und wurde zur weißen durchsichtigen Riesenschlange, die umwand und drückte ihn, fester und fester ihr Gewinde schnürend, zusammen, daß die mürben zermalmten Glieder knackend zerbröckelten und sein Blut aus den Adern spritzte, eindringend in den durchsichtigen Leib der Schlange und ihn rot färbend. — „Töte mich, töte mich!" wollte er schreien in der entsetzlichsten Angst, aber sein Geschrei war nur ein dumpfes Röcheln. — Die Schlange erhob ihr Haupt und legte die lange spitzige Zunge von glühendem Erz auf die Brust des Anselmus, da zerriß ein schneidender Schmerz jählings die Pulsader des Lebens und es vergingen ihm die Gedanken. — Als er wieder zu sich selbst kam, lag er auf seinem dürftigen Bettlein, vor ihm stand aber der Konrektor Paulmann und sprach: „Was treiben Sie denn um des Himmels willen für tolles Zeug, lieber Herr Anselmus!"

Dritte Vigilie.

Nachrichten von der Familie des Archivarius Lindhorst. — Veronikas blaue Augen. — Der Registrator Heerbrand.

„Der Geist schaute auf das Wasser, da bewegte es sich und brauste in schäumenden Wogen und stürzte sich donnernd in die Abgründe, die ihre schwarzen Rachen aufsperrten, es gierig zu verschlingen. Wie triumphierende Sieger hoben die Granitfelsen

31 ff. Anklänge an das Novalis' „Heinrich von Ofterdingen" schließende Märchen; die Lilie tritt auch in Goethes „Märchen" auf.

ihre zackicht gekrönten Häupter empor, das Thal schützend, bis es die Sonne in ihren mütterlichen Schoß nahm und es umfassend mit ihren Strahlen wie mit glühenden Armen pflegte und wärmte. Da erwachten tausend Keime, die unter dem öden Sande geschlummert, aus dem tiefen Schlafe und streckten ihre grünen Blättlein und Halme zum Angesicht der Mutter hinauf, und wie lächelnde Kinder in grüner Wiege ruhten in den Blüten und Knospen Blümlein, bis auch sie von der Mutter geweckt erwachten und sich schmückten mit den Lichtern, die die Mutter ihnen zur Freude auf tausendfache Weise bunt gefärbt. Aber in der Mitte des Thals war ein schwarzer Hügel, der hob sich auf und nieder wie die Brust des Menschen, wenn glühende Sehnsucht sie schwellt. — Aus den Abgründen rollten die Dünste empor, und sich zusammenballend in gewaltige Massen, strebten sie das Angesicht der Mutter feindlich zu verhüllen; die rief aber den Sturm herbei, der fuhr zerstäubend unter sie, und als der reine Strahl wieder den schwarzen Hügel berührte, da brach im Übermaß des Entzückens eine herrliche Feuerlilie hervor, die schönen Blätter wie holdselige Lippen öffnend, der Mutter süße Küsse zu empfangen. — Nun schritt ein glänzendes Leuchten in das Thal; es war der Jüngling Phosphorus, den sah die Feuerlilie und flehte, von heißer sehnsüchtiger Liebe befangen: „Sei doch mein ewiglich, du schöner Jüngling! denn ich liebe dich und muß vergehen, wenn du mich verlässest.“ Da sprach der Jüngling Phosphorus: „Ich will dein sein, du schöne Blume, aber dann wirst du wie ein entartet Kind Vater und Mutter verlassen, du wirst deine Gespielen nicht mehr kennen, du wirst größer und mächtiger sein wollen als alles, was sich jetzt als deinesgleichen mit dir freut. Die Sehnsucht, die jetzt dein ganzes Wesen wohlthätig erwärmt, wird in hundert Strahlen zerspaltet dich quälen und martern, denn der Sinn wird die Sinne gebären, und die höchste Wonne, die der Funke entzündet, den ich in dich hineinwerfe, ist der hoffnungslose Schmerz, in dem du untergehst, um aufs neue fremdartig emporzukeimen. — Dieser Funke ist der Gedanke!“ — „Ach!“ klagte die Lilie, „kann ich denn nicht in der Glut, wie sie jetzt in mir brennt, dein sein? Kann ich dich denn mehr lieben als jetzt, und kann ich dich denn schauen wie jetzt, wenn du mich vernichtest?“ Da küßte sie der Jüngling Phosphorus, und wie vom Lichte durchstrahlt loderte sie auf in Flammen, aus denen ein fremdes Wesen

hervorbrach, das schnell dem Thale entfliehend im unendlichen Raume herumschwärmte, sich nicht kümmernd um die Gespielen der Jugend und um den geliebten Jüngling. Der klagte um die verlorne Geliebte, denn auch ihn brachte ja nur die unendliche Liebe zu der schönen Lilie in das einsame Thal, und die Granitfelsen neigten ihre Häupter teilnehmend vor dem Jammer des Jünglings. Aber einer öffnete seinen Schoß, und es kam ein schwarzer geflügelter Drache rauschend herausgeflattert und sprach: „Meine Brüder, die Metalle schlafen da drinnen, aber ich bin stets munter und wach und will dir helfen." Sich auf und nieder schwingend erhaschte endlich der Drache das Wesen, das der Lilie entsprossen, trug es auf den Hügel und umschloß es mit seinem Fittich; da war es wieder die Lilie, aber der bleibende Gedanke zerriß ihr Innerstes, und die Liebe zu dem Jüngling Phosphorus war ein schneidender Jammer, vor dem, von giftigen Dünsten angehaucht, die Blümlein, die sonst sich ihres Blicks gefreut, verwelkten und starben. Der Jüngling Posphorus legte eine glänzende Rüstung an, die in tausendfarbigen Strahlen spielte, und kämpfte mit dem Drachen, der mit seinem schwarzen Fittich an den Panzer schlug, daß er hell erklang; und von dem mächtigen Klange lebten die Blümlein wieder auf und umflatterten wie bunte Vögel den Drachen, dessen Kräfte schwanden und der besiegt sich in der Tiefe der Erde verbarg. Die Lilie war befreit, der Jüngling Phosphorus umschlang sie voll glühenden Verlangens himmlischer Liebe, und im hochjubelnden Hymnus huldigten ihr die Blumen, die Vögel, ja selbst die hohen Granitfelsen als Königin des Thals." — „Erlauben Sie, das ist orientalischer Schwulst, werter Herr Archivarius!" sagte der Registrator Heerbrand, „und wir baten denn doch, Sie sollten, wie Sie sonst wohl zu thun pflegen, uns etwas aus Ihrem höchst merkwürdigen Leben, etwa von Ihren Reiseabenteuern, und zwar etwas Wahrhaftiges erzählen." — „Nun was denn," erwiderte der Archivarius Lindhorst; „das, was ich soeben erzählt, ist das Wahrhaftigste, was ich euch auftischen kann, ihr Leute, und gehört in gewisser Art auch zu meinem Leben. Denn ich stamme eben aus jenem Thale her, und die Feuerlilie, die zuletzt als Königin herrschte, ist meine Ur—ur—ur—urgroßmutter, weshalb ich denn auch eigentlich ein Prinz bin." — Alle brachen in ein schallendes Gelächter aus. — „Ja, lacht nur recht herzlich," fuhr der Archivarius Lindhorst fort,

„euch mag wohl das, was ich freilich nur in ganz dürftigen Zügen erzählt habe, unsinnig und toll vorkommen, aber es ist dessen unerachtet nichts weniger als ungereimt oder auch nur allegorisch gemeint, sondern buchstäblich wahr. Hätte ich aber gewußt, daß euch die herrliche Liebesgeschichte, der auch ich meine Entstehung zu verdanken habe, so wenig gefallen würde, so hätte ich lieber manches Neue mitgeteilt, das mir mein Bruder beim gestrigen Besuch mitbrachte." — „Ei, wie das? Haben Sie denn einen Bruder, Herr Archivarius? — wo ist er denn — wo lebt er denn? Auch in königlichen Diensten, oder vielleicht ein privatisierender Gelehrter?" — so fragte man von allen Seiten. — „Nein!" erwiderte der Archivarius, ganz kalt und gelassen eine Prise nehmend, „er hat sich auf die schlechte Seite gelegt und ist unter die Drachen gegangen." — „Wie beliebten Sie doch zu sagen, wertester Archivarius," nahm der Registrator Heerbrand das Wort, „unter die Drachen?" — „Unter die Drachen?" hallte es von allen Seiten wie ein Echo nach. — „Ja, unter die Drachen," fuhr der Archivarius Lindhorst fort; „eigentlich war es Desperation. Sie wissen, meine Herren, daß mein Vater vor ganz kurzer Zeit starb, es sind nur höchstens dreihundertundfünfundachtzig Jahre her, weshalb ich auch noch Trauer trage, der hatte mir, dem Liebling, einen prächtigen Onyx vermacht, den durchaus mein Bruder haben wollte. Wir zankten uns bei der Leiche des Vaters darüber auf eine ungebührliche Weise, bis der Selige, der die Geduld verlor, aufsprang und den bösen Bruder die Treppe hinunterwarf. Das wurmte meinen Bruder, und er ging stehenden Fußes unter die Drachen. Jetzt hält er sich in einem Cypressenwalde dicht bei Tunis auf, dort hat er einen berühmten mystischen Karfunkel zu bewachen, dem ein Teufelskerl von Nekromant, der ein Sommerlogis in Lappland bezogen, nachstellt, weshalb er denn nur auf ein Viertelstündchen, wenn gerade der Nekromant im Garten seine Salamanderbeete besorgt, abkommen kann, um mir in der Geschwindigkeit zu erzählen, was es gutes Neues an den Quellen des Nils giebt." — Zum zweitenmale brachen die Anwesenden in ein schallendes Gelächter aus, aber dem Studenten Anselmus wurde ganz unheimlich zu Mute, und er konnte dem Archivarius Lindhorst kaum in die starren ernsten Augen sehen, ohne innerlich auf eine ihm selbst unbegreifliche Weise zu erbeben. Zumal hatte die rauhe, aber sonderbar metallartig tönende Stimme des Archivarius Lind-

horst für ihn etwas geheimnisvoll Eindringendes, daß er Mark und Bein erzittern fühlte. Der eigentliche Zweck, weshalb ihn der Registrator Heerbrand mit in das Kaffeehaus genommen hatte, schien heute nicht erreichbar zu sein. Nach jenem Vorfall vor dem Hause des Archivarius Lindhorst war nämlich der Student Anselmus nicht dahin zu vermögen gewesen, den Besuch zum zweitenmale zu wagen; denn nach seiner innigsten Überzeugung hatte nur der Zufall ihn, wo nicht vom Tode, doch von der Gefahr, wahnwitzig zu werden, befreit. Der Konrektor Paulmann war eben durch die Straße gegangen, als er ganz von Sinnen vor der Hausthür lag, und ein altes Weib, die ihren Kuchen- und Äpfelkorb beiseite gesetzt, um ihn beschäftigt war. Der Konrektor Paulmann hatte sogleich eine Portechaise herbeigerufen und ihn so nach Hause transportiert. „Man mag von mir denken, was man will," sagte der Student Anselmus, „man mag mich für einen Narren halten oder nicht — genug! — an dem Thürklopfer grinste mir das vermaledeite Gesicht der Hexe vom schwarzen Thore entgegen; was nachher geschah, davon will ich lieber gar nicht reden, aber wäre ich aus meiner Ohnmacht erwacht und hätte das verwünschte Äpfelweib vor mir gesehen (denn niemand anders war doch das alte um mich beschäftigte Weib), mich hätte augenblicklich der Schlag gerührt, oder ich wäre wahnsinnig geworden." Alles Zureden, alle vernünftige Vorstellungen des Konrektors Paulmann und des Registrators Heerbrand fruchteten gar nichts, und selbst die blauäugige Veronika vermochte nicht, ihn aus einem gewissen tiefsinnigen Zustande zu reißen, in den er versunken. Man hielt ihn nun in der That für seelenkrank und sann auf Mittel, ihn zu zerstreuen, worauf der Registrator Heerbrand meinte, daß nichts dazu dienlicher sein könne als die Beschäftigung bei dem Archivarius Lindhorst, nämlich das Nachmalen der Manuskripte. Es kam nur darauf an, den Studenten Anselmus auf gute Art dem Archivarius Lindhorst bekannt zu machen, und da der Registrator Heerbrand wußte, daß dieser beinahe jeden Abend ein gewisses bekanntes Kaffeehaus besuchte, so lud er den Studenten Anselmus ein, jeden Abend so lange auf seine, des Registrators Kosten in jenem Kaffeehause ein Glas Bier zu trinken und eine Pfeife zu rauchen, bis er auf diese oder jene Art dem Archivarius bekannt und mit ihm über das Geschäft des Abschreibens der Manuskripte einig worden, welches der Student Anselmus dankbarlichst annahm.

„Sie verdienen Gottes Lohn, werter Registrator! wenn Sie den jungen Menschen zur Raison bringen," sagte der Konrektor Paulmann. „Gottes Lohn!" wiederholte Veronika, indem sie die Augen fromm zum Himmel erhub und lebhaft daran dachte, wie der Student Anselmus schon jetzt ein recht artiger junger Mann sei, auch ohne Raison! — Als der Archivarius Lindhorst eben mit Hut und Stock zur Thür hinausschreiten wollte, da ergriff der Registrator Heerbrand den Studenten Anselmus rasch bei der Hand, und mit ihm dem Archivarius den Weg vertretend, sprach er: „Geschätztester Herr geheimer Archivarius, hier ist der Student Anselmus, der, ungemein geschickt im Schönschreiben und Zeichnen, Ihre seltenen Manuskripte kopieren will." — „Das ist mir ganz ungemein lieb," erwiderte der Archivarius Lindhorst rasch, warf den dreieckigen soldatischen Hut auf den Kopf und eilte, den Registrator Heerbrand und den Studenten Anselmus beiseite schiebend, mit vielem Geräusch die Treppe hinab, so daß beide ganz verblüfft da standen und die Stubenthür anguckten, die er dicht vor ihnen zugeschlagen, daß die Angeln klirrten. „Das ist ja ein ganz wunderlicher alter Mann," sagte der Registrator Heerbrand. — „Wunderlicher alter Mann," stotterte der Student Anselmus nach, fühlend, wie ein Eisstrom ihm durch alle Adern fröstelte, daß er beinahe zur starren Bildsäule worden. Aber alle Gäste lachten und sagten: „Der Archivarius war heute einmal wieder in seiner besonderen Laune, morgen ist er gewiß sanftmütig und spricht kein Wort, sondern sieht in die Dampfwirbel seiner Pfeife oder liest Zeitungen, man muß sich daran gar nicht kehren." — „Das ist auch wahr," dachte der Student Anselmus, „wer wird sich an so etwas kehren! Hat der Archivarius nicht gesagt, es sei ihm ganz ungemein lieb, daß ich seine Manuskripte kopieren wolle? — und warum vertrat ihm auch der Registrator Heerbrand den Weg, als er gerade nach Hause gehen wollte? — Nein, nein, es ist ein lieber Mann, im Grunde genommen, der Herr geheime Archivarius Lindhorst, und liberal erstaunlich — nur kurios in absonderlichen Redensarten. — Allein was schadet das mir? — Morgen gehe ich hin Punkt zwölf Uhr, und setzten sich hundert bronzierte Äpfelweiber dagegen."

Vierte Vigilie.

Melancholie des Studenten Anselmus. — Der smaragdne Spiegel. — Wie der Archivarius Lindhorst als Stoßgeier davon flog und der Student Anselmus niemanden begegnete.

Wohl darf ich geradezu dich selbst, günstiger Leser! fragen, ob du in deinem Leben nicht Stunden, ja Tage und Wochen hattest, in denen dir all dein gewöhnliches Thun und Treiben ein recht quälendes Mißbehagen erregte, und in denen dir alles, was dir sonst recht wichtig und wert, in Sinn und Gedanken zu tragen, vorkam, nun läppisch und nichtswürdig erschien? Du wußtest dann selbst nicht, was du thun und wohin du dich wenden solltest; ein dunkles Gefühl, es müsse irgendwo und zu irgend einer Zeit ein hoher, den Kreis alles irdischen Genusses überschreitender Wunsch erfüllt werden, den der Geist wie ein strenggehaltenes furchtsames Kind gar nicht auszusprechen wage, erhob deine Brust, und in dieser Sehnsucht nach dem unbekannten Etwas, das dich überall, wo du gingst und standest, wie ein duftiger Traum mit durchsichtigen, vor dem schärferen Blick zerfließenden Gestalten umschwebte, verstummtest du für alles, was dich hier umgab. Du schlichst mit trübem Blick umher wie ein hoffnungslos Liebender, und alles, was du die Menschen auf allerlei Weise im bunten Gewühl durch einander treiben sahst, erregte dir keinen Schmerz und keine Freude, als gehörtest du nicht mehr dieser Welt an. Ist dir, günstiger Leser! jemals so zu Mute gewesen, so kennst du selbst aus eigner Erfahrung den Zustand, in dem sich der Student Anselmus befand. Überhaupt wünschte ich, es wäre mir schon jetzt gelungen, dir, geneigter Leser! den Studenten Anselmus recht lebhaft vor Augen zu bringen. Denn in der That, ich habe in den Nachtwachen, die ich dazu verwende, seine höchst sonderbare Geschichte aufzuschreiben, noch so viel Wunderliches, das wie eine spukhafte Erscheinung das alltägliche Leben ganz gewöhnlicher Menschen ins Blaue hinausrückte, zu erzählen, daß mir bange ist, du werdest am Ende weder an den Studenten Anselmus, noch an den Archivarius Lindhorst glauben, ja wohl gar einige ungerechte Zweifel gegen den Konrektor Paulmann und den Registrator Heer-

1. Vierte Vigilie. Am 16. Januar 1814 sandte Hoffmann an Kunz „die ersten vier Vigilien meines Märchen, das ich selbst für exotisch und in der Idee neu halte; die Idee, die ich beabsichtigt, spricht sich im Anfange der vierten Vigilie aus. Ich bemerke aber, daß ich noch mit mir uneins bin, ob ich es bei dem Titel belasse, ob den Vigilien nicht mit Effekt kurze Inhaltsangaben vorauszusetzen."

brand hegen, unerachtet wenigstens die letztgenannten achtbaren Männer noch jetzt in Dresden umherwandeln. Versuche es, geneigter Leser! in dem feenhaften Reiche voll herrlicher Wunder, die die höchste Wonne sowie das tiefste Entsetzen in gewaltigen Schlägen hervorrufen, ja, wo die ernste Göttin ihren Schleier lüftet, daß wir ihr Antlitz zu schauen wähnen — aber ein Lächeln schimmert oft aus dem ernsten Blick, und das ist der neckhafte Scherz, der in allerlei verwirrendem Zauber mit uns spielt, so wie die Mutter oft mit ihren liebsten Kindern tändelt — ja! in diesem Reiche, das uns der Geist so oft, wenigstens im Traume aufschließt, versuche es, geneigter Leser! die bekannten Gestalten, wie sie täglich, wie man zu sagen pflegt im gemeinen Leben, um dich herwandeln, wiederzuerkennen. Du wirst dann glauben, daß dir jenes herrliche Reich viel näher liege, als du sonst wohl meintest, welches ich nun eben recht herzlich wünsche, und dir in der seltsamen Geschichte des Studenten Anselmus anzudeuten strebe. — Also, wie gesagt, der Student Anselmus geriet seit jenem Abende, als er den Archivarius Lindhorst gesehen, in ein träumerisches Hinbrüten, das ihn für jede äußere Berührung des gewöhnlichen Leben unempfindlich machte. Er fühlte, wie ein unbekanntes Etwas in seinem Innersten sich regte und ihm jenen wonnevollen Schmerz verursachte, der eben die Sehnsucht ist, welche dem Menschen ein anderes höheres Sein verheißt. Am liebsten war es ihm, wenn er allein durch Wiesen und Wälder schweifen und wie losgelöst von allem, was ihn an sein dürftiges Leben fesselte, nur im Anschauen der mannigfachen Bilder, die aus seinem Innern stiegen, sich gleichsam selbst wiederfinden konnte. So kam es denn, daß er einst, von einem weiten Spaziergange heimkehrend, bei jenem merkwürdigen Holunderbusch vorüberschritt, unter dem er damals, wie von Feerei befangen, so viel Seltsames sah; er fühlte sich wunderbarlich von dem grünen heimatlichen Rasenfleck angezogen, aber kaum hatte er sich daselbst niedergelassen, als alles, was er damals wie in einer himmlischen Verzückung geschaut, und das wie von einer fremden Gewalt aus seiner Seele verdrängt worden, ihm wieder in den lebhaftesten Farben vorschwebte, als sähe er es zum zweitenmal. Ja, noch deutlicher als damals war es ihm, daß die holdseligen blauen Augen der goldgrünen Schlange angehören, die in der Mitte des Holunderbaums sich emporwand, und daß in den Windungen des schlanken Leibes all die herrlichen

Krystallglockentöne hervorblitzen mußten, die ihn mit Wonne und Entzücken erfüllten. So wie damals am Himmelfahrtstage umfaßte er den Holunderbaum und rief in die Zweige und Blätter hinein: „Ach, nur noch einmal schlängle und schlinge und winde dich, du holdes grünes Schlänglein, in den Zweigen, daß ich dich schauen mag. — Nur noch einmal blicke mich an mit deinen holdseligen Augen! Ach, ich liebe dich ja und muß in Trauer und Schmerz vergehen, wenn du nicht wiederkehrst!“ Alles blieb jedoch stumm und still, und wie damals rauschte der Holunderbaum nur ganz unvernehmlich mit seinen Zweigen und Blättern. Aber dem Studenten Anselmus war es, als wisse er nun, was sich in seinem Innern so rege und bewege, ja was seine Brust so im Schmerz einer unendlichen Sehnsucht zerreiße. „Ist es denn etwas anderes,“ sprach er, „als ich dich so ganz mit voller Seele bis zum Tode liebe, du herrliches goldenes Schlänglein, ja, daß ich ohne dich nicht zu leben vermag und vergehen muß in hoffnungsloser Not, wenn ich dich nicht wiedersehe, dich nicht habe wie die Geliebte meines Herzens — aber ich weiß es, du wirst mein, und dann alles, was herrliche Träume aus einer andern höhern Welt mir verheißen, erfüllt sein.“ — Nun ging der Student Anselmus jeden Abend, wenn die Sonne nur noch in die Spitzen der Bäume ihr funkelndes Gold streute, unter den Holunderbaum und rief aus tiefer Brust mit ganz kläglichen Tönen in die Blätter und Zweige hinein nach der holden Geliebten, dem goldgrünen Schlänglein. Als er dieses wieder einmal nach gewöhnlicher Weise trieb, stand plötzlich ein langer hagerer Mann, in einen weiten lichtgrauen Überrock gehüllt, vor ihm und rief, indem er ihn mit seinen großen feurigen Augen anblitzte: „Hei hei — was klagt und winselt denn da? — Hei hei, das ist ja Hr. Anselmus, der meine Manuskripte kopieren will.“ Der Student Anselmus erschrak nicht wenig vor der gewaltigen Stimme, denn es war ja dieselbe, die damals am Himmelfahrtstage gerufen: „Hei hei! was ist das für ein Gemunkel und Geflüster ꝛc.“ Er konnte vor Staunen und Schreck kein Wort herausbringen. — „Nun, was ist Ihnen denn, Hr. Anselmus,“ fuhr der Archivarius Lindhorst fort (niemand anders war der Mann im weißgrauen Überrock), „was wollen Sie von dem Holunderbaum, und warum sind Sie denn nicht zu mir gekommen, um Ihre Arbeit anzufangen?“ — Wirklich hatte der Student Anselmus es noch nicht über sich vermocht, den Archi-

varius Lindhorst wieder in seinem Hause aufzusuchen, unerachtet er sich jenen Abend ganz dazu ermutigt, in diesem Augenblick aber, als er seine schönen Träume, und noch dazu durch dieselbe feindselige Stimme, die schon damals ihm die Geliebte geraubt, zerrissen sah, erfaßte ihn eine Art Verzweiflung, und er brach ungestüm los: „Sie mögen mich nun für wahnsinnig halten oder nicht, Hr. Archivarius! das gilt mir ganz gleich, aber hier auf diesem Baume erblickte ich am Himmelfahrtstage die goldgrüne Schlange — ach! die ewig Geliebte meiner Seele, und sie sprach zu mir in herrlichen Krystalltönen, aber Sie — Sie! Herr Archivarius, schrien und riefen so erschrecklich übers Wasser her.“ — „Wie das, mein Gönner!“ unterbrach ihn der Archivarius Lindhorst, indem er ganz sonderbar lächelnd eine Prise nahm. — Der Student Anselmus fühlte, wie seine Brust sich erleichterte, als es ihm nur gelungen, von jenem wunderbaren Abenteuer anzufangen, und es war ihm, als sei es schon ganz recht, daß er den Archivarius geradezu beschuldigt: er sei es gewesen, der so aus der Ferne gedonnert. Er nahm sich zusammen, sprechend: „Nun, so will ich denn alles erzählen, was mir an dem Himmelfahrtsabende Verhängnisvolles begegnet, und dann mögen Sie reden und thun und überhaupt denken über mich, was Sie wollen.“ — Er erzählte nun wirklich die ganze wunderliche Begebenheit von dem unglücklichen Tritt in den Äpfelkorb an bis zum Entfliehen der drei goldgrünen Schlangen übers Wasser, und wie ihn nun die Menschen für betrunken oder wahnsinnig gehalten. „Das alles,“ schloß der Student Anselmus, „habe ich wirklich gesehen, und tief in der Brust ertönen noch im hellen Nachklang die lieblichen Stimmen, die zu mir sprachen; es war keineswegs ein Traum, und soll ich nicht vor Liebe und Sehnsucht sterben, so muß ich an die goldgrünen Schlangen glauben, unerachtet ich an Ihrem Lächeln, werter Herr Archivarius, wahrnehme, daß Sie eben diese Schlangen nur für ein Erzeugnis meiner erhitzten, überspannten Einbildungskraft halten.“ — „Mit nichten,“ erwiderte der Archivarius in der größten Ruhe und Gelassenheit, „die goldgrünen Schlangen, die Sie, Hr. Anselmus, in dem Holunderbusch gesehen, waren nun eben meine drei Töchter, und daß Sie sich in die blauen Augen der jüngsten, Serpentina genannt, gar sehr verliebt, das ist nun wohl klar.

37. Serpentina, serpens lat. die Schlange; serpentina ital. gläsernes Gefäß.

Ich wußte es übrigens schon am Himmelfahrtstage, und da mir zu Hause, am Arbeitstisch sitzend, des Gemunkels und Geklingels zu viel wurde, rief ich den losen Dirnen zu, daß es Zeit sei, nach Hause zu eilen, denn die Sonne ging schon unter, und sie hatten sich genug im Singen und Strahlentrinken erlustigt." Dem Studenten Anselmus war es, als würde ihm nur etwas mit deutlichen Worten gesagt, was er längst geahnet, und ob er gleich zu bemerken glaubte, daß sich Holunderbusch, Mauer und Rasenboden und alle Gegenstände rings umher leise zu drehen anfingen, so raffte er sich doch zusammen und wollte etwas reden; aber der Archivarius ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern zog schnell den Handschuh von der linken Hand herunter, und indem er den in wunderbaren Funken und Flammen blitzenden Stein eines Ringes dem Studenten vor die Augen hielt, sprach er: „Schauen Sie her, werter Hr. Anselmus, Sie können darüber, was Sie erblicken, eine Freude haben." Der Student Anselmus schaute hin, und, o Wunder! der Stein warf wie aus einem brennenden Fokus Strahlen rings herum, und die Strahlen verspannen sich zum hellen leuchtenden Krystallspiegel, in dem in mancherlei Windungen, bald einander fliehend, bald sich in einander schlingend, die drei goldgrünen Schlänglein tanzten und hüpften. Und wenn die schlanken, in tausend Funken blitzenden Leiber sich berührten, da erklangen herrliche Accorde wie Krystallglocken, und die mittelste streckte wie voll Sehnsucht und Verlangen das Köpfchen zum Spiegel heraus, und die dunkelblauen Augen sprachen: „Kennst du mich denn — glaubst du denn an mich, Anselmus? — nur in dem Glauben ist die Liebe — kannst du denn lieben?" — „O Serpentina, Serpentina!" schrie der Student Anselmus in wahnsinnigem Entzücken; aber der Archivarius Lindhorst hauchte schnell auf den Spiegel, da fuhren in elektrischem Geknister die Strahlen in den Fokus zurück, und an der Hand blitzte nur wieder ein kleiner Smaragd, über den der Archivarius den Handschuh zog. „Haben Sie die goldnen Schlänglein gesehen, Hr. Anselmus?" fragte der Archivarius Lindhorst. „Ach Gott, ja," erwiderte der Student, „und die holde liebliche Serpentina." — „Still," fuhr der Archivarius Lindhorst fort, „genug für heute; übrigens können Sie ja, wenn Sie sich entschließen wollen, bei mir zu arbeiten, meine Töchter oft genug sehen, oder vielmehr, ich will Ihnen dies wahrhaftige Vergnügen verschaffen, wenn Sie sich bei

der Arbeit recht brav halten, das heißt: mit der größten Genauigkeit und Reinheit jedes Zeichen kopieren. Aber Sie kommen ja gar nicht zu mir, unerachtet mir der Registrator Heerbrand versicherte, Sie würden sich nächstens einfinden, und ich deshalb mehrere Tage vergebens gewartet.“ — Sowie der Archivarius Lindhorst den Namen Heerbrand nannte, war es dem Studenten Anselmus erst wieder, als stehe er wirklich mit beiden Füßen auf der Erde, und er wäre wirklich der Student Anselmus, und der vor ihm stehende Mann der Archivarius Lindhorst. Der gleichgültige Ton, in dem dieser sprach, hatte im grellen Kontrast mit den wunderbaren Erscheinungen, die er wie ein wahrhafter Nekromant hervorrief, etwas Grauenhaftes, das durch den stechenden Blick der funkelnden Augen, die aus den knöchernen Höhlen des magern, runzlichten Gesichts wie aus einem Gehäuse hervorstrahlten, noch erhöht wurde, und den Studenten ergriff mit Macht dasselbe unheimliche Gefühl, welches sich seiner schon auf dem Kaffeehause bemeisterte, als der Archivarius so viel Abenteuerliches erzählte. Nur mit Mühe faßte er sich, und als der Archivarius nochmals fragte: „Nun, warum sind Sie denn nicht zu mir gekommen?“ da erhielt er es über sich, alles zu erzählen, was ihm an der Hausthür begegnet. „Lieber Herr Anselmus,“ sagte der Archivarius, als der Student seine Erzählung geendet, „lieber Herr Anselmus, ich kenne wohl das Äpfelweib, von der Sie zu sprechen belieben; es ist eine fatale Kreatur, die mir allerhand Possen spielt, und daß sie sich hat bronzieren lassen, um als Thürklopfer die mir angenehmen Besuche zu verscheuchen, das ist in der That sehr arg und nicht zu leiden. Wollten Sie doch, werter Herr Anselmus, wenn Sie morgen um zwölf Uhr zu mir kommen und wieder etwas von dem Angrinsen und Anschnarren vermerken, ihr gefälligst was weniges von diesem Liquor auf die Nase tröpfeln, dann wird sich sogleich alles geben. Und nun adieu, lieber Herr Anselmus! ich gehe etwas rasch, deshalb will ich Ihnen nicht zumuten, mit mir nach der Stadt zurückzukehren. — Adieu! auf Wiedersehen, morgen um zwölf Uhr.“ — Der Archivarius hatte dem Studenten Anselmus ein kleines Fläschchen mit einem goldgelben Liquor gegeben, und nun schritt er rasch von dannen, so daß er in der tiefen Dämmerung, die unterdessen hereingebrochen, mehr in das Thal hinabzuschweben als zu gehen schien. Schon war er in der Nähe des Koselschen Gartens, da setzte sich der

Wind in den weiten Überrock und trieb die Schöße auseinander, daß sie wie ein Paar große Flügel in den Lüften flatterten, und es dem Studenten Anselmus, der verwunderungsvoll dem Archivarius nachsah, vorkam, als breite ein großer Vogel die Fittiche aus zum raschen Fluge. — Wie der Student nun so in die Dämmerung hineinstarrte, da erhob sich mit krächzendem Geschrei ein weißgrauer Geier hoch in die Lüfte, und er merkte nun wohl, daß das weiße Geflatter, was er noch immer für den davonschreitenden Archivarius gehalten, schon eben der Geier gewesen sein müsse, unerachtet er nicht begreifen konnte, wo denn der Archivarius mit einem Mal hingeschwunden. „Er kann aber auch selbst in Person davongeflogen sein, der Herr Archivarius Lindhorst," sprach der Student Anselmus zu sich selbst, „denn ich sehe und fühle nun wohl, daß alle die fremden Gestalten aus einer fernen wundervollen Welt, die ich sonst nur in ganz besondern merkwürdigen Träumen schaute, jetzt in ein waches reges Leben geschritten sind und ihr Spiel mit mir treiben. — Dem sei aber, wie ihm wolle! Du lebst und glühst in meiner Brust, holde, liebliche Serpentina, nur du kannst die unendliche Sehnsucht stillen, die mein Innerstes zerreißt. — Ach, wann werde ich in dein holdseliges Auge blicken — liebe, liebe Serpentina?" — — So rief der Student Anselmus ganz laut. — „Das ist ein schnöder unchristlicher Name," murmelte eine Baßstimme neben ihm, die einem heimkehrenden Spaziergänger gehörte. Der Student Anselmus, zu rechter Zeit erinnert, wo er war, eilte raschen Schrittes von dannen, indem er bei sich selbst dachte: „Wäre es nicht ein rechtes Unglück, wenn mir jetzt der Konrektor Paulmann oder der Registrator Heerbrand begegnete?" — Aber er begegnete keinem von beiden.

Fünfte Vigilie.

Die Frau Hofrätin Anselmus. — Cicero de officiis. — Meerkatzen und anderes Gesindel. — Die alte Liese. — Das Äquinoktium.

„Mit dem Anselmus ist nun einmal in der Welt nichts anzufangen," sagte der Konrektor Paulmann; „alle meine gute Lehren, alle meine Ermahnungen sind fruchtlos, er will sich ja zu gar nichts applizieren, unerachtet er die besten Schulstudia besitzt, die denn doch die Grundlage von allem sind." Aber der Regi-

strator Heerbrand erwiderte schlau und geheimnisvoll lächelnd: „Lassen Sie dem Anselmus doch nur Raum und Zeit, wertester Konrektor! das ist ein kurioses Subjekt, aber es steckt viel in ihm, und wenn ich sage viel, so heißt das, ein geheimer Sekretär, oder wohl gar ein Hofrat.“ — „Hof —“ fing der Konrektor im größten Erstaunen an, das Wort blieb ihm stecken. — „Still, still,“ fuhr der Registrator Heerbrand fort, „ich weiß, was ich weiß! — Schon seit zwei Tagen sitzt er bei dem Archivarius Lindhorst und kopiert, und der Archivarius sagte gestern abend auf dem Kaffeehause zu mir: ‘Sie haben mir einen wackern Mann empfohlen, Verehrter! aus dem wird was,’ — und nun bedenken Sie des Archivarii Konnexionen — still — still — sprechen wir uns übers Jahr!“ — Mit diesen Worten ging der Registrator im fortwährenden schlauen Lächeln zur Thür hinaus und ließ den vor Erstaunen und Neugierde verstummten Konrektor im Stuhle festgebannt sitzen. Aber auf Veronika hatte das Gespräch einen ganz eignen Eindruck gemacht. Habe ichs denn nicht schon immer gewußt, dachte sie, daß der Herr Anselmus ein recht gescheiter, liebenswürdiger junger Mann ist, aus dem noch was Großes wird? Wenn ich nur wüßte, ob er mir wirklich gut ist? — Aber hat er mir nicht jenen Abend, als wir über die Elbe fuhren, zweimal die Hand gedrückt? hat er mich nicht im Duett angesehen mit solchen ganz sonderbaren Blicken, die bis ins Herz drangen? Ja, ja! er ist mir wirklich gut — und ich — Veronika überließ sich ganz, wie junge Mädchen wohl pflegen, den süßen Träumen von einer heitern Zukunft. Sie war Frau Hofrätin, bewohnte ein schönes Logis in der Schloßgasse, oder auf dem Neumarkt, oder auf der Moritzstraße — der moderne Hut, der neue türkische Shawl stand ihr vortrefflich — sie frühstückte im eleganten Negligé im Erker, der Köchin die nötigen Befehle für den Tag erteilend. „Aber, daß Sie mir die Schüssel nicht verdirbt, es ist des Herrn Hofrats Leibessen!“ — Vorübergehende Elegants schielen herauf, sie hörte deutlich: „Es ist doch eine göttliche Frau, die Hofrätin, wie ihr das Spitzenhäubchen so allerliebst steht!“ — Die Geheime Rätin Ypsilon schickt den Bedienten und läßt fragen, ob es der Frau Hofrätin gefällig wäre, heute ins Linkische Bad zu fahren? — „Viele Empfehlungen, es thäte mir unendlich leid, ich sei schon engagiert zum Thee bei der Präsidentin Tz.“ — Da kommt der Hofrat Anselmus, der schon früh in Geschäften ausgegangen, zurück;

er ist nach der letzten Mode gekleidet; „wahrhaftig, schon zehn,“ ruft er, indem er die goldene Uhr repetieren läßt und der jungen Frau einen Kuß giebt. „Wie geht's, liebes Weibchen, weißt du auch, was ich für dich habe?“ fährt er schäkernd fort und zieht ein Paar nach der neuesten Art gefaßte Ohrringe aus der Westentasche, die er ihr statt der sonst getragenen gewöhnlichen einhängt. „Ach, die schönen niedlichen Ohrringe,“ ruft Veronika ganz laut und springt, die Arbeit wegwerfend, vom Stuhl auf, um in dem Spiegel die Ohrringe wirklich zu beschauen. „Nun, was soll denn das sein,“ sagte der Konrektor Paulmann, der, eben in Cicero de officiis vertieft, beinahe das Buch fallen lassen, „man hat ja Anfälle wie der Anselmus.“ Aber da trat der Student Anselmus, der wider seine Gewohnheit sich mehrere Tage nicht sehen lassen, ins Zimmer, zu Veronikas Schreck und Erstaunen, denn in der That war er in seinem ganzen Wesen verändert. Mit einer gewissen Bestimmtheit, die ihm sonst gar nicht eigen, sprach er von ganz andern Tendenzen seines Lebens, die ihm klar worden, von den herrlichen Aussichten, die sich ihm geöffnet, die mancher aber gar nicht zu schauen vermöchte. Der Konrektor Paulmann wurde, der geheimnisvollen Rede des Registrators Heerbrand gedenkend, noch mehr betroffen und konnte kaum eine Silbe hervorbringen, als der Student Anselmus, nachdem er einige Worte von dringender Arbeit bei dem Archivarius Lindhorst fallen lassen und der Veronika mit eleganter Gewandtheit die Hand geküßt, schon die Treppe hinunter, auf und von dannen war. „Das war ja schon der Hofrat,“ murmelte Veronika in sich hinein, „und er hat mir die Hand geküßt, ohne dabei auszugleiten oder mir auf den Fuß zu treten wie sonst! — Er hat mir einen recht zärtlichen Blick zugeworfen — er ist mir wohl in der That gut.“ — Veronika überließ sich aufs neue jener Träumerei, indessen war es, als träte immer eine feindselige Gestalt unter die lieblichen Erscheinungen, wie sie aus dem künftigen häuslichen Leben als Frau Hofrätin hervorgingen, und die Gestalt lachte recht höhnisch und sprach: „Das ist ja alles recht dummes und ordinäres Zeug, und noch dazu erlogen, denn der Anselmus wird nimmermehr Hofrat und dein Mann; er liebt dich ja nicht, unerachtet du blaue Augen hast und einen schlanken Wuchs und eine feine Hand.“ — Da

10 f. Ciceros Schrift „über die Pflichten“.

goß sich ein Eisstrom durch Veronikas Innres, und ein tiefes Entsetzen vernichtete die Behaglichkeit, mit der sie sich nur noch erst im Spitzenhäubchen und den eleganten Ohrringen gesehen. — Die Thränen wären ihr beinahe aus den Augen gestürzt, und sie sprach laut: „Ach, es ist ja wahr, er liebt mich nicht, und ich werde nimmermehr Frau Hofrätin!“ — „Romanenstreiche, Romanenstreiche,“ schrie der Konrektor Paulmann, nahm Hut und Stock und eilte zornig von dannen. — „Das fehlte noch,“ seufzte Veronika, und ärgerte sich recht über die zwölfjährige Schwester, welche teilnehmungslos an ihrem Rahmen sitzend fortgestickt hatte. Unterdessen war es beinahe drei Uhr geworden, und nun gerade Zeit, das Zimmer aufzuräumen und den Kaffeetisch zu ordnen; denn die Mademoiselles Osters hatten sich bei der Freundin ansagen lassen. Aber hinter jedem Schränkchen, das Veronika wegrückte, hinter den Notenbüchern, die sie vom Klavier, hinter jeder Tasse, hinter der Kaffeekanne, die sie aus dem Schrank nahm, sprang jene Gestalt wie ein Alräunchen hervor und lachte höhnisch und schlug mit den kleinen Spinnenfingern Schnippchen und schrie: „Er wird doch nicht dein Mann, er wird doch nicht dein Mann!“ Und dann, wenn sie alles stehn und liegen ließ und in die Mitte des Zimmers flüchtete, sah es mit langer Nase riesengroß hinter dem Ofen hervor und knurrte und schnurrte: „Er wird doch nicht dein Mann!“ — „Hörst du denn nichts, siehst du denn nichts, Schwester?“ rief Veronika, die vor Furcht und Zittern gar nichts mehr anrühren mochte. Fränzchen stand ganz ernsthaft und ruhig von ihrem Stickrahmen auf und sagte: „Was ist dir denn heute, Schwester? Du wirfst ja alles durch einander, daß es klippert und klappert, ich muß dir nur helfen.“ Aber da traten schon die muntern Mädchen in vollem Lachen herein, und in dem Augenblick wurde nun auch Veronika gewahr, daß sie den Ofenaufsatz für eine Gestalt und das Knarren der übel verschlossenen Ofenthür für die feindseligen Worte gehalten hatte. Von einem innern Entsetzen gewaltsam ergriffen, konnte sie sich aber nicht so schnell erholen, daß die Freundinnen nicht ihre ungewöhnliche Spannung, die selbst ihre Blässe, ihr verstörtes Gesicht verriet, hätten bemerken sollen. Als sie schnell abbrechend von all dem Lustigen, das sie eben erzählen wollten, in die Freundin drangen, was ihr denn um des Himmels willen widerfahren, mußte Veronika eingestehen, wie sie sich ganz besondern Gedanken hingegeben und plötzlich am hellen Tage von einer sonderbaren Gespensterfurcht,

die ihr sonst gar nicht eigen, übermannt worden. Nun erzählte sie so lebhaft, wie aus allen Winkeln des Zimmers ein kleines graues Männchen sie geneckt und gehöhnt habe, daß die Mademoiselles Osters sich schüchtern nach allen Seiten umsahen, und ihnen bald gar unheimlich und grausig zu Mute wurde. Da trat Fränzchen mit dem dampfenden Kaffee herein, und alle drei, sich schnell besinnend, lachten über ihre eigne Albernheit. Angelika, so hieß die älteste Oster, war mit einem Offizier versprochen, der bei der Armee stand, und von dem die Nachrichten so lange ausgeblieben, daß man an seinem Tode, oder wenigstens an seiner schweren Verwundung kaum zweifeln konnte. Dies hatte Angelika in die tiefste Betrübnis gestürzt, aber heute war sie fröhlich bis zur Ausgelassenheit, worüber Veronika sich nicht wenig wunderte und es ihr unverhohlen äußerte. „Liebes Mädchen," sagte Angelika, „glaubst du denn nicht, daß ich meinen Viktor immerdar im Herzen, in Sinn und Gedanken trage? aber eben deshalb bin ich so heiter! — ach Gott — so glücklich, so selig in meinem ganzen Gemüte! denn mein Viktor ist wohl, und ich sehe ihn in weniger Zeit als Rittmeister, geschmückt mit den Ehrenzeichen, die ihm seine unbegrenzte Tapferkeit erworben, wieder. Eine starke, aber durchaus nicht gefährliche Verwundung des rechten Arms, und zwar durch den Säbelhieb eines feindlichen Husaren, verhindert ihn zu schreiben, und der schnelle Wechsel seines Aufenthalts, da er durchaus sein Regiment nicht verlassen will, macht es auch noch immer unmöglich, mir Nachricht zu geben, aber heute abend erhält er die bestimmte Weisung, sich erst ganz heilen zu lassen. Er reiset morgen ab, um herzukommen, und indem er in den Wagen steigen will, erfährt er seine Ernennung zum Rittmeister." — „Aber, liebe Angelika," fiel Veronika ein, „das weißt du jetzt schon alles?" — „Lache mich nicht aus, liebe Freundin," fuhr Angelika fort, „aber du wirst es nicht, denn könnte nicht dir zur Strafe gleich das kleine graue Männchen dort hinter dem Spiegel hervorgucken? — Genug, ich kann mich von dem Glauben an gewisse geheimnisvolle Dinge nicht losmachen, weil sie oft ganz sichtbarlich und handgreiflich, möcht' ich sagen, in mein Leben getreten. Vorzüglich kommt es mir denn nun gar nicht einmal so wunderbar und unglaublich vor als manchen andern, daß es Leute geben kann, denen eine gewisse Sehergabe eigen, die sie durch ihnen bekannte untrügliche Mittel in Bewegung zu setzen wissen. Es ist hier am Orte eine alte Frau, die diese Gabe

ganz besonders besitzt. Nicht so wie andere ihres Gelichters prophezeit sie aus Karten, gegossenem Blei oder aus dem Kaffeesatze, sondern nach gewissen Vorbereitungen, an denen die fragende Person teilnimmt, erscheint in einem hellpolierten Metallspiegel ein wunderliches Gemisch von allerlei Figuren und Gestalten, welche die Alte deutet und aus ihnen die Antwort auf die Frage schöpft. Ich war gestern abend bei ihr und erhielt jene Nachrichten von meinem Viktor, an deren Wahrheit ich nicht einen Augenblick zweifle." — Angelikas Erzählung warf einen Funken in Veronikas Gemüt, der schnell den Gedanken entzündete, die Alte über den Anselmus und über ihre Hoffnungen zu befragen. Sie erfuhr, daß die Alte Frau Rauerin hieße, in einer entlegenen Straße vor dem Seethor wohnte, durchaus nur Dienstags, Mittwochs und Freitags von sieben Uhr abends, dann aber die ganze Nacht hindurch bis zum Sonnenaufgang zu treffen sei, und es gern sähe, wenn man allein komme. — Es war eben Mittwoch, und Veronika beschloß, unter dem Vorwande, die Osters nach Hause zu begleiten, die Alte aufzusuchen, welches sie denn auch in der That ausführte. Kaum hatte sie nämlich von den Freundinnen, die in der Neustadt wohnten, vor der Elbbrücke Abschied genommen, als sie geflügelten Schrittes vor das Seethor eilte und sich bald in der beschriebenen abgelegenen engen Straße befand, an deren Ende sie das kleine rote Häuschen erblickte, in welchem die Frau Rauerin wohnen sollte. Sie konnte sich eines gewissen unheimlichen Gefühls, ja eines innern Erbebens nicht erwehren, als sie vor der Hausthür stand. Endlich raffte sie sich des innern Widerstrebens unerachtet zusammen und zog an der Klingel, worauf sich die Thür öffnete, und sie durch den finstern Gang nach der Treppe tappte, die zum obern Stock führte, wie es Angelika beschrieben. „Wohnt hier nicht die Frau Rauerin?" rief sie in den öden Hausflur hinein, als sich niemand zeigte; da erscholl statt der Antwort ein langes klares Miau, und ein großer schwarzer Kater schritt mit hochgekrümmtem Rücken, den Schweif in Wellenringeln hin und her drehend, gravitätisch vor ihr her bis an die Stubenthür, die auf ein zweites Miau geöffnet wurde. „Ach, sieh da, Töchterlein, bist schon hier? komm herein — herein!" So rief die heraustretende Gestalt, deren Anblick Veronika auf den Boden festbannte. Ein langes, hagres, in schwarze Lumpen gehülltes Weib! — indem sie sprach, wackelte das hervorragende spitze Kinn, verzog sich das

zahnlose Maul, von der knöchernen Habichtsnase beschattet, zum grinsenden Lächeln, und leuchtende Katzenaugen flackerten Funken werfend durch die große Brille. Aus dem bunten um den Kopf gewickelten Tuche starrten schwarze borstige Haare hervor, aber zum Gräßlichen erhoben das ekle Antlitz zwei große Brandflecke, die sich von der linken Backe über die Nase wegzogen. — Veronikas Atem stockte, und der Schrei, der der gepreßten Brust Luft machen sollte, wurde zum tiefen Seufzer, als der Hexe Knochenhand sie ergriff und in das Zimmer hineinzog. Drinnen regte und bewegte sich alles, es war ein Sinne verwirrendes Quieken und Miauen und Gekrächze und Gepiepe durch einander. Die Alte schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Still da, ihr Gesindel!“ Und die Meerkatzen kletterten winselnd auf das hohe Himmelbett, und die Meerschweinchen liefen unter den Ofen, und der Rabe flatterte auf den runden Spiegel; nur der schwarze Kater, als gingen ihn die Scheltworte nichts an, blieb ruhig auf dem Polsterstuhle sitzen, auf den er gleich nach dem Eintritt gesprungen. — Sowie es still wurde, ermutigte sich Veronika; es war ihr nicht so unheimlich als draußen auf der Flur, ja selbst das Weib schien ihr nicht mehr so scheußlich. Jetzt erst blickte sie im Zimmer umher! — Allerhand häßliche ausgestopfte Tiere hingen von der Decke herab, unbekanntes seltsames Geräte lag durch einander auf dem Boden, und in dem Kamin brannte ein blaues sparsames Feuer, das nur dann und wann in gelben Funken emporknisterte; aber dann rauschte es von oben herab, und ekelhafte Fledermäuse wie mit verzerrten lachenden Menschengesichtern schwangen sich hin und her, und zuweilen leckte die Flamme herauf an der rußigen Mauer, und dann erklangen schneidende, heulende Jammertöne, daß Veronika von Angst und Grausen ergriffen wurde. „Mit Verlaub, Mamsellchen,“ sagte die Alte schmunzelnd, erfaßte einen großen Wedel und besprengte, nachdem sie ihn in einen kupfernen Kessel getaucht, den Kamin. Da erlosch das Feuer und wie von dickem Rauch erfüllt, wurde es stockfinster in der Stube; aber bald trat die Alte, die in ein Kämmerchen gegangen, mit einem angezündeten Lichte wieder herein, und Veronika erblickte nichts mehr von den Tieren, von den Gerätschaften, es war eine gewöhnliche ärmlich ausstaffierte Stube. Die Alte trat ihr näher und sagte mit schnurrender Stimme: „Ich weiß wohl, was du bei mir willst, mein Töchterchen; was gilt es, du möchtest erfahren, ob du den

Anselmus heiraten wirst, wenn er Hofrat worden." — Veronika erstarrte vor Staunen und Schreck, aber die Alte fuhr fort: „Du hast mir ja schon alles gesagt zu Hause beim Papa, als die Kaffeekanne vor dir stand, ich war ja die Kaffeekanne, hast du mich denn nicht gekannt? Töchterchen, höre! Laß ab, laß ab von dem Anselmus, das ist ein garstiger Mensch, der hat meinen Söhnlein ins Gesicht getreten, meinen lieben Söhnlein, den Äpfelchen mit den roten Backen, die, wenn sie die Leute gekauft haben, ihnen wieder aus den Taschen in meinen Korb zurückrollen. Er hält's mit dem Alten, er hat mir vorgestern den verdammten Auripigment ins Gesicht gegossen, daß ich beinahe darüber erblindet, du kannst noch die Brandflecken sehen, Töchterchen! Laß ab von ihm, laß ab! — Er liebt dich nicht, denn er liebt die goldgrüne Schlange, er wird niemals Hofrat werden, weil er sich bei den Salamandern anstellen lassen, und er will die grüne Schlange heiraten; laß ab von ihm, laß ab!" — Veronika, die eigentlich ein festes standhaftes Gemüt hatte und mädchenhaften Schreck bald zu überwinden wußte, trat einen Schritt zurück und sprach mit ernsthaftem gefaßten Ton: „Alte! ich habe von Eurer Gabe, in die Zukunft zu blicken, gehört und wollte darum, vielleicht zu neugierig und voreilig, von Euch wissen, ob wohl Anselmus, den ich liebe und hochschätze, jemals mein werden würde. Wollt Ihr mich daher, statt meinen Wunsch zu erfüllen, mit Eurem tollen unsinnigen Geschwätze necken, so thut Ihr unrecht, denn ich habe nur gewollt, was Ihr andern, wie ich weiß, gewährtet. Da Ihr, wie es scheint, meine innigsten Gedanken wisset, so wäre es Euch vielleicht ein Leichtes gewesen, mir manches zu enthüllen, was mich quält und ängstigt, aber nach Euern albernen Verleumdungen des guten Anselmus mag ich von Euch weiter nichts erfahren. Gute Nacht!" — Veronika wollte davoneilen, da fiel die Alte weinend und jammernd auf die Knie nieder und rief, das Mädchen am Kleide festhaltend: „Veronikchen, kennst du denn die alte Liese nicht mehr, die dich so oft auf den Armen getragen und gepflegt und gehätschelt?" Veronika traute kaum ihren Augen; denn sie erkannte ihre, freilich nur durch hohes Alter und vorzüglich durch die Brandflecke entstellte ehemalige Wärterin, die vor mehreren Jahren aus des Konrektor Paulmanns Hause verschwand. Die Alte sah auch nun ganz anders aus, sie

10. Auripigementum, Goldsaft.

hatte statt des häßlichen bundgefleckten Tuchs eine ehrbare Haube, und statt der schwarzen Lumpen eine großblumichte Jacke an, wie sie sonst wohl gekleidet gegangen. Sie stand vom Boden auf und fuhr, Veronika in ihre Arme nehmend, fort: „Es mag dir alles, was ich dir gesagt, wohl recht toll vorkommen, aber es ist leider dem so. Der Anselmus hat mir viel zuleide gethan, doch wider seinen Willen; er ist dem Archivarius Lindhorst in die Hände gefallen, und der will ihn mit seiner Tochter verheiraten. Der Archivarius ist mein größter Feind, und ich könnte dir allerlei Dinge von ihm sagen, die würdest du aber nicht verstehen, oder dich doch sehr entsetzen. Er ist der weise Mann, aber ich bin die weise Frau — es mag darum sein! — Ich merke nun wohl, daß du den Anselmus recht lieb hast, und ich will dir mit allen Kräften beistehen, daß du recht glücklich werden und fein ins Ehebette kommen sollst, wie du es wünschest.“ — „Aber sage Sie mir um des Himmels willen, Liese!“ — fiel Veronika ein — „Still, Kind — still!“ unterbrach sie die Alte, „ich weiß, was du sagen willst, ich bin das worden, was ich bin, weil ich es werden mußte, ich konnte nicht anders. Nun also! — ich kenne das Mittel, das den Anselmus von der thörichten Liebe zur grünen Schlange heilt und ihn als den liebenswürdigsten Hofrat in deine Arme führt; aber du mußt helfen.“ — „Sage es nur gerade heraus, Liese! ich will ja alles thun, denn ich liebe den Anselmus sehr!“ lispelte Veronika kaum hörbar. — „Ich kenne dich,“ fuhr die Alte fort, „als ein beherztes Kind, vergebens habe ich dich mit dem Wauwau zum Schlaf treiben wollen, denn gerade alsdann öffnetest du die Augen, um den Wauwau zu sehen; du gingst ohne Licht in die hinterste Stube und erschrecktest oft in des Vaters Pudermantel des Nachbars Kinder. Nun also! — ist's dir ernst, durch meine Kunst den Archivarius Lindhorst und die grüne Schlange zu überwinden; ist's dir ernst, den Anselmus als Hofrat deinen Mann zu nennen, so schleiche dich in der künftigen Tag- und Nachtgleiche nachts um eilf Uhr aus des Vaters Hause und komme zu mir; ich werde dann mit dir auf den Kreuzweg gehen, der unfern das Feld durchschneidet, wir bereiten das Nötige, und alles Wunderliche, das du vielleicht erblicken wirst, soll dich nicht anfechten. Und nun Töchterchen, gute Nacht, der Papa wartet schon mit der Suppe.“ — Veronika eilte von dannen, fest stand bei ihr der Entschluß, die Nacht des Äquinoktiums nicht zu versäumen;

denn, dachte sie, die Liese hat recht, der Anselmus ist verstrickt in wunderliche Bande, aber ich erlöse ihn daraus und nenne ihn mein immerdar und ewiglich, mein ist und bleibt er, der Hofrat Anselmus.

Sechste Vigilie.

Der Garten des Archivarius Lindhorst nebst einigen Spottvögeln. — Der goldne Topf. — Die englische Kursivschrift. — Schnöde Hahnenfüße. — Der Geisterfürst.

„Es kann aber auch sein," sprach der Student Anselmus zu sich selbst, „daß der superfeine starke Magenliqueur, den ich bei dem Monsieur Conradi etwas begierig genossen, alle die tollen Phantasmata geschaffen, die mich vor der Hausthür des Archivarius Lindhorst ängsteten. Deshalb bleibe ich heute ganz nüchtern und will nun wohl allem weitern Ungemach, das mir begegnen könnte, Trotz bieten." — So wie damals, als er sich zum ersten Besuch bei dem Archivarius Lindhorst rüstete, steckte er seine Federzeichnungen und kalligraphischen Kunstwerke, seine Tuschstangen, seine wohlgespitzten Rabenfedern ein, und schon wollte er zur Thür hinausschreiten, als ihm das Fläschchen mit dem gelben Liquor in die Augen fiel, das er von dem Archivarius Lindhorst erhalten. Da gingen ihm wieder all die seltsamen Abenteuer, welche er erlebt, mit glühenden Farben durch den Sinn, und ein namenloses Gefühl von Wonne und Schmerz durchschnitt seine Brust. Unwillkürlich rief er mit recht kläglicher Stimme aus: „Ach, gehe ich denn nicht zum Archivarius, nur um dich zu sehen, du holde liebliche Serpentina?" — Es war ihm in dem Augenblick so, als könne Serpentinas Liebe der Preis einer mühevollen gefährlichen Arbeit sein, die er unternehmen müßte, und diese Arbeit sei keine andere, als das Kopieren der Lindhorstischen Manuskripte. — Daß ihm schon beim Eintritt ins Haus, oder vielmehr noch vor demselben, allerlei Wunderliches begegnen könne, wie neulich, davon war er überzeugt. Er dachte nicht mehr an Conradis Magenwasser, sondern steckte schnell den Liquor in die Westentasche, um ganz nach des Archivarius Vorschrift zu verfahren, wenn das bronzierte Äpfelweib sich unterstehen sollte, ihn anzugrinsen. — Erhob sich denn nicht auch wirklich gleich die spitze Nase, funkelten nicht die Katzenaugen aus dem Thürdrücker, als er ihn auf den Schlag zwölf Uhr ergreifen wollte? — Da spritzte er, ohne sich

weiter zu bedenken, den Liquor in das fatale Gesicht hinein, und es glättete und plättete sich augenblicklich aus zum glänzenden, kugelrunden Thürklopfer. — Die Thür ging auf, die Glocken läuteten gar lieblich durch das ganze Haus: klingling — Jüngling — flink — flink — spring — spring — klingling. — Er stieg getrost die schöne breite Treppe hinauf und weidete sich an dem Duft des seltenen Räucherwerks, der durch das Haus floß. Ungewiß blieb er auf dem Flur stehen, denn er wußte nicht, an welche der vielen schönen Thüren er wohl pochen sollte; da trat der Archivarius Lindhorst in einem weiten damastnen Schlafrock heraus und rief: „Nun, es freut mich, Herr Anselmus, daß Sie endlich Wort halten; kommen Sie mir nur nach, denn ich muß Sie ja doch wohl gleich ins Laboratorium führen.“ Damit schritt er schnell den langen Flur hinauf und öffnete eine kleine Seitenthür, die in einen Korridor führte. Anselmus schritt getrost hinter dem Archivarius her; sie kamen aus dem Korridor in einen Saal oder vielmehr in ein herrliches Gewächshaus, denn von beiden Seiten bis an die Decke hinauf standen allerlei seltene wunderbare Blumen, ja große Bäume mit sonderbar gestalteten Blättern und Blüten. Ein magisches blendendes Licht verbreitete sich überall, ohne daß man bemerken konnte, wo es herkam, da durchaus kein Fenster zu sehen war. Sowie der Student Anselmus in die Büsche und Bäume hineinblickte, schienen lange Gänge sich in weiter Ferne auszudehnen. — Im tiefen Dunkel dicker Cypressenstauden schimmerten Marmorbecken, aus denen sich wunderliche Figuren erhoben, Krystallenstrahlen hervorspritzend, die plätschernd niederfielen in leuchtende Lilienkelche; seltsame Stimmen rauschten und säuselten durch den Wald der wunderbaren Gewächse, und herrliche Düfte strömten auf und nieder. Der Archivarius war verschwunden, und Anselmus erblickte nur einen riesenhaften Busch glühender Feuerlilien vor sich. Von dem Anblick, von den süßen Düften des Feengartens berauscht, blieb Anselmus festgezaubert stehen. Da fing es überall an zu kichern und zu lachen, und feine Stimmchen neckten und höhnten: „Herr Studiosus, Herr Studiosus! wo kommen Sie denn her? warum haben Sie sich denn so schön geputzt, Herr Anselmus? — Wollen Sie eins mit uns plappern, wie die Großmutter das Ei mit dem Steiß zerdrückte und der Junker einen Klecks auf die Sonntagsweste bekam? Können Sie die neue Arie schon auswendig, die Sie vom Papa Starmatz

gelernt, Herr Anselmus? — Sie sehen recht possierlich aus in der gläsernen Perücke und den postpapiernen Stülpstiefeln!" — So rief und kicherte und neckte es aus allen Winkeln hervor — ja dicht neben dem Studenten, der nun erst wahrnahm, wie allerlei bunte Vögel ihn umflatterten und ihn so in vollem Gelächter aushöhnten. — In dem Augenblick schritt der Feuerlilienbusch auf ihn zu, und er sah, daß es der Archivarius Lindhorst war, dessen blumichter, in Gelb und Rot glänzender Schlafrock ihn nur getäuscht hatte. „Verzeihen Sie, werter Herr Anselmus," sagte der Archivarius, „daß ich Sie stehen ließ, aber vorübergehend sah ich nur nach meinem schönen Cactus, der diese Nacht seine Blüten aufschließen wird — aber wie gefällt Ihnen denn mein kleiner Hausgarten?" — „Ach Gott, über alle Maßen schön ist es hier, geschätztester Herr Archivarius," erwiderte der Student, „aber die bunten Vögel mokieren sich über meine Wenigkeit gar sehr!" — „Was ist denn das für ein Gewäsche?" rief der Archivarius zornig in die Büsche hinein. Da flatterte ein großer grauer Papagei hervor und sich neben dem Archivarius auf einen Myrtenast setzend und ihn ungemein ernsthaft und gravitätisch durch eine Brille, die auf dem krummen Schnabel saß, anblickend, schnarrte er: „Nehmen Sie es nicht übel, Herr Archivarius, meine mutwilligen Buben sind einmal wieder recht ausgelassen, aber der Herr Studiosus sind selbst daran schuld, denn" — „Still da, still da!" unterbrach der Archivarius den Alten, „ich kenne die Schelme, aber Er sollte sie besser in Zucht halten, mein Freund! — Gehen wir weiter, Herr Anselmus!" — Noch durch manches fremdartig aufgeputzte Gemach schritt der Archivarius, so daß der Student ihm kaum folgen und einen Blick auf all die glänzenden, sonderbar geformten Mobilien und andere unbekannte Sachen werfen konnte, womit alles erfüllt war. Endlich traten sie in ein großes Gemach, in dem der Archivarius, den Blick in die Höhe gerichtet, stehen blieb, und Anselmus Zeit gewann, sich an dem herrlichen Anblick, den der einfache Schmuck dieses Saals gewährte, zu weiden. Aus den azurblauen Wänden traten die goldbronzenen Stämme hoher Palmbäume hervor, welche ihre kolossalen, wie funkelnde Smaragden glänzenden Blätter oben zur Decke wölbten; in der Mitte des Zimmers ruhte auf drei aus dunkler Bronze gegossenen ägyptischen Löwen eine Porphyrplatte, auf welcher ein einfacher goldener Topf stand, von dem, als er ihn erblickte, Anselmus nun gar nicht

mehr die Augen wegwenden konnte. Es war, als spielten in tausend schimmernden Reflexen allerlei Gestalten auf dem strahlend polierten Golde — manchmal sah er sich selbst mit sehnsüchtig ausgebreiteten Armen — ach! neben dem Holunderbusch — Serpentina schlängelte sich auf und nieder, ihn anblickend mit den holdseligen Augen. Anselmus war außer sich vor wahnsinnigem Entzücken. „Serpentina! — Serpentina!" schrie er laut auf, da wandte sich der Archivarius Lindhorst schnell um und sprach: „Was meinen Sie, werter Herr Anselmus? — Ich glaube, Sie belieben meine Tochter zu rufen, die ist aber ganz auf der andern Seite meines Hauses in ihrem Zimmer und hat soeben Klavierstunde, kommen Sie nur weiter." Anselmus folgte beinahe besinnungslos dem davonschreitenden Archivarius, er sah und hörte nichts mehr, bis ihn der Archivarius heftig bei der Hand ergriff und sprach: „Nun sind wir an Ort und Stelle!" Anselmus erwachte wie aus einem Traum und bemerkte nun, daß er sich in einem hohen, rings mit Bücherschränken umstellten Zimmer befand, welches sich in keiner Art von gewöhnlichen Bibliothek- und Studierzimmern unterschied. In der Mitte stand ein großer Arbeitstisch und ein gepolsterter Lehnstuhl vor demselben. „Dieses," sagte der Archivarius Lindhorst, „ist vor der Hand Ihr Arbeitszimmer, ob Sie künftig auch in dem andern blauen Bibliotheksaal, in dem Sie so plötzlich meiner Tochter Namen riefen, arbeiten werden, weiß ich noch nicht; — aber nun wünschte ich mich erst von Ihrer Fähigkeit, die Ihnen zugedachte Arbeit wirklich meinem Wunsch und Bedürfnis gemäß auszuführen, zu überzeugen." Der Student Anselmus ermutigte sich nun ganz und gar und zog nicht ohne innere Selbstzufriedenheit und in der Überzeugung, den Archivarius durch sein ungewöhnliches Talent höchlich zu erfreuen, seine Zeichnungen und Schreibereien aus der Tasche. Der Archivarius hatte kaum das erste Blatt, eine Handschrift in der eleganteſten englischen Schreibmanier, erblickt, als er recht sonderbar lächelte und mit dem Kopfe schüttelte. Das wiederholte er bei jedem folgenden Blatte, so daß dem Studenten Anselmus das Blut in den Kopf stieg und er, als das Lächeln zuletzt recht höhnisch und verächtlich wurde, in vollem Unmute losbrach: „Der Herr Archivarius scheinen mit meinen geringen Talenten nicht ganz zufrieden?" — „Lieber Herr Anselmus," sagte der Archivarius Lindhorst, „Sie haben für die Kunst des Schönschreibens wirklich treffliche Anlagen, aber vor der Hand, sehe ich

wohl, muß ich mehr auf Ihren Fleiß, auf Ihren guten Willen rechnen, als auf Ihre Fertigkeit. Es mag auch wohl an den schlechten Materialien liegen, die Sie verwandt." — Der Student Anselmus sprach viel von seiner sonst anerkannten Kunstfertigkeit, von chinesischer Tusche und ganz auserlesenen Rabenfedern. Da reichte ihm der Archivarius Lindhorst das englische Blatt hin und sprach: „Urteilen Sie selbst!" — Anselmus wurde wie vom Blitz getroffen, als ihm seine Handschrift so höchst miserabel vorkam. Da war keine Ründe in den Zügen, kein Druck richtig, kein Verhältnis der großen und kleinen Buchstaben, ja! schülermäßige schnöde Hahnenfüße verdarben oft die sonst ziemlich geratene Zeile. „Und dann," fuhr der Archivarius Lindhorst fort, „ist Ihre Tusche auch nicht haltbar." Er tunkte den Finger in ein mit Wasser gefülltes Glas, und indem er nur leicht auf die Buchstaben tupfte, war alles spurlos verschwunden. Dem Studenten Anselmus war es, als schnüre ein Ungetüm ihm die Kehle zusammen — er konnte kein Wort herausbringen. So stand er da, das unglückliche Blatt in der Hand, aber der Archivarius Lindhorst lachte laut auf und sagte: „Lassen Sie sich das nicht anfechten, wertester Herr Anselmus; was Sie bisher nicht vollbringen konnten, wird hier bei bei mir vielleicht besser sich fügen; ohnedies finden Sie ein besseres Material, als ihnen sonst wohl zu Gebote stand! — Fangen Sie nur getrost an!" — Der Archivarius Lindhorst holte erst eine flüssige schwarze Masse, die einen ganz eigentümlichen Geruch verbreitete, sonderbar gefärbte scharf zugespitzte Federn und ein Blatt von besonderer Weiße und Glätte, dann aber ein arabisches Manuskript aus einem verschlossenen Schranke herbei, und sowie Anselmus sich zur Arbeit gesetzt, verließ er das Zimmer. Der Student Anselmus hatte schon öfters arabische Schrift kopiert, die erste Aufgabe schien ihm daher nicht so schwer zu lösen. „Wie die Hahnenfüße in meine schöne englische Kursivschrift gekommen, mag Gott und der Archivarius Lindhorst wissen," sprach er, „aber daß sie nicht von meiner Hand sind, darauf will ich sterben." — Mit jedem Wort, das nun wohlgelungen auf dem Pergamente stand, wuchs sein Mut und mit ihm seine Geschicklichkeit. In der That schrieb es sich mit den Federn auch ganz herrlich, und die geheimnisvolle Tinte floß rabenschwarz und gefügig auf das blendend weiße Pergament. Als er nun so emsig und mit angestrengter Aufmerksamkeit arbeitete, wurde es ihm immer heimlicher in dem

einsamen Zimmer und er hatte sich schon ganz in das Geschäft, welches er glücklich zu vollenden hoffte, geschickt, als auf den Schlag drei Uhr ihn der Archivarius in das Nebenzimmer zu dem wohlbereiteten Mittagsmahl rief. Bei Tische war der Archivarius Lindhorst bei ganz besonderer heiterer Laune; er erkundigte sich nach des Studenten Anselmus Freunde, dem Konrektor Paulmann, und dem Registrator Heerbrand, und wußte vorzüglich von dem letztern viel Ergötzliches zu erzählen Der gute alte Rheinwein schmeckte dem Anselmus gar sehr und machte ihn gesprächiger, als er wohl sonst zu sein pflegte. Auf den Schlag vier Uhr stand er auf, um an seine Arbeit zu gehen, und diese Pünktlichkeit schien dem Archivarius Lindhorst wohl zu gefallen. War ihm schon vor dem Essen das Kopieren der arabischen Zeichen geglückt, so ging die Arbeit jetzt noch viel besser von statten, ja er konnte selbst die Schnelle und Leichtigkeit nicht begreifen, womit er die krausen Züge der fremden Schrift nachzumalen vermochte. — Aber es war, als flüstre aus dem innersten Gemüte eine Stimme in vernehmlichen Worten: „Ach! könntest du denn das vollbringen, wenn du sie nicht in Sinn und Gedanken trügest, wenn du nicht an sie, an ihre Liebe glaubtest?“ — Da wehte es wie in leisen, leisen, lispelnden Krystallklängen durch das Zimmer: „Ich bin dir nahe — nahe — nahe! — ich helfe dir — sei mutig — sei standhaft, lieber Anselmus! — ich mühe mich mit dir, damit du mein werdest!“ Und sowie er voll innern Entzückens die Töne vernahm, wurden ihm immer verständlicher die unbekannten Zeichen — er durfte kaum mehr hineinblicken in das Original — ja es war, als stünden schon wie in blasser Schrift die Zeichen auf dem Pergament und er dürfe sie nur mit geübter Hand schwarz überziehen. So arbeitete er fort, von lieblichen tröstenden Klängen, wie vom süßen zarten Hauch umflossen, bis die Glocke sechs Uhr schlug, und der Archivarius Lindhorst in das Zimmer trat. Er ging sonderbar lächelnd an den Tisch, Anselmus stand schweigend auf, der Archivarius sah ihn noch immer so wie mit höhnendem Spott lächelnd an, kaum hatte er aber in die Abschrift geblickt, als das Lächeln in dem tiefen, feierlichen Ernst unterging, zu dem sich alle Muskeln des Gesichts verzogen. — Bald schien er nicht mehr derselbe. Die Augen, welche sonst funkelndes Feuer strahlten, blickten jetzt mit unbeschreiblicher Milde den Anselmus an, eine sanfte Röte färbte die bleichen Wangen, und statt der

Ironie, die sonst den Mund zusammenpreßte, schienen die weichgeformten anmutigen Lippen sich zu öffnen zur weisheitsvollen, ins Gemüt dringenden Rede. — Die ganze Gestalt war höher, würdevoller; der weite Schlafrock legte sich wie ein Königsmantel in breiten Falten um Brust und Schultern, und durch die weißen Löckchen, welche an der hohen offenen Stirn lagen, schlang sich ein schmaler goldner Reif. „Junger Mensch,“ fing der Archivarius an im feierlichen Ton, „junger Mensch, ich habe, noch ehe du es ahnetest, all die geheimen Beziehungen erkannt, die dich an mein Liebstes, Heiligstes fesseln! — Serpentina liebt dich, und ein seltsames Geschick, dessen verhängnisvollen Faden feindliche Mächte spannen, ist erfüllt, wenn sie dein wird, und wenn du als notwendige Mitgift den goldenen Topf erhältst, der ihr Eigentum ist. Aber nur dem Kampfe entsprießt dein Glück im höheren Leben. Feindliche Prinzipe fallen dich an, und nur die innere Kraft, mit der du den Anfechtungen widerstehst, kann dich retten von Schmach und Verderben. Indem du hier arbeitest, überstehst du deine Lehrzeit; Glauben und Erkenntnis führen dich zum nahen Ziele, wenn du fest hältst an dem, was du beginnen mußtest. Trage sie recht getreulich im Gemüte, *sie*, die dich liebt, und du wirst die herrlichen Wunder des goldnen Topfs schauen und glücklich sein immerdar. — Gehab dich wohl! der Archivarius Lindhorst erwartet dich morgen um zwölf Uhr in seinem Kabinett! — Gehab dich wohl!“ — Der Archivarius schob den Studenten Anselmus sanft zur Thür hinaus, die er dann verschloß, und er befand sich in dem Zimmer, in welchem er gespeiset, dessen einzige Thür auf den Flur führte. Ganz betäubt von den wunderbaren Erscheinungen blieb er vor der Hausthür stehen, da wurde über ihm ein Fenster geöffnet, er schaute hinauf, es war der Archivarius Lindhorst; ganz der Alte im weißgrauen Rocke, wie er ihn sonst gesehen. — Er rief ihm zu: „Ei, werter Herr Anselmus, worüber sinnen Sie denn so, was gilt's, das Arabische geht Ihnen nicht aus dem Kopf? Grüßen Sie doch den Herrn Konrektor Paulmann, wenn Sie etwa zu ihm gehen, und kommen Sie morgen Punkt zwölf Uhr wieder. Das Honorar für heute steckt bereits in Ihrer rechten Westentasche.“ — Der Student Anselmus fand wirklich den blanken Speziesthaler in der bezeichneten Tasche, aber er freute sich gar nicht darüber. — „Was aus dem allen werden wird, weiß ich nicht,“ sprach er zu sich selbst,

— „umfängt mich aber auch nur ein toller Wahn und Spuk, so lebt und webt doch in meinem Innern die liebliche Serpentina, und ich will, ehe ich von ihr lasse, lieber untergehen ganz und gar, denn ich weiß doch, daß der Gedanke in mir ewig ist, und kein feindliches Prinzip kann ihn vernichten; aber ist der Gedanke denn was anders als Serpentinas Liebe?"

Siebente Vigilie.

Wie der Konrektor Paulmann die Pfeife ausklopfte und zu Bette ging. — Rembrandt und Höllenbreughel. — Der Zauberspiegel und des Doktors Eckstein Rezept gegen eine unbekannte Krankheit.

Endlich klopfte der Konrektor Paulmann die Pfeife aus, sprechend: „Nun ist es doch wohl Zeit, sich zur Ruhe zu begeben." — „Ja wohl," erwiderte die durch des Vaters längeres Aufbleiben beängstete Veronika, denn es schlug längst zehn Uhr. Kaum war nun der Konrektor in sein Studier- und Schlafzimmer gegangen, kaum hatten Fränzchens schwerere Atemzüge kund gethan, daß sie wirklich fest eingeschlafen, als Veronika, die sich zum Schein auch ins Bett gelegt, leise, leise wieder aufstand, sich anzog, den Mantel umwarf und zum Hause hinausschlüpfte. — Seit dem Augenblick, als Veronika die alte Liese verlassen, stand ihr unaufhörlich der Anselmus vor Augen, und sie wußte selbst nicht, welch eine fremde Stimme im Innern ihr immer und ewig wiederholte, daß sein Widerstreben von einer ihr feindlichen Person herrühre, die ihn in Banden halte, welche Veronika durch geheimnisvolle Mittel der magischen Kunst zerreißen könne. Ihr Vertrauen auf die alte Liese wuchs mit jedem Tage, und selbst der Eindruck des Unheimlichen, Grausigen stumpfte sich ab, so daß alles Wunderliche, Seltsame ihres Verhältnisses mit der Alten ihr nur im Schimmer des Ungewöhnlichen, Romanhaften erschien, wovon sie eben recht angezogen wurde. Deshalb stand auch der Vorsatz bei ihr fest, selbst mit Gefahr, vermißt zu werden und in tausend Unannehmlichkeiten zu geraten, das Abenteuer der Tag- und Nachtgleiche zu bestehen. Endlich war nun die verhängnisvolle Nacht

8 f. Rembrandt, als der Meister des Helldunkels genannt; mit Höllenbreughel — Peter Breughel der jüngere 1565—1625 — ist Hoffmann selbst oft verglichen worden; er liebte Teufelsscenen, nächtliche Flammenbilder, wie in diesem Abschnitte eines geschildert wird, zu malen.

des Äquinoktiums, in der ihr die alte Liese Hilfe und Trost verheißen, eingetreten, und Veronika, mit dem Gedanken der nächtlichen Wanderung längst vertraut geworden, fühlte sich ganz ermutigt. Pfeilschnell flog sie durch die einsamen Straßen, des Sturms nicht achtend, der durch die Lüfte brauste und ihr die dicken Regentropfen ins Gesicht warf. — Mit dumpfem dröhnenden Klange schlug die Glocke des Kreuzturms eilf Uhr, als Veronika ganz durchnäßt vor dem Hause der Alten stand. „Ei, Liebchen, Liebchen, schon da! — nun warte, warte!" — rief es von oben herab — und gleich darauf stand auch die Alte, mit einem Korbe beladen und von ihrem Kater begleitet, vor der Thür. „So wollen wir denn gehen und thun und treiben, was ziemlich ist und gedeiht in der Nacht, die dem Werke günstig," dies sprechend, ergriff die Alte mit kalter Hand die zitternde Veronika, welcher sie den schweren Korb zu tragen gab, während sie selbst einen Kessel, Dreifuß und Spaten auspackte. Als sie ins Freie kamen, regnete es nicht mehr, aber der Sturm war stärker geworden; tausendstimmig heulte es in den Lüften. Ein entsetzlicher herzzerschneidender Jammer tönte herab aus den schwarzen Wolken, die sich in schneller Flucht zusammenballten und alles einhüllten in dicke Finsternis. Aber die Alte schritt rasch fort mit gellender Stimme rufend: „Leuchte — leuchte mein Junge!" Da schlängelten und kreuzten sich blaue Blitze vor ihnen her, und Veronika wurde inne, daß der Kater knisternde Funken sprühend und leuchtend vor ihnen herumsprang, und dessen ängstliches grausiges Zetergeschrei sie vernahm, wenn der Sturm nur einen Augenblick schwieg. — Ihr wollte der Atem vergehen, es war als griffen eiskalte Krallen in ihr Inneres, aber gewaltsam raffte sie sich zusammen, und sich fester an die Alte klammernd, sprach sie: „Nun muß alles vollbracht werden, und es mag geschehen, was da will!" — „Recht so, mein Töchterchen!" erwiderte die Alte, „bleibe fein standhaft, und ich schenke dir was Schönes und den Anselmus obendrein!" Endlich stand die Alte still und sprach: „Nun sind wir an Ort und Stelle!" Sie grub ein Loch in die Erde, schüttete Kohlen hinein und stellte den Dreifuß darüber, auf den sie den Kessel setzte. Alles dieses begleitete sie mit seltsamen Gebärden, während der Kater sie umkreiste. Aus seinem Schweif sprühten Funken, die einen Feuerreif bildeten. Bald fingen die Kohlen an zu glühen, und endlich schlugen blaue Flammen unter dem Dreifuß hervor. Veronika

mußte Mantel und Schleier ablegen und sich bei der Alten niederkauern, die ihre Hände ergriff und fest drückte, mit den funkelnden Augen das Mädchen anstarrend. Nun fingen die sonderbaren Massen — waren es Blumen — Metalle — Kräuter — Tiere, man konnte es nicht unterscheiden — die die Alte aus dem Korbe genommen und in den Kessel geworfen, an zu sieden und zu brausen. Die Alte ließ Veronika los, sie ergriff einen eisernen Löffel, mit dem sie in die glühende Masse hineinfuhr und darin rührte, während Veronika auf ihr Geheiß festen Blickes in den Kessel hineinschauen und ihre Gedanken auf den Anselmus richten mußte. Nun warf die Alte aufs neue blinkende Metalle und auch eine Haarlocke, die sich Veronika vom Kopfwirbel geschnitten, sowie einen kleinen Ring, den sie lange getragen, in den Kessel, indem sie unverständliche, durch die Nacht grausig gellende Töne ausstieß, und der Kater im unaufhörlichen Rennen winselte und ächzte. — — Ich wollte, daß du, günstiger Leser! am dreiundzwanzigsten September auf der Reise nach Dresden begriffen gewesen wärest; vergebens suchte man, als der späte Abend hereinbrach, dich auf der letzten Station aufzuhalten; der freundliche Wirt stellte dir vor, es stürme und regne doch gar zu sehr, und überhaupt sei es auch nicht geheuer, in der Äquinoktialnacht so ins Dunkle hineinzufahren, aber du achtetest dessen nicht, indem du ganz richtig annahmst: Ich zahle dem Postillon einen ganzen Thaler Trinkgeld und bin spätestens um ein Uhr in Dresden, wo mich im goldnen Engel oder im Helm oder in der Stadt Naumburg ein gut zugerichtetes Abendessen und ein weiches Bett erwartet. Wie du nun so in der Finsternis daher fährst, siehst du plötzlich in der Ferne ein ganz seltsames flackerndes Leuchten. Näher gekommen, erblickst du einen Feuerreif, in dessen Mitte bei einem Kessel, aus dem dicker Qualm und blitzende rote Strahlen und Funken emporschießen, zwei Gestalten sitzen. Gerade durch das Feuer geht der Weg, aber die Pferde prusten und stampfen und bäumen sich — der Postillon flucht und betet — und peitscht auf die Pferde hinein — sie gehen nicht von der Stelle. — Unwillkürlich springst du aus dem Wagen und rennst einige Schritte vorwärts. Nun siehst du deutlich das schlanke holde Mädchen, die im weißen dünnen Nachtgewande bei dem Kessel kniet. Der Sturm hat die Flechten aufgelöst und das lange kastanienbraune Haar flattert frei in den Lüften. Ganz

im blendenden Feuer der unter dem Dreifuß emporflackernden Flammen steht das engelschöne Gesicht, aber in dem Entsetzen, das seinen Eisstrom darüber goß, ist es erstarrt zur Totenbleiche, und in dem stieren Blick, in dem hinaufgezogenen Augenbrauen, in dem Munde, der sich vergebens dem Schrei der Todesangst öffnet, welcher sich nicht entwinden kann der von namenloser Folter gepreßten Brust, siehst du ihr Grausen, ihr Entsetzen; die kleinen Händchen hält sie krampfhaft zusammengefaltet in die Höhe, als riefe sie betend die Schutzengel herbei, sie zu schirmen vor den Ungetümen der Hölle, die dem mächtigen Zauber gehorchend nun gleich erscheinen werden! — So kniet sie da, unbeweglich wie ein Marmorbild. Ihr gegenüber sitzt auf dem Boden niedergekauert ein langes, hageres, kupfergelbes Weib mit spitzer Habichtsnase und funkelnden Katzenaugen; aus dem schwarzen Mantel, den sie umgeworfen, starren die nackten knöchernen Arme hervor, und rührend in dem Höllensud lacht und ruft sie mit krächzender Stimme durch den brausenden tosenden Sturm. — Ich glaube wohl, daß dir, günstiger Leser! kenntest du auch sonst keine Furcht und Scheu, sich doch bei dem Anblick dieses Rembrandtschen oder Höllenbreughelschen Gemäldes, das nun ins Leben getreten, vor Grausen die Haare auf dem Kopfe gesträubt hätten. Aber dein Blick konnte nicht loskommen von dem im höllischen Treiben befangenen Mädchen, und der elektrische Schlag, der durch alle deine Fibern und Nerven zitterte, entzündete mit der Schnelligkeit des Blitzes in dir den mutigen Gedanken, Trotz zu bieten den geheimnisvollen Mächten des Feuerkreises; in ihm ging dein Grausen unter, ja der Gedanke selbst keimte auf in diesem Grausen und Entsetzen als dessen Erzeugnis. Es war dir, als seist du selbst der Schutzengel einer, zu denen das zum Tode geängstigte Mädchen flehte, ja als müßtest du nur gleich dein Taschenpistol hervorziehen und die Alte ohne weiteres totschießen! Aber, indem du das lebhaft dachtest, schriest du laut auf: „Heda!“ oder: „Was giebt es dorten,“ oder: „Was treibt ihr da!“ — Der Postillon stieß schmetternd in sein Horn, die Alte kugelte um in ihren Sud hinein, und alles war mit einem Mal verschwunden in dickem Qualm. — Ob du das Mädchen, das du nun mit recht innigem Verlangen in der Finsternis suchtest, gefunden hättest, mag ich nicht behaupten, aber den Spuk des alten Weibes hattest du zerstört, und den Bann des magischen Kreises, in den sich Veronika leichtsinnig begeben,

gelöset. — Weder du, günstiger Leser! noch sonst jemand, fuhr oder ging aber am dreiundzwanzigsten September in der stürmischen, den Hexenkünsten günstigen Nacht des Weges, und Veronika mußte ausharren am Kessel in tödlicher Angst, bis das Werk der Vollendung nahe. — Sie vernahm wohl, wie es um sie her heulte und brauste, wie allerlei widrige Stimmen durch einander blökten und schnatterten, aber sie schlug die Augen nicht auf, denn sie fühlte, wie der Anblick des Gräßlichen, des Entsetzlichen, von dem sie umgeben, sie in unheilbaren zerstörenden Wahnsinn stürzen könne. Die Alte hatte aufgehört, im Kessel zu rühren, immer schwächer und schwächer wurde der Qualm, und zuletzt brannte nur eine leichte Spiritusflamme im Boden des Kessels. Da rief die Alte: „Veronika, mein Kind! mein Liebchen! schau hinein in den Grund! — was siehst du denn — was siehst du denn?“ — Aber Veronika vermochte nicht zu antworten, unerachtet es ihr schien, als drehten sich allerlei verworrene Figuren im Kessel durch einander; immer deutlicher und deutlicher gingen Gestalten hervor, und mit einem Mal trat, sie freundlich anblickend und die Hand ihr reichend, der Student Anselmus aus der Tiefe des Kessels. Da rief sie laut: „Ach, der Anselmus! — der Anselmus!“ – Rasch öffnete die Alte den am Kessel befindlichen Hahn, und glühendes Metall strömte zischend und prasselnd in eine kleine Form, die sie daneben gestellt. Nun sprang das Weib auf und kreischte, mit wilder gräßlicher Gebärde sich herumschwingend: „Vollendet ist das Werk — Dank dir, mein Junge! — hast Wache gehalten — Hui — Hui — er kommt! beiß ihn tot — beiß ihn tot!“ Aber da brauste es mächtig durch die Lüfte, es war, als rausche ein ungeheurer Adler herab, mit den Fittichen um sich schlagend, und es rief mit entsetzlicher Stimme: „Hei, hei! ihr Gesindel! nun ist's aus — nun ist's aus — fort zu Haus!“ Die Alte stürzte heulend nieder, aber der Veronika vergingen Sinn und Gedanken. — Als sie wieder zu sich selbst kam, war es heller Tag geworden, sie lag in ihrem Bette und Fränzchen stand mit einer Tasse dampfenden Thees vor ihr, sprechend: „Aber sage mir nur, Schwester, was dir ist, da stehe ich nun schon eine Stunde oder länger vor dir, und du liegst wie in der Fieberhitze besinnungslos da und stöhnst und ächzest, daß uns angst und bange wird. Der Vater ist deinetwegen nicht in die Klasse gegangen und wird gleich mit dem Doktor hereinkommen.“ — Veronika

nahm schweigend den Thee; indem sie ihn hinunterschlürfte, traten ihr die gräßlichen Bilder der Nacht lebhaft vor Augen. „So war denn wohl alles nur ein ängstlicher Traum, der mich gequält hat? — Aber ich bin doch gestern abend wirklich zur Alten gegangen, es war ja der dreiundzwanzigste September? — Doch bin ich wohl schon gestern recht krank geworden und habe mir das alles nur eingebildet, und nichts hat mich krank gemacht, als das ewige Denken an den Anselmus und an die wunderliche alte Frau, die sich für die Liese ausgab und mich wohl nur damit geneckt hat.“ — Fränzchen, die hinausgegangen, trat wieder herein mit Veronikas ganz durchnäßtem Mantel in der Hand. „Sieh nur, Schwester!“ sagte sie, „wie es deinem Mantel ergangen ist; da hat der Sturm in der Nacht das Fenster aufgerissen und den Stuhl, auf dem der Mantel lag, umgeworfen; da hat es nun wohl hineingeregnet, denn der Mantel ist ganz naß.“ — Das fiel der Veronika schwer aufs Herz, denn sie merkte nun wohl, daß nicht ein Traum sie gequält, sondern daß sie wirklich bei der Alten gewesen. Da ergriff sie Angst und Grausen, und ein Fieberfrost zitterte durch alle Glieder. Im krampfhaften Erbeben zog sie die Bettdecke fest über sich; aber da fühlte sie, daß etwas Hartes ihre Brust drückte, und als sie mit der Hand danach faßte, schien es ein Medaillon zu sein; sie zog es hervor, als Fränzchen mit dem Mantel fortgegangen, und es war ein kleiner runder hell polierter Metallspiegel. „Das ist ein Geschenk der Alten,“ rief sie lebhaft, und es war, als schössen feurige Strahlen aus dem Spiegel, die in ihr Innerstes drangen und es wohlthuend erwärmten. Der Fieberfrost war vorüber und es durchströmte sie ein unbeschreibliches Gefühl von Behaglichkeit und Wohlsein. — An den Anselmus mußte sie denken, und als sie immer fester und fester den Gedanken auf ihn richtete, da lächelte er ihr freundlich aus dem Spiegel entgegen wie ein lebhaftes Miniaturporträt. Aber bald war es ihr, als sähe sie nicht mehr das Bild — nein! sondern den Studenten Anselmus selbst leibhaftig. Er saß in einem hohen, seltsam ausstaffierten Zimmer und schrieb emsig. Veronika wollte zu ihm hintreten, ihn auf die Schulter klopfen und sprechen: „Herr Anselmus, schauen Sie doch um sich, ich bin ja da!“ Aber das ging durchaus nicht an, denn es war, als umgäbe ihn ein leuchtender Feuerstrom, und wenn Veronika recht genau hinsah, waren es doch nur große Bücher mit vergoldetem Schnitt. Aber endlich gelang es der

Veronika, den Anselmus ins Auge zu fassen; da war es, als müsse er im Anschauen sich erst auf sie besinnen, doch endlich lächelte er und sprach: „Ach! — sind Sie es, liebe Mademoiselle Paulmann? Aber warum belieben Sie sich denn zuweilen als ein Schlänglein zu gebärden?“ Veronika mußte über diese seltsamen Worte laut auflachen; darüber erwachte sie wie aus einem tiefen Traume, und sie verbarg schnell den kleinen Spiegel, als die Thür aufging und der Konrektor Paulmann mit dem Doktor Eckstein ins Zimmer kam. Der Doktor Eckstein ging sogleich ans Bett, faßte, lange in tiefem Nachdenken versunken, Veronikas Puls und sagte dann: „Ei! — Ei!“ Hierauf schrieb er ein Rezept, faßte noch einmal den Puls, sagte wiederum: „Ei! Ei!“ und verließ die Patientin. Aus diesen Äußerungen des Doktors Eckstein konnte aber der Konrektor Paulmann nicht recht deutlich entnehmen, was der Veronika denn wohl eigentlich fehlen möge.

Achte Vigilie.

Die Bibliothek der Palmbäume. — Schicksale eines unglücklichen Salamanders. — Wie die schwarze Feder eine Runkelrübe liebkosete und der Registrator Heerbrand sich sehr betrank.

Der Student Anselmus hatte nun schon mehrere Tage bei dem Archivarius Lindhorst gearbeitet; diese Arbeitsstunden waren für ihn die glücklichsten seines Lebens, denn immer von lieblichen Klängen, von Serpentinas tröstenden Worten umflossen, ja oft von einem vorübergleitenden Hauche leise berührt, durchströmte ihn eine nie gefühlte Behaglichkeit, die oft bis zur höchsten Wonne stieg. Jede Not, jede kleinliche Sorge seiner dürftigen Existenz war ihm aus Sinn und Gedanken entschwunden, und in dem neuen Leben, das ihm wie im hellen Sonnenglanze aufgegangen, begriff er alle Wunder einer höheren Welt, die ihn sonst mit Staunen, ja mit Grauen erfüllt hatten. Mit Abschreiben ging es sehr schnell, indem es ihn immer mehr dünkte, er schreibe nur längst bekannte Züge auf das Pergament hin und dürfe kaum nach dem Original sehen, um alles mit der größten Genauigkeit nachzumalen. — Außer der Tischzeit ließ sich der Archivarius Lindhorst nur dann und wann sehen, aber jedesmal erschien er genau in dem Augenblick, wenn Anselmus eben die letzten Zeichen einer Handschrift vollendet hatte, und gab ihm dann eine andere, verließ ihn aber gleich wieder schweigend, nachdem er nur mit einem schwarzen Stäbchen die

Tinte umgerührt und die gebrauchten Federn mit neuen schärfer gespitzten vertauscht hatte. Eines Tages, als Anselmus mit dem Glockenschlag zwölf bereits die Treppe hinaufgestiegen, fand er die Thür, durch die er gewöhnlich hineingegangen, verschlossen, und der Archivarius Lindhorst erschien in seinem wunderlichen wie mit glänzenden Blumen bestreuten Schlafrock von der andern Seite. Er rief laut: „Heute kommen Sie nur hier herein, werter Anselmus, denn wir müssen in das Zimmer, wo Bhogovotgitas Meister unsrer warten.“ Er schritt durch den Korridor und führte Anselmus durch dieselben Gemächer und Säle wie das erste Mal. — Der Student Anselmus erstaunte aufs neue über die wunderbare Herrlichkeit des Gartens, aber er sah nun deutlich, daß manche seltsame Blüten, die an den dunkeln Büschen hingen, eigentlich in glänzenden Farben prunkende Insekten waren, die mit den Flügeln auf und nieder schlugen und durch einander tanzend und wirbelnd sich mit ihren Saugrüsseln zu liebkosen schienen. Dagegen waren wieder die rosenfarbnen nnd himmelblauen Vögel duftende Blumen, und der Geruch, den sie verbreiteten, stieg aus ihren Kelchen empor in leisen lieblichen Tönen, die sich mit dem Geplätscher der fernen Brunnen, mit dem Säuseln der hohen Stauden und Bäume zu geheimnisvollen Accorden einer tiefklagenden Sehnsucht vermischten. Die Spottvögel, die ihn das erste Mal so geneckt und gehöhnt, flatterten ihm wieder um den Kopf und schrien mit ihren feinen Stimmchen unaufhörlich: „Herr Studiosus, Herr Studiosus, eilen Sie nicht so — gucken Sie nicht so in die Wolken — Sie könnten auf die Nase fallen. — He, he! Herr Studiosus — nehmen Sie den Pudermantel um — Gevatter Schuhu soll Ihnen den Toupet frisieren“ — So ging es fort in allerlei dummen Geschwätz, bis Anselmus den Garten verlassen. Der Archivarius Lindhorst trat endlich in das azurblaue Zimmer; der Porphyr mit dem goldnen Topf war verschwunden, statt dessen stand ein mit violettem Samt behangener Tisch, auf dem die dem Anselmus bekannten Schreibmaterialen befindlich, in der Mitte des Zimmers, und ein ebenso beschlagener Lehnstuhl stand vor demselben. „Lieber Herr Anselmus,“ sagte der Archivarius Lindhorst, „Sie haben nun schon manches Manuskript schnell und richtig zu meiner großen Zufriedenheit kopiert; Sie haben sich

8. Bhogovadgita, Bhagavad-Gitá, sanskr. Gottheitslied; ein religionsphilosophisches Lehrgedicht im 6. Buche des großen indischen Epos Mahâbhârata, von unbekanntem Verfasser

mein Zutrauen erworben; das Wichtigste bleibt aber noch zu thun übrig, und das ist das Abschreiben oder vielmehr Nachmalen gewisser in besonderen Zeichen geschriebener Werke, die ich hier in diesem Zimmer aufbewahre, und die nur an Ort und Stelle kopiert werden können. — Sie werden daher künftig hier arbeiten, aber ich muß Ihnen die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit empfehlen; ein falscher Strich, oder was der Himmel verhüten möge, ein Tintenfleck auf das Original gespritzt, stürzt Sie ins Unglück." — Anselmus bemerkte, daß aus den goldnen Stämmen der Palmbäume kleine smaragdgrüne Blätter herausragten; eins dieser Blätter erfaßte der Archivarius, und Anselmus wurde gewahr, daß das Blatt eigentlich in einer Pergamentrolle bestand, die der Archivarius aufwickelte und vor ihm auf den Tisch breitete. Anselmus wunderte sich nicht wenig über die seltsam verschlungenen Zeichen, und bei dem Anblick der vielen Pünktchen, Striche und Züge und Schnörkel, die bald Pflanzen, bald Moose, bald Tiergestalten darzustellen schienen, wollte ihm beinahe der Mut sinken, alles so genau nachmalen zu können. Er geriet darüber in tiefe Gedanken. „Mut gefaßt, junger Mensch!" rief der Archivarius, „hast du bewährten Glauben und wahre Liebe, so hilft dir Serpentina!" Seine Stimme tönte wie klingendes Metall, und als Anselmus in jähem Schreck aufblickte, stand der Archivarius Lindhorst in der königlichen Gestalt vor ihm, wie er ihm bei dem ersten Besuch im Bibliothekzimmer erschienen. Es war dem Anselmus, als müsse er von Ehrfurcht durchdrungen auf die Knie sinken, aber da stieg der Archivarius Lindhorst an dem Stamm eines Palmbaumes in die Höhe und verschwand in den smaragdenen Blättern. — Der Student Anselmus begriff, daß der Geisterfürst mit ihm gesprochen und nun in sein Studierzimmer hinaufgestiegen, um vielleicht mit den Strahlen, die einige Planeten als Gesandte zu ihm geschickt, Rücksprache zu halten, was nun mit ihm und der holden Serpentina geschehen solle. — Auch kann es sein, dachte er ferner, daß ihn Neues von den Quellen des Nils erwartet, oder daß ein Magus aus Lappland ihn besucht — mir geziemt es nun, emsig an die Arbeit zu gehen. — Und damit fing er an, die fremden Zeichen der Pergamentrolle zu studieren. — Die wunderbare Musik des Gartens tönte zu ihm herüber und umgab ihn mit süßen lieblichen Düften, auch hörte er wohl die Spottvögel kichern, doch verstand er ihre Worte nicht, was ihm auch recht lieb war. Zuweilen

war es auch, als rauschten die smaragdenen Blätter der Palmbäume, und als strahlten dann die holden Krystallklänge, welche Anselmus an jenem verhängnisvollen Himmelfahrtstage unter dem Holunderbusch hörte, durch das Zimmer. Der Student Anselmus, wunderbar gestärkt durch dies Tönen und Leuchten, richtete immer fester und fester Sinn und Gedanken auf die Überschrift der Pergamentrolle, und bald fühlte er wie aus dem Innersten heraus, daß die Zeichen nichts anders bedeuten könnten als die Worte: Von der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange. — Da ertönte ein starker Dreiklang heller Krystallglocken — „Anselmus, lieber Anselmus," wehte es ihm zu aus den Blättern, und o Wunder! an dem Stamm des Palmbaumes schlängelte sich die grüne Schlange herab. — „Serpentina! holde Serpentina!" rief Anselmus wie im Wahnsinn des höchsten Entzückens; denn sowie er schärfer hinblickte, da war es ja ein liebliches herrliches Mädchen, die, mit den dunkelblauen Augen, wie sie in seinem Innern lebten, voll unaussprechlicher Sehnsucht ihn anschauend, ihm entgegenschwebte. Die Blätter schienen sich herabzulassen und auszudehnen, überall sproßten Stacheln aus den Stämmen, aber Serpentina wand und schlängelte sich geschickt durch, indem sie ihr flatterndes, wie in schillernden Farben glänzendes Gewand nach sich zog, so daß es sich dem schlanken Körper anschmiegend nirgends hängen blieb an den hervorragenden Spitzen und Stacheln der Palmbäume. Sie setzte sich neben den Anselmus auf denselben Stuhl, ihn mit dem Arm umschlingend und an sich drückend, so daß er den Hauch, der von ihren Lippen strömte, die elektrische Wärme ihres Körpers fühlte. „Lieber Anselmus!" fing Serpentina an, „nun bist du bald ganz mein, durch deinen Glauben, durch deine Liebe erringst du mich, und ich bringe dir den goldnen Topf, der uns beide beglückt immerdar." — „O du holde liebe Serpentina," sagte Anselmus, „wenn ich nur dich habe, was kümmert mich sonst alles übrige; wenn du nur mein bist, so will ich gern untergehen in all dem Wunderbaren und Seltsamen, was mich befängt seit dem Augenblick, als ich dich sah." — „Ich weiß wohl," fuhr Serpentina fort, „daß das Unbekannte und Wunderbare, womit mein Vater oft nur zum Spiel seiner Laune dich umfangen, Grausen und Entsetzen in dir erregt hat, aber jetzt soll es, wie ich hoffe, nicht wieder geschehen, denn ich bin in diesem Augenblick nur da, um dir, mein lieber Anselmus, alles und jedes

aus tiefem Gemüte, aus tiefer Seele haarklein zu erzählen, was dir zu wissen nötig, um meinen Vater ganz zu kennen, und überhaupt recht deutlich einzusehen, was es mit ihm und mit mir für eine Bewandtnis hat." — Dem Anselmus war es, als sei er von der holden lieblichen Gestalt so ganz und gar umschlungen und umwunden, daß er sich nur mit ihr regen und bewegen könne, und als sei es nur der Schlag ihres Pulses, der durch seine Fibern und Nerven zittere; er horchte auf jedes ihrer Worte, das bis in sein Innerstes hinein erklang, und wie ein leuchtender Strahl die Wonne des Himmels in ihm entzündete. Er hatte den Arm um ihren schlanker als schlanken Leib gelegt, aber der schillernde glänzende Stoff ihres Gewandes war so glatt, so schlüpfrig, daß es ihm schien, als könne sie, sich ihm schnell entwindend, unaufhaltsam entschlüpfen, und er erbebte bei dem Gedanken. „Ach, verlaß mich nicht, holde Serpentina," rief er unwillkürlich aus, „nur du bist mein Leben!" — „Nicht eher heute," sagte Serpentina, „als bis ich alles erzählt habe, was du in deiner Liebe zu mir begreifen kannst. — Wisse also, Geliebter! daß mein Vater aus dem wunderbaren Geschlecht der Salamander abstammt, und daß ich mein Dasein seiner Liebe zur grünen Schlange verdanke. In uralter Zeit herrschte in dem Wunderlande Atlantis der mächtige Geisterfürst Phosphorus, dem die Elementargeister dienten. Einst ging der Salamander, den er vor allen liebte (es war mein Vater), in dem prächtigen Garten, den des Phosphorus Mutter mit ihren schönsten Gaben auf das herrlichste geschmückt hatte, umher und hörte, wie eine hohe Lilie in leisen Tönen sang: „Drücke fest die Äuglein zu, bis mein Geliebter, der Morgenwind, dich weckt." Er trat hinzu; von seinem glühenden Hauch berührt, erschloß die Lilie ihre Blätter, und er erblickte der Lilie Tochter, die grüne Schlange, welche in dem Kelch schlummerte. Da wurde der Salamander von heißer Liebe zu der schönen Schlange ergriffen, und raubte sie der Lilie, deren Düfte in namenloser Klage vergebens im ganzen Garten nach der geliebten Tochter riefen. Denn der Salamander hatte sie in das Schloß des Phosphorus getragen und bat ihn: „Vermähle mich mit der Geliebten, denn sie soll mein eigen sein immerdar." „Thörichter, was verlangst du!" sprach der Geisterfürst, „wisse, daß einst die Lilie meine Geliebte war

21. Atlantis, das fabelhafte glückselige Land außer den Säulen des Herkules, von dem zuerst Plato gesprochen hat.

und mit mir herrschte, aber der Funke, den ich in sie warf, drohte sie zu vernichten, und nur der Sieg über den schwarzen Drachen, den jetzt die Erdgeister in Ketten gebunden halten, erhielt die Lilie, daß ihre Blätter stark genug blieben, den Funken in sich zu schließen und zu bewahren. Aber, wenn du die grüne Schlange umarmst, wird deine Glut den Körper verzehren, und ein neues Wesen schnell emporkeimend sich dir entschwingen." Der Salamander achtete der Warnung des Geisterfürsten nicht; voll glühenden Verlangens schloß er die grüne Schlange in seine Arme, sie zerfiel in Asche, und ein geflügeltes Wesen, aus der Asche geboren, rauschte fort durch die Lüfte. Da ergriff den Salamander der Wahnsinn der Verzweiflung, und er rannte, Feuer und Flammen sprühend, durch den Garten und verheerte ihn in wilder Wut, daß die schönsten Blumen und Blüten verbrannt niedersanken, und ihr Jammer die Luft erfüllte. Der hocherzürnte Geisterfürst erfaßte im Grimm den Salamander und sprach: „Ausgeraset hat dein Feuer — erloschen sind deine Flammen, erblindet deine Strahlen — sinke hinab zu den Erdgeistern, die mögen dich necken und höhnen und gefangen halten, bis der Feuerstoff sich wieder entzündet und mit dir als einem neuen Wesen aus der Erde emporstrahlt." Der arme Salamander sank erloschen hinab, aber da trat der alte mürrische Erdgeist, der des Phosphorus Gärtner war, hinzu und sprach: „Herr! wer sollte mehr über den Salamander klagen als ich! — Habe ich nicht all die schönen Blumen, die er verbrannt, mit meinen schönsten Metallen geputzt, habe ich nicht ihre Keime wacker gehegt und gepflegt und an ihnen manche schöne Farbe verschwendet?" — und doch nehme ich mich des armen Salamanders an, den nur die Liebe, von der du selbst schon oft, o Herr! befangen, zur Verzweiflung getrieben, in der er den Garten verwüstet. — Erlasse ihm die zu harte Strafe!" — „Sein Feuer ist für jetzt erloschen," sprach der Geisterfürst, „in der unglücklichen Zeit, wenn die Sprache der Natur dem entarteten Geschlecht der Menschen nicht mehr verständlich sein, wenn die Elementargeister, in ihre Regionen gebannt, nur aus weiter Ferne in dumpfen Anklängen zu den Menschen sprechen werden, wenn, dem harmonischen Kreise entrückt, nur ein unendliches Sehnen ihm die dunkle Kunde von dem wundervollen Reiche geben wird, das er sonst bewohnen

33. Elementargeist, Hoffmann hat eine Novelle unter diesem Namen geschrieben.

durfte, als noch Glaube und Liebe in seinem Gemüte wohnten, — in dieser unglücklichen Zeit entzündet sich der Feuerstoff des Salamanders aufs neue, doch nur zum Menschen keimt er empor und muß, ganz eingehend in das dürftige Leben, dessen Bedrängnisse ertragen. Aber nicht allein die Erinnerung an seinen Urzustand soll ihm bleiben, sondern er lebt auch wieder auf in der heiligen Harmonie mit der ganzen Natur, er versteht ihre Wunder, und die Macht der verbrüderten Geister steht ihm zu Gebote. In einem Lilienbusch findet er dann die grüne Schlange wieder, und die Frucht seiner Vermählung mit ihr sind drei Töchter, die den Menschen in der Gestalt der Mutter erscheinen. Zur Frühlingszeit sollen sie sich in den dunklen Holunderbusch hängen und ihre lieblichen Krystallstimmen ertönen lassen. Findet sich dann in der dürftigen armseligen Zeit der innern Verstocktheit ein Jüngling, der ihren Gesang vernimmt, ja, blickt ihn eine der Schlänglein mit ihren holdseligen Augen an, entzündet der Blick in ihm die Ahnung des fernen wundervollen Landes, zu dem er sich mutig emporschwingen kann, wenn er die Bürde des Gemeinen abgeworfen, keimt mit der Liebe zur Schlange in ihm der Glaube an die Wunder der Natur, ja an seine eigne Existenz in diesen Wundern glutvoll und lebendig auf, so wird die Schlange sein. Aber nicht eher, bis drei Jünglinge dieser Art erfunden und mit den drei Töchtern vermählt werden, darf der Salamander seine lästige Bürde abwerfen und zu seinen Brüdern gehen.“ — „Erlaube, Herr,“ sagte der Erdgeist, „daß ich diesen drei Töchtern ein Geschenk mache, das ihr Leben mit dem gefundenen Gemahl verherrlicht. Jede erhält von mir einen Topf vom schönsten Metall, das ich besitze, den poliere ich mit Strahlen, die ich dem Diamant entnommen; in seinem Glanze soll sich unser wundervolles Reich, wie es jetzt im Einklang mit der ganzen Natur besteht, in blendendem herrlichen Wiederschein abspiegeln, aus seinem Innern aber in dem Augenblick der Vermählung eine Feuerlilie entsprießen, deren ewige Blüte den bewährt befundenen Jüngling süß duftend umfängt. Bald wird er dann ihre Sprache, die Wunder unseres Reiches verstehen und selbst mit der Geliebten in Atlantis wohnen.“ — Du weißt nun wohl, lieber Anselmus! daß mein Vater eben der Salamander ist, von dem ich dir erzählt. Er mußte seiner höheren Natur unerachtet sich den kleinlichsten Bedrängnissen des gemeinen Lebens unterwerfen, und daher kommt wohl oft die

schadenfrohe Laune, mit der er manche neckt. Er hat mir oft gesagt, daß für di: innere Geistesbeschaffenheit, wie sie der Geisterfürst Phosphorus damals als Bedingnis der Vermählung mit mir und meinen Schwestern aufgestellt, man jetzt einen Ausdruck habe, der aber nur zu oft unschicklicherweise gemißbraucht werde; man nenne das nämlich ein kindliches poetisches Gemüt. — Oft finde man dieses Gemüt bei Jünglingen, die der hohen Einfachheit ihrer Sitten wegen, und weil es ihnen ganz an der sogenannten Weltbildung fehle, von dem Pöbel verspottet würden. Ach, lieber Anselmus! — Du verstandest ja unter dem Holunderbusch meinen Gesang — meinen Blick — du liebst die grüne Schlange, du glaubst an mich und willst mein sein immerdar! — Die schöne Lilie wird emporblühen aus dem goldnen Topf und wir werden vereint glücklich und selig in Atlantis wohnen! — Aber nicht verhehlen kann ich dir, daß im gräßlichen Kampf mit den Salamandern und Erdgeistern sich der schwarze Drache loswand und durch die Lüfte davonbrauste. Phosphorus hält ihn zwar wieder in Banden, aber aus den schwarzen Federn, die im Kampfe auf die Erde stäubten, keimten feindliche Geister empor, die überall den Salamandern und Erdgeistern widerstreben. Jenes Weib, das dir so feindlich ist, lieber Anselmus! und die, wie mein Vater recht gut weiß, nach dem Besitz des goldnen Topfes strebt, hat ihr Dasein der Liebe einer solchen aus dem Fittich des Drachen herabgestäubten Feder zu einer Runkelrübe zu verdanken. Sie erkennt ihren Ursprung und ihre Gewalt, denn in dem Stöhnen, in den Zuckungen des gefangenen Drachen werden ihr die Geheimnisse mancher wundervollen Konstellation offenbar, und sie bietet alle Mittel auf, von außen hinein ins Innere zu wirken, wogegen sie mein Vater mit den Blitzen, die aus dem Innern des Salamanders hervorschießen, bekämpft. Alle die feindlichen Prinzipe, die in schädlichen Kräutern und giftigen Tieren wohnen, sammelt sie und erregt, sie mischend in günstiger Konstellation, manchen bösen Spuk, der des Menschen Sinne mit Grauen und Entsetzen befängt und ihn der Macht jener Dämonen, die der Drache im Kampfe unterliegend erzeugte, unterwirft. Nimm dich vor der Alten in acht, lieber Anselmus, sie ist dir feind, weil dein kindlich frommes Gemüt schon manchen ihrer bösen Zauber vernichtet. — Halte

24. Runkelrübe, belebte Runkelrüben spielen in Hoffmanns Märchen „Die Königsbraut" eine Rolle.

treu — treu an mir, bald bist du am Ziel!" — „O meine — meine Serpentina!" — rief der Student Anselmus, „wie sollte ich denn nur von dir lassen können, wie sollte ich dich nicht lieben ewiglich!" — Ein Kuß brannte auf seinem Munde, er erwachte wie aus einem tiefen Traume, Serpentina war verschwunden, es schlug sechs Uhr, da fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er nicht das Mindeste kopiert habe; er blickte voll Besorgnis, was der Archivarius wohl sagen werde, auf das Blatt, und o Wunder! die Kopie des geheimnisvollen Manuskripts war glücklich beendigt, und er glaubte, schärfer die Züge betrachtend, Serpentinas Erzählung von ihrem Vater, dem Liebling des Geisterfürsten Phosphorus im Wunderlande Atlantis, abgeschrieben zu haben. Jetzt trat der Archivarius Lindhorst in seinem weißgrauen Überrock, den Hut auf dem Kopfe, den Stock in der Hand, herein; er sah in das von dem Anselmus beschriebene Pergament, nahm eine große Prise und sagte lächelnd: „Das dacht' ich wohl! — Nun! hier ist der Speziesthaler, Herr Anselmus, jetzt wollen wir noch nach dem Linkeschen Bade gehen — nur mir nach!" — Der Archivarius schritt rasch durch den Garten, in dem ein solcher Lärm von Singen, Pfeifen, Sprechen durch einander war, daß der Student Anselmus ganz betäubt wurde und dem Himmel dankte, als er sich auf der Straße befand. Kaum waren sie einige Schritte gegangen, als sie dem Registrator Heerbrand begegneten, der freundlich sich anschloß. Vor dem Thore stopften sie die mitgenommenen Pfeifen; der Registrator Heerbrand beklagte, kein Feuerzeug bei sich zu tragen, da rief der Archivarius Lindhorst ganz unwillig: „Was Feuerzeug! hier ist Feuer, so viel Sie wollen!" Und damit schnippte er mit den Fingern, aus denen große Funken strömten, die die Pfeifen schnell anzündeten. „Sehen Sie das chemische Kunststückchen!" sagte der Registrator Heerbrand, aber der Student Anselmus dachte nicht ohne inneres Erbeben an den Salamander. — Im Linkeschen Bade trank der Registrator Heerbrand so viel starkes Doppelbier, daß er, sonst ein gutmütiger stiller Mann, anfing, in einem quäkenden Tenor Burschenlieder zu singen, jeden hitzig fragte: ob er sein Freund sei oder nicht, und endlich von dem Studenten Anselmus zu Hause gebracht werden mußte, als der Archivarius Lindhorst schon längst auf und davon war.

Neunte Vigilie.

Wie der Student Anselmus zu einiger Vernunft gelangte. — Die Punschgesellschaft. — Wie der Student Anselmus den Konrektor Paulmann für einen Schuhu hielt, und dieser sich darob sehr erzürnte. — Der Tintenklecks und seine Folgen.

Alles das Seltsame und Wundervolle, welches dem Studenten Anselmus täglich begegnet war, hatte ihn ganz dem gewöhnlichen Leben entrückt. Er sah keinen seiner Freunde mehr und harrte jeden Morgen mit Ungeduld auf die zwölfte Stunde, die ihm sein Paradies aufschloß. Und doch, indem sein ganzes Gemüt der holden Serpentina und den Wundern des Feenreichs bei dem Archivarius Lindhorst zugewandt war, mußte er zuweilen unwillkürlich an Veronika denken, ja manchmal schien es ihm, als träte sie zu ihm hin und gestehe errötend, wie herzlich sie ihn liebe und wie sie danach trachte, ihn den Phantomen, von denen er nur geneckt und verhöhnt werde, zu entreißen. Zuweilen war es, als risse eine fremde, plötzlich auf ihn einbrechende Macht ihn unwiderstehlich hin zur vergessenen Veronika, und er müsse ihr folgen, wohin sie nur wolle, als sei er festgekettet an das Mädchen. Gerade in der Nacht darauf, als er Serpentina zum erstenmal in der Gestalt einer wunderbar holdseligen Jungfrau geschaut, als ihm das wunderbare Geheimnis der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange offenbar worden, trat ihm Veronika lebhafter vor Augen als jemals. — Ja! — erst als er erwachte, wurde er deutlich gewahr, daß er nur geträumt habe, da er überzeugt gewesen, Veronika sei wirklich bei ihm und klage mit dem Ausdruck eines tiefen Schmerzes, der sein Innerstes durchdrang, daß er ihre innige Liebe den phantastischen Erscheinungen, die nur seine innere Zerrüttung hervorrufe, aufopfern und noch darüber in Unglück und Verderben geraten werde. Veronika war liebenswürdiger, als er sie je gesehen; er konnte sie kaum aus den Gedanken bringen, und dieser Zustand verursachte ihm eine Qual, der er bei einem Morgenspaziergang zu entrinnen hoffte. Eine geheime magische Gewalt zog ihn vor das Pirnaer Thor, und eben wollte er in eine Nebenstraße einbiegen, als der Konrektor Paulmann hinter ihm her kommend laut rief: „Ei, ei! — wertester Herr Anselmus! — Amice! — Amice! wo um des Himmels willen stecken Sie denn? Sie lassen sich ja gar nicht mehr sehen — wissen Sie wohl, daß sich Veronika recht sehnt, wieder einmal eins mit Ihnen zu singen? — Nun kommen Sie nur, Sie wollten ja doch zu mir!“

Der Student Anselmus ging notgedrungen mit dem Konrektor. Als sie in das Haus traten, kam ihnen Veronika sehr sauber und sorgfältig gekleidet entgegen, so daß der Konrektor Paulmann voll Erstaunen fragte: „Nun, warum so geputzt, hat man denn Besuch erwartet? — Aber hier bringe ich den Herrn Anselmus!“ — Als der Student Anselmus sittig und artig der Veronika die Hand küßte, fühlte er einen leisen Druck, der wie ein Glutstrom durch alle Fibern und Nerven zuckte. Veronika war die Heiterkeit, die Anmut selbst, und als Paulmann nach seinem Studierzimmer gegangen, wußte sie durch allerhand Neckerei und Schalkheit den Anselmus so hinauf zu schrauben, daß er alle Blödigkeit vergaß und sich zuletzt mit dem ausgelassenen Mädchen im Zimmer herumjagte. Da kam ihm aber wieder einmal der Dämon des Ungeschicks über den Hals, er stieß an den Tisch und Veronikas niedliches Nähkästchen fiel herab. Anselmus hob es auf, der Deckel war aufgesprungen, und es blinkte ihm ein kleiner runder Metallspiegel entgegen, in den er mit ganz eigner Lust hineinschaute. Veronika schlich sich leise hinter ihn, legte die Hand auf seinen Arm und schaute, sich fest an ihn schmiegend, ihm über die Schulter auch in den Spiegel. Da war es dem Anselmus, als beginne ein Kampf in seinem Innern — Gedanken — Bilder — blitzten hervor und vergingen wieder — der Archivarius Lindhorst — Serpentina — die grüne Schlange — endlich wurde es ruhiger, und alles Verworrene fügte und gestaltete sich zum deutlichen Bewußtsein. Ihm wurde nun klar, daß er nur beständig an Veronika gedacht, ja daß die Gestalt, welche ihm gestern in dem blauen Zimmer erschienen, auch eben Veronika gewesen, und daß die phantastische Sage von der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange ja nur von ihm geschrieben, keinesweges ihm aber erzählt worden sei. Er wunderte sich selbst über seine Träumereien und schrieb sie lediglich seinem durch die Liebe zu Veronika exaltierten Seelenzustande, sowie der Arbeit bei dem Archivarius Lindhorst zu, in dessen Zimmern es noch überdem so sonderbar bedeutend dufte. Er mußte herzlich über die tolle Einbildung lachen, in eine kleine Schlange verliebt zu sein und einen wohlbestallten geheimen Archivarius für einen Salamander zu halten. „Ja, ja! — es ist Veronika!“ rief er laut, aber indem er den Kopf umwandte, schaute er gerade in Veronikas blaue Augen hinein, in denen Liebe und Sehnsucht strahlten. Ein dumpfes

Ach! entfloh ihren Lippen, die in dem Augenblick auf den seinigen brannten. „O ich Glücklicher," seufzte der entzückte Student, „was ich gestern nur träumte, wird mir heute wirklich und in der That zu teil." — „Und willst du mich denn wirklich heiraten, wenn du Hofrat worden?" fragte Veronika. „Allerdings!" antwortete der Student Anselmus; indem knarrte die Thür, und der Konrektor Paulmann trat mit den Worten herein: „Nun, wertester Herr Anselmus, lasse ich Sie heute nicht fort, Sie nehmen vorlieb bei mir mit einer Suppe, und nachher bereitet uns Veronika einen köstlichen Kaffee, den wir mit dem Registrator Heerbrand, welcher herzukommen versprochen, genießen." — „Ach, bester Herr Konrektor," erwiderte der Student Anselmus, „wissen Sie denn nicht, daß ich zum Archivarius Lindhorst muß, des Abschreibens wegen?" — „Schauen Sie, Amice!" sagte der Konrektor Paulmann, indem er ihm die Taschenuhr hinhielt, welche auf halb Eins wies. Der Student Anselmus sah nun wohl ein, daß es viel zu spät sei, zu dem Archivarius Lindhorst zu wandern, und fügte sich den Wünschen des Konrektors um so lieber, als er nun die Veronika den ganzen Tag über schauen und wohl manchen verstohlnen Blick, manchen zärtlichen Händedruck zu erhalten, ja wohl gar einen Kuß zu erobern hoffte. So hoch verstiegen sich jetzt die Wünsche des Studenten Anselmus, und es wurde ihm immer behaglicher zu Mute, je mehr er sich überzeugte, daß er bald von all den phantastischen Einbildungen befreit sein werde, die ihn wirklich ganz und gar zum wahnwitzigen Narren hätten machen können. Der Registrator Heerbrand fand sich wirklich nach Tische ein, und als der Kaffee genossen und die Dämmerung bereits eingebrochen, gab er schmunzelnd und fröhlich die Hände reibend zu verstehen: er trage etwas mit sich, was, durch Veronikas schöne Hände gemischt und in gehörige Form gebracht, gleichsam foliiert und rubriziert, ihnen allen an dem kühlen Oktoberabende erfreulich sein werde. — „So rücken Sie denn nur heraus mit dem geheimnisvollen Wesen, das Sie bei sich tragen, geschätztester Registrator," rief der Konrektor Paulmann; aber der Registrator Heerbrand griff in die tiefe Tasche seines Matins und brachte in drei Reprisen eine Flasche Arrak, Citronen und Zucker zum Vorschein. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, so dampfte ein köstlicher Punsch auf Paulmanns Tische. Veronika kredenzte das Getränk, und es gab allerlei gemütliche muntre Gespräche unter den Freunden.

Aber sowie dem Studenten Anselmus der Geist des Getränks zu Kopfe stieg, kamen auch alle Bilder des Wunderbaren, Seltsamen, was er in kurzer Zeit erlebt, wieder zurück. — Er sah den Archivarius Lindhorst in seinem damastnen Schlafrock, der wie Phosphor erglänzte — er sah das azurblaue Zimmer, die goldnen Palmbäume, ja es wurde ihm wieder so zu Mute, als müsse er doch an die Serpentina glauben — es brauste, es gärte in seinem Inneren. Veronika reichte ihm ein Glas Punsch, und indem er es faßte, berührte er leise ihre Hand. — „Serpentina! Veronika!" — seufzte er in sich hinein. Er versank in tiefe Träume, aber der Registrator Heerbrand rief ganz laut: „Ein wunderlicher alter Mann, aus dem niemand klug wird, bleibt er doch, der Archivarius Lindhorst. — Nun er soll leben! stoßen Sie an, Herr Anselmus!" — Da fuhr der Student Anselmus auf aus seinen Träumen und sagte, indem er mit dem Registrator Heerbrand anstieß: „Das kommt daher, verehrungswürdiger Herr Registrator, weil der Herr Archivarius Lindhorst eigentlich ein Salamander ist, der den Garten des Geisterfürsten Phosphorus im Zorn verwüstete, weil ihm die grüne Schlange davongeflogen." — „Wie — was?" fragte der Konrektor Paulmann. „Ja," fuhr der Student Anselmus fort, „deshalb muß er nun königlicher Archivarius sein und hier in Dresden mit seinen drei Töchtern wirtschaften, die aber weiter nichts sind als kleine goldgrüne Schlänglein, die sich in Holunderbüschen sonnen, verführerisch singen und die jungen Leute verlocken wie die Sirenen." — „Herr Anselmus — Herr Anselmus," rief der Konrektor Paulmann, „rappelt's Ihnen im Kopfe? — was um des Himmels willen schwatzen Sie für ungewaschenes Zeug?" — „Er hat recht," fiel der Registrator Heerbrand ein, „der Kerl, der Archivarius, ist ein verfluchter Salamander, der mit den Fingern feurige Schnippchen schlägt, die einem Löcher in den Überrock brennen wie feuriger Schwamm. — Ja, ja, du hast recht, Brüderchen Anselmus, und wer es nicht glaubt, ist mein Feind!" Und damit schlug der Registrator Heerbrand mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. „Registrator! — sind Sie rasend?" schrie der erboste Konrektor. — „Herr Studiosus — Herr Studiosus, was richten Sie denn nun wieder an?" — „Ach!" sagte der Student, „Sie sind auch weiter nichts als ein Vogel — ein Schuhu, der die Toupets frisiert, Herr Konrektor!" — „Was? — ich ein

Vogel — ein Schuhu — ein Friseur?" schrie der Konrektor voller Zorn — „Herr, Sie sind toll — toll!" — „Aber die Alte kommt ihm über den Hals," rief der Registrator Heerbrand. „Ja, die Alte ist mächtig," fiel der Student Anselmus ein, „unerachtet sie nur von niederer Herkunft, denn ihr Papa ist nichts als ein lumpichter Flederwisch und ihre Mama eine schnöde Runkelrübe, aber ihre meiste Kraft verdankt sie allerlei feindlichen Kreaturen — giftigen Canaillen, von denen sie umgeben." — „Das ist eine abscheuliche Verleumdung," rief Veronika mit zornglühenden Augen, „die alte Liese ist eine weise Frau, und der schwarze Kater keine feindliche Kreatur, sondern ein gebildeter junger Mann von feinen Sitten und ihr Cousin germain." — „Kann der Salamander fressen, ohne sich den Bart zu versengen und elendiglich daraufzugehn?" sagte der Registrator Heerbrand. „Nein, nein!" schrie der Student Anselmus, „nun und nimmermehr wird er das können; und die grüne Schlange liebt mich, denn ich bin ein kindliches Gemüt und habe in Serpentinas Augen geschaut." — „Die wird der Kater auskratzen," rief Veronika. „Salamander — Salamander bezwingt sie alle — alle," brüllte der Konrektor Paulmann in höchster Wut; — „aber bin ich in einem Tollhause? bin ich selbst toll? — was schwatze ich denn für wahnwitziges Zeug? — ja ich bin auch toll — auch toll!" — Damit sprang der Konrektor Paulmann auf, riß sich die Perücke vom Kopfe und schleuderte sie gegen die Stubendecke, daß die gequetschten Locken ächzten und im gänzlichen Verderben aufgelöst den Puder weit umherstäubten. Da ergriffen der Student Anselmus und der Registrator Heerbrand die Punschterrine, die Gläser, und warfen sie jubelnd und jauchzend an die Stubendecke, daß die Scherben klirrend und klingend umhersprangen. „Vivat Salamander — pereat — pereat die Alte — zerbrecht den Metallspiegel, hackt dem Kater die Augen aus! — Vöglein — Vöglein aus den Lüften — Eheu — Eheu — Evoe — Salamander!" — So schrien und brüllten die drei wie Besessene durch einander. Laut weinend sprang Fränzchen davon, aber Veronika lag winselnd vor Jammer und Schmerz auf dem Sofa. Da ging die Thür auf, alles war plötzlich still, und es trat ein kleiner Mann in einem grauen Mäntelchen herein. Sein Gesicht hatte etwas seltsam Gravitätisches, und vorzüglich zeichnete

12. Cousin germain, sehr weitläufiger Verwandter.

sich die krummgebogene Nase, auf der eine große Brille saß, vor allen jemals gesehenen aus. Auch trug er solch eine besondere Perücke, daß sie eher eine Federmütze zu sein schien. „Ei, schönen guten Abend," schnarrte das possierliche Männlein, „hier finde ich ja wohl den Studiosum Herrn Anselmus? Gehorsamste Empfehlung vom Herrn Archivarius Lindhorst, und er habe heute vergebens auf den Herrn Anselmus gewartet, aber morgen lasse er schönstens bitten, ja nicht die gewohnte Stunde zu versäumen." Damit schritt er wieder zur Thür hinaus, und alle sahen nun wohl, daß das gravitätische Männlein eigentlich ein grauer Papagei war. Der Konrektor Paulmann und der Registrator Heerbrand schlugen eine Lache auf, die durch das Zimmer dröhnte, und dazwischen winselte und ächzte Veronika wie von namenlosem Jammer zerrissen, aber den Studenten Anselmus durchzuckte der Wahnsinn des innern Entsetzens, und er rannte bewußtlos zur Thür hinaus durch die Straßen. Mechanisch fand er seine Wohnung, sein Stübchen. Bald darauf trat Veronika friedlich und freundlich zu ihm und fragte, warum er sie denn im Rausch so geängstigt habe, und er möge sich nur vor neuen Einbildungen hüten, wenn er bei dem Archivarius Lindhorst arbeite. „Gute Nacht, gute Nacht, mein lieber Freund," lispelte leise Veronika und hauchte einen Kuß auf seine Lippen. Er wollte sie mit seinen Armen umfangen, aber die Traumgestalt war verschwunden, und er erwachte heiter und gestärkt. Nun mußte er selbst recht herzlich über die Wirkungen des Punsches lachen, aber indem er an Veronika dachte, fühlte er sich recht von einem behaglichen Gefühl durchdrungen. „Ihr allein," sprach er zu sich selbst, „habe ich es zu verdanken, daß ich von meinen albernen Grillen zurückgekommen bin. — Wahrhaftig, mir ging es nicht besser als jenem, welcher glaubte, er sei von Glas, oder dem, der die Stube nicht verließ, aus Furcht von den Hühnern gefressen zu werden, weil er sich einbildete ein Gerstenkorn zu sein. Aber, sowie ich Hofrat worden, heirate ich ohne weiteres die Mademoiselle Paulmann und bin glücklich." — Als er nun mittags durch den Garten des Archivarius Lindhorst ging, konnte er sich nicht genug wundern, wie ihm das alles sonst so seltsam und wundervoll habe vorkommen können. Er sah nichts als gewöhnliche Scherbenpflanzen, allerlei Geranien, Myrtenstöcke u. dgl. Statt der glänzenden bunten Vögel, die ihn sonst geneckt, flatterten nur einige Sperlinge hin

und her, die ein unverständliches unangenehmes Geschrei erhoben, als sie den Anselmus gewahr wurden. Das blaue Zimmer kam ihm auch ganz anders vor, und er begriff nicht, wie ihm das grelle Blau und die unnatürlichen goldnen Stämme der Palmbäume mit den unförmlichen blinkenden Blättern nur einen Augenblick hatten gefallen können. — Der Archivarius sah ihn mit einem ganz eignen ironischen Lächeln an und fragte: „Nun, wie hat Ihnen gestern der Punsch geschmeckt, werter Anselmus?“ — „Ach, gewiß hat Ihnen der Papagei,“ erwiderte der Student Anselmus ganz beschämt, aber er stockte, denn er dachte nun wieder daran, daß auch die Erscheinung des Papageis wohl nur Blendwerk der befangenen Sinne gewesen. „Ei, ich war ja selbst in der Gesellschaft,“ fiel der Archivarius Lindhorst ein, „haben Sie mich denn nicht gesehen? Aber bei dem tollen Unwesen, das ihr triebt, wäre ich beinahe hart beschädigt worden; denn ich saß eben in dem Augenblick noch in der Terrine, als der Registrator Heerbrand danach griff, um sie gegen die Decke zu schleudern, und mußte mich schnell in des Konrektors Pfeifenkopf retirieren. Nun adieu, Herr Anselmus! — Sein Sie fleißig, auch für den gestrigen versäumten Tag zahle ich den Speziesthaler, da Sie bisher so wacker gearbeitet.“ — „Wie kann der Archivarius nur solch tolles Zeug faseln,“ sagte der Student Anselmus zu sich selbst und setzte sich an den Tisch, um die Kopie des Manuskripts zu beginnen, das der Archivarius wie gewöhnlich vor ihm ausgebreitet. Aber er sah auf der Pergamentrolle so viele sonderbare krause Züge und Schnörkel durch einander, die, ohne dem Auge einen einzigen Ruhepunkt zu geben, den Blick verwirrten, daß es ihm beinahe unmöglich schien, das alles genau nachzumalen. Ja, bei dem Überblick des Ganzen schien das Pergament nur ein bunt geaderter Marmor oder ein mit Moosen durchsprenkelter Stein. — Er wollte dessen unerachtet das Mögliche versuchen und tunkte getrost die Feder ein, aber die Tinte wollte durchaus nicht fließen, er spritzte die Feder ungeduldig aus, und — o Himmel! ein großer Klecks fiel auf das ausgebreitete Original. Zischend und brausend fuhr ein blauer Blitz aus dem Fleck und schlängelte sich krachend durch das Zimmer bis zur Decke hinauf. Da quoll ein dicker Dampf aus den Wänden, die Blätter fingen an zu rauschen, wie vom Sturme geschüttelt, und aus ihnen schossen blinkende Basilisken im flackernden Feuer herab, den Dampf entzündend, daß die

Flammenmassen prasselnd sich um den Anselmus wälzten. Die goldnen Stämme der Palmbäume wurden zu Riesenschlangen, die ihre gräßlichen Häupter in schneidendem Metallklange zusammenstießen und mit den geschuppten Leibern den Anselmus umwanden. „Wahnsinniger! erleide nun die Strafe dafür, was du im frechen Frevel thatest!“ So rief die fürchterliche Stimme des gekrönten Salamanders, der über den Schlangen wie ein blendender Strahl in den Flammen erschien, und nun sprühten ihre aufgesperrten Rachen Feuerkatarakte auf den Anselmus, und es war, als verdichteten sich die Feuerströme um seinen Körper und würden zur festen eiskalten Masse. Aber indem des Anselmus Glieder enger und enger sich zusammenziehend erstarrten, vergingen ihm die Gedanken. Als er wieder zu sich selbst kam, konnte er sich nicht regen und bewegen, er war wie von einem glänzenden Schein umgeben, an dem er sich, wollte er nur die Hand erheben oder sonst sich rühren, stieß. — Ach! er saß in einer wohlverstopften Krystallflasche auf einem Repositorium im Bibliothekzimmer des Archivarius Lindhorst.

Zehnte Vigilie.

Die Leiden des Studenten Anselmus in der gläsernen Flasche. — Glückliches Leben der Kreuzschüler und Praktikanten. — Die Schlacht im Bibliothekzimmer des Archivarius Lindhorst. — Sieg des Salamanders und Befreiung des Studenten Anselmus.

Mit Recht darf ich zweifeln, daß du, günstiger Leser! jemals in einer gläsernen Flasche verschlossen gewesen sein solltest, es sei denn, daß ein lebendiger neckhafter Traum dich einmal mit solchem feeischen Unwesen befangen hätte. War das der Fall, so wirst du das Elend des armen Studenten Anselmus recht lebhaft fühlen; hast du aber auch dergleichen nie geträumt, so schließt dich deine rege Phantasie mir und dem Anselmus zu Gefallen wohl auf einige Augenblicke in das Krystall ein. — Du bist von blendendem Glanze dicht umflossen, alle Gegenstände rings umher erscheinen dir von strahlenden Regenbogenfarben erleuchtet und umgeben — alles zittert und wankt und dröhnt im Schimmer — du schwimmst regungs- und bewegungslos wie in einem festgefrornen Äther, der dich einpreßt, so daß der Geist vergebens dem toten Körper gebietet. Immer gewichtiger und gewichtiger drückt die centnerschwere Last deine Brust — immer mehr und mehr zehrt jeder

Atemzug die Lüftchen weg, die im engen Raum noch auf und niederwallten — deine Pulsadern schwellen auf, und von gräßlicher Angst durchschnitten zuckt jeder Nerv im Todeskampfe blutend. — Habe Mitleid, günstiger Leser! mit dem Studenten Anselmus, den diese namenlose Marter in seinem gläsernen Gefängnisse ergriff; aber er fühlte wohl, daß der Tod ihn nicht erlösen könne, denn erwachte er nicht aus der tiefen Ohnmacht, in die er im Übermaß seiner Qualen versunken, als die Morgensonne in das Zimmer hell und freundlich hineinschien, und fing seine Marter nicht von neuem an? — Er konnte kein Glied regen, aber seine Gedanken schlugen an das Glas, ihn im mißtönenden Klange betäubend, und er vernahm statt der Worte, die der Geist sonst aus dem Innern gesprochen, nur das dumpfe Brausen des Wahnsinns. — Da schrie er auf in Verzweiflung: „O Serpentina — Serpentina, rette mich von dieser Höllenqual!“ Und es war als umwehten ihn leise Seufzer, die legten sich um die Flasche wie grüne durchsichtige Holunderblätter, das Tönen hörte auf, der blendende verwirrende Schein war verschwunden, und er atmete freier. „Bin ich denn nicht an meinem Elende lediglich selbst schuld, ach! habe ich nicht gegen dich selbst, holde, geliebte Serpentina! gefrevelt? — habe ich nicht schnöde Zweifel gegen dich gehegt? habe ich nicht den Glauben verloren und mit ihm alles, alles, was mich hoch beglücken sollte? — Ach, du wirst nun wohl nimmer mein werden, für mich ist der goldne Topf verloren, ich darf seine Wunder nimmermehr schauen. Ach, nur ein einziges Mal möcht' ich dich sehen, deine holde süße Stimme hören, liebliche Serpentina!“ — So klagte der Student Anselmus, von tiefem schneidendem Schmerz ergriffen, da sagte jemand dicht neben ihm: „Ich weiß gar nicht, was Sie wollen, Herr Studiosus, warum lamentieren Sie so über alle Maßen?“ — Der Student Anselmus wurde gewahr, daß neben ihm auf demselben Repositorium noch fünf Flaschen standen, in welchen er drei Kreuzschüler und zwei Praktikanten erblickte. — „Ach, meine Herren und Gefährten im Unglück,“ rief er aus, „wie ist es Ihnen denn möglich, so gelassen, ja so vergnügt zu sein, wie ich es an Ihren heitern Mienen bemerke? — Sie sitzen ja doch ebensogut eingesperrt in gläsernen Flaschen als ich, und können sich nicht regen und bewegen, ja nicht einmal was Vernünftiges denken, ohne daß ein Mordlärm entsteht mit Klingen und Schallen, und ohne daß es Ihnen im Kopfe ganz schrecklich

saust und braust. Aber Sie glauben gewiß nicht an den Salamander und an die grüne Schlange." — „Sie faseln wohl, mein Herr Studiosus," erwiderte ein Kreuzschüler, „nie haben wir uns besser befunden, als jetzt, denn die Speziesthaler, welche wir von dem tollen Archivarius erhalten für allerlei konfuse Abschriften, thun uns wohl; wir dürfen jetzt keine italienische Chöre mehr auswendig lernen, wir gehen jetzt alle Tage zu Josephs oder sonst in andere Kneipen, lassen uns das Doppelbier wohl schmecken, sehen auch wohl einem hübschen Mädchen in die Augen, singen wie wirkliche Studenten: gaudeamus igitur und sind seelenvergnügt." — „Die Herren haben ganz recht," fiel ein Praktikant ein, „auch ich bin mit Speziesthalern reichlich versehen, wie hier mein teurer Kollege nebenan, und spaziere fleißig auf den Weinberg, statt bei der leidigen Aktenschreiberei zwischen vier Wänden zu sitzen." — „Aber, meine besten wertesten Herren!" sagte der Student Anselmus, „spüren Sie es denn nicht, daß Sie allesamt und sonders in gläsernen Flaschen sitzen und sich nicht regen und bewegen, viel weniger umherspazieren können?" — Da schlugen die Kreuzschüler und Praktikanten eine helle Lache auf und schrien: „Der Studiosus ist toll, er bildet sich ein, in einer gläsernen Flasche zu sitzen, und steht auf der Elbbrücke und sieht gerade hinein ins Wasser. Gehen wir nur weiter!" — „Ach," seufzte der Student, „die schauten niemals die holde Serpentina, sie wissen nicht, was Freiheit und Leben in Glauben und Liebe ist, deshalb spüren sie nicht den Druck des Gefängnisses, in das sie der Salamander bannte ihrer Thorheit, ihres gemeinen Sinnes wegen, aber ich Unglücklicher werde vergehen in Schmach und Elend, wenn sie, die ich so unaussprechlich liebe, mich nicht rettet." — Da wehte und säuselte Serpentinas Stimme durch das Zimmer: „Anselmus! — glaube, liebe, hoffe!" — Und jeder Laut strahlte in das Gefängnis des Anselmus hinein, und das Krystall mußte seiner Gewalt weichen und sich ausdehnen, daß die Brust des Gefangenen sich regen und erheben konnte! — Immer mehr verringerte sich die Qual seines Zustandes, und er merkte wohl, daß ihn Serpentina noch liebe, und daß nur sie es sei, die ihm den Aufenthalt in dem Krystall erträglich mache. Er bekümmerte sich nicht mehr um seine leichtsinnigen Unglücksgefährten, sondern richtete Sinn

10. Gaudeamus, das bekannte Studentenlied, „Freut euch des Lebens".

und Gedanken nur auf die holde Serpentina. — Aber plötzlich entstand von der andern Seite her ein dumpfes widriges Gemurmel. Er konnte bald deutlich bemerken, daß dies Gemurmel von einer alten Kaffeekanne mit halbzerbrochenem Deckel herrührte, die ihm gegenüber auf einem kleinen Schrank hingestellt war. Sowie er schärfer hinschaute, entwickelten sich immer mehr die garstigen Züge eines alten verschrumpften Weibergesichts, und bald stand das Äpfelweib vom schwarzen Thor vor dem Repositorium. Die grinsete und lachte ihn an und rief mit gellender Stimme: „Ei, ei, Kindchen! — mußt du nun ausharren? — Ins Krystall nun dein Fall! — Hab' ich dir's nicht längst vorausgesagt?" — „Höhne und spotte nur, du verdammtes Hexenweib," sagte der Student Anselmus, „du bist schuld an allem, aber der Salamander wird dich treffen, du schnöde Runkelrübe!" — „Ho, ho!" erwiderte die Alte, „nur nicht so stolz! du hast meinen Söhnlein ins Gesicht getreten, du hast mir die Nase verbrannt, aber doch bin ich dir gut, du Schelm, weil du sonst ein artiger Mensch warst, und mein Töchterchen ist dir auch gut. Aus dem Krystall kommst du aber nun einmal nicht, wenn ich dir nicht helfe; hinauflangen zu dir kann ich nicht, aber meine Frau Gevatterin, die Ratte, welche gleich über dir auf dem Boden wohnt, die soll das Brett entzweinagen, auf dem du stehst, dann purzelst du hinunter und ich fange dich auf in der Schürze, damit du dir die Nase nicht zerschlägst, sondern fein dein glattes Gesichtlein erhältst, und ich trage dich flugs zur Mamsell Veronika, die mußt du heiraten, wenn du Hofrat worden." — „Laß ab von mir, Satansgeburt," schrie der Student Anselmus voller Grimm, „nur deine höllischen Künste haben mich zu dem Frevel gereizt, den ich nun abbüßen muß. — Aber geduldig ertrage ich alles, denn nur hier kann ich sein, wo die holde Serpentina mich mit Liebe und Trost umfängt! — Hör' es, Alte, und verzweifle! Trotz biete ich deiner Macht, ich liebe ewiglich nur Serpentina — ich will nie Hofrat werden — nie die Veronika schauen, die mich durch dich zum Bösen verlockt! — Kann die grüne Schlange nicht mein werden, so will ich untergehen in Sehnsucht und Schmerz! — Hebe dich weg — hebe dich weg — du schnöder Wechselbalg!" — Da lachte die Alte auf, daß es im Zimmer gellte, und rief: „So sitze denn und verderbe, aber nun ist's Zeit, ans Werk zu gehen, denn mein Geschäft hier ist noch von anderer Art." — Sie warf den schwarzen

Mantel ab und stand da in ekelhafter Nacktheit, dann fuhr sie in Kreisen umher, und große Folianten stürzten herab, aus denen riß sie Pergamentblätter, und diese im künstlichen Gefüge schnell zusammenheftend und auf den Leib ziehend, war sie bald wie in einen seltsamen bunten Schuppenharnisch gekleidet. Feuersprühend sprang der schwarze Kater aus dem Tintenfasse, das auf dem Schreibtische stand und heulte der Alten entgegen, die laut aufjubelte und mit ihm durch die Thür verschwand. Anselmus merkte, daß sie nach dem blauen Zimmer gegangen, und bald hörte er es in der Ferne zischen und brausen, die Vögel im Garten schrien, der Papagei schnarrte: „Rette — rette — Raub — Raub!“ — In dem Augenblick kam die Alte ins Zimmer zurückgesprungen, den goldnen Topf auf dem Arm tragend und mit gräßlicher Gebärde wild durch die Lüfte schreiend: „Glück auf! — Glück auf! — Söhnlein — töte die grüne Schlange! auf, Söhnlein, auf!“ — Es war dem Anselmus, als höre er ein tiefes Stöhnen, als höre er Serpentinas Stimme. Da ergriff ihn Entsetzen und Verzweiflung. — Er raffte alle seine Kraft zusammen, er stieß mit Gewalt, als sollten Nerven und Adern zerspringen, gegen das Krystall — ein schneidender Klang fuhr durch das Zimmer, und der Archivarius stand in der Thür in seinem glänzenden damastnen Schlafrock: „Hei, hei! Gesindel, toller Spuk — Hexenwerk — hieher — heisa!“ So schrie er. Da richteten sich die schwarzen Haare der Alten wie Borsten empor, ihre glutroten Augen erglänzten von höllischem Feuer, und die spitzigen Zähne des weiten Rachens zusammenbeißend, zischte sie: „Frisch — frisch 'raus — zisch aus, zisch aus,“ und lachte und meckerte höhnend und spottend, und drückte den goldnen Topf fest an sich und warf daraus Fäuste voll glänzender Erde auf den Archivarius, aber sowie die Erde den Schlafrock berührte, wurden Blumen daraus, die herabfielen. Da flackerten und flammten die Lilien des Schlafrocks empor, und der Archivarius schleuderte die in knisterndem Feuer brennenden Lilien auf die Hexe, die vor Schmerz heulte; aber indem sie in die Höhe sprang und den pergamentnen Harnisch schüttelte, verlöschten die Lilien und zerfielen in Asche. „Frisch darauf, mein Junge!“ kreischte die Alte, da fuhr der Kater auf in die Luft und brauste fort nach der Thür über den Archivarius, aber der graue Papagei flatterte ihm entgegen und faßte ihn mit dem krummen Schnabel im Genick, daß rotes feuriges Blut ihm aus

dem Halse stürzte, und Serpentinas Stimme rief: „Gerettet! — gerettet!“ — Die Alte sprang voller Wut und Verzweiflung auf den Archivarius los, sie warf den Topf hinter sich und wollte, die langen Finger der dürren Fäuste emporspreizend, den Archivarius umkrallen, aber dieser riß schnell den Schlafrock herunter und schleuderte ihn der Alten entgegen. Da zischten und sprühten und brausten blaue knisternde Flammen aus den Pergamentblättern, und die Alte wälzte sich im heulenden Jammer und trachtete, immer mehr Erde aus dem Topfe zu greifen, immer mehr Pergamentblätter aus den Büchern zu erhaschen, um die lodernden Flammen zu ersticken, und wenn ihr es gelang, Erde oder Pergamentblätter auf sich zu stürzen, verlöschte das Feuer. Aber nun fuhren wie aus dem Innern des Archivarius flackernde zischende Strahlen auf die Alte. „Hei, hei! drauf und dran — Sieg dem Salamander!“ dröhnte die Stimme des Archivarius durch das Zimmer, und hundert Blitze schlängelten sich in feurigen Kreisen um die kreischende Alte. Sausend und brausend fuhren in wütendem Kampfe Kater und Papagei umher, aber endlich schlug der Papagei mit den starken Fittichen den Kater zu Boden, und mit den Krallen ihn durchspießend und festhaltend, daß er in der Todesnot gräßlich heulte und ächzte, hackte er ihm mit dem scharfen Schnabel die glühenden Augen aus, daß der brennende Gischt herausspritzte. — Dicker Qualm strömte da empor, wo die Alte zur Erde niedergestürzt unter dem Schlafrock gelegen, ihr Geheul, ihr entsetzliches schneidendes Jammergeschrei verhallte in weiter Ferne. Der Rauch, der sich mit durchdringendem Gestank verbreitet, verdampfte, der Archivarius hob den Schlafrock auf, und unter demselben lag eine garstige Runkelrübe. „Verehrter Herr Archivarius, hier bringe ich den überwundenen Feind,“ sprach der Papagei, indem er dem Archivarius Lindhorst ein schwarzes Haar im Schnabel darreichte. „Sehr gut, mein Lieber,“ antwortete der Archivarius, „hier liegt auch meine überwundene Feindin, besorgen Sie gütigst nunmehr das übrige; noch heute erhalten Sie als ein kleines Douceur sechs Kokosnüsse und eine neue Brille, da, wie ich sehe, der Kater Ihnen die Gläser schändlich zerbrochen.“ — „Lebenslang der Ihrige, verehrungswürdiger Freund und Gönner!“ versetzte der Papagei sehr vergnügt, nahm die Runkelrübe in den Schnabel und flatterte damit zum Fenster hinaus, das ihm der Archivarius Lindhorst geöffnet. Dieser ergriff den goldnen Topf und rief stark: „Serpentina,

Serpentina!" — Aber wie nun der Student Anselmus, hoch erfreut über den Untergang des schnöden Weibes, das ihn ins Verderben gestürzt, den Archivarius anblickte, da war es wieder die hohe majestätische Gestalt des Geisterfürsten, die mit unbeschreiblicher Anmut und Würde zu ihm hinaufschaute. — „Anselmus," sprach der Geisterfürst, „nicht du, sondern nur ein feindliches Prinzip, das zerstörend in dein Inneres zu dringen und dich mit dir selbst zu entzweien trachtete, war schuld an deinem Unglauben. — Du hast deine Treue bewährt, sei frei und glücklich." Ein Blitz zuckte durch das Innere des Anselmus, der herrliche Dreiklang der Krystallglocken ertönte stärker und mächtiger, als er ihn je vernommen — seine Fibern und Nerven erbebten — aber immer mehr anschwellend dröhnte der Accord durch das Zimmer; das Glas, welches den Anselmus umschlossen, zersprang, und er stürzte in die Arme der holden lieblichen Serpentina.

Elfte Vigilie.

Des Konrektors Paulmann Unwille über die in seiner Familie ausgebrochene Tollheit. — Wie der Registrator Heerbrand Hofrat worden, und im stärksten Froste in Schuhen und seidenen Strümpfen einherging. — Veronikas Geständnisse. — Verlobung bei der dampfenden Suppenschüssel.

„Aber sagen Sie mir nur, wertester Registrator! wie uns gestern der vermaledeite Punsch so in den Kopf steigen und zu allerlei Allotriis treiben konnte?" — Dies sprach der Konrektor Paulmann, indem er am andern Morgen in das Zimmer trat, das noch voll zerbrochener Scherben lag, und in dessen Mitte die unglückliche Perücke, in ihre ursprüngliche Bestandteile aufgelöset, im Punsche umherschwamm. Als der Student Anselmus zur Thür hinausgerannt war, kreuzten und wackelten der Konrektor Paulmann und der Registrator Heerbrand durch das Zimmer, schreiend wie Besessene und mit den Köpfen an einander rennend, bis Fränzchen den schwindlichten Papa mit vieler Mühe ins Bett brachte und der Registrator in höchster Ermattung aufs Sofa sank, welches Veronika, ins Schlafzimmer flüchtend, verlassen. Der Registrator Heerbrand hatte sein blaues Schnupftuch um den Kopf gewickelt, sah ganz blaß und melancholisch aus und stöhnte: „Ach, werter Konrektor, nicht der Punsch, den Mamsell Veronika köstlich bereitet, nein! — sondern lediglich der verdammte Student ist an

all dem Unwesen schuld. Merken Sie denn nicht, daß er schon längst mente captus ist? Aber wissen Sie denn nicht auch, daß der Wahnsinn ansteckt? — Ein Narr macht viele; verzeihen Sie, das ist ein altes Sprichwort; vorzüglich, wenn man ein Gläschen getrunken, da gerät man leicht in die Tollheit und manövriert unwillkürlich nach und bricht aus in die Exercitia, die der verrückte Flügelmann vormacht. Glauben Sie denn, Konrektor, daß mir noch ganz schwindlicht ist, wenn ich an den grauen Papagei denke?" — „Ach was," fiel der Konrektor ein, „Possen! — es war ja der alte kleine Famulus des Archivarii, der einen grauen Mantel umgenommen und den Studenten Anselmus suchte." — „Es kann sein," versetzte der Registrator Heerbrand, „aber ich muß gestehen, daß mir ganz miserabel zu Mute ist; die ganze Nacht über hat es so wunderlich georgelt und gepfiffen." — „Das war ich," erwiderte der Konrektor; „denn ich schnarche stark." — „Nun, mag das sein," fuhr der Registrator fort — „aber Konrektor, Konrektor! — nicht ohne Ursache hatte ich gestern dafür gesorgt, uns einige Fröhlichkeit zu bereiten — aber der Anselmus hat mir alles verdorben. — Sie wissen nicht — o Konrektor, Konrektor!" — Der Registrator Heerbrand sprang auf, riß das Tuch vom Kopfe, umarmte den Konrektor, drückte ihm feurig die Hand, rief noch einmal ganz herzbrechend: „O Konrektor, Konrektor!" und rannte, Hut und Stock ergreifend, schnell von dannen. „Der Anselmus soll mir nicht mehr über die Schwelle," sprach der Konrektor Paulmann zu sich selbst, „denn ich sehe nun wohl, daß er mit seinem verstockten innern Wahnsinn die besten Leute um ihr bißchen Vernunft bringt; der Registrator ist nun auch geliefert — ich habe mich bisher noch gehalten, aber der Teufel, der gestern im Rausch stark anklopfte, könnte doch wohl am Ende einbrechen und sein Spiel treiben. — Also apage Satanas! — fort mit dem Anselmus!" — Veronika war ganz tiefsinnig geworden, sie sprach kein Wort, lächelte nur zuweilen ganz seltsam und war am liebsten allein. „Die hat der Anselmus auch auf der Seele," sagte der Konrektor voller Bosheit, „aber es ist gut, daß er sich gar nicht sehen läßt, ich weiß, daß er sich vor mir fürchtet — der Anselmus, deshalb kommt er gar nicht her." Das letzte sprach der Konrektor Paulmann ganz laut, da stürzten der Veronika,

2. mente captus, am Geiste gefesselt, d. h. verrückt. — 30. apage, hebe dich von hinnen.

die eben gegenwärtig, die Thränen aus den Augen, und sie seufzte: „Ach, kann denn der Anselmus herkommen? der ist ja schon längst in die gläserne Flasche eingesperrt.“ — „Wie — was?“ rief der Konrektor Paulmann. „Ach Gott — ach Gott, auch sie faselt schon wie der Registrator, es wird bald zum Ausbruch kommen. — Ach du verdammter, abscheulicher Anselmus!“ Er rannte gleich fort zum Doktor Eckstein, der lächelte und sagte wieder: „Ei, ei!“ — Er verschrieb aber nichts, sondern setzte dem wenigen, was er geäußert, noch weggehend hinzu: „Nervenzufälle! — wird sich geben von selbst — in die Luft führen — spazieren fahren — sich zerstreuen — Theater — Sonntagskind — Schwestern von Prag — wird sich geben!“ — „So beredt war der Doktor selten,“ dachte der Konrektor Paulmann, „ordentlich geschwätzig.“ — Mehrere Tage und Wochen und Monate waren vergangen, der Anselmus war verschwunden, aber auch der Registrator Heerbrand ließ sich nicht sehen, bis am vierten Februar, da trat er in einem neuen modernen Kleide vom besten Tuch, in Schuhen und seidenen Strümpfen des starken Frostes unerachtet, einen großen Strauß lebendiger Blumen in der Hand, mittags Punkt zwölf Uhr in das Zimmer des Konrektors Paulmann, der nicht wenig über seinen geputzten Freund erstaunte. Feierlich schritt der Registrator Heerbrand auf den Konrektor Paulmann los, umarmte ihn mit feinem Anstande und sprach dann: „Heute, an dem Namenstage Ihrer lieben verehrten Mamsell Tochter Veronika, will ich denn nun alles gerade heraus sagen, was mir längst auf dem Herzen gelegen! Damals, an dem unglücklichen Abend, als ich die Ingredienzen zu dem verderblichen Punsch in der Tasche meines Matins herbeitrug, hatte ich es im Sinn, eine freudige Nachricht Ihnen mitzuteilen und den glückseligen Tag in Fröhlichkeit zu feiern, schon damals hatte ich es erfahren, daß ich Hofrat worden, über welche Standeserhöhung ich jetzt das Patent cum nomine et sigillo principis erhalten und in der Tasche trage.“ — „Ach, ach! Herr Registr — Herr Hofrat Heerbrand, wollte ich sagen,“ stammelte der Konrektor. — „Aber Sie, verehrter Konrektor,“ fuhr der nunmehrige Hofrat Heerbrand fort, „Sie können erst mein Glück vollenden. Schon längst habe ich die Mamsell Veronika im stillen geliebt und kann mich manches freundlichen Blickes

31. cum .. principis, mit Namen und Siegel des Fürsten.

rühmen, den sie mir zugeworfen, und der mir deutlich gezeigt, daß sie mir wohl nicht abhold sein dürfte. Kurz, verehrter Konrektor! — ich, der Hofrat Heerbrand, bitte um die Hand Ihrer liebenswürdigen Demoiselle Tochter Veronika, die ich, haben Sie nichts dagegen, in kurzer Zeit heimzuführen gedenke." — Der Konrektor Paulmann schlug voller Verwunderung die Hände zusammen und rief: „Ei — Ei — Ei — Herr Registr — Herr Hofrat, wollte ich sagen, wer hätte das gedacht! — Nun, wenn Veronika Sie in der That liebt, ich meinesteils habe nichts dagegen; vielleicht ist auch ihre jetzige Schwermut nur eine versteckte Verliebtheit in Sie, verehrter Hofrat! man kennt ja die Possen." — In dem Augenblick trat die Veronika herein, blaß und verstört, wie sie jetzt gewöhnlich war. Da schritt der Hofrat Heerbrand auf sie zu, erwähnte in wohlgesetzter Rede ihres Namenstages und überreichte ihr den duftenden Blumenstrauß nebst einem kleinen Päckchen, aus dem ihr, als sie es öffnete, ein Paar glänzende Ohrgehänge entgegenstrahlten. Eine schnelle fliegende Röte färbte ihre Wangen, die Augen blitzten lebhafter und sie rief: „Ei, mein Gott! das sind ja dieselben Ohrgehänge, die ich schon vor mehreren Wochen trug und mich daran ergötzte!" — „Wie ist denn das möglich," fiel der Hofrat Heerbrand etwas bestürzt und empfindlich ein, „da ich dieses Geschmeide erst seit einer Stunde in der Schloßgasse für schmähliches Geld erkauft?" — Aber die Veronika hörte nicht darauf, sondern stand schon vor dem Spiegel, um die Wirkung des Geschmeides, das sie bereits in die kleinen Öhrchen gehängt, zu erforschen. Der Konrektor Paulmann eröffnete ihr mit gravitätischer Miene und mit ernstem Ton die Standeserhöhung Freund Heerbrands und seinen Antrag. Veronika schaute den Hofrat mit durchdringendem Blick an und sprach: „Das wußte ich längst, daß Sie mich heiraten wollen. — Nun es sei! — ich verspreche Ihnen Herz und Hand, aber ich muß Ihnen nur gleich — Ihnen beiden nämlich, dem Vater und dem Bräutigam, manches entdecken, was mir recht schwer in Sinn und Gedanken liegt — jetzt gleich, und sollte darüber die Suppe kalt werden, die, wie ich sehe, Fränzchen soeben auf den Tisch setzt." Ohne des Konrektors und des Hofrats Antwort abzuwarten, unerachtet ihnen sichtlich die Worte auf den Lippen schwebten, fuhr Veronika fort: „Sie können es mir glauben, bester Vater! daß ich den Anselmus recht von Herzen liebte, und als der Registrator Heerbrand, der

nunmehr selbst Hofrat worden, versicherte, der Anselmus könne es wohl zu so etwas bringen, beschloß ich, er und kein anderer solle mein Mann werden. Da schien es aber, als wenn fremde feindliche Wesen ihn mir entreißen wollten, und ich nahm meine Zuflucht zu der alten Liese, die ehemals meine Wärterin war, und jetzt eine weise Frau, eine große Zauberin ist. Die versprach mir, zu helfen und den Anselmus mir ganz in die Hände zu liefern. Wir gingen mitternachts in der Tag- und Nachtgleiche auf den Kreuzweg, sie beschwor die höllischen Geister, und mit Hilfe des schwarzen Katers brachten wir einen kleinen Metallspiegel zustande, in den ich, meine Gedanken auf den Anselmus richtend, nur blicken durfte, um ihn ganz in Sinn und Gedanken zu beherrschen. — Aber ich bereue jetzt herzlich, das alles gethan zu haben, ich schwöre allen Satanskünsten ab. Der Salamander hat über die Alte gesiegt, ich hörte ihr Jammergeschrei, aber es war keine Hilfe möglich; sowie sie als Runkelrübe vom Papagei verzehrt worden, zerbrach mit schneidendem Klange mein Metallspiegel." Veronika holte die beiden Stücke des zerbrochenen Spiegels und eine Locke aus dem Nähkästchen, und beides dem Hofrat Heerbrand hinreichend, fuhr sie fort: „Hier nehmen Sie, geliebter Hofrat, die Stücke des Spiegels, werfen Sie sie heute nacht um zwölf Uhr von der Elbbrücke, und zwar von da, wo das Kreuz steht, hinab in den Strom, der dort nicht zugefroren, die Locke aber bewahren Sie auf treuer Brust. Ich schwöre nochmals allen Satanskünsten ab und gönne dem Anselmus herzlich sein Glück, da er nunmehr mit der grünen Schlange verbunden, die viel schöner und reicher ist als ich. Ich will Sie, geliebter Hofrat, als eine rechtschaffene Frau lieben und verehren!" — „Ach Gott! — ach Gott," rief der Konrektor Paulmann voller Schmerz, „sie ist wahnsinnig, sie ist wahnsinnig — sie kann nimmermehr Frau Hofrätin werden — sie ist wahnsinnig!" — „Mit nichten," fiel der Hofrat Heerbrand ein, „ich weiß wohl, daß Mamsell Veronika einige Neigung für den vertrackten Anselmus gehegt, und es mag sein, daß sie vielleicht in einer gewissen Überspannung sich an die weise Frau gewendet, die, wie ich merke, wohl niemand anders sein kann als die Kartenlegerin und Kaffeegießerin vor dem Seethor, — kurz, die alte Rauerin. Nun ist auch nicht zu leugnen, daß es wirklich wohl geheime Künste giebt, die auf den Menschen nur gar zu sehr ihren feindlichen Einfluß äußern, man lieset schon

davon in den Alten, was aber Mamsell Veronika von dem Sieg des Salamanders und von der Verbindung des Anselmus mit der grünen Schlange gesprochen, ist wohl nur eine poetische Allegorie — gleichsam ein Gedicht, worin sie den gänzlichen Abschied von dem Studenten besungen.“ — „Halten Sie das, wofür Sie wollen, bester Hofrat!“ fiel Veronika ein, „vielleicht für einen recht albernen Traum.“ — „Keinesweges thue ich das,“ versetzte der Hofrat Heerbrand, „denn ich weiß ja wohl, daß der Anselmus auch von geheimen Mächten befangen, die ihn zu allen möglichen tollen Streichen necken und treiben.“ Länger konnte der Konrektor Paulmann nicht an sich halten, er brach los: „Halt, um Gottes willen, halt! haben wir uns denn etwa wieder übernommen im verdammten Punsch, oder wirkt des Anselmi Wahnsinn auf uns? Herr Hofrat, was sprechen Sie denn auch wieder für Zeug? — Ich will indessen glauben, daß es die Liebe ist, die euch in dem Gehirn spukt, das giebt sich aber bald in der Ehe, sonst wäre mir bange, daß auch Sie in einigen Wahnsinn verfallen, verehrungswürdiger Hofrat, und würde dann Sorge tragen wegen der Descendenz, die das Malum der Eltern vererben könnte. — Nun, ich gebe meinen väterlichen Segen zu der fröhlichen Verbindung und erlaube, daß ihr euch als Braut und Bräutigam küsset.“ Dies geschah sofort, und es war, noch ehe die aufgetragene Suppe kalt worden, die förmliche Verlobung geschlossen. Wenige Wochen nachher saß die Frau Hofrätin Heerbrand wirklich, wie sie sich schon früher im Geiste erblickt, in dem Erker eines schönen Hauses auf dem Neumarkt und schaute lächelnd auf die Elegants hinab, die vorübergehend und hinauflorgnettierend sprachen: „Es ist doch eine göttliche Frau, die Hofrätin Heerbrand!“ — —

Zwölfte Vigilie.

Nachricht von dem Rittergut, das der Anselmus als des Archivarius Lindhorst Schwiegersohn bezogen, und wie er dort mit der Serpentina lebt. — Beschluß.

Wie fühlte ich recht in der Tiefe des Gemüts die hohe Seligkeit des Studenten Anselmus, der, mit der holden Serpentina innigst verbunden, nun nach dem geheimnisvollen wunderbaren Reiche gezogen war, das er für die Heimat erkannte, nach der sich seine von seltsamen Ahnungen erfüllte Brust schon so lange

gesehnt. Aber vergebens blieb alles Streben, dir, günstiger Leser, all die Herrlichkeiten, von denen der Anselmus umgeben, auch nur einigermaßen in Worten anzudeuten. Mit Widerwillen gewahrte ich die Mattigkeit jedes Ausdrucks. Ich fühlte mich befangen in den Armseligkeiten des kleinlichen Alltagslebens, ich erkrankte in quälendem Mißbehagen, ich schlich umher wie ein Träumender, kurz, ich geriet in jenen Zustand des Studenten Anselmus, den ich dir, günstiger Leser! in der vierten Vigilie beschrieben. Ich härmte mich recht ab, wenn ich die eilf Vigilien, die ich glücklich zustande gebracht, durchlief, und nun dachte, daß es mir wohl niemals vergönnt sein werde, die zwölfte als Schlußstein hinzuzufügen, denn so oft ich mich zur Nachtzeit hinsetzte, um das Werk zu vollenden, war es, als hielten mir recht tückische Geister (es mochten wohl Verwandte — vielleicht Cousins germains der getöteten Hexe sein) ein glänzend poliertes Metall vor, in dem ich mein Ich erblickte, blaß, übernächtig und melancholisch, wie der Registrator Heerbrand nach dem Punschrausch. — Da warf ich denn die Feder hin und eilte ins Bett, um wenigstens von dem glücklichen Anselmus und der holden Serpentina zu träumen. So hatte das schon mehrere Tage und Nächte gedauert, als ich endlich ganz unerwartet von dem Archivarius Lindhorst ein Billet erhielt, worin er mir folgendes schrieb:

„Ew. Wohlgeboren haben, wie mir bekannt worden, die seltsamen Schicksale meines guten Schwiegersohnes, des vormaligen Studenten, jetzigen Dichters Anselmus, in elf Vigilien beschrieben, und quälen sich jetzt sehr ab, in der zwölften und letzten Vigilie einiges von seinem glücklichen Leben in Atlantis zu sagen, wohin er mit meiner Tochter auf das hübsche Rittergut, welches ich dort besitze, gezogen. Unerachtet ich nun nicht eben gern sehe, daß Sie mein eigentliches Wesen der Lesewelt kund gethan, da es mich vielleicht in meinem Dienst als geh. Archivarius tausend Unannehmlichkeiten aussetzen, ja wohl gar im Kollegio die zu ventilierende Frage veranlassen wird: inwiefern wohl ein Salamander sich rechtlich und mit verbindenden Folgen als Staatsdiener eidlich verpflichten könne, und inwiefern ihm überhaupt solide Geschäfte anzuvertrauen, da nach Gabalis und Swedenborg den Elementar-

36. Gabalis, der Abbé de Villars schrieb ein Buch: „Entretiens du comte de Gabalis“ (Paris 1670), das Hoffmann auch in der letzten Unterredung der „Serapionsbrüder“ erwähnt. — Swedenborg, Emanuel von Swedborg (1688—1772), der schwedische Theosoph, mit dessen Lehren auch Kant sich beschäftigte, hatte überall zahlreiche Anhänger.

geistern durchaus nicht zu trauen — unerachtet nun meine besten Freunde meine Umarmung scheuen werden aus Furcht, ich könnte in plötzlichem Übermut was Weniges blitzen und ihnen Frisur und Sonntagsfrack verderben — unerachtet alles dessen, sage ich, will ich Ew. Wohlgeboren doch in der Vollendung des Werks behilflich sein, da darin viel Gutes von mir und von meiner lieben verheirateten Tochter (ich wollte, ich wäre die beiden übrigen auch schon los) enthalten. Wollen Sie daher die zwölfte Vigilie schreiben, so steigen Sie Ihre verdammten fünf Treppen hinunter, verlassen Sie Ihr Stübchen und kommen Sie zu mir. Im blauen Palmbaumzimmer, das Ihnen schon bekannt, finden Sie die gehörigen Schreibmaterialien, und Sie können dann mit wenigen Worten den Lesern kund thun, was Sie geschaut, das wird Ihnen besser sein als eine weitläufige Beschreibung eines Lebens, das Sie ja doch nur von Hörensagen kennen. Mit Achtung

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

der Salamander Lindhorst

p. t. Königl. geh. Archivarius."

Dies freilich etwas rauhe, aber doch freundschaftliche Billet des Archivarius Lindhorst war mir höchst angenehm. Zwar schien es gewiß, daß der wunderliche Alte von der seltsamen Art, wie mir die Schicksale seines Schwiegersohnes bekannt worden, die ich, zum Geheimnis verpflichtet, dir selbst, günstiger Leser! verschweigen mußte, wohl unterrichtet sei, aber er hatte das nicht so übel vermerkt, als ich wohl befürchten konnte. Er bot ja selbst hilfreiche Hand, mein Werk zu vollenden, und daraus konnte ich mit Recht schließen, wie er im Grunde genommen damit einverstanden sei, daß seine wunderliche Existenz in der Geisterwelt durch den Druck bekannt werde. Es kann sein, dachte ich, daß er selbst die Hoffnung daraus schöpft, desto eher seine beiden noch übrigen Töchter an den Mann zu bringen, denn vielleicht fällt doch ein Funke in dieses oder jenes Jünglings Brust, der die Sehnsucht nach der grünen Schlange entzündet, welche er dann in dem Holunderbusch am Himmelfahrtstage sucht und findet. Aus dem Unglück, das den Anselmus betroffen, als er in die gläserne Flasche gebannt wurde, wird er die Warnung entnehmen, sich vor jedem Zweifel, vor jedem Unglauben recht ernstlich zu hüten. Punkt eilf Uhr löschte ich meine Studierlampe aus und schlich zum Archivarius

Lindhorst, der mich schon auf dem Flur erwartete. „Sind Sie da — Hochverehrter! — nun das ist mir lieb, daß Sie meine guten Absichten nicht verkennen — kommen Sie nur!“ — Und damit führte er mich durch den von blendendem Glanze erfüllten Garten in das azurblaue Zimmer, in welchem ich den violetten Schreibtisch erblickte, an welchem der Anselmus gearbeitet. — Der Archivarius Lindhorst verschwand, erschien aber gleich wieder mit einem schönen goldnen Pokal in der Hand, aus dem eine blaue Flamme hoch emporknisterte. „Hier,“ sprach er, „bringe ich Ihnen das Lieblingsgetränk Ihres Freundes, des Kapellmeisters Johannes Kreisler. — Es ist angezündeter Arrak, in den ich einigen Zucker geworfen. Nippen Sie was Weniges davon, ich will gleich meinen Schlafrock abwerfen und, zu meiner Lust und um, während Sie sitzen und schauen und schreiben, Ihrer werten Gesellschaft zu genießen, in dem Pokale auf und nieder steigen.“ — „Wie es Ihnen gefällig ist, verehrter Herr Archivarius,“ versetzte ich, „aber wenn ich nun von dem Getränk genießen will, werden Sie nicht“ — „Tragen Sie keine Sorge, mein Bester,“ rief der Archivarius, warf den Schlafrock schnell ab, stieg zu meinem nicht geringen Erstaunen in den Pokal und verschwand in den Flammen. — Ohne Scheu kostete ich, die Flamme leise weghauchend, von dem Getränk, es war köstlich!

Rühren sich nicht in sanftem Säuseln und Rauschen die smaragdenen Blätter der Palmbäume, wie vom Hauch des Morgenwindes geliebkost? — Erwacht aus dem Schlafe, heben und regen sie sich und flüstern geheimnisvoll von den Wundern, die wie aus weiter Ferne holdselige Harfentöne verkünden! — Das Azur löst sich von den Wänden und wallt wir duftiger Nebel auf und nieder, aber blendende Strahlen schießen durch den Duft, der sich wie in jauchzender kindischer Lust wirbelt und dreht und aufsteigt bis zur unermeßlichen Höhe, die sich über den Palmbäumen wölbt. — Aber immer blendender häuft sich Strahl auf Strahl, bis in hellem Sonnenglanze sich der unnabsehbare Hain aufschließt, in dem ich den Anselmus erblicke. — Glühende Hyacinthen und Tulipanen und Rosen erheben ihre schönen Häupter, und ihre Düfte rufen in gar lieblichen Lauten dem Glücklichen zu: „Wandle unter uns,

11. Kreisler, über ihn s. biograph. Einleitung.

Geliebter, der du uns verstehst — unser Duft ist die Sehnsucht der Liebe — wir lieben dich und sind dein immerdar! — Die goldnen Strahlen brennen in glühenden Tönen: wir sind Feuer von der Liebe entzündet. — Der Duft ist die Sehnsucht, aber Feuer das Verlangen, und wohnen wir nicht in deiner Brust? wir sind ja dein eigen!“ Es rischeln und rauschen die dunklen Büsche — die hohen Bäume: „Komme zu uns! — Glücklicher — Geliebter! — Feuer ist das Verlangen, aber Hoffnung unser kühler Schatten! wir umsäuseln liebend dein Haupt, denn du verstehst uns, weil die Liebe in deiner Brust wohnet.“ Die Quellen und Bäche plätschern und sprudeln: „Geliebter, wandle nicht so schnell vorüber, schaue in unser Krystall — dein Bild wohnt in uns, das wir liebend bewahren, denn du hast uns verstanden!“ — Im Jubelchor zwitschern und singen bunte Vögelein: „Höre uns, höre uns, wir sind die Freude, die Wonne, das Entzücken der Liebe!“ — Aber sehnsuchtsvoll schaut Anselmus nach dem herrlichen Tempel, der sich in weiter Ferne erhebt. Die künstlichen Säulen scheinen Bäume, und die Kapitäler und Gesimse Akanthusblätter, die in wundervollen Gewinden und Figuren herrliche Verzierungen bilden. Anselmus schreitet dem Tempel zu, er betrachtet mit innerer Wonne den bunten Marmor, die wunderbar bemoosten Stufen. „Ach nein,“ ruft er wie im Übermaß des Entzückens, „sie ist nicht mehr fern!“ Da tritt in hoher Schönheit und Anmut Serpentina aus dem Innern des Tempels, sie trägt den goldnen Topf, aus dem eine herrliche Lilie entsprossen. Die namenlose Wonne der unendlichen Sehnsucht glüht in den holdseligen Augen, so blickt sie den Anselmus an, sprechend: „Ach, Geliebter! die Lilie hat ihren Kelch erschlossen — das Höchste ist erfüllt, giebt es denn eine Seligkeit, die der unsrigen gleicht?“ Anselmus umschlingt sie mit der Inbrunst des glühendsten Verlangens — die Lilie brennt in flammenden Strahlen über seinem Haupte. Und lauter regen sich die Bäume und die Büsche, und heller und freudiger jauchzen die Quellen — die Vögel — allerlei bunte Insekten tanzen in den Luftwirbeln — ein frohes, freudiges, jubelndes Getümmel in der Luft — in den Wässern — auf der Erde feiert das Fest der Liebe! — Da zucken Blitze überall leuchtend durch die Büsche — Diamanten blicken wie funkelnde Augen aus der Erde! — hohe Springbäche strahlen aus den Quellen — seltsame Düfte wehen mit rauschendem Flügelschlag daher — es sind die Elementargeister, die der Lilie huldigen und

des Anselmus Glück verkünden. — Da erhebt Anselmus das Haupt wie vom Strahlenglanz der Verklärung umflossen. — Sind es Blicke? — sind es Worte? — ist es Gesang? — Vernehmlich klingt es: „Serpentina! — der Glaube an dich, die Liebe hat mir das Innerste der Natur erschlossen! — Du brachtest mir die Lilie, die aus dem Golde, aus der Urkraft der Erde, noch ehe Phosphorus den Gedanken entzündete, entsproß — sie ist die Erkenntnis des heiligen Einklangs aller Wesen, und in dieser Erkenntnis lebe ich in höchster Seligkeit immerdar. — Ja, ich Hochbeglückter habe das Höchste erkannt — ich muß dich lieben ewiglich, o Serpentina! — nimmer verbleichen die goldnen Strahlen der Lilie, denn wie Glaube und Liebe ist ewig die Erkenntnis.“

Die Vision, in der ich nun den Anselmus leibhaftig auf seinem Rittergute in Atlantis gesehen, verdankte ich wohl den Künsten des Salamanders, und herrlich war es, daß ich sie, als alles wie im Nebel verloschen, auf dem Papier, das auf dem violetten Tische lag, recht sauber und augenscheinlich von mir selbst aufgeschrieben fand. — Aber nun fühlte ich mich von jähem Schmerz durchbohrt und zerrissen. „Ach, glücklicher Anselmus, der du die Bürde des alltäglichen Lebens abgeworfen, der du in der Liebe zu der holden Serpentina die Schwingen rüstig rührtest und nun lebst in Wonne und Freude auf deinem Rittergut in Atlantis! — Aber ich Armer! — bald — ja in wenigen Minuten bin ich selbst aus diesem schönen Saal, der noch lange kein Rittergut in Atlantis ist, versetzt in mein Dachstübchen, und die Armseligkeiten des bedürftigen Lebens befangen meinen Sinn, und mein Blick ist von tausend Unheil wie von dickem Nebel umhüllt, daß ich wohl niemals die Lilie schauen werde.“ — Da klopfte mir der Archivarius Lindhorst leise auf die Achsel und sprach: „Still, still, Verehrter! klagen Sie nicht so! — Waren Sie nicht soeben selbst in Atlantis, und haben Sie denn nicht auch dort wenigstens einen artigen Meierhof als poetisches Besitztum Ihres innern Sinns? — Ist denn überhaupt des Anselmus Seligkeit etwas anderes als das Leben in der Poesie, der sich der heilige Einklang aller Wesen als tiefstes Geheimnis der Natur offenbaret?“

Ende des Märchens.

Meister Johannes Wacht.

Eine Erzählung.

---

2. Erster Druck nach Hoffmanns Tod in „Geschichten, Märchen und Sagen von Fr. H. von der Hagen, E. T. A. Hoffmann und Henrik Steffens. Breslau 1823. Kunz erklärte gleich Hitzig die auf Hoffmanns letztem Krankenlager entstandene Erzählung für „das vollkommenste Charakterbild, was er je gezeichnet. Wacht selbst ist wie aus einem Gusse geschaffen, höchst originell und wahr, und wenn auch nicht an sich, doch gewiß in Verbindung mit den übrigen Charakteren durchaus neu. Hätte das Geschick es ihm vergönnt, auf gleiche Weise fortfahren zu dürfen, wir würden eine schriftstellerische Doppelnatur mehr zu bewundern haben, da er in diesem Wacht ganz aus sich selbst herausgetreten und einen neuen Weg einzuschlagen begonnen."

Zu der Zeit, als die Leute in der schönen, freundlichen Stadt Bamberg, um mit dem bekannten Sprichwort zu reden, gut, das heißt, unter dem Krummstab wohnten, nämlich gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts, lebte daselbst ein Mann, der, dem Bürgerstande angehörend, in jeder Hinsicht selten und ausgezeichnet zu nennen. Er hieß Johannes *Wacht* und war seiner Profession nach ein Zimmermann.

Die Natur verfolgt, ihrer Kinder Schicksal erwägend und bestimmend, ihren eignen dunkeln, unerforschlichen Weg, und das, was Konvenienz, was im beengten Leben geltende Meinungen und Rücksichten als wahre Tendenz des Seins feststellen wollen, ist ihr nur das vorwitzige Spiel sich weise dünkender, bethörter Kinder. Aber der kurzsichtige Mensch findet oft in dem Widerspruch der Überzeugung seines Geistes mit jenem dunkeln Walten der unerforschlichen Macht, die ihn erst an ihrem mütterlichen Busen gehegt und gepflegt und ihn dann verlassen, eine heillose Ironie; und diese Ironie erfüllt ihn mit Grausen und Entsetzen, weil sie sein eignes Ich zu vernichten droht.

Nicht die Paläste der Großen, nicht fürstliche Prunkgemächer wählt die Mutter des Lebens für ihre Lieblinge. — So ließ sie unsern Johannes, der, wie der geneigte Leser es erfahren wird, wohl einer ihrer begünstigsten Lieblinge zu nennen, auf dem elenden Strohlager, in der Werkstatt eines verarmten Drechslermeisters zu Augsburg, das Licht der Welt erblicken. Die Frau starb vor Jammer und Not gleich nach der Geburt des Kindes und der Mann folgte ihr nach wenigen Monaten.

Der Rat mußte sich des hilflosen Knaben annehmen, dem der erste Sonnenblick eines künftigen günstigen Geschicks aufging, als der Rats-Zimmermeister, ein wohlthätiger, ehrwürdiger Mann, es nicht zugab, daß das Kind, in dessen Antlitz, unerachtet es der Hunger entstellte, er dennoch Züge fand, die ihm gefielen,

in einer öffentlichen Anstalt untergebracht werde, sondern es in sein Haus nahm, um es selbst mit seinen Kindern zu erziehen.

In unglaublich kurzer Zeit entwickelte sich nicht allein die Gestalt des Kindes, so daß man kaum glauben mochte, das kleine, unscheinbare Wesen in der Wiege sei wirklich die farb- und formlose Puppe gewesen, aus der wie ein schöner Schmetterling der lebendige, bildhübsche, goldgelockte Knabe hervorgegangen. Doch wichtiger schien, als mit dieser Anmut der Gestalt sich bald bei dem Knaben eine Eminenz der Geistesfähigkeiten zeigte, die den Pflegevater sowohl, als seine Lehrer in Erstaunen setzte. Johannes wuchs in einer Werkstatt auf, aus der, da der Rats-Zimmermeister beständig mit den wichtigsten Bauten beschäftigt war, das Grandioseste hervorging, was das Handwerk zu liefern vermag. Kein Wunder, daß des Knaben alles lebendig auffassender Sinn dadurch aufgeregt wurde, und er sich mit ganzer Seele zu einer Profession hingezogen fühlte, deren Tendenz, insofern sie Großes und Kühnes zu schaffen vermag, er in tiefer Seele ahnete. Man kann denken, wie diese Neigung des Knaben den Pflegevater erfreute; er fühlte sich dadurch bewogen, im Praktischen selbst sein sorgfältiger, aufmerksamer Lehrmeister zu sein, sowie er den Knaben, da er zum Jüngling heranreifte, in allem, was zum höhern Einsehn und Treiben des Handwerks gehört, wie z. B. in der Zeichenkunst, Architektur, Mechanik u. s. w., von den geschicktesten Meistern unterrichten ließ.

Vierundzwanzig Jahre war unser Johannes alt, als der alte Zimmermeister starb, und schon damals war sein Pflegesohn ein in allen Teilen seines Handwerks völlig erfahrner, durchaus geübter Geselle, der weit und breit seinesgleichen suchte. Er trat zu der Zeit mit seinem treu verbundenen Kameraden Engelbrecht die gewöhnliche Wanderschaft an.

Genug weißt du, geliebter Leser, aus der Jugendzeit des wackern Wacht, und es dürfte nur noch nötig sein, mit kurzen Worten zu sagen, wie es kam, daß er in Bamberg ansässig und Meister wurde.

Als er nämlich nach langer Wanderung auf der Rückkehr in die Heimat mit seinem Kameraden Engelbrecht durch Bamberg kam, war man dort gerade mit der Hauptreparatur des bischöflichen Palastes beschäftigt, und zwar sollte eben an der Seite, wo die Mauern aus der Tiefe eines engen Gäßchens himmelhoch

emporstiegen, ein ganz neuer Dachstuhl aus den größten, schwersten Balken gesetzt werden. Es galt eine Maschine, die, den möglichst kleinsten Platz einnehmend, mit konzentrierter Kraft die großen Lasten in die Höhe hob. Der fürstliche Baumeister, der auf ein Däuschen herzurechnen wußte, wie die Trajanssäule in Rom zum Stehen gebracht und wie dabei hundert Fehler begangen worden, die er nimmermehr sich hätte zu schulden kommen lassen, hatte auch wirklich eine Maschine, eine Art von Krahn, hingestellt, welche sehr hübsch aussah und von allen als ein mechanisches Meisterstück gerühmt wurde. Als aber die Leute die Maschine in Bewegung setzen wollten, fand es sich, daß der Herr Baumeister auf lauter Simsone und Herkulesse gerechnet hatte. Das Räderwerk gab ein gräßliches, kreischendes Jammergeschrei von sich, die eingehakten großen Balken blieben sitzen, die Arbeiter erklärten im Schweiß ihres Angesichts, daß sie lieber Holländerbäume steile Treppen herauftragen, als an der Maschine die angestrengteste Kraft nutzlos vergeuden wollten; und dabei blieb es.

In einiger Entfernung schauten Wacht und Engelbrecht dem Wesen oder vielmehr dem Unwesen zu, und es mag sein, daß Wacht über die Unkenntnis des Baumeisters ein wenig lächelte.

Ein eisgrauer Altgeselle erkannte an der Kleidung der Fremden das Handwerk, trat ohne weiteres auf sie zu und fragte den Wacht: ob er das Ding mit der Maschine dort denn besser verstehe, daß er so klug drein sehe? „Ei nun," erwiderte Wacht ganz unbefangen, „ei nun, mit dem Besserverstehen ist es immer ein mißliches Ding, denn jeder Narr glaubt, er verstehe alles am allerbesten; aber mich nimmt's nur wunder, daß ihr hier zu Lande die einfache Vorrichtung nicht kennt, welche das mit Leichtigkeit bewirkt, warum der Herr Baumeister dort vergebens die Leute sich quälen läßt."

Den eisgrauen Altgesellen verschnupfte die kecke Antwort des jungen Menschen nicht wenig; er wandte sich murrend weg, und bald wußte jeder, daß ein fremder junger Zimmergeselle den Baumeister mit samt seiner Maschine verhöhnt und sich gerühmt, eine wirksamere Vorrichtung zu kennen. So wie es in der Regel,

5. Däuschen, Verkleinerung von Daus, niedrigster Wurf beim Würfelspiel, dann überhaupt für etwas ganz Geringes. — Trajanssäule. Vorberger macht aufmerksam, daß Hoffmann irrte oder absichtlich den Baumeister irren ließ; die Aufrichtung des großen ägyptischen Obelisken auf dem Petersplatz im Jahre 1588 erforderte besondere Maschinen und machte viel Aufsehen; die Trajanssäule war niemals umgestürzt. — 15. Holländerbäume, die größten Baumstämme, welche den Rhein hinabgeflößt werden, um dann als Schiffsmasten Verwendung zu finden.

achtete kein Mensch darauf, sondern der würdige Baumeister, sowie die ehrliche Zimmermanns-Zunft zu Bamberg meinte: der aus der Fremde würde auch nicht alle Weisheit gefressen haben und alte erfahrne Meister eines Bessern belehren wollen. „Siehst du nun wohl," sprach Engelbrecht zu seinem Kameraden, „siehst du nun wohl, Johannes, wie dein Vorwitz schon wieder die Leute, welche wir noch dazu als Handwerksgenossen begrüßen müssen, gegen dich aufgebracht hat?"

„Wer kann," erwiderte Johannes mit funkelndem Blick, „wer mag es ruhig ansehen, wenn das arme, bedauernswürdige Handlangervolk ohne Not über alle Gebühr geschunden und geplagt wird! Und wer weiß, was mein Vorwitz nicht noch für ersprießliche Folgen haben wird?" — Es traf wirklich so ein.

Ein einziger Mann von solch eminentem Geist, daß seinem Scharfblick kein noch so flüchtig hingeworfener Funken entging, faßte die Äußerung des Jünglings, die ihm von dem Baumeister selbst als ein voreiliges Wort eines jungen Guckindiewelt hinterbracht wurde, gar anders auf, als die übrigen. Dieser Mann war der Fürst-Bischof selbst. Er ließ den Jüngling vor sich kommen, um ihn näher über seine Äußerung zu befragen, und wurde nicht wenig von seinem ganzen Wesen in Erstaunen gesetzt. Der geneigte Leser muß erfahren, woher dies Erstaunen rührte, und es ist an der Zeit, von Johannes Wachts ganzem Innern und Äußern mehr zu sagen.

Johannes war, was Antlitz und ganze Gestalt betrifft, ein ausgezeichnet schöner Jüngling zu nennen, und doch erhielten diese edlen Züge, dieser majestätische Wuchs erst im männlicheren Alter die volle Bedeutung. Ästhetische Kapitulare nannten den Johannes einen Römerkopf; ein jüngerer Domizellar, der auch im strengsten Winter ganz schwarz in Seide einherzugehen pflegte und der Schillers „Fiesko" bereits gelesen, versicherte dagegen, Johannes Wacht sei der leibhaftige Verrina.

Nicht Schönheit und Anmut der äußern Gestalt übt aber jenen geheimnisvollen Zauber, vermöge dessen manche hochbegabte Menschen jeden, dem sie entgegentreten, auf der Stelle für sich einnehmen. Man fühlt in gewisser Art ihre Überlegenheit, aber dies Gefühl ist keineswegs, wie man denken sollte, lästig, sondern

18. Fürst-Bischof, Franz Ludwig von Erthal, der in Bamberg von 1779 bis 1795 herrschte. — 27 f. Kapitular und Domicellar, Kapitel- und Domherr. — 30. „Fiesko" erschien 1784; Schiller bezeichnet Verrina als „Mann von 60 Jahren. Schwer, ernst und düster. Tiefe Züge". Nat.-Litt. Bd. 120.

erregt, indem es den Geist erhebt, ein gewisses Behagen, das dem ganzen Innern unendlich wohlthut. Die vollkommenste Harmonie verbindet alle Teile des physischen und psychischen Organismus zum Ganzen, so daß die Erscheinung wie ein reiner Accord keinen Mißklang duldet. Diese Harmonie schafft jenen unnachahmlichen Umstand, jenes, — man möchte sagen — Bequeme in der kleinsten Bewegung, worin sich das Bewußtsein der wahrhaften menschlichen Würde kund thut. Diesen Anstand lehrt kein Tanzmeister und kein Prinzenhofmeister, und er dürfte wohl deshalb recht eigentlich der vornehme Anstand sein, weil ihn die Natur selbst als solchen gestempelt. Es ist hier nur noch hinzuzufügen, daß Meister Wacht, unerschütterlich in Edelmut, Treue und Bürgersinn, mit jedem Jahre mehr ein Mann des Volks wurde. Er trug alle Tugenden, aber auch jene unbesiegbaren Vorurteile in sich, die gewöhnlich die Schattenseite solcher Männer zu sein pflegen. Der geneigte Leser wird bald erfahren, worin diese Vorurteile bestanden. —

Erklärt möchte nun auch hinlänglich sein, warum des Jünglings Erscheinung auf den würdigen Fürst-Bischof solch einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Lange betrachtete er den jungen, stattlichen Handwerksmann schweigend mit sichtbarem Wohlgefallen, dann fragte er ihn über sein ganzes bisheriges Leben aus. Johannes antwortete auf alles freimütig und bescheiden und setzte zuletzt dem Fürsten mit überzeugender Klarheit aus einander, wie des Baumeisters Maschine vielleicht zu andern Zwecken tauglich, die beabsichtigte Wirkung aber niemals hätte hervorbringen können.

Auf die Äußerung des Fürsten: ob Wacht sich wohl getraue, eine zweckmäßigere Maschine anzugeben, die die Lasten emporbringe, erwiderte dieser, daß er, um eine solche Maschine herzustellen, nur eines Tages und der Hilfe seines Kameraden Engelbrecht und einiger geschickter und williger Handlanger bedürfe.

Man kann wohl denken, mit welcher boshaften Schadenfreude im Innern der Baumeister und was ihm anhängig, den Morgen kaum erwarten konnten, an dem der vorlaute Fremde mit Schande und Spott nach Hause geschickt werden würde. Es kam aber anders, als es diese gutherzigen Leute gedacht und auch wohl gewünscht hatten.

Drei zweckmäßig angebrachte, in der Wirkung in einander greifende Erdwinden, jede nur mit acht Arbeitern bemannt, hoben

die schweren Balken so leicht bis zur schwindelnden Höhe des Dachs, daß diese in den Lüften zu tanzen schienen. Seit diesem Augenblick war des braven, geschickten Handwerksmanns Ruf in Bamberg begründet. Der Fürst drang in ihn, in Bamberg zu bleiben und das Meisterrecht zu erlangen, wozu er ihm selbst allen nur möglichen Vorschub leisten wolle. Wacht war zweifelhaft, unerachtet es ihm in dem freundlichen, wohlfeilen Bamberg sehr wohl gefiel. Ansehnliche Bauten, die eben im Werke, legten für das Bleiben ein großes Gewicht in die Wagschale; den Ausschlag gab aber ein Umstand, der im Leben gar oft zu entscheiden pflegt. Johannes Wacht fand nämlich ganz unvermutet in Bamberg die bildhübsche, ehrsame Jungfrau wieder, die er vor mehren Jahren in Erlangen gesehen und welcher er schon damals zu tief in die freundlichen blauen Augen geguckt hatte. Mit zwei Worten: Johannes Wacht ward Meister, heiratete die ehrsame Jungfrau aus Erlangen und brachte es durch Fleiß und Geschicklichkeit bald dahin, daß er ein artiges Haus, welches auf dem Kaulberge gelegen, mit einem großen Hofraum nach den Bergen hinaus, kaufen und sich so ganz ansiedeln konnte. Doch wem leuchtet unwandelbar im gleichen Glanz des Glückes freundlicher Stern! Der Himmel hatte beschlossen, unsern wackern Johannes einer Prüfung zu unterwerfen, der vielleicht jeder andere, weniger stark an Geist, unterlegen haben würde. Die erste Frucht der glücklichsten Ehe war ein Sohn, der, ein herrlicher Jüngling, ganz in die Fußstapfen des Vaters treten zu wollen schien. Achtzehn Jahre war dieser Jüngling alt geworden, als in einer Nacht, nicht fern von Wachts Hause, Feuer ausbrach. Vater und Sohn eilten, ihrem Beruf gemäß, zur Dämpfung des Brandes herbei. Kühn kletterte der Sohn mit andern Zimmerleuten hinan, um das brennende Dachgerippe so viel als möglich wegzuschlagen. Der Vater, der unten geblieben, um, wie es immer zu geschehen pflegte, das Einreißen und Löschen zu leiten, warf einen Blick hinauf, erkannte die entsetzliche Gefahr, schrie: „Johannes, Leute, hinab, hinab!“ Zu spät — mit fürchterlichem Krachen stürzte die Brandmauer ein — erschlagen lag der Sohn in den Flammen, die wie im gräßlichen Triumph stärker prasselnd emporloderten. —

Doch nicht dieser entsetzliche Schlag allein sollte den armen Johannes Wacht treffen. Eine unvorsichtige Magd drang mit wütendem Jammergeschrei in die Stube, wo die Hausfrau, erst halb genesen von einer zerstörenden Nervenkrankheit, in Angst und

Not lag über das Feuer, dessen dunkelroter Wiederschein sich an den Wänden spiegelte.

„Euer Sohn, Euer Johannes ist erschlagen, begraben in den Flammen hat ihn mit seinen Kameraden die Brandmauer!“

So schrie die Magd.

Wie von jäher Gewalt getrieben, richtete sich die Hausfrau aus dem Bette hoch empor, doch tief aufseufzend sank sie wieder zurück auf das Lager.

Der Nervenschlag hatte sie getroffen, — sie war tot.

„Sehen wir nun,“ sprachen die Bürger,“ wie Meister Wacht sein großes Leid tragen wird. Oft genug hat er uns gepredigt, daß der Mensch dem größten Unglück nicht erliegen, sondern sein Haupt emporhalten und mit der Kraft, die der Schöpfer in jedes Brust gelegt, dem bedrohlichen Verderben so lange widerstehen müsse, als dieses nicht augenscheinlich im ewigen Rat beschlossen. Laßt uns sehen, was er uns nun für ein Beispiel geben wird!“

Nicht wenig war man verwundert, als man zwar den Meister selbst nicht in der Werkstatt, wohl aber die ununterbrochene Thätigkeit der Gesellen wahrnahm, so daß nicht die mindeste Stockung entstand, sondern die begonnenen Werke so, als ob dem Meister kein Leid widerfahren, gefördert wurden.

„Engelbrecht,“ sprach der Meister an demselben Mittage, als er in der Frühe mit standhaftem Mute, festen Schrittes, allen Trost, alle Hoffnung, die ihm sein Glaube, die wahrhafte Religion, die in seinem Innern festgewurzelt blieb, gewährte, in dem verklärten Antlitz, den Leichen seines Weibes und seines Sohnes gefolgt, „Engelbrecht, es ist nun vonnöten, daß ich mit meinem Gram, der mir das Herz abstoßen will, allein bleibe, damit ich vertraut mit ihm werde und mich gegen ihn ermanne. Du, Bruder, bist ja mein wackerer, thätiger Werkmeister und weißt wohl, was in acht Tagen zu thun; denn so lange schließ’ ich mich in mein Kämmerlein.“ —

In der That verließ Meister Wacht acht Tage hindurch nicht seine Stube. Das Essen brachte die Magd oft unangerührt wieder hinab, und man vernahm oft auf dem Hausflur seine leise, wehmütige tief ins Herz dringende Klage: „O mein Weib, o mein Johannes!“

Viele von Wachts Bekannten waren der Meinung, daß man ihn durchaus dieser Einsamkeit nicht überlassen müsse, die ihn, da

er beständig seinem Gram nachhänge, zerstören könne. Engelbrecht entgegnete indessen: „Laßt ihn gewähren; ihr kennt meinen Johannes nicht; schickte ihm die Macht des Himmels, nach ihrem unerforschlichen Ratschluß, diese harte Prüfung, so gab sie ihm auch die Kraft, sie zu überstehen, und jeder irdische Trost würde ihn nur verletzen. Ich weiß, auf welche Weise er sich hinausarbeitet aus seinem tiefen Schmerz.“ —

Letzteres sprach Engelbrecht mit beinahe schlauer Miene, ohne sich weiter darüber auslassen zu wollen, was er damit meine. Die Leute mußten zufrieden sein und den unglücklichen Wacht in Ruhe lassen.

Acht Tage waren vergangen; am neunten, und zwar an einem heitern Sommermorgen, früh um 5 Uhr, trat Meister Wacht ganz unvermutet hinaus in den Werkhof unter die Gesellen, die in voller Arbeit. Die Äxte, die Sägen sanken ihnen nieder und halb wehmütig riefen sie: „Meister Wacht, unser guter Meister Wacht!“

Mit heiterem Antlitz, auf dem die Spuren des überstandenen Grams den Ausdruck inniger Gutmütigkeit bis zum rührendsten Charakter erhöhten, trat er unter seine Getreuen und verkündigte, wie der gütige Himmel den Geist der Gnade und des Trostes auf ihn herabgesandt, und wie er nun gestärkt, mit Mut und Kraft, seinen Beruf erfüllen werde. Er begab sich nach dem Gebäude, das in der Mitte des Hofes zum Aufbewahren des Handwerkszeugs, zum Aufzeichnen der Werke u. s. w. bestimmt war.

Engelbrecht, die Gesellen, die Lehrburschen folgten ihm wie im Zuge; als er eintrat, blieb er fast eingewurzelt stehen.

Man hatte im Schutt des abgebrannten Hauses die Axt des armen Johannes, welche an ganz entscheidenden Zeichen kennbar, mit halb verbranntem Stiel vorgefunden. Diese war von seinen Kameraden hoch an der der Thür gegenüberstehenden Wand befestigt und rund umher mit ziemlich roher Kunst ein Kranz von Rosen und Cypressen gemalt worden. Unter den Kranz hatten sie aber Namen, Geburtsjahr ihres geliebten Kameraden, sowie das Datum der unglückseligen Nacht seines gewaltsamen Todes gesetzt.

„Armer Hans,“ rief Meister Wacht, als er dies rührende Monument wahrhaft treuer Gemüter erblickte, und ein Thränenstrom stürzte ihm aus den Augen, „armer Hans, zum letztenmale

erhobst du jenes Werkzeug zum Wohl deiner Brüder, aber du ruhst im Grabe, und nimmer wirst du mehr an meiner Seite in wackerer Thätigkeit tüchtige Werke fördern helfen!"

Damit ging Meister Wacht die Reihe umher, schüttelte jedem Gesellen, jedem Lehrburschen treuherzig die Hand und sprach: „Denkt an ihn!" — Alles ging nun wieder an die Arbeit, nur Engelbrecht mußte bei Wacht zurückbleiben. „Sieh nur, mein alter Kamerad," sprach Wacht, „welchen wunderbaren Weg die ewige Macht gewählt hat, um mich mein großes Leid überstehen zu lassen. In den Tagen, als mich der Gram über Weib und Kind, die ich auf solch entsetzliche Weise verloren, ganz und gar zermalmen wollte, gab mir der Geist den Gedanken eines besondern künstlichen und zusammengesetzten Hängewerks ein, über welches ich schon lange gegrübelt, das mir aber nie ins klare kommen wollte. Schau her!" —

Damit rollte Meister Wacht die Zeichnung auf, an der er die acht Tage über gearbeitet hatte, und Engelbrecht erstaunte ebenso sehr über die Kühnheit und Originalität der Erfindung, als über die ausnehmende Sauberkeit der vollendeten Arbeit. So künstlich, so sinnig war die Mechanik des Werkes angelegt, daß selbst der viel erfahrene Engelbrecht sich nicht gleich darein finden konnte, desto mehr aber in freudige Verwunderung ausbrach, als, nachdem ihm Meister Wacht das kleinste Detail des ganzen Baues erklärt, er sich von der Unfehlbarkeit des Gelingens in der Ausführung überzeugen mußte. —

Wachts ganze Familie bestand jetzt noch aus zwei Töchtern; doch sollte dieser Hausstand gar bald vermehrt werden.

So arbeitsam, so geschickt auch Meister Engelbrecht sein mochte, dennoch gelang es ihm nicht, die niedrigste Stufe der Wohlhabenheit zu erlangen, welche gleich in der ersten Zeit Wachts Unternehmungen krönte. Der ärgste Feind des Lebens, gegen den keine menschliche Kraft etwas vermag, lehnte sich gegen ihn auf, um ihn zu verderben, und verdarb ihn wirklich, nämlich Siechheit des Körpers. Er starb und hinterließ die Frau mit zwei Knaben in beinahe dürftigen Umständen; die Frau begab sich in ihre Heimat, und Meister Wacht hätte gern beide Söhne in sein Haus genommen, dies war aber nur mit dem ältesten, Sebastian geheißen, thunlich. Dieser war ein kräftiger Junge, der, zum Handwerk des Vaters geneigt, ein tüchtiger Zimmermann zu werden versprach.

Eine gewisse Störrigkeit des Charakters, die zuweilen bis ans Bösartige zu grenzen schien, sowie ein gewisses rohes Wesen, oft bis zur Wildheit gesteigert, glaubte Wacht durch eine weise Erziehung besiegen zu können. Der jüngere Bruder, namens Jonathan, war gerade das Gegenteil des ältern, ein kleines, bildhübsches, schwächliches Bübchen, dem die Milde und Herzensgüte aus den blauen Augen lachte. Diesen Knaben hatte schon bei Lebzeiten des Vaters der ehrwürdige Doktor des Rechts, sowie erster und ältester Advokat im Orte, Herr Theophilus Eichheimer, zu sich genommen, um ihn, da er einen vorzüglichen Geist, sowie den entschiedensten Hang zu den Wissenschaften zeigte, zum Rechtsgelehrten zu erziehen.

Hier zeigte sich nun eines jener unbesiegbaren Vorurteile unseres Wacht, von denen schon oben die Rede gewesen. Wacht trug nämlich die vollkommenste Überzeugung in sich, daß alles, was man unter dem Namen Rechtsgelehrsamkeit verstehe, nichts anderes als künstlich ergrübelte Menschensatzung wäre, die nur dazu diene, das wahre Recht, das in jedes Tugendhaften Brust geschrieben stehe, zu verwirren. Konnte er die Einrichtung der Gerichtshöfe auch nicht geradehin verwerfen, so hatte er doch seinen ganzen Haß auf die Advokaten geworfen, welche er insgesamt, wo nicht geradezu für elende Betrüger, doch für solche nichtswürdige Menschen hielt, die mit dem Heiligsten und Ehrwürdigsten auf der Welt schändlichen Wucher trieben. Man wird sehen, wie der verständige, sonst alle Lebensverhältnisse klar durchschauende Wacht in diesem Punkt dem Rohesten aus dem gemeinsten Volke glich. Daß er fürs andere unter den Anhängern der katholischen Kirche keine Frömmigkeit, keine Tugend statuierte, daß er keinem Katholiken traute, möchte ihm eher zu verzeihen sein, da er in Augsburg die Grundsätze eines beinahe fanatischen Protestantismus eingesogen. Man kann denken, wie es dem Meister Wacht das Herz zerschnitt, den Sohn seines treuesten Freundes eine Laufbahn beginnen zu sehen, die er so tief verabscheute.

Doch war ihm des Verstorbenen Wille heilig, und es war so viel gewiß, daß der schwächliche Jonathan nicht zu irgend einem Handwerk, das nur einigermaßen körperliche Kraft erforderte, erzogen werden konnte, sowie, daß, wenn der alte Herr Theophilus Eichheimer mit dem Meister über das göttliche Geschenk der Wissenschaften sprach, und dabei den kleinen Jonathan als einen frommen,

verständigen Knaben lobte, der Meister in dem Augenblick den Advokaten, die Rechtsgelehrsamkeit und sein Vorurteil vergaß. Meister Wacht hatte seine ganze Hoffnung darauf gestellt, daß Jonathan, des Vaters Tugenden im Herzen, ein Metier in dem Augenblick verlassen werde, als er, an Jahren gereift, dessen ganze Schändlichkeit einzusehen imstande.

War Jonathan ein stiller, frommer, dem häuslichen Studieren ergebener Junge, so trieb es Sebastian desto ärger mit ausgelassenem, tollem Wesen. Da er aber rücksichts seines Handwerks ganz der Vater wurde und an dem Fleiß, sowie an der Nettigkeit seiner Arbeit nie etwas auszusetzen war, so maß Meister Wacht die bisweilen doch zu argen Streiche dem ungeläuterten Feuer der aufbrausenden Jugend bei, vergab sie dem Jüngling und meinte, er werde sich auf der Wanderschaft wohl die Hörner ablaufen.

Diese Wanderschaft trat Sebastian bald an, und Meister Wacht hörte auch nicht früher etwas von ihm, als bis er, majorenn geworden, von Wien aus sich sein kleines väterliches Erbteil ausbat, welches ihm Meister Wacht von Heller zu Pfennig übersandte, und worüber er eine von dem Gerichte zu Wien ausgefertigte Quittung erhielt.

Eben eine solche Verschiedenheit der Gemütsart, die die Engelbrechts trennte, fand auch bei Wachts beiden Töchtern statt, von denen die älteste Nettel, die jüngere aber Nanni geheißen.

In aller Eile kann hier bemerkt werden, daß nach der allgemeinen, in Bamberg herrschenden Meinung der Vorname Nanni der allerschönste und herrlichste ist, den ein Mädchen führen kann. Fragst du daher, geliebter Leser, in Bamberg ein hübsches Kind: „Wie heißen Sie, mein süßer Engel?“ so wird die Holde verschämt die Augen niederschlagen, an der schwarzseidenen Schürze zupfen und etwas errötend freundlich lispeln: „I nun, Nanni, Ihr Gnaden!“ —

Nettel, Wachts älteste Tochter, war ein kleines rundes Ding mit hochroten Wangen und recht freundlichen schwarzen Äugelein, mit denen sie in den Sonnenschein des Lebens, wie er ihr aufgegangen, keck hineinschaute, ohne zu blinzeln. Sie war rücksichts ihrer Bildung und ihres ganzen Wesens auch nicht eine Linie

24. Nettel, Margarete; Nanni, Anna.

hoch über die Sphäre des Handwerks gestiegen. Sie klatschte mit den Frau Basen, putzte sich gern, wiewohl in buntem Staat ohne Geschmack; ihr eigentliches Element, worin sie webte und lebte, war aber die Küche. Keiner, und auch nicht der ausgelerntesten Köchin weit und breit, konnte der Hasen- und Gänsepfeffer so schmackhaft geraten, über die Sulzen herrschte sie nach freier Willkür, Gemüse, wie z. B. Wierschig, Keesköhl, bereitete Rettels kunstreiche Hand ohnegleichen, da ein feiner, untrüglicher Sinn sie über das plus oder minus des Fetts auf der Stelle entscheiden ließ, und ihre Krapfen spotteten der wohlgeratensten Erzeugnisse der luxuriösesten Kirchweihe.

Vater Wacht war mit der Kochkunst seiner Tochter sehr wohl zufrieden und meinte einmal, es sei unmöglich, daß der Fürst-Bischof schmackhaftere Schunkennudeln auf seiner Tafel haben könne. Das ging denn nun der guten Rettel so tief ins freudige Herz, daß sie im Begriff stand, eine gewaltige Schüssel mit besagten Schunkennudeln, und zwar an einem Festtage dem Fürst-Bischof aufs Schloß zu schicken. Zum Glück kam Meister Wacht zeitig genug dahinter und verhinderte unter herzlichem Lachen die Ausführung des kühnen Gedankens.

War die kleine dicke Rettel eine tüchtige Wirtschafterin, eine perfekte Köchin, und dabei die Gutmütigkeit, kindliche Treue und Liebe selbst, so mußte sie Vater Wacht als ein wohlgeratenes Kind recht zärtlich lieben.

Geistern von Wachts Art ist indessen, trotz ihres Ernstes, wohl eine gewisse ironische Schalkheit eigen, die sich im Leben anmutig bewegt, bei irgend einem Anstoß, sowie der tiefe Bach den über ihn hinwegstreifenden Windhauch mit silbern spiegelnden Wellen begrüßt.

Es war nicht anders möglich, als daß Rettelchen mit ihrem ganzen Wesen diese Schalkheit oft anregen mußte, und so erhielt das ganze Verhältnis mit der Tochter oft eine seltsam nuancierte Farbe. Der geneigte Leser wird künftig Beispiele von der Art genug erfahren; vor der Hand mag nur eines hier stehen, welches lustig genug zu nennen. In Meister Wachts Hause fand sich ein stiller, hübscher, junger Mann ein, der bei der fürstlichen Kammer angestellt war und sein reichliches Auskommen hatte. Er freite

7. Keesköhl, Käsekohl. — 14. Schunken, Schinken.

nach gerader, deutscher Sitte bei dem Vater um die älteste Tochter, und Meister Wacht konnte, ohne dem jungen Mann und seiner Nettel unrecht zu thun, nicht umhin, ihm den Zutritt in sein Haus zu verstatten, damit er Gelegenheit fände, sich um Nettels Zuneigung zu bewerben. Nettel, von des Mannes Absicht unterrichtet, sah ihn mit gar freundlichen Augen an, in denen man zuweilen lesen konnte: „Zu unserer Hochzeit, Liebster, back' ich die Kuchen selbst!"

Dem Meister Wacht war diese Zuneigung seiner Tochter gar nicht recht, weil ihm der bischöfliche Herr Kastner nicht recht war. Fürs erste war der Mann natürlicherweise Katholik, fürs zweite glaubte Wacht bei näherer Bekanntschaft an dem Herrn Kastner ein gewisses schleichendes, zurückhaltendes Wesen wahrzunehmen, das auf einen befangenen Geist schließen ließ. Gern hätte er den unangenehmen Freier wieder aus dem Hause entfernt, ohne jedoch der Nettel wehe zu thun. Meister Wacht beobachtete sehr scharf und wußte seine Beobachtungen schlau und verständig zu nutzen. So hatte er wahrgenommen, daß der Herr Kastner sich nicht viel aus gut bereiteten Speisen machte, sondern alles ohne sonderlichen Geschmack und noch dazu auf etwas widerwärtige Weise hinunterschluckte. Eines Sonntags, als, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegte, der Herr Kastner bei dem Meister Wacht zu Mittag aß, begann dieser, jede Speise, die die geschäftige Nettel auftragen ließ, gar sehr zu loben und zu preisen, und forderte den Herrn Kastner nicht allein auf, in dieses Lob einzustimmen, sondern fragte auch besonders, was er von dieser oder jener Bereitung der Speisen halte? Der Herr Kastner versicherte aber ziemlich trocken, er sei ein mäßiger, nüchterner Mann und seit Jugend auf an die äußerste Frugalität gewöhnt; mittags genüge ihm ein Löffelchen Suppe und ein Stücklein Ochsenfleisch, nur müsse dieses hart gekocht sein, da es so, in geringer Qualität genossen, mehr sättige, und man sich den Magen mit großen Bissen nicht zu überladen brauche; zur Nacht sei er gewöhnlich mit einer Untertasse guten Eierschmalzes und einem geringen Schnäpschen abgefunden, übrigens ein Glas Extra-Bier um sechs Uhr abends, womöglich in der schönen Natur genossen, sein ganzes Labsal. Man kann denken, mit welchen Blicken Nettelchen den unglückseligsten Kastner ansah. Und doch sollte noch das Ärgste geschehen. Es wurden bayersche Dampfnudeln aufgetragen, die, hoch — hoch

angeschwollen, das Meisterstück der Tafel schienen; der frugale Herr Kastner nahm sein Messer und zerschnitt die Nudel, die ihm zu teil geworden, mit der ruhigsten Gleichgültigkeit in viele Stücke. Nettel stürzte mit einem lauten Jammergeschrei zur Thür hinaus.

Der mit der Behandlung bayerscher Dampfnudeln unbekannte Leser mag erfahren, daß sie beim Genuß geschickt zerrissen werden müssen, da sie zerschnitten allen Geschmack verlieren und die Ehre der Köchin zu Schanden machen.

Nettel hielt von dem Augenblick an den frugalen Herrn Kastner für den abscheulichsten Menschen unter der Sonne; Meister Wacht widersprach ihr keineswegs, und der wilde Bilderstürmer im Gebiete der Kochkunst hatte die Braut auf immer verloren.

Hat der kleinen Nettel buntes Bild beinahe zu viel Worte gekostet, so werden dem geneigten Leser ein paar Züge hinreichen, sich Antlitz, Gestalt und Wesen der holden, anmutigen Nanni ganz vor Augen zu bringen.

Im südlichen Deutschland, vorzüglich in Franken, und zwar beinahe nur ausschließlich in der Bürgerklasse, trifft man solche feine, zierliche Gestalten, solche liebliche, fromme Engelsgesichtlein, süße Sehnsucht des Himmels in den blauen Augen, des Himmels Lächeln auf den Rosenlippen, daß man wohl gewahrt, wie die alten Maler die Originale zu ihren Madonnen nicht weit suchen durften. So ganz diese Gestalt, dies Antlitz, dies Wesen war die Erlanger Jungfrau, welche Meister Wacht freite, und Nanni ihr treuestes Ebenbild.

Die Mutter war rücksichts der zartesten Weiblichkeit, rücksichts der wohlthuenden Bildung, die nichts ist, als der richtige Takt des Lebens, ganz das, was den Meister Wacht als Mann charakterisierte.

Weniger ernst und fest, als die Mutter, mochte die Tochter sein, dafür aber die Lieblichkeit selbst, und man hätte ihr nur vorwerfen können, daß ihr Zartgefühl, eine Empfindsamkeit, die einer verschwächten Organisation zuzuschreiben und sich daher leicht bis zur weinerlichen Empfindelei steigert, sie fürs Leben zu verletzbar machte.

Meister Wacht konnte das liebe Kind nicht ohne Rührung ansehen und liebte es auf eine Weise, die sonst einem starken Gemüte eben nicht eigen.

Es konnte sein, daß Meister Wacht die zarte Nanni von

Hause aus ein wenig verzärtelte; wodurch aber jene, oft in süße Empfindelei ausartende Zartheit ganz besonders Stoff und Nahrung erhielt, wird sich sehr bald zeigen.

Nanni kleidete sich gern höchst einfach, jedoch in die feinsten Zeuge und nach einem Schnitt, der über die Sphäre ihres Standes hinausging. Wacht ließ sie gewähren, da so gekleidet das holde Kind gar zu hübsch und anmutig aussah.

Ganz geschwind muß hier ein Bild vertilgt werden, das dem Leser aufgehen könnte, der vor langen Jahren in Bamberg war, und der an den abscheulichen, geschmacklosen Kopfputz denkt, der damals die hübschesten Gesichter der Mädchen entstellte. Eine glatte, an den Kopf schließende Haube, die nicht das kleinste Löckchen zum Vorschein kommen ließ — ein schwarzes, nicht zu breites, an die Stirn festschließendes Band, das hinten tief in dem Nacken mit einer höchst servilen Schleife zusammenfuhr.

Später wurde dieses Band breiter und breiter, bis es beinahe die unbillige Breite von einer halben Elle erreichte, deshalb besonders in der Fabrik bestellt werden mußte und mit hartem Karton gefüttert, wie eine Turmhaube emporstieg. Eine Schleife, die vermöge ihrer weit über die Achseln ragenden Breite den ausgespannten Flügeln eines Adlers glich, saß gerade über dem Nackengrübchen. In den Schläfen und bei den Ohren schlängelten sich kleine Löckchen hervor, und mancher kecken Bamberger Incroyable stand diese Tracht seltsam und anmutig genug.

Einen sehr pittoresken Anblick gab es, wenn man von hinten einen Leichenzug erblickte, der sich eben in Bewegung setzte. Es ist Sitte in Bamberg, daß die Bürger zur Leichenfolge eines Verstorbenen durch die sogenannte Totenfrau eingeladen werden, die ihre Einladung mit kreischender Stimme im Namen des Verstorbenen, wie z. B.: Der Herr u. s. w. läßt sich die letzte Ehre erbitten, auf der Straße vor dem Hause eines jeden abschreit. Die Frau Basen und die jungen Mädels, die sonst wenig ins Freie kommen, unterlassen es nicht, sich in großer Anzahl einzufinden, und wenn sich nun der Zug der Weiber zu bewegen anfängt und der Wind sich in die großen Schleifen setzt, so ist es nicht anders, als wenn ein ganzes Heer von schwarzen Raben und Adlern jählings wach wäre und den rauschenden Flug beginnen wolle.

23. Incroyable hießen die Stutzer in der französischen Revolutionszeit.

Der geneigte Leser wird daher gebeten, sich die hübsche Nanni in keinem andern Kopfputz, als in einem niedlichen Erlanger Häubchen zu denken.

So widrig es auch dem Meister Wacht war, daß Jonathan dem Stande angehören sollte, den er haßte, so ließ er dies doch den Knaben, sowie später den Jüngling, keineswegs entgelten. Er sah es vielmehr gern, daß der fromme, stille Jonathan nach vollendetem Tagwerk jedesmal bei ihm sich einfand und die Abende mit seinen Töchtern und der alten Barbara zubrachte. Dabei schrieb Jonathan die schönste Hand, die man nur sehen konnte, und es machte dem Meister Wacht, der eine schöne Handschrift liebte, nicht geringe Freude, als seine Nanni, zu deren Schreibmeister sich Jonathan selbst erkoren, nach und nach dieselbe zierliche Schrift zu schreiben begann.

Meister Wacht war an den Abenden entweder in seinem Arbeitszimmer beschäftigt, oder er besuchte manchmal ein Bierhaus, in dem er seine Handwerksgenossen und auch die Herren vom Rat antraf, und nach seiner Art mit seltenem Geist die Gesellschaft belebte. Im Hause ließ indessen Barbara den Spinnrocken wacker schnurren, während Nettel die Wirtschaftsrechnung fertig schrieb, über die Bereitung neuer, unerhörter Schüsseln nachsann, oder mit lautem Lachen der Alten wiedererzählte, was diese, jene Frau Bos ihr heute vertraut. — Und der Jüngling Jonathan? —

Der saß mit Nanni am Tisch; und die schrieb und zeichnete auch wohl unter seiner Leitung. Aber — Schreiben und Zeichnen ist für den ganzen Abend ein herzlich langweiliges Ding, und so geschah es denn, daß Jonathan oftmals ein sauber gebundenes Buch aus der Tasche zog und der schönen, empfindsamen Nanni mit leiser, süßlispelnder Stimme vorlas.

Jonathan hatte durch den alten Eichheimer die Gönnerschaft des jungen Domizellars erworben, der den Meister Wacht einen wahrhaften Verrina nannte. Der Domizellar, Graf von Kösel, war ein schöner Geist und lebte und webte in Goethes und Schillers Werken, die damals wie glanzvolle, alles überstrahlende Meteore am Horizont des litterarischen Himmels aufzusteigen begannen. Er glaubte mit Recht in dem jungen Schreiber seines Anwalts eine gleiche Tendenz zu entdecken und fand seine be-

22. Bos, Base.

sondere Freude daran, ihn dadurch, daß er ihm nicht allein jene Werke mitteilte, sondern dieselben mit ihm auch gemeinschaftlich durchlas, ihn sich ganz zu assimilieren.

Des Grafen ganzes Herz gewann aber Jonathan dadurch, daß er die Verse, welche der Graf im Schweiße seines Angesichts aus wohlklingenden Phrasen zusammendrechselte, vortrefflich fand und zu des Grafen unaussprechlichem Vergnügen sattsam davon erbaut und gerührt wurde. Wahr ist's indessen, daß Jonathans ästhetische Bildung wirklich durch den Umgang mit dem geistreichen und nur etwas überspannten Grafen gewann.

Der geneigte Leser weiß nun, was für Bücher Jonathan bei der hübschen Nanni aus der Tasche zog und ihr daraus vorlas, und kann selbst ermessen. wie Schriften der Art ein Mädchen, so geistig organisiert wie Nanni, anregen mußten.

„Stern der dämmernden Nacht!"

Wie flossen Nannis Thränen, wenn der liebenswürdige Schreiber also dumpf und feierlich begann!

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß junge Leute, die oft zärtliche Duetten zusammen singen, sich selber sehr leicht in die Person der Duettisten umsetzen und besagte Duetten für die Melodie und den Text des ganzen Lebens halten, sowie der Jüngling, der einem Mädchen einen zärtlichen Roman vorliest, sehr leicht der Held des Stücks wird, während das Mädchen sich in die Rolle der Geliebten hinüberträumt.

Bei so gleichgestimmten Gemütern, wie Jonathan und Nanni, hätte es nicht einmal solcher Anregungen bedurft, um zu einander in Liebe zu kommen.

Die Kinder waren ein Herz und eine Seele; die Jungfrau, der Jüngling nur eine rein und unauslöschlich emporlodernde Liebesflamme. — Vater Wacht hatte von diesem Liebesverständnis seiner Tochter auch nicht die leiseste Ahnung; er sollte indessen bald alles erfahren.

Jonathan hatte es durch unermüdeten Fleiß und wahrhaftes Talent in kurzer Zeit dahin gebracht, daß sein Rechtsstudium für vollendet geachtet und er zur Advokatur gelassen werden konnte, welches denn auch wirklich geschah.

Er wollte mit dieser frohen Nachricht, die ihm seinen Stand-

15. Stern der dämmernden Nacht, aus Ossians „Colma"; von Goethe übersetzt und in „Werthers Leiden" eingeschaltet.

punkt im Leben sicherte, eines Sonntags den Meister Wacht überraschen. Doch wie erbebte er vor Entsetzen, als Wacht ihn mit einem flammensprühenden Blick — nie hatte er ihn so aus des Vaters Augen hervorblitzen sehen — durchbohrte. „Was," rief Vater Wacht mit einer Stimme, daß die Wände erdröhnten, „was, du elender Taugenichts, die Natur hat deinen Körper vernachlässigt, aber dich mit herrlichen Geistesgaben reichlich geschmückt, und diese willst du wie ein hinterlistiger Bösewicht mißbrauchen auf schändliche Weise, und so das Messer gegen deine eigene Mutter kehren? Mit dem Recht willst du Handel treiben, wie mit einer feilen schnöden Ware auf öffentlichem Markt, und es zuwägen mit falscher Wage den armen Bauern, dem gedrückten Bürger, der vor des starren Richters Polsterstuhl vergebens winselte, und dich zahlen lassen mit dem blutigen Heller, den der Arme dir, in Thränen gebadet, hinreicht?

„Mit lügnerischen Menschensatzungen willst du dein Hirn anfüllen und Lug und Trug treiben, wie ein einträgliches Handwerk, wovon du dich mästest? Ist denn alle Tugend des Vaters aus deinem Herzen gewichen?

„Dein Vater — du heißest Engelbrecht — nein, wenn ich dich so nennen höre, so will ich nicht glauben, daß es der Name meines Kameraden sei, der die Tugend und Rechtschaffenheit selbst war, sondern daß der Satan im äffenden Spott der Hölle den Namen über seinem Grabe hinrufe und so die Menschen verführe, den jungen, lügnerischen Rechtsbuben wirklich für den Sohn des wackern Zimmermanns Gottfried Engelbrecht zu halten — fort — nicht mehr mein Pflegesohn — eine Schlange, die ich von meinem Busen reiße — die ich verstoße."

In dem Augenblicke stürzte Nanni mit einem kreischenden, die Brust zerreißenden Jammergeschrei dem Meister Wacht zu den Füßen.

„Vater," rief sie, ganz aufgelöst in wildem Schmerz und trostloser Verzweiflung, „Vater, wenn du ihn verstößest, so verstößest du auch mich, mich, deine liebste Tochter, er ist mein, mein Jonathan; nicht lassen kann ich von ihm in dieser Welt!" —

Ohnmächtig schlug die Arme mit dem Kopf gegen den Wandschrank, daß Blutstropfen die zarte weiße Stirn benetzten. Barbara und Nettel sprangen herbei, brachten die Ohnmächtige auf das Kanapee. Jonathan stand da, erstarrt, wie vom Blitze getroffen, nicht der leisesten Bewegung mächtig.

Es möchte schwer sein, die Bewegung zu beschreiben, die sich auf Wachts Antlitz kund that. Statt der Flammenröte überzog jetzt Leichenblässe das Gesicht, ein dunkles Feuer glühte nur noch in den stieren Augen, kalter Todesschweiß schien auf seiner Stirn zu stehen; er starrte einige Augenblicke vor sich hin, dann machte sich die gepreßte Brust Luft, und er sprach mit seltsamem Ton: „Das war es also!“ — Langsam schritt er dann nach der Thür, in der er noch einmal stehen blieb und, halb zurückgewandt, den Weibern zurief: „Spart nicht kölnisches Wasser und die Faxen sind bald vorüber!“

Bald darauf sah man den Meister zum Hause heraus schnell nach den Bergen wandeln.

Man kann denken, in welches tiefe Herzeleid die Familie versenkt lag. Nettel und Barbara konnten eigentlich gar nicht begreifen, was denn Entsetzliches vorgegangen, und es wurde ihnen dann erst recht angst und bange, als der Meister, wie er es noch niemals gethan, nicht zum Essen wiederkehrte, sondern bis spät in die Nacht ausblieb.

Dann hörte man ihn kommen, die Hausthüre aufmachen, heftig zuwerfen, die Treppe mit starken Schritten hinaufsteigen und sich in seiner Stube einschließen.

Die arme Nanni erholte sich bald wieder und weinte still vor sich hin. Jonathan ließ es aber an wilden Ausbrüchen trostloser Verzweiflung nicht fehlen und sprach auch mehrmals von Erschießen; ein Glück, daß Pistolen eben nicht zum Mobiliar junger empfindsamer Advokaten notwendig gehören, oder wenigstens, befinden sie sich darunter, gewöhnlich kein Schloß haben, oder sonst nicht in gutem Stande sind.

Nachdem Jonathan einige Straßen durchrannt, wie ein toller Mensch, führte ihn instinktmäßig sein Lauf zu seinem hohen Gönner, dem er sein ganzes unerhörtes Herzeleid unter den Ausbrüchen des wütendsten Schmerzes klagte. Es darf kaum hinzugefügt werden, so sehr versteht es sich von selbst, daß der junge verliebte Advokat nach seinen verzweiflungsvollen Beteuerungen der erste und einzige Mensch auf der ganzen Erde war, dem solch Ungeheures geschehen, weshalb er denn auch das Schicksal und alle feindlichen Mächte, als nur gegen ihn verschworen, anklagte.

Der Domizellar hörte ihn ruhig und mit einer gewissen Teilnahme an, die indessen doch das ganze Gewicht des Schmerzes,

wie es der Advokat zu fühlen wähnte, nicht ganz zu erwägen schien. —

„Mein lieber junger Freund," sprach der Domizellar, indem er den Advokaten freundlich bei der Hand nahm und ihn zu einem Sessel führte, „mein lieber junger Freund, ich habe bisher den Herrn Zimmermeister Johannes Wacht für einen in seiner Art großen Mann gehalten, ich sehe aber jetzt ein, daß er dabei auch ein sehr großer Narr ist. Große Narren sind wie stätische Pferde, man bringt sie schwer zur Wendung, ist dieses aber gelungen, so traben sie den gebotenen Weg lustig fort. Des heutigen bösen Auftritts halber, des unsinnigen Zorns des Alten unerachtet, dürftet Ihr die schöne Nanni keineswegs aufgeben.

„Doch ehe wir über Euren in der That anmutigen und romanesken Liebeshandel weiter reden, laßt uns hier ein kleines Frühstück zu uns nehmen. Ihr seid um den Mittag bei dem alten Wacht gekommen, und ich diniere erst um vier Uhr im Seehof."

Auf dem kleinen Tisch, an dem beide, der Domicellar und der Advokat, saßen, war in der That ein gar appetitliches Frühstück aufgetragen. Bayonner Schinken, rund umher mit Scheiben portugiesischer Zwiebel garniert, ein kaltes, gespicktes Rebhuhn von der roten Art, mithin auch ein Fremdling, in rotem Wein gekochte Trüffeln, ein Teller mit Straßburger Gänseleber-Pastete, zuletzt ein Teller mit echtem Strachino und ein anderer mit Butter, so gelb und glänzend wie die Maiblumen selbst.

Der geneigte Leser, der nach Bamberg kommt und dergleichen appetitliche Butter liebt, wird sich freuen, sie auf das schönste und reinste zu erhalten, zugleich sich aber ärgern, wenn er erfährt, daß sie von den Einwohnern aus übertriebener Wirtschaftlichkeit zu einem Schmalz eingeschmolzen wird, das gewöhnlich ranzig schmeckt und alle Speisen verdirbt.

Dazu perlte in einer schön geschliffenen Krystallflasche edler Champagner von der nicht moussierenden Sorte. Der Domizellar, der die vorgebundene Serviette, mit der er den Advokaten empfangen, gar nicht losgeknüpft hatte, legte, nachdem der Kammerdiener ein zweites Couvert schnell herbeigebracht, dem verzweiflungsvollen Liebhaber die schönsten Bissen vor, schenkte ihm Wein ein

17. Seehof, Dorf und Lustschloß bei Bamberg. — 24. Strachino, weicher italienischer Käse.

und langte dann selbst tapfer zu. Es hat jemand einmal frech genug behauptet, daß der Magen mit dem ganzen übrigen physischen Teil des Menschen al pari stände. Das ist eine gottlose, abscheuliche Meinung, aber so viel ist gewiß, daß der Magen oft als despotischer Tyrann oder ironischer Mystifikant seinen eigenen Willen durchsetzt. Das geschah eben jetzt.

Denn instinktmäßig, ohne daran deutlich zu denken, hatte der Advokat in wenigen Minuten ein mächtiges Stück Bayonner Schinken verzehrt, in der portugiesischen Garnitur schreckliche Verwüstungen angerichtet, ein halbes Rebhuhn, eine nicht geringe Anzahl von Trüffeln, sowie mehr Straßburger Pastete vertilgt, als einem jungen schmerzerfüllten Advokaten ziemlich.

Dazu ließen sich beide, der Domizellar und der Advokat, den Champagner so wohl schmecken, daß der Kammerdiener die Krystallflasche bald noch einmal füllen mußte.

Der Advokat fühlte eine angenehme, wohlthuende Wärme sein Inneres durchdringen, und sein Herzeleid erfaßte ihn nur mit seltsamen Schauern, die eigentlich elektrischen Schlägen glichen, welche schmerzen und doch wohlthun Er war empfänglich für die Trostreden seines Gönners, der, nachdem er das letzte Glas Wein behaglich eingeschlürft und sich zierlich den Mund geputzt hatte, sich in Positur setzte und in folgender Art begann:

„Fürs erste, mein lieber, guter Freund, müßt Ihr nicht so thöricht sein, zu glauben, daß Ihr der einzige Mensch auf Erden seid, dem der Vater die Hand seiner Tochter verweigert. Doch das thut hier gar nichts zur Sache. Wie ich Euch schon gesagt habe, ist die Ursache, warum Euch der alte Narr haßt, so höchst abgeschmackt, daß es damit keinen Bestand haben kann, und mag es Euch in diesem Augenblick widersinnig vorkommen oder nicht, ich kann den Gedanken kaum ertragen, daß sich alles ganz nüchtern mit einer Hochzeit endigen und daß man von der ganzen Sache nichts weiter sagen wird, als: Peter hat um die Grete gefreit, und Grete und Peter sind Mann und Weib geworden.

„Die Situation ist sonst neu und herrlich, da bloß der Haß gegen einen Stand, den der geliebte Pflegesohn ergriffen, der einzige Hebel ist, welcher eine neue und auserlesene Tragik der Handlung in Bewegung setzen könnte; — doch zur Sache! Ihr seid Dichter, mein Freund, und dies verändert alles. Eure Liebe, Euer Leid muß alles als poetisches Prachtstück im vollen Glanz

der heiligen Dichtkunst erscheinen; Ihr vernehmt die Accorde der Lyra, die die Euch nahe Muse anschlägt, und in göttlicher Begeisterung empfangt Ihr die geflügelten Worte, die Eure Liebe, Euer Leid aussprechen. Als Dichter seid Ihr in diesem Augenblicke der glücklichste Mensch auf Erden zu nennen, da Eure tiefste Brust wirklich verwundet ist, so daß Euer Herzblut quillt. Ihr bedürft also keiner künstlichen Anregung, um Euch poetisch zu stimmen, und gebt acht: diese Zeit des Grams wird Euch Großes und Vortreffliches erzeugen lassen.

„Aufmerksam muß ich Euch darauf machen, daß in diesen ersten Momenten Eurem Liebesschmerz sich ein seltsames, sehr unangenehmes Gefühl beimischen wird, das sich in keine Poesie einfügen lassen will; doch dies Gefühl verrauscht bald. Damit Ihr mich aber versteht! Wenn z. B. der unglückliche Liebhaber von dem erzürnten Vater sattsam abgeprügelt und zum Hause hinausgeworfen wird, wenn die beleidigte Mama das Mägdlein in ihre Kammer sperrt und den versuchten Sturm des verzweiflungsvollen Liebhabers durch den bewaffneten Hausstand zurückschlagen läßt, wenn sogar die plebejischen Fäuste vor dem feinsten Tuch keine Scheu tragen" (der Domizellar seufzte bei diesem Worte ein wenig), „so muß diese aufgegärte Prosa der erbärmlichen Gemeinheit erst verdampfen, damit als Niederschlag der reine, poetische Liebesschmerz sich setze. Ihr seid garstig ausgescholten worden, mein lieber junger Freund, und dies war die bittere, zu überwindende Prosa; Ihr habt sie überwunden, ergebt Euch ganz der Poesie.

„Hier habt Ihr Petrarkas Sonette, Ovids Elegien, nehmt, lest, dichtet, lest mir vor, was Ihr gedichtet habt. Vielleicht kommt unterdessen mir auch irgend ein Liebesschmerz, wozu mir nicht alle Hoffnung abgeschnitten, da ich mich wahrscheinlich in eine Fremde verlieben werde, die im weißen Lamm auf dem Steinwege abgestiegen ist und von der Graf Nesselstädt behauptet, sie sei die Schönheit und Anmut selbst, unerachtet er sie nur ganz flüchtig am Fenster erblickt. Dann, o Freund, wollen wir, wie die Dioskuren, die gleiche glanzvolle Laufbahn in Poesie und Liebesschmerz wandeln. Bemerkt, Freundchen, welchen großen Vorteil mir mein Stand giebt, der jede Liebe, die mich erfaßt, als ein nie zu erfüllendes Sehnen und Hoffen zum Tragischen hinaufsteigert. Doch nun, mein Freund, hinaus, hinaus in den Wald, wie es ziemlich!" —

Dem geneigten Leser müßte es gewiß sehr langweilig, ja unerträglich sein, wenn nun hier weitläufig und wohl gar in allerlei überaus zierlichen Worten und Redensarten geschildert werden sollte, was Jonathan und Nanni alles in ihrem Schmerz begannen. Dergleichen findet sich in jedem schlechten Roman, und es ist oft lustig genug, wie der preßhafte Autor sich gar wunderlich gebärdet, um nur neu zu erscheinen.

Gar wichtig scheint es dagegen, den Meister Wacht auf seinem Spazier- oder vielmehr auf seinem Ideengange zu verfolgen.

Sehr merkwürdig muß es scheinen, daß ein Mann, stark und mächtig im Geiste, wie Meister Wacht, der das Entsetzlichste, was ihm geschah und das andere, minder kräftige Gemüter zermalmt haben würde, mit unerschütterlichem Mute, mit unbeugsamer Standhaftigkeit zu tragen vermochte, durch einen Vorfall außer sich gesetzt werden konnte, den jeder andere Familienvater für ein gewöhnliches, leicht zu beseitigendes Ereignis gehalten und auf diese oder jene, schlechte oder gute Weise es wirklich beseitigt haben würde. Gewiß ist der geneigte Leser auch der Meinung, daß dies seinen guten psychologischen Grund hatte. Nur der widerwärtige Mißklang in Wachts Seele erzeugte den Gedanken, daß die Liebe der armen Nanni zu dem unschuldigen Jonathan ein sein ganzes Leben zerstörendes Unglück sei. Eben darin aber, daß dieser Mißklang überhaupt in dem harmonischen Wesen des sonst durchaus großartigen Alten forttönen konnte, lag auch die Unmöglichkeit, ihn zu dämpfen, oder ganz zum Schweigen zu bringen.

Wacht hatte das weibliche Gemüt von einer einfachen, aber zugleich herrlichen und erhabenen Seite kennen gelernt. Sein eigenes Weib hatte ihn in die Tiefe des wahrhaft weiblichen Wesens blicken lassen wie in einen spiegelhellen See; er kannte den weiblichen Heros, der stets mit unbesiegbaren Waffen kämpft. Sein elternloses Weib hatte die Erbschaft einer steinreichen Base, die Liebe aller ihrer Verwandten verscherzt, dem harten, ihr Leben durch manche Qual verbitternden Eindringen der Kirche mit unerschütterlichem Mut widerstanden, als sie, selbst in der katholischen Religion erzogen, den protestantischen Wacht heiratete und kurz vorher aus reiner, glühender Überzeugung in Augsburg selbst zu diesem Glauben übergetreten war Alles dieses kam dem Meister Wacht in den Sinn, und er vergoß heiße Thränen, als er gedachte, mit welchen Empfindungen er die Jungfrau zum Traualtar geführt.

Nanni war ganz und gar die Mutter; Wacht liebte das Kind mit einer Inbrunst, der nichts zu vergleichen, und dieses war wohl mehr als hinreichend, jede auch nur im mindesten gewaltsam scheinende Maßregel, die Liebenden zu trennen, als abscheulich, ja als satanisch zu verwerfen. Überdachte er auf der andern Seite Jonathans ganzes Leben, so mußte er sich zugestehen, daß nicht leicht alle Tugenden eines frommen, fleißigen, bescheidenen Jünglings so glücklich vereinigt werden konnten, als in Jonathan, dessen schönes, ausdrucksvolles Gesicht, mit vielleicht ein wenig zu weichlichen, beinahe weiblichen Zügen, dessen kleiner und schwächlicher, aber zierlicher Körperbau von einem zarten, geistvollen Innern zeugte. Überlegte er ferner, wie die beiden Kinder immer zusammen gewesen waren, wie offenbar sich ihre Gemütsart zu einander neigte, so konnte er selbst nicht begreifen, wie er das, was geschah, nicht etwa vermuten und zur rechten Zeit Mittel ergreifen können. Nun war es zu spät. —

Durch die Berge wurde er fortgetrieben von einer sein Inneres gewaltsam zerreißenden Stimmung, die er noch nie gekannt und die er für Versuchungen des Satans zu halten geneigt war, da mancher Gedanke in seiner Seele aufstieg, der ihm im nächsten Augenblick selbst höllisch vorkommen mußte. Er konnte zu keiner Fassung, viel weniger zu irgend einem Entschluß kommen. Schon war die Sonne im Sinken, als er in dem Dorfe Buch anlangte; er kehrte im Gasthofe ein und ließ sich etwas Gutes zu essen und eine Flasche vortreffliches Felsenbier auftragen

„Ei! schönen guten Abend, ei! welch eine seltsame Erscheinung, den lieben Meister Wacht hier zu sehen in dem schönen Buch an dem herrlichen Sonntagsabend! Fürwahr, ich traute meinen Augen nicht. Werte Familie wahrscheinlich anderswo über Land?"

So wurde Meister Wacht von einer gellenden, quäkenden Stimme angerufen. Es war niemand anders, als der Herr Pickard Leberfink, seiner Profession nach ein Lackierer und Vergolder, einer der drolligsten Menschen auf der Welt, der den Meister Wacht in seinen Betrachtungen unterbrach.

Schon Leberfinks Äußeres fiel jedem seltsam und abenteuerlich ins Auge. Er war klein, untersetzt, hatte einen etwas zu langen Leib und kurze Säbelbeinchen, dabei aber kein häßliches, ein gut=

23. Buch, ganz nahe bei Bamberg.

mütiges, rundes Antlitz mit roten Bäckchen und grauen, lebhaft genug blickenden Äuglein. Täglich ging er nach einer verjährten französischen Mode, hoch frisiert und gepudert; an Sonntagen war aber sein Anzug durchaus merkwürdig. So trug er z. B. einen lila und kanariengelb gestreiften, seidenen Rock, mit ungeheuren, silberbesponnenen Knöpfen, eine buntgestickte Weste, zeisiggrüne Atlashosen, weiß und himmelblau fein gestreifte, seidene Strümpfe und glänzend schwarz lackierte Schuhe, auf denen große Steinschnallen blitzten. Rechnet man dazu den zierlichen Gang des Tanzmeisters, eine gewisse katzenartige Geschwindigkeit des Körpers, eine seltsame Virtuosität der Beinchen, in schicklichen Momenten, z. B. beim Überspringen einer Gosse, ein Entrechat zu schlagen, so mußte es geschehen, daß der kleine Lackierer sich überall als eine absonderliche Kreatur auszeichnete. Sein übriges Wesen wird der geneigte Leser bald kennen lernen.

Dem Meister Wacht war es gerade nicht unangenehm, auf diese Weise in seinen schmerzlichen Betrachtungen unterbrochen zu werden.

Der Lackierer und Vergolder, Herr, oder besser Monsieur Pickard Leberfink, war ein großer Geck, dabei aber die treueste, ehrlichste Seele von der Welt, von der liberalsten Gesinnung, freigebig gegen Arme, dienstfertig gegen Freunde. Er trieb sein Metier nur hin und wieder aus purer Liebhaberei, da er dessen nicht bedurfte.

Er war reich; sein Vater hatte ihm ein schönes Grundstück mit einem herrlichen Felsenkeller hinterlassen, das nur durch einen großen Garten von Meister Wachts Grundstück getrennt wurde.

Meister Wacht hatte den drolligen Leberfink gern, seiner Ehrlichkeit halber und weil er auch ein Glied der kleinen protestantischen Gemeinde war, der man die Übung ihres Religionskultus gestattet hatte. Mit auffallender Bereitwilligkeit nahm Leberfink Wachts Vorschlag an, sich zu ihm zu setzen und noch eine Flasche Felsenbier zu trinken. Schon längst, begann Leberfink, habe er den Meister Wacht in seinem Hause aufsuchen wollen, da er mit ihm über zwei Dinge zu reden, wovon eins ihm beinahe das Herz abdrücke. Wacht meinte, Leberfink kenne ihn ja und wisse, daß man, sei es, was es sei, mit ihm gerade heraus sprechen könne.

Leberfink eröffnete nun dem Meister im Vertrauen, daß der Weinhändler seinen schönen Garten mit dem massiven Garten-

hause, der ihre, Wachts und Leberfinks, Grundstücke trenne, ihm unter der Hand zum Verkauf angeboten habe. Er glaube sich zu erinnern, daß Wacht einmal geäußert, wie ihm der Besitz des Gartens sehr angenehm sein würde; zeige sich nun eine Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen, so erbiete er — Leberfink — sich dazu, den Unterhändler zu machen und alles in Ordnung zu bringen.

In der That hatte Meister Wacht längst den Wunsch in sich getragen, sein Grundstück durch einen schönen Garten zu vergrößern; insbesondere weil Nanni sich stets nach den schönen Büschen und Bäumen sehnte, die, in üppiger Fülle duftend, aus jenem Garten emporstiegen. In diesem Augenblick schien es ihm überdem noch eine anmutige Gunst des Schicksals, daß gerade zur Zeit, als die arme Nanni solch tiefen Schmerz erfahren, sich unvermutet eine Gelegenheit darbot, ihr Gemüt zu erfreuen.

Der Meister redete sogleich das Nötige mit dem dienstfertigen Lackierer ab, welcher versprach, daß der Meister künftigen Sonntag in dem Garten, als in seinem Eigentum, lustwandeln solle. „Nun,“ rief Meister Wacht, „nun, Freund Leberfink, heraus damit, was Euch das Herz abdrücken will.“

Da begann Herr Pickard Leberfink auf die erbärmlichste Art zu seufzen, die absonderlichsten Gesichter zu schneiden und kauderwelsches Zeug zu schwatzen, woraus niemand recht klug werden konnte. Meister Wacht wurde aber doch klug daraus, schüttelte ihm die Hand, sprach: „Dafür kann Rat werden“ und lächelte für sich über die wunderbare Sympathie verwandter Seelen.

Die ganze Episode mit Leberfink hatte dem Meister Wacht wohlgethan; er glaubte auch einen Entschluß gefaßt zu haben, vermöge dessen er dem schwersten, entsetzlichsten Ungemach, das nach seiner verblendeten Meinung ihn erfaßt, widerstehen, ja es gar überwinden wolle. Nur das, was er that, kann den Ausspruch des Tribunals im Innern kund thun, und vielleicht, sehr geneigter Leser! hat dies Tribunal zum erstenmale etwas geschwankt. — Mag hier doch eine kleine Andeutung stehen, die sich später vielleicht nicht füglich einschieben lassen würde. Wie es in derlei Fällen denn wohl geschieht, so hatte sich die alte Barbara an den Meister Wacht gedrängt und das Liebespaar vorzüglich deshalb verklagt, weil es beständig weltliche Bücher mit einander gelesen. Der Meister ließ sich ein paar Bücher, die Nanni hatte, herausgeben.

Es war ein Werk von Goethe; leider weiß man nicht, was für ein Werk es gewesen. Nachdem er es durchgeblättert, gab er es der Barbara zurück, um es dort wieder hinzulegen, wo sie es heimlich weggenommen. Niemals entschlüpfte ihm ein einziges Wort über Nannis Lektüre, sondern nur einmal sagte er bei Tische, als es irgend eine Gelegenheit gab: „Es steigt ein ungemeiner Geist unter uns Deutschen auf, Gott gebe ihm Gedeihen! Meine Jahre sind vorüber, meines Alters, meines Berufs ist es nicht mehr; — doch dich, Jonathan, beneide ich um so manches, was der künftigen Zeit entsprießen wird!“

Jonathan verstand Wachts mystische Worte um so deutlicher, als er erst vor einigen Tagen zufällig, unter andern Papieren halb versteckt, auf Meister Wachts Arbeitstisch den „Götz von Berlichingen“ entdeckt hatte. Wachts großes Gemüt hatte den ungemeinen Geist, aber auch die Unmöglichkeit erkannt, einen neuen Flug zu beginnen.

Andern Tags hing die arme Nanni das Köpfchen wie eine kranke Taube. „Was ist meinem lieben Kinde?“ sprach Meister Wacht mit dem liebreichen Tone, der ihm so eigen und mit dem er alles hinzureißen verstand, „was ist meinem lieben Kinde, bist du krank? ich will es nicht glauben; du kommst zu wenig an die frische Luft; sieh, schon lange habe ich gewünscht, daß du mir einmal mein Vesperbrot auf die Werkstatt hinausbrächtest. Thue es heute, wir haben den schönsten Abend zu erwarten. Nicht wahr, Nanni, liebes Kind, du thust es, du bereitest mir selbst die Butterwecken, das wird herrlich munden.“

Damit nahm Meister Wacht das liebe Kind in die Arme, strich ihr die braunen Locken von der Stirne, küßte, herzte, hätschelte sie, kurz, übte alle Gewalt des liebevollsten Betragens, wie es in seiner Macht stand, und dessen unwiderstehlichen Zauber er wohl kannte.

Ein Thränenstrom entstürzte Nannis Augen und nur mit Mühe brachte sie die Worte hervor: „Vater! Vater!“ „Nun, nun!“ sprach Wacht, und man hätte in dem Ton seiner Stimme einige Verlegenheit bemerken können, „es kann noch alles gut werden.“

Acht Tage waren vergangen; Jonathan hatte sich natürlicherweise nicht blicken lassen und der Meister seiner mit keiner Silbe

13. Götz, auch Tiecks „junger Tischlermeister“ verehrt den Götz vor allem andern.

gedacht. Sonntags, als die Suppe schon dampfte und die Familie sich zu Tische setzen wollte, fragte Meister Wacht ganz heiter: „Wo bleibt denn unser Jonathan?" Nettel sprach, aus Schonung gegen die arme Nanni, halb leise: „Vater, wißt Ihr denn nicht, was geschehen! Muß Jonathan nicht Scheu tragen, sich vor Euch zu zeigen?" „Seht den Affen," sprach Wacht mit lachendem Ton, „Christian soll gleich hinspringen und ihn herholen!" —

Man kann denken, daß der junge Advokat nicht unterließ, sich alsbald einzustellen, aber auch, daß in den ersten Augenblicken, als er gekommen war, es über allen schwebte, wie eine düstere, drückende Gewitterwolke.

Meister Wachts unbefangenem, heiterm Wesen, sowie Leberfinks drolligem Treiben gelang es indessen, einen gewissen Ton hervorzubringen, der, wenn auch gerade nicht lustig zu nennen, doch das ganze harmonische Gleichgewicht erhielt. „Laßt uns," sprach Meister Wacht nach Tische, „ein wenig ins Freie, auf meinen Werkhof hinaus gehen." Es geschah.

Monsieur Pickard Leberfink schmiegte sich sehr geflissentlich an Nettelchen, die die Freundlichkeit selbst war, da der höfliche Lackierer sich im Lobe der Speisen erschöpft und gestanden hatte, in seinem Leben, selbst bei den geistlichen Herren in Banz, habe er nicht delikater gegessen. Da nun Meister Wacht, einen großen Schlüsselbund in der Hand, mit starken Schritten voraneilte, mitten durch den Werkhof, so kam der junge Advokat von selbst in Nannis Nähe. Verstohlene Seufzer, leis eingehauchte Liebesklagen, das war alles, was die Liebenden wagten.

Meister Johannes Wacht blieb vor einem schönen, neugezimmerten Thore stehen, das in der Mauer, die Wachts Werkhof von dem Garten des Kaufmanns trennte, angebracht war.

Er schloß das Thor auf und schritt hinein, indem er die Familie einlud, ihm zu folgen. Alle, Herrn Pickard Leberfink ausgenommen, welcher gar nicht aus dem schlauen Lächeln und leisen Kichern herauskam, wußten nicht recht, was sie von dem Alten denken sollten. Mitten in dem schönen Garten war ein sehr schöner, geräumiger Pavillon gelegen, auch diesen öffnete Meister Wacht, schritt hinein und blieb in der Mitte des Saals stehen, aus dessen jedem Fenster man einer andern romantischen Aussicht genoß.

21. Banz, Benediktinerabtei in Oberfranken, 1802 aufgehoben.

„Ich," sprach Meister Wacht mit einem Ton, der von dem innig erfreuten Herzen zeugte, „ich stehe hier in meinem Eigentum, der schöne Garten ist mein, er mußte mein sein, nicht um mein Grundstück zu vergrößern, nicht den Reichtum meines Besitzes zu vermehren, nein, weil ich wußte, daß ein gewisses herziges Ding sich so nach diesen Bäumen, Büschen, nach diesen duftenden Blumenbeeten sehnte."

Da warf sich Nanni dem Alten an die Brust und rief: „O! Vater, Vater! du zerreißest mir das Herz mit deiner Milde, mit deiner Güte, sei barm—" „Still, still!" unterbrach Meister Wacht das leidende Kind, „sei nur gut, es kann sich alles fügen auf wunderbare Weise; in diesem kleinen Paradiese ist viel Trost zu finden!" „Jawohl, jawohl," rief Nanni wie begeistert, „o! ihr Bäume, ihr Büsche, ihr Blumen, ihr fernen Berge, du schönes flüsterndes Abendgewölk, mein ganzes Gemüt lebt in euch, ich finde mich selbst wieder, wenn eure lieblichen Stimmen mich trösten." —

Damit sprang Nanni wie ein junges, flüchtiges Reh zur offenen Thür des Pavillons hinaus ins Freie, und der junge Advokat, den wohl in diesem Augenblick keine Macht zurückgehalten haben würde, verfehlte nicht, eiligst zu folgen. Monsieur Pickard Leberfink bat sich die Erlaubnis aus, Rettelchen in dem neuen Besitztum herumzuführen; der alte Wacht ließ sich indessen unter die Bäume nahe am Abhang der Berge, wo er hinabschauen konnte ins Thal, Bier und Tabak bringen, und blies die blauen Wolken des echten Holländers recht froh und gemütlich in die Lüfte. Gewiß ist der geneigte Leser über diese Gemütsstimmung des Meisters Wacht sehr verwundert, ja, er weiß sich nicht zu erklären, wie sie bei einem solchen Geiste möglich ist.

Meister Wacht war nicht sowohl zu irgend einem Entschluß, als zu der Überzeugung gelangt, daß die ewige Macht ihn unmöglich das entsetzlichste Unglück erleben lassen könne, seinem liebsten Kinde einen Advokaten, mithin den Satan selber, verbunden zu sehen.

„Es geschieht was," sprach er zu sich selbst, „es muß was geschehen, wodurch das unglückselige Verhältnis aufgehoben, oder Jonathan der Hölle entrissen wird, und es wäre Vorwitz, ja, vielleicht verderblicher Frevel, der gerade das Gegenteil bewirken könnte, wenn man versuchen wollte, mit ohnmächtiger Hand hineinzugreifen in das große Schwungrad des Geschicks."

Es ist kaum zu glauben, welche elende, ja oft alberne Gründe

der Mensch hervorsucht, sich ein Herannahen eines Unglücks als abwendbar zu denken. So gab es Augenblicke, in denen Wacht darauf rechnete, daß die Ankunft des wilden Sebastian, den er sich als einen in der vollsten Blüte stehenden, rüstigen Jüngling, im Begriff, des Mannes Jahre zu erreichen, dachte, in dem ganzen Getriebe der Angelegenheiten, wie sie jetzt standen, eine Änderung hervorbringen würde. Der gemeine, wiewohl leider nur oft allzu wahre Gedanke kam ihm in den Sinn, daß ausgesprochene Männlichkeit dem Weibe zu sehr imponiere, um es nicht zuletzt zu besiegen. Als die Sonne zu sinken begann, lud Monsieur Pickard Leberfink die Familie ein, in seinem anstoßenden Garten einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen.

Dieser Garten des edlen Lackierers und Vergolders bildete nun gegen Wachts neues Besitztum den lächerlichsten und seltsamsten Kontrast. Beinahe so klein, daß man ihm nur die schöne Höhe hätte nachrühmen können, war er nach holländischer Art angelegt und Baum und Hecke unter der sorgfältigsten pedantischen Schere gehalten. Sehr hübsch nahmen sich die himmelblauen, rosenroten, eigelben u. s. w. Stämme der dünnen Obstbäume aus, die in den Blumenbeeten standen. Leberfink hatte sie lackiert und also die Natur verschönert. Auch erblickte man in den Bäumen die Äpfel der Hesperiden.

Doch noch mehr Überraschungen gab es. Leberfink bat die Mädchen, sich einen Strauß zu pflücken, doch sowie sie die Blumen abpflückten, gewahrten sie zu ihrem Erstaunen, daß Stengel und Blätter vergoldet. Sehr merkwürdig war es überdem, daß alle Blätter, die der Nettel zur Hand kamen, wie Herzen gestaltet waren.

Der Imbiß, womit Leberfink seine Gäste regalierte, bestand in den auserlesensten Kuchen, dem feinsten Zuckerwerk und altem Rheinwein und herrlichem Muskateller. Nettel war über das Gebackene ganz außer sich und behauptete insonderheit, daß das zum Teil herrlich versilberte und vergoldete Zuckerwerk gar nicht in Bamberg fabriziert sein könne; da versicherte ihr Monsieur Pickard Leberfink heimlich mit dem süßesten Schmunzeln, daß er sich ein wenig auf die Kuchen- und Zuckerbäckerei verstehe und der glückliche Autor aller dieser Süßigkeiten sei. Nettel hätte für Ehrfurcht und Erstaunen vor ihm auf die Knie sinken mögen, und doch stand ihr noch die größte Überraschung bevor.

In der tiefen Dämmerung wußte Monsieur Pickard Leberfink die kleine Nettel sehr geschickt in eine kleine Laube zu locken. Kaum war er aber mit ihr allein, als er ganz rücksichtslos, unerachtet er wieder die Zeisig-Atlashosen angelegt, mit beiden Knien ins feuchte Gras niederplumpte und ihr unter vielen seltsamen, unverständlichen Jammertönen, den nächtlichen Elegien des Katers Hinz nicht unähnlich, einen ungeheuren Blumenstrauß überreichte, in dessen Mitte die schönste aufgeblühte Rose prangte, die man nur sehen konnte.

Nettel that, was jeder thut, dem ein Strauß überreicht wird, sie fuhr damit nach der Nase, fühlte aber in demselben Augenblick einen empfindlichen Stich. Erschrocken wollte sie den Strauß wegwerfen.

Welches liebliche Wunder hatte sich indessen begeben! Ein kleiner, schön lackierter Liebesgott war aus dem Kelch der Rose gesprungen, und hielt der Nettel mit beiden Händen ein flammendes Herz entgegen Aus dem Munde hing ihm aber ein Zettelchen, worauf die Worte standen:

„Voilà le coeur de Monsieur Picard Leberfink, que je vous offre!“

„O Jemine,“ rief Nettel ganz erschrocken, „o Jemine, was thun Sie, lieber Herr Leberfink? Knien Sie doch nicht vor mir wie vor einer Prinzessin; die schönen atlassenen bekommen in dem feuchten Grase Flecken und Sie, Bester, den Schnupfen; dafür hilft Fliederthee und weißer Kandis.“

„Nein,“ rief der wilde Liebhaber, „nein, o Margareta, nicht eher entsteigt der Sie auf das innigste liebende Leberfink dem feuchten Grase, bis Sie ihm gelobt, die Seine zu werden.“ „Heiraten wollen Sie mich?“ sprach Nettel, „nun denn, frisch aufgestanden! Sprechen Sie mit meinem Vater, liebstes Leberfinkchen, und trinken Sie heute abend ein paar Tassen Fliederthee.“

Was soll der geneigte Leser mit Leberfinks und Nettels Albernheiten noch länger ermüdet werden; für einander geschaffen, wurden sie ein Brautpaar, und Vater Wacht hatte recht seine schalkische Freude daran.

Durch Nettels Brautschaft kam ein gewisses Leben in Wachts Haus; selbst das Liebespaar gewann, weniger beobachtet, mehr

7. Hinz, in Hoffmanns eigenem „Kater Murr“. — 18 f. Voilà ... offre! Hier ist das Herz des Herrn Pickard Leberfink, das ich Ihnen anbiete.

Freiheit. Es sollte sich etwas Besonderes ereignen, um diese behagliche Ruhe, in der sich alles bewegte, zu stören. Der junge Advokat schien auf besondere Weise zerstreut, mit irgend einer Sache, die sein ganzes Wesen einnahm, beschäftigt; er begann sogar, sparsamer Wachts Haus zu besuchen und vorzüglich an Abenden auszubleiben, die er sonst nie zu versäumen pflegte.

„Was mag unserm Jonathan geschehen sein, er ist ja ganz zerstreut, ganz ein anderer geworden, als er sonst war;“ so sprach Meister Wacht, unerachtet er die Ursache, oder vielmehr das Ereignis, das auf den jungen Advokaten so sichtlich einwirkte, wenigstens der äußern Erscheinung nach, sehr wohl kannte. Ja, er hielt dies Ereignis für die Schickung des Himmels, durch die er vielleicht dem großen, sein ganzes Leben zerstörenden Unglück entgehen werde, von dem er sich bedroht glaubte.

Vor wenigen Monaten war nämlich eine junge unbekannte Dame in Bamberg angekommen, deren ganze Erscheinung mystisch und sonderbar zu nennen. Sie wohnte im weißen Lamm. Ihre ganze Umgebung bestand nur in einem eisgrauen Diener und in einer alten Kammerfrau.

Die Meinungen über sie waren sehr verschieden. Manche behaupteten, sie sei eine vornehme, steinreiche ungarische Gräfin, welche Zwistigkeiten der Ehe nötigten, einen momentanen einsamen Aufenthalt in Bamberg zu nehmen; andere machten sie dagegen zu einer gewöhnlichen Didone abandonata, noch andere zu einer verlaufenen Sängerin, die bald die vornehmen Schleier abwerfen und als Konzertgeberin auftreten werde; wahrscheinlich müsse es ihr an Empfehlungen an den Fürst-Bischof fehlen! Genug, die mehrsten Stimmen einigten sich dahin, die Fremde, die übrigens nach den Aussagen der wenigen Personen, die sie erblickt hatten, von ausnehmender Schönheit sein sollte, für eine höchst zweideutige Person zu halten.

Man hatte nun bemerkt, daß der alte Diener der Fremden dem jungen Advokaten so lange nachgeschlichen war, bis er ihn eines Tages am Brunnen auf dem Markt, den die Statue des Neptun ziert (welchen die ehrlichen Bamberger gewöhnlich den Gobelmann zu nennen pflegen), festhielt und lange, sehr lange mit ihm sprach. Aufmerksame Gemüter, die niemandem begegnen

24. Didone abandonata, verlassene Dido. Mehrere italienische Opern tragen diesen Namen. — 36. Gobel, Gabel, Neptuns Dreizack.

können, ohne lebhaft zu fragen: Wo mag er gewesen sein? wo mag er hingehen? was mag er treiben? u. s. w., hatten herausgebracht, daß der junge Advokat sehr oft, beinahe täglich, bei nächtlicher Weile zu der schönen Unbekannten hinschlich und mehre Stunden mit ihr zubrachte. Stadtgespräch wurde es bald, daß der junge Advokat sich in die gefährlichen Liebesnetze der jungen unbekannten Abenteurerin verstrickt habe.

Meister Wachts ganzem Wesen mußte es gänzlich fremd sein und bleiben, diese scheinbare Verwirrung des jungen Advokaten als Waffe gegen die arme Nanni zu gebrauchen. Daß sie alles haarklein und gewiß noch mit vergrößerten Umständen erfahre, dafür ließ er die Frau Barbara nebst dem ganzen Anhange der Basen sorgen. Der ganzen Sache setzte die Krone auf, daß der junge Advokat mit der Dame eines Tages ganz schnell abreisete, niemand wußte wohin.

„So geht's mit dem Leichtsinn, hin ist des vorwitzigen Herrn Praxis," sprachen die klugen Leute. Dies war aber nicht der Fall, denn zu nicht geringem Erstaunen aller besorgte der alte Eichheimer selbst die Praxis seines Pflegesohnes auf das pünktlichste, und, eingeweiht in das Geheimnis mit der Dame, schien er alle Maßregeln seines Pflegesohnes zu billigen.

Meister Wacht schwieg über die ganze Angelegenheit, und wenn einmal die arme Nanni ihren Schmerz nicht bergen konnte, sondern mit von Thränen halb erstickter Stimme leise klagte: „Warum hat uns Jonathan verlassen!" so sprach Meister Wacht mit wegwerfendem Ton: „Ja, die Advokaten machen es nicht anders; wer weiß, was für eine Intrigue, die ihm Geld und Nutzen schafft, Jonathan mit der Fremden angesponnen."

Dann pflegte aber Herr Pickard Leberfink Jonathans Partei zu nehmen und zu versichern, daß er seinerseits überzeugt sei, wie die Fremde nichts Geringeres sein könne, als eine Prinzessin, die sich in einer äußerst delikaten Rechtssache an den schon weltberühmten jungen Advokaten gewandt. Er kramte dabei so viel Geschichten von Advokaten aus, die durch besondern Scharfblick und Geschicklichkeit die verworrensten Knoten entwickelt, die geheimsten Dinge ans Tageslicht gebracht, daß Meister Wacht ihn bat, um des Himmels willen still zu schweigen, da ihm übel und weh werde, wogegen Nanni sich an allem, was Leberfink hervorbrachte, innig labte und neue Hoffnungen faßte.

Nannis Schmerz hatte eine merkliche Beimischung von Verdruß, und zwar in den Augenblicken, wenn es ihr ganz unmöglich schien, daß Jonathan ihr hätte untreu werden sollen. Hieraus war zu folgern, daß Jonathan sich nicht zu entschuldigen gesucht, sondern über seine Abenteuer hartnäckig geschwiegen.

Einige Monden waren vergangen, als der junge Advokat in der fröhlichsten Stimmung nach Bamberg zurückkehrte, und Meister Wacht mußte aus den leuchtenden Augen, womit Nanni ihn anblickte, wohl schließen, daß er sich ganz gerechtfertigt. Es dürfte dem geneigten Leser nicht unlieb sein, die ganze Begebenheit, die sich mit der fremden Dame und dem jungen Advokaten zugetragen, hier gleich einer episodischen Novelle eingeschaltet zu sehen.

*
* *

Der ungarische Graf Z***, im Besitz von mehr als einer Million, heiratete aus reiner Zuneigung ein blutarmes Fräulein, die den Haß der Familie schon dadurch auf sich lud, daß sie, außer dem, daß über ihre Familie ein völliges Dunkel herrschte, keine andern Schätze besaß, als alle Tugend, Schönheit und Anmut des Himmels.

Der Graf versprach, seiner Gemahlin mittelst Testaments sein ganzes Vermögen auf den Fall seines Todes zuzuwenden.

Einst, als ihn diplomatische Geschäfte von Paris nach Petersburg gerufen hatten, und er nach Wien in die Arme seiner Gemahlin zurückkehrte, erzählte er dieser, daß er in einem Städtchen, dessen Namen er ganz vergessen, von einer schweren Krankheit befallen und die Augenblicke seiner Genesung sogleich dazu benutzt habe, um ein Testament zu Gunsten ihrer aufzusetzen und den Gerichten zu übergeben. Es müsse daher kommen, daß ihn einige Meilen weiter ein neuer Anfall der bösen Nervenkrankheit mit verdoppelter Gewalt gepackt habe, daß ihm Name des Orts, des Gerichts, wo und bei wem er testiert, gänzlich aus dem Gedächtnisse entschwunden, sowie der von den Gerichten über die Niederlegung des Testaments erhaltene Empfangschein ihm verloren gegangen sei. Wie es wohl zu geschehen pflegt, von Tag zu Tag verschob der Graf die Errichtung eines neuen Testaments, bis ihn der Tod übereilte und die Verwandten nicht unterließen, den ganzen Nachlaß in Anspruch zu nehmen, so daß die arme Gräfin das überreiche Erbe bis auf die geringe Summe einiger kostbaren Geschenke des Grafen zu-

sammenschmelzen sah, die ihr die Verwandten nicht entreißen konnten. Mancherlei Notizen über diesen Hergang der Sache waren in den Papieren des Grafen enthalten; da aber solche Notizen, daß ein Testament vorhanden sei, das Testament selbst nicht ersetzen können, so schafften sie der Gräfin nicht den mindesten Nutzen.

Viele Rechtsgelehrte hatte die Gräfin über ihren bösen Fall zu Rate gezogen, bis sie endlich nach Bamberg kam und sich an den alten Eichheimer wandte, der sie aber an den jungen Engelbrecht wies, welcher, weniger beschäftigt, ausgerüstet mit vorzüglichem Scharfsinn und großer Liebe zur Sache, vielleicht doch das unglückliche Testament erspüren, oder einen andern künstlichen Beweis über die wirkliche Existenz desselben antreten würde.

Der junge Advokat begann damit, sich bei den kompetenten Behörden die nochmalige genaue Nachforschung in den Papieren des Grafen auf dem Schlosse auszubitten. Er ging selbst mit der Gräfin hin, und unter den Augen der Beamten des Gerichts fand sich in einem, bisher nicht beachteten, nußbaumenen Schrank ein altes Portefeuille, worin zwar nicht der gerichtliche Empfangschein über die Niederlegung des Testaments, wohl aber ein Papier befindlich, das dem jungen Advokaten im höchsten Grad wichtig sein mußte.

Dieses Papier enthielt nämlich die genaue Beschreibung aller Umstände bis ins kleinste Detail, unter denen der Graf zu Gunsten seiner Gemahlin ein Testament errichtet und einem Gerichtshofe übergeben hatte. Die diplomatische Reise von Paris nach Petersburg brachte den Grafen nach Königsberg in Preußen. Hier fand er zufällig einige ostpreußische Edelleute, die er früher auf einer Reise in Italien getroffen. Der Eilfertigkeit, womit der Graf reisen wollte, unerachtet, ließ er sich doch bereden, eine kleine Streiferei in Ostpreußen zu unternehmen, vorzüglich, da die reichen Jagden aufgegangen und der Graf ein passionierter Jäger. Er nannte die Städte Wehlau, Allenburg, Friedland u. s. w., wo er gewesen. Unmittelbar wollte er nun, ohne nach Königsberg zurückzukehren, vorwärts nach der russischen Grenze.

In einem kleinen Städtchen, dessen Ansehen der Graf nicht erbärmlich genug beschreiben konnte, verfiel er aber plötzlich in die Nervenkrankheit, die ihm mehre Tage hindurch alle Sinne raubte.

35. Städtchen, Hoffmann dachte dabei wohl an seinen eigenen Strafaufenthalt Plozk.

Zum Glück befand sich am Orte ein junger, recht geschickter Arzt, der dem Übel kräftigen Widerstand leistete, so daß der Graf nicht allein zu sich kam, sondern auch imstande war, in wenigen Tagen seine Reise fortzusetzen. Schwer fiel es ihm aber auf's Herz, daß ein zweiter Anfall ihn auf der Reise töten und seine Gemahlin in die tiefste Armut versetzen könne. Er erfuhr von dem Arzt zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß der Ort, seiner Kleinheit und seines erbärmlichen Ansehens unerachtet, doch der Sitz eines preußischen Landeskollegii sei, und daß er mit aller Förmlichkeit sein Testament dort deponieren könne, sobald es ihm gelänge, die Identität seiner Person nachzuweisen. Dies war aber der harte Punkt. Denn wer kannte den Grafen in dieser Gegend.

Doch wie wunderbar ist das Spiel des Zufalls! Gerade als der Graf in dem Städtlein aus dem Wagen stieg, stand ein alter, invalider Greis von beinahe achtzig Jahren, der auf einem benachbarten Dorfe wohnte, sich vom Korbflechten nährte und nur selten nach der Stadt zu kommen pflegte, in der Thüre des Wirtshauses. Dieser hatte in seiner Jugend in der österreichischen Armee gedient und war fünfzehn Jahre hindurch Reitknecht bei dem Vater des Grafen gewesen. Auf den ersten Blick erinnerte er sich des Sohnes seines Herrn, und er und sein Weib wurden die völlig unverdächtigen Rekognoszenten des Grafen, wie man denken kann, nicht zu ihrem Schaden. Der junge Advokat sah sogleich ein, daß, um Näheres auszumitteln, es hier nur allein auf die Lokalität und deren genaue Vergleichung mit den Notizen des Grafen ankomme, um die nähere Spur, wo der Graf krank geworden sei und testiert habe, zu ermitteln.

Er reiste mit der Gräfin nach Ostpreußen; hier wollte er, womöglich durch Einsicht der Postbücher, die Reiseroute ausmitteln, die der Graf damals genommen. Doch nach vielem vergeblichen Mühen brachte er nur heraus, daß der Graf Postpferde von Eylau nach Allenburg genommen. Hinter Allenburg verlor sich jede Spur, jedoch war so viel gewiß, daß der Graf seine Tour nach Rußland durch das preußische Litthauen genommen, und zwar um so mehr, als in Tilsit des Grafen Ankunft und Abreise mit Extrapost wieder eingetragen war. Von hier aus verlor sich auf's neue jede Spur. Auf dem kleinen Wege von Allenburg nach Tilsit schien indessen dem jungen Advokaten, daß man die Lösung des Rätsels suchen müsse. Ganz mißmutig und voller Sorgen traf

er einst an einem regnichten Abend mit der Gräfin in dem kleinen Landstädtchen Insterburg ein. Von seltsamen Ahnungen fühlte er sich befangen, als er in die elenden Zimmer des Wirtshauses trat. Es kam ihm so heimisch darin vor, als wenn er schon selbst da gewesen, oder als wenn ihm der Aufenthalt auf das genaueste geschildert worden. Die Gräfin begab sich nach ihrem Schlafgemach; der junge Advokat wälzte sich unruhig auf dem Lager. Als die Morgensonne hell ins Zimmer schien, fiel sein Blick auf die Tapete in einer Ecke des Zimmers. Er gewahrte, daß von einem großen Fleck die blaue Farbe, womit das Zimmer nur übertüncht, abgesprungen und die widerwärtige hochgelbe Grundfarbe zum Vorschein gekommen, worauf allerlei scheußliche Gesichter als anmutige Arabesken im neuseeländischen Geschmack angebracht waren.

Ganz außer sich vor Freude und Entzücken, sprang der junge Advokat aus dem Bette; er befand sich in dem Zimmer, in welchem Graf Z*** das verhängnisvolle Testament gemacht hatte. Die Schilderung traf zu genau ein; es war nicht daran zu zweifeln.

Was nun noch den Leser mit all den Kleinigkeiten ermüden, die nach und nach eintrafen? Genug! Insterburg war, wie noch jetzt, der Sitz eines preußischen Obergerichts, damals Hofgericht geheißen. Der junge Advokat begab sich sofort mit der Gräfin zu dem Präsidenten; durch die mitgebrachten, in der authentischen Form ausgefertigten Papiere wurde die Legitimation der Gräfin auf das vollständigste geführt, die Publikation des Testaments als unzweifelhaft vorgenommen, und die Gräfin welche trostlos in großer Dürftigkeit ihr Vaterland verlassen, kehrte wieder, im Besitz aller Rechte, die ein feindliches Geschick ihr hatte rauben wollen.

Der Nanni erschien der Advokat wie ein himmlischer Heros, der die verlassene Unschuld gegen die Bosheit der Welt siegreich geschützt. Auch Leberfink ergoß sich in übertriebenen Lobeserhebungen, den Scharfsinn und die Thätigkeit des jungen Advokaten hoch bewundernd. Meister Wacht rühmte ebenfalls, nicht ohne Nachdruck, Jonathans Betriebsamkeit, wiewohl er eigentlich nichts als seine Schuldigkeit gethan und es ihn — den Meister Wacht — bedünken wolle, daß alles auf viel kürzerem Wege zu erlangen gewesen sein würde.

„Diese Angelegenheit," sprach Jonathan, „halte ich für einen

wahren Glücksstern, der mir in meiner kaum begonnenen Laufbahn aufgegangen.

„Die Sache hat viel Aufsehen erregt. Alle ungarischen Magnaten waren in Bewegung. Mein Name ist bekannt geworden, und was nicht das Schlimmste dabei ist, die Gräfin war liberal genug, mir zehntausend Stück Brabanterthaler zu verehren.“

Schon während der ganzen Erzählung des jungen Advokaten hatte auf Meister Wachts Gesicht ein seltsames Muskelspiel begonnen, das sich bis zum Ausdruck des tiefsten Verdrusses steigerte.

„Was,“ fuhr er endlich mit Flammenblicken und mit einer Löwenstimme heraus, „was? hab' ich's nicht gesagt, das Recht hast du verkauft; dafür, daß die Gräfin ihr rechtmäßiges Erbe von den betrügerischen Verwandten herausbekam, mußte sie Geld zahlen, mußte sie den Mammon opfern. Pfui, pfui, schäme dich!“

Alle vernünftigen Vorstellungen des jungen Advokaten, sowie der übrigen Personen, die gerade anwesend waren, fruchteten auch nicht das Allermindeste. Meister Wacht blieb, unerachtet eine Sekunde hindurch die Vorstellung Platz zu greifen schien, daß wohl nie eine Person mit freudigerem Gemüte ein Geschenk gegeben, als die Gräfin bei der plötzlichen Entscheidung ihres Falles, und daß, wie Leberfinkchen auch genau wissen wollte, nur der junge Advokat selbst daran schuld war, daß das Honorar nicht viel stärker und nicht mehr dem Gewinn gemäß ausgefallen; doch zugleich kehrten die alten starrsinnigen Worte zurück: „Sobald von Recht die Rede ist, giebt es kein Geld auf der Erde.“

„Es ist war,“ fuhr Wacht nach einer Weile beruhigter fort, „bei dieser Geschichte kommen manche Umstände vor, die dich wohl entschuldigen können und zum schnöden Eigennutz verleiten konnten; doch thue mir den Gefallen und halt das Maul von der Gräfin, dem Testament, den zehntausend Thalern; es könnte mich manchmal bedünken wollen, daß du an den Platz dort, den du an meinem Tische einnimmst, nicht hingehörtest.“

„Ihr seid sehr hart, sehr ungerecht gegen mich, Vater,“ sprach der junge Advokat mit vor Wehmut bebender Stimme. Nanni vergoß stille Thränen; Leberfink, als ein gewandter socialer Mann, brachte schnell das Gespräch auf die neuen Vergoldungen zu St. Gangolph.

37. Gangolph, katholische Kirche in Bamberg.

Man kann sich das gespannte Verhältnis wohl denken, in dem jetzt die Familie Wacht lebte. Wo war die Freiheit des Gesprächs, wo aller frische Lebensmut, wo aller muntere Sinn? Ein tötender Verdruß nagte langsam an Wachts Herzen, und auf seinem Antlitz stand das geschrieben.

Von Sebastian Engelbrecht ging durchaus nicht die mindeste Nachricht ein, und so schien auch die letzte schwache Hoffnung, die dem Meister Wacht geschimmert, unterzugehen.

Meister Wachts Altgesell, Andres geheißen, war ein treuer, ehrlicher, schlichter Mensch, der ihm anhing mit einer Liebe ohnegleichen. „Meister," sprach dieser eines Morgens, als sie eben mit einander Balken abschnürten, „Meister, ich kanns nicht länger tragen, es stößt mir das Herz ab, Euch so leiden zu sehen! Jungfer Nanni! der arme Herr Jonathan!"

Da warf Meister Wacht schnell das Schnürbündel fort, trat auf ihn zu, packte ihn bei der Brust und rief: „Mensch, vermagst du aus diesem Herzen die Überzeugung, was wahr und recht, wie sie die ewige Macht mit Flammenzügen hineingezeichnet hat, heraus zu reißen, so mag das geschehen, dessen du gedenkest!"

Andres, der nicht der Mann war, sich mit seinem Meister auf Kontestationen der Art einzulassen, kratzte sich hinter den Ohren und meinte verlegen schmunzelnd: „So würde wohl auch ein gewisser Morgenbesuch eines vornehmen Herrn auf der Werkstatt von keiner sonderlichen Bedeutung sein." Meister Wacht merkte den Augenblick, daß es auf einen Sturm gegen ihn abgesehen sei, den höchstwahrscheinlich der Graf von Kösel dirigieren werde.

Mit dem Glockenschlage neun Uhr kam Nanni, der die alte Barbara mit dem Frühstück folgte, auf die Werkstatt. Es war dem Meister unangenehm, daß Nanni kam, da dies außer der Regel und die verabredete Karte schon jetzt hervorguckte.

Nicht lange dauerte es, so erschien denn auch wirklich der Domizellar, gestriegelt und geschniegelt wie ein Püppchen; ihm folgte auf dem Fuß der Lackierer und Vergolder, Monsieur Pickard Leberfink, in allerlei bunte Farben gekleidet und einem Frühlingskäfer nicht unähnlich. Wacht that hoch erfreut über den Besuch, dem er sogleich die Ursache unterschob, daß der Herr Domizellar wahrscheinlich seine neuesten Modelle sehen wolle.

Meister Wacht trug in der That große Scheu, die weitläufigen Sermonen zu hören, in die sich der Domizellar nutzlos

ergießen würde, um rücksichts Nannis und Jonathans seinen Entschluß zum Wanken zu bringen. Der Zufall rettete ihn, indem er wollte, daß in dem Augenblick, als der Domizellar, der junge Advokat und der Lackierer neben einander standen und der Domizellar schon mit den zierlichsten Worten die süßesten Verhältnisse des Lebens berührte, der dicke Hans rief: „Holz her!“ der große Peter auf der andern Seite aber so derb zuschob, daß der Domizellar, heftig an der Schulter berührt, auf den Monsieur Pickard stürzte; dieser prallte aber auf den jungen Advokaten und im Nu waren alle drei verschwunden. Hinter ihnen befand sich nämlich ein hoch aufgetürmter Haufen von Holzsplittern, Sägespänen u. a.

In diesen Haufen waren die Unglücklichen begraben, so daß man von ihnen nichts erblickte, als vier schwarze und zwei chamoisfarbene Füße; letztere waren aber die Galastrümpfe des Herrn Lackierers und Vergolders Pickard Leberfink. Es konnte nicht anders möglich sein, die Gesellen und Burschen brachen in ein schallendes Gelächter aus, unerachtet Meister Wacht Ernst und Ruhe gebot.

Am schrecklichsten sah der Domizellar aus, dem die Sägespäne in alle Falten des Kleides und sogar auch in die Locken der zierlichen Frisur gedrungen waren; er floh beschämt, wie auf den Flügeln des Windes, und ihm folgte der junge Advokat auf dem Fuße; nur Monsieur Pickard Leberfink blieb froh und freundlich, unerachtet es für gewiß anzunehmen, daß die chamois Strümpfe nicht mehr brauchbar, da besonders feindliche Späne die Pracht der Zwickel gänzlich vernichtet. So hatte ein lächerlicher Vorfall den Sturm, der auf Wacht gewagt werden sollte, vereitelt.

Der Meister hatte keine Ahnung, wie noch heute ihn Entsetzliches treffen würde.

Meister Wacht hatte abgegessen und stieg soeben die Treppe herab, um sich nach dem Werkhofe zu begeben; da hörte er vor dem Hause eine brutale Stimme rufen: „Heda! wohnt der alte spitzbübische Kerl, der Zimmermann Wacht, nicht hier?“ Eine Stimme von der Straße antwortete: „Ein alter spitzbübischer Kerl wohnt nicht hier, wohl ist dies aber das Haus des ehrsamen Bürgers und Zimmermeisters, Herrn Johannes Wacht.“

In dem Augenblick wurde mit einem starken Schlage die Hausthür eingestoßen, und ein großer, starker Kerl von wildem Ansehen stand vor dem Meister. Die schwarzen Haare spießten sich durch die durchlöcherte Soldatenmütze, und überall konnte der zer-

lumpte Kittel den ekelhaften, von Schmutz und Witterung nackten Körper nicht verbergen; an den Füßen trug der Kerl Soldatenschuhe, und die blauen Striemen an den Knöcheln zeigten die Spur getragener Ketten.

„Hoho!“ rief der Kerl, „Ihr kennt mich wohl nicht mehr? Ihr kennt wohl nicht mehr den Sebastian Engelbrecht, den Ihr um sein Erbe betrogen?“ Meister Wacht trat dem Kerl mit aller imponierenden Majestät seines Äußeren einen Schritt entgegen, indem er unwillkürlich die Hand mit dem Rohrstock vorstreckte; da war es, als träfe den wilden Kerl ein Blitz; er taumelte ein paar Schritte zurück, streckte die geballten Fäuste drohend empor und schrie: „Hoho! ich weiß, wo mein Erbteil ist, ich will es mir verschaffen, trotz dir, du alter Sünder!“

Er rannte pfeilschnell den Kaulberg herab, von dem Volke verfolgt.

Erstarrt blieb Meister Wacht einige Sekunden im Flur stehen, bis er auf den angstvollen Zuruf Nannis: „Um Gott, Vater, das war Sebastian!“ in die Stube hinein mehr schwankte, als ging, erschöpft auf einen Lehnsessel sank, beide Hände vors Gesicht hielt und mit erschütternder Stimme rief: „Ewige Barmherzigkeit des Himmels, das ist Sebastian Engelbrecht!“

Es entstand Lärm auf der Straße, das Volk strömte den Kaulberg herab und ganz aus der Ferne riefen Stimmen: „Mord! Mord!“

Von den entsetzlichsten Ahnungen ergriffen rannte Meister Wacht hinab nach Jonathans Wohnung, die eben ganz am Fuße des Kaulberges gelegen.

Ein dichter Volkshaufe wälzte sich vor ihm her; in der Mitte desselben gewahrte er den wie ein wildes Tier sich sträubenden Sebastian, der soeben von der Wache zu Boden geworfen, so überwältigt, an Händen und Füßen geschlossen und eben abgeführt wurde.

„Jesus! Jesus! der Sebastian hat seinen Bruder erschlagen!“ so wehklagte das Volk, welches sich aus dem Hause drängte. Meister Wacht machte sich Platz und fand den armen Jonathan unter den Händen der Ärzte, die sich mühten, ihn ins Leben zurückzurufen; drei mit der vollsten Kraft eines starken Mannes geführte Faustschläge auf den Kopf ließen das Schlimmste ahnen.

Nanni hatte, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, durch liebreiche Freundinnen sogleich den ganzen Hergang der Sache

erfahren und war nach des Geliebten Wohnung gestürzt, wo sie in dem Augenblick anlangte, als der junge Advokat, kraft der verschwendeten Naphtha, wieder die Augen aufschlug und die Chirurgen von Trepanieren sprachen. Man kann sich das übrige denken.

Nanni war trostlos; Rettel, trotz ihrer Brautschaft, in Trauer versenkt, und selbst Monsieur Pickard Leberfink versicherte, indem ihm die Thränen vor Wehmut über die Backen liefen: „Gott solle dem gnädig sein, auf dessen Caput eines Zimmermanns Faust niederfalle; der Verlust des jungen Herrn Jonathan sei unersetzlich. Indessen solle der Lack seines Sarges an Glanz und Schwärze unübertrefflich sein, die Versilberung der Totenköpfe und anderer anmutiger Embleme ihresgleichen vergebens suchen.

Es ergab sich, daß Sebastian einem Trupp Landstreicher, der von bayerischem Militär durch das Bambergische transportiert wurde, entsprungen und in die Stadt gelaufen war, um einen wahnsinnigen Vorsatz auszuführen, den er längst im Innern getragen. Sein Lebenslauf war nicht der eines verworfenen, verruchten Bösewichts, sondern gab nur das Beispiel eines durchaus leichtsinnigen Menschen, der, der vortrefflichen Gaben, die ihm die Natur verlieh, unerachtet, sich jeder Verlockung des Bösen preisgiebt und zuletzt auf der höchsten Stufe des Lasters untergeht in Elend und Schmach.

Im Sächsischen war er einem Rabulisten in die Hände gefallen, der ihm weismachte, daß er von dem Meister Wacht bei der Auszahlung der väterlichen Erbschaft merklich verkürzt worden, und das zwar zu Gunsten seines Bruders Jonathan, dem er sein liebstes Töchterchen, Namens Nanni, zum Weibe versprochen. Wahrscheinlich hatte der alte Betrüger sich dies Märchen aus verschiedenen Äußerungen Sebastians selbst zusammengesetzt. Der geneigte Leser weiß bereits, wie Sebastian sich Recht verschaffen wollte: mit wilder Gewalt. Unmittelbar als er den Meister Wacht verlassen, war er nämlich hinaufgestürmt in Jonathans Zimmer, wo dieser gerade vor dem Arbeitstische saß, eine Rechnung in Ordnung brachte und Geldrollen zählte, die vor ihm aufgehäuft lagen. Der Schreiber saß in der andern Ecke des Zimmers. „Ha, Verruchter!" schrie Sebastian wütend, „sitzest du bei deinem Mammon, zählst du, was du mir geraubt hast? Her damit, was der alte Bösewicht mir gestohlen und dir zugewandt hat, du schwächlich Ding von

geizigem, lüsternem Satan!" Da Sebastian auf ihn eindrang, hielt Jonathan instinktmäßig abwehrend beide Hände vor und rief laut: „Bruder! um Gottes willen, Bruder!" Dafür versetzte ihm aber Sebastian mit der geballten Faust mehre harte Schläge an den Kopf, so daß Jonathan ohnmächtig niedersank, packte eiligst einige Geldrollen zusammen und wollte damit fort, welches ihm natürlicherweise nicht gelang.

Zum Glück fand es sich, daß keine von Jonathans Wunden, die äußerlich nur starke Beulen schienen, eine bedeutende Hirnerschütterung verursacht hatte, mithin nicht für lebensgefährlich zu achten. Nach Verlauf von zwei Monaten, als Sebastian nach der Zuchtanstalt, wo er den versuchten Raubmord mit schwerer Strafe büßen sollte, abgeführt wurde, fühlte der junge Advokat sich völlig wieder hergestellt.

Der entsetzliche Vorfall hatte auf Meister Wacht so zerstörend eingewirkt, daß ein zehrender Mißmut davon die Folge war. Diesmal war die stammhafte Eiche von dem Wipfel bis zur tiefsten Wurzel erschüttert.

Oft, wenn man ihn mit ganz andern Dingen beschäftigt glaubte, vernahm man, wie er leise murmelte: „Sebastian, Brudermörder! du mir das gethan!" und dann schien er aus einem tiefen Traum zu erwachen. Nur die stärkste, angestrengteste Arbeit erhielt ihn aufrecht. —

Doch wer ermißt die unerforschlichen Tiefen, in denen sich der verborgene Organismus der Gefühle so seltsam verkettet, wie in Meister Wachts Seele! Der Abscheu gegen Sebastian und seine verruchte That verblaßte, indem das Bild des durch Jonathans Liebe verstörten Lebens sich immer in frischer Farbe lebendig erhielt.

Mancherlei kurze Äußerungen Meister Wachts bewiesen diese Gemütsstimmung. „Also dein Bruder sitzt auf dem Bau in Ketten? die gegen dich gerichtete That hat ihn dahin gebracht? — es ist doch schlimm, schuld daran zu sein, daß der eigene Bruder den Bruder auf den Bau gebracht hat — möchte nicht in der Stelle dieses Bruders sein, — doch Juristen denken anders, die wollen das Recht, d. h. sie wollen mit der Puppe spielen, die sie anputzen und ihr einen Namen geben, wie sie wollen." —

Dergleichen bittere, ja unverständige Worte mußte der junge Advokat nur zu oft von Meister Wacht hören. Nutzlos würde jeder Versuch der Widerlegung geblieben sein; der junge Advokat

entgegnete daher nichts, sondern brach oft, wenn ihm der verderbliche Wahn des Alten, in dem sein ganzes Glück unterging, die Brust zermalmen wollte, im Übermaß des Schmerzes aus: „Vater, Vater, ihr thut mir unrecht, himmelschreiend unrecht!“

Eines Tages, als die Familie bei dem Lackierer Leberfink versammelt und Jonathan auch zugegen war, sprach Meister Wacht davon, daß jemand gemeint, wie der Sebastian Engelbrecht, sei er auch als Verbrecher verhaftet, doch Ansprüche gegen den Meister Wacht, als seinen gewesenen Vormund, im Wege des Rechts geltend machen könne. „Das wäre,“ sprach der Meister giftig lachend, indem er sich zu Jonathan wandte, „das wäre so ein hübscher Prozeß für einen jungen Advokaten, ich dächte, du unternähmst den Rechtshandel, du bist vielleicht dabei selbst im Spiele, vielleicht habe ich dich auch betrogen.“ Da fuhr der junge Advokat in die Höhe; seine Augen flammten, seine Brust flog auf und nieder, er schien plötzlich ein ganz anderer; er streckte die Hand gen Himmel empor und rief: „Nein, Ihr seid nicht mehr mein Vater, Ihr seid ein Wahnsinniger, der einem lächerlichen Vorurteil ohne Bedenken Ruh' und Glück der liebsten Kinder opfert; nie seht Ihr mich wieder; ich gehe auf die Anträge, die mir heute der amerikanische Konsul gemacht hat, ein, fort nach Amerika!“ „Ja,“ rief Wacht, ganz Zorn und Wut, „ja, fort aus meinen Augen, du dem Satan Verkaufter, du Bruder des Brudermörders.“

Mit einem vollen Blick, in dem alle trostlose Liebe, aller Schmerz, alle Verzweiflung des hoffnungslosesten Abschiedes lag, auf die halbohnmächtige Nanni, verließ der Advokat schnell den Garten.

Schon früher, während des Laufs der Geschichte, wurde, als der junge Advokat sich à la Werther tot schießen wollte, bemerkt, wie gut es sei, daß die dazu nötigen Pistolen mehrenteils nicht gleich bei der Hand. Hier ist es ebenso ersprießlich, anzuführen, daß der junge Advokat zu seinem eigenen Besten sich nicht gleich auf der Regnitz einschiffen konnte, um geradesweges nach Philadelphia hinüberzuschiffen.

So geschah es, daß die Drohung, Bamberg und die geliebte Nanni auf ewig zu verlassen, auch in dem Augenblick noch unausgeführt geblieben, als endlich, nachdem aufs neue über zwei Jahre vergangen, der Hochzeitstag des Herrn Lackierers und Vergolders Leberfink herangekommen.

Untröstlich würde Leberfink über diesen unbilligen Aufschub seines Glücks, den freilich das Entsetzliche, was in Wachts Hause Schlag auf Schlag geschehen, herbeiführen mußte, gewesen sein, hätte er dadurch nicht Gelegenheit erhalten, die Verzierungen seines Prunkzimmers, welche sehr sauber in Himmelblau und Silber glänzten, in Hochrot umzulackieren, mit gehöriger Vergoldung, da er seinem Nettelchen abgemerkt, daß ein roter Tisch, rote Stühle ꝛc. ihrem Geschmack besser zusagen würden.

Meister Wacht widerstand nicht einen Augenblick dem Andringen des glücklichen Lackierers, den jungen Advokaten auf seiner Hochzeit zu sehen, und der junge Advokat — ließ es sich auch gefallen.

Man kann denken, in welcher Stimmung sich die beiden jungen Leute, die seit jenem entsetzlichen Augenblick sich wirklich nicht gesehen hatten, wieder erblickten. Die Versammlung war groß, aber kein einziges, ihnen befreundetes Gemüt ermaß ihren Schmerz.

Schon stand man im Begriff, sich nach dem Gotteshause zu begeben, als Meister Wacht einen starken Brief erhielt, und dann — kaum hatte er einige Zeilen gelesen — heftig erschüttert zur Thür hinausstürzte, zu nicht geringem Schreck der andern, die neues Böses ahnen wollten.

Nicht lange dauerte es, so rief Meister Wacht den jungen Advokaten heraus, und als sie nun beide allein in dem Arbeitszimmer des Meisters sich befanden, so begann dieser, indem er vergeblich die tiefste Erschütterung zu verbergen sich mühte: „Es sind die außerordentlichsten Nachrichten von deinem Bruder eingegangen; hier ist ein Brief von dem Direktor der Gefangenanstalt, der umständlich schreibt, wie sich alles begeben. Du kannst das nicht alles wissen, ich müßte dir daher, um das Unglaubliche dir glaublich zu machen, haarklein alles sagen; aber die Zeit drängt.“ — Bei diesen Worten sah Meister Wacht dem Advokaten scharf ins Gesicht, der beschämt errötend die Augen niederschlug.

„Ja, ja,“ fuhr der Meister mit erhöhter Stimme fort, „du weißt nichts davon, daß dein Bruder, kaum wenige Stunden auf dem Bau, von einer Reue ergriffen worden ist, wie sie wohl kaum jemals eines Menschen Brust zerrissen hat. Du weißt nichts davon, daß der Versuch des Raubmords ihn zermalmt hat. Du weißt nicht, daß er in wahnsinniger Verzweiflung Tag und Nacht geheult und gefleht hat, daß der Himmel ihn vernichten oder

retten möge, damit er fortan durch die strengste Tugend sich rein wasche von der Blutschuld.

„Du weißt nicht, daß bei Gelegenheit eines wichtigen Anbaues des Gefangenhauses, bei dem Züchtlinge als Handlanger gebraucht wurden, sich dein Bruder so sehr als ein geschickter kenntnisreicher Zimmermann auszeichnete, daß er bald, ohne daß jemand daran dachte, wie sich das begebe, die Stelle des Poliers vertrat, du weißt nicht, daß ihm dabei ein stilles, frommes Wesen, seine Bescheidenheit mit der Bestimmtheit des geläuterten Verstandes gepaart, alle zu Freunden machte.

„Das weißt du alles nicht, darum mußte ich dir's sagen. Was weiter! Der Fürst-Bischof hat deinen Bruder begnadigt, er ist Meister worden, aber wie war das möglich, ohne Geldzuschüsse?" „Ich weiß," sprach der junge Advokat sehr leise, „ich weiß, daß Ihr, mein guter Vater, monatlich Geld der Direktion zugesendet habt, um meinen Bruder von den übrigen Gefangenen absondern und besser pflegen zu können. Ihr habt ihm später Handwerkszeug zugeschickt."

Da trat Meister Wacht auf den jungen Advokaten zu, faßte ihn mit beiden Armen, und sprach mit einer Stimme, die in Entzücken, Wehmut, Schmerz auf unbeschreibliche Weise schwankte: „Hätte das dem Sebastian, sproßte auch seine ursprüngliche Tugend mächtig hervor, wieder zu Ehre, Freiheit, Bürgerrecht, Besitztum verhelfen können? Ein unbekannter Menschenfreund, dem Sebastians Schicksal besonders am Herzen liegen muß, hat zehntausend große Thaler beim Gericht niedergelegt, um" — weiter konnte Meister Wacht vor gewaltsamer Bewegung nicht sprechen, er riß den jungen Advokaten an seine Brust und rief, indem er mit Mühe die Worte herauspreßte: „Advokat, mache, daß ich eindringe in die Tiefe des Rechts, wie es in deiner Brust lebendig worden, und daß ich bestehe vor dem ewigen Weltgericht, wie du dereinst bestehen wirst. Doch," fuhr Meister Wacht nach einigen Sekunden fort, indem er den jungen Advokaten von seiner Brust ließ, „doch, mein geliebter Jonathan, wenn nun Sebastian als ein frommer, thätiger, Bürger wiederkehrt, und mich an mein gegebenes Wort mahnt, wenn Nanni" — „So trag' ich," sprach der junge Advokat, „meinen Schmerz, bis er mich tötet. — Ich fliehe nach Amerika."

„Bleibe hier," rief Meister Wacht ganz begeistert vor Wonne und Lust, „bleibe hier, mein Herzensjunge! Sebastian heiratet

ein Mädchen, die er früher verführt und verlassen hatte; Nanni ist dein.“ Noch einmal umhalste der Meister den jungen Advokaten, und rief:

„Junge, wie ein Schulknabe stehe ich vor dir und möchte dir alle Schuld und alles Unrecht abbitten, das ich dir angethan. — Doch kein Wort weiter; andere Leute warten auf uns.“ —

Damit faßte Meister Wacht den jungen Advokaten, riß ihn fort in das Hochzeitszimmer hinein, und sprach, indem er sich mit Jonathan mitten in den Kreis stellte, mit erhöhter, feierlicher Stimme:

„Ehe wir zur heiligen Handlung schreiten, lade ich euch alle, ihr ehrsamen Männer und Frauen, ihr tugendbelobten Jungfrauen und Jünglinge, über sechs Wochen zu einer gleichen Feier in meiner Behausung ein; denn hier stelle ich euch den Herrn Advokaten Jonathan Engelbrecht vor, dem ich in diesem Augenblick meine jüngste Tochter, Nanni, feierlich verlobe!“

Die Liebenden sanken sich selig in die Arme.

Nur ein Hauch der tiefsten Verwunderung durchlief die Versammlung, doch der alte, fromme Andres sprach leise, indem er das kleine dreieckige Zimmermannshütlein vor die Brust hielt:

„Des Menschen Herz ist ein wunderliches Ding, aber der wahre, fromme Glaube überwindet wohl die schnöde, ja sündliche Tapferkeit eines verhärteten Gemüts, und alles wendet sich, wie der liebe Gott es will, zum Guten.“

Die Elixire des Teufels.

Nachgelassene Papiere

des

Bruders Medardus,

eines Kapuziners.

Herausgegeben von dem Verfasser der „Phantasiestücke in Callots Manier“.

Erster Teil.

1. Berlin 1815; zweiter Teil 1816. Neue Auflage beider Teile 1827. — 4. Bei einem Besuche im Bamberger Kapuzinerkloster bemächtigte sich Hoffmanns „sogleich beim Eintritt in Pater Cyrillus' Zelle ein eigenes Gefühl und erfüllte ihn der Gedanke augenblicklich, das Geheimnisvolle der Klosterwelt recht lebendig in sich aufzunehmen, um es einmal bei irgend einer Gelegenheit durch den Druck wiederzugeben“. Nachdem er auch die Klostergruft besucht, erklärte er dies für einen bis zum physischen Weh merkwürdigen Tag in seinem Leben, den er nie vergessen würde, und verfiel auf allerlei phantastisches Zeug, um den Eindruck los zu werden. Von Leipzig aus schrieb er am 24. März 1814 an Kunz: „Eben vor einiger Zeit habe ich gelobt, 40 Tage und Nächte bei meinem Liebchen zu bleiben, und Onerius, der Traumgott, hat mir einen Roman inspiriert, der in lichten Farben hervorbricht, indem Tom I. beinahe vollendet. Es ist in dem Büchlein auf nichts Geringeres abgesehen, als in dem krausen, wunderbaren Leben eines Mannes, über den schon bei seiner Geburt die himmlischen und dämonischen Mächte walteten, jene geheimnisvollen Verknüpfungen des menschlichen Geistes mit all den höhern Prinzipien, die in der ganzen Natur verborgen und nur dann und wann hervorblitzen, welchen Blitz wir dann Zufall nennen, recht klar und deutlich zu zeigen. Um mich musikalisch auszudrücken, fängt der Roman mit einem Grave an, dann tritt — das Leben im Kloster —

ein Andante sostenuto e piano ein, aus dem Kloster tritt mein Held in die buntbunteste Welt, hier hebt ein Allegro forte an. Schon daraus, daß ich so viel von dem Ding schwatze, können Sie sehen, daß es mich stark beschäftigt und mir die Arbeit zusagt." Durch die Übersiedlung nach Berlin wurde aber die Arbeit unterbrochen, er fand für den zweiten Teil nicht mehr die Stimmung und legte auf diesen zweiten Teil selbst keinen Wert. Am 9. Januar 1842 trug Friedrich Hebbel in sein Tagebuch ein: „Das meiste von Hoffmann hat sich überlebt, aber seine Elixire des Teufels sind und bleiben ein höchst bedeutendes Buch, so voll warmen, glühenden Lebens, so wunderbar angelegt und mit solcher Konsequenz durchgeführt, daß, wenn es noch keine Gattung giebt, der Darstellungen dieser Art angehören, das Buch eine eigene Gattung bilden wird. Alles von Hoffmann ist aus einem unendlich tiefen Gemüt geflossen, alles das, was seine Werke von den höchsten Werken der Kunst unterscheidet, daß z. B. die Ideen, die ihnen zu Grunde liegen, nicht fixe Sonnen, sondern vorüberschießende Kometen sind, daß der Verstand, der dem Einzelnen feste plastische Form giebt, nicht ebenso das Ganze einrahmt, trägt dazu bei, sie noch wärmer zu machen als Kunstwerke. Ich liebte Hoffmann sehr; ich liebe ihn noch und die Lektüre der Elixire giebt mir Hoffnung, daß ich ihn ewig werde lieben können. Wie viele, die mir einst Speise gaben, liegen jetzt schon völlig ausgekernt hinter mir!"

Vorwort des Herausgebers.

Gern möchte ich dich, günstiger Leser! unter jene dunklen Platanen führen, wo ich die seltsame Geschichte des Bruders Medardus zum erstenmale las. Du würdest dich mit mir auf dieselbe, in duftige Stauden und buntblühende Blumen halb versteckte, steinerne Bank setzen; du würdest, so wie ich, recht sehnsüchtig nach den blauen Bergen schauen, die sich in wunderlichen Gebilden hinter dem sonnigen Thal auftürmen, das am Ende des Laubganges sich vor uns ausbreitet. Aber nun wendest du dich um, und erblickest kaum zwanzig Schritte hinter uns ein gotisches Gebäude, dessen Portal reich mit Statuen verziert ist. — Durch die dunklen Zweige der Platanen schauen dich Heiligenbilder recht mit klaren, lebendigen Augen an; es sind die frischen Freskogemälde, die auf der breiten Mauer prangen. — Die Sonne steht glutrot auf dem Gebirge, der Abendwind erhebt sich, überall Leben und Bewegung. Flüsternd und rauschend gehen wunderbare Stimmen durch Baum und Gebüsch; als würden sie steigend und steigend zu Gesang und Orgelklang, so tönt es von ferne herüber. Ernste Männer, in weitgefalteten Gewändern, wandeln, den frommen Blick emporgerichtet, schweigend durch die Laubgänge des Gartens. Sind denn die Heiligenbilder lebendig worden, und herabgestiegen von den hohen Simsen? — Dich umwehen die geheimnisvollen Schauer der wunderbaren Sagen und Legenden, die dort abgebildet; dir ist, als geschähe alles vor deinen Augen, und willig magst du daran glauben. In dieser Stimmung liesest du die Geschichte des Medardus, und wohl magst du auch dann die sonderbaren Visionen des Mönches für mehr halten, als für das regellose Spiel der erhitzten Einbildungskraft. —

Da du, günstiger Leser! soeben Heiligenbilder, ein Kloster

und Mönche geschaut hast, so darf ich kaum hinzufügen, daß es der herrliche Garten des Kapuzinerklosters in B. war, in den ich dich geführt hatte.

Als ich mich einst in diesem Kloster einige Tage aufhielt, zeigte mir der ehrwürdige Prior die von dem Bruder Medardus nachgelassenen, im Archiv aufbewahrten Papiere als eine Merkwürdigkeit, und nur mit Mühe überwand ich des Priors Bedenken, sie mir mitzuteilen. Eigentlich, meinte der Alte, hätten die Papiere verbrannt werden sollen. — Nicht ohne Furcht, du werdest des Priors Meinung sein, gebe ich dir, günstiger Leser! nun das aus jenen Papieren geformte Buch in die Hände. Entschließest du dich aber, mit dem Medardus, als seist du sein treuer Gefährte, durch finstre Kreuzgänge und Zellen — durch die bunte — bunteste Welt zu ziehen, und mit ihm das Schauerliche, Entsetzliche, Tolle, Possenhafte seines Lebens zu ertragen, so wirst du dich vielleicht an den mannigfachen Bildern der Camera obscura, die sich dir aufgethan, ergötzen. — Es kann auch kommen, daß das gestaltlos Scheinende, sowie du schärfer es ins Auge fassest, sich dir bald deutlich und rund darstellt. Du erkennst den verborgenen Keim, den ein dunkles Verhängnis gebar, und der, zur üppigen Pflanze emporgeschossen, fort und fort wuchert in tausend Ranken, bis eine Blüte, zur Frucht reifend, allen Lebenssaft an sich zieht, und den Keim selbst tötet. —

Nachdem ich die Papiere des Kapuziners Medardus recht emsig durchgelesen, welches mir schwer genug wurde, da der Selige eine sehr kleine, unleserliche mönchische Handschrift geschrieben, war es mir auch, als könne das, was wir insgemein Traum und Einbildung nennen, wohl die symbolische Erkenntnis des geheimen Fadens sein, der sich durch unser Leben zieht, es festknüpfend in allen seinen Bedingungen, als sei der aber für verloren zu achten, der mit jener Erkenntnis die Kraft gewonnen glaubt, jenen Faden gewaltsam zu zerreißen, und es aufzunehmen mit der dunklen Macht, die über uns gebietet.

Vielleicht geht es dir, günstiger Leser! wie mir, und das wünschte ich denn, aus erheblichen Gründen, recht herzlich.

---

2. B, Bamberg.

Erster Abschnitt.

Die Jahre der Kindheit und das Klosterleben.

Nie hat mir meine Mutter gesagt, in welchen Verhältnissen mein Vater in der Welt lebte; rufe ich mir aber alles das ins Gedächtnis zurück, was sie mir schon in meiner frühesten Jugend von ihm erzählte, so muß ich wohl glauben, daß es ein mit tiefen Kenntnissen begabter, lebenskluger Mann war. Eben aus diesen Erzählungen und einzelnen Äußerungen meiner Mutter über ihr früheres Leben, die mir erst später verständlich worden, weiß ich, daß meine Eltern von einem bequemen Leben, welches sie im Besitz vieles Reichtums führten, herabsanken in die drückendste, bitterste Armut, und daß mein Vater, einst durch den Satan verlockt zum verruchten Frevel, eine Todsünde beging, die er, als ihn in späteren Jahren die Gnade Gottes erleuchtete, abbüßen wollte auf einer Pilgerreise nach der heiligen Linde im weit entfernten kalten Preußen. — Auf der beschwerlichen Wanderung dahin fühlte meine Mutter nach mehreren Jahren der Ehe zum erstenmale, daß diese nicht unfruchtbar bleiben würde, wie mein Vater befürchtet, und seiner Dürftigkeit unerachtet war er hoch erfreut, weil nun eine Vision in Erfüllung gehen sollte, in welcher ihm der heilige Bernardus Trost und Vergebung der Sünde durch die Geburt eines Sohnes zugesichert hatte. In der heiligen Linde erkrankte mein Vater, und je weniger er die vorgeschriebenen beschwerlichen Andachtsübungen seiner Schwäche unerachtet aussetzen wollte, desto mehr nahm das Übel überhand, er starb entsündigt und getröstet in demselben Augenblick, als ich geboren wurde. — Mit dem ersten Bewußtsein dämmern in mir die lieblichen Bilder von dem Kloster und von der herrlichen Kirche der heiligen Linde auf. Mich umrauscht noch der dunkle Wald — mich umduften

15. Linde, Kloster und Wallfahrtsort im Regierungsbezirk Königsberg.

noch die üppig aufgekeimten Gräser, die bunten Blumen, die meine Wiege waren. Kein giftiges Tier, kein schädliches Insekt nistet in dem Heiligtum der Gebenedeieten; nicht das Sumsen einer Fliege, nicht das Zirpen des Heimchens unterbricht die heilige Stille, in der nur die frommen Gesänge der Priester erhallen, die, mit den Pilgern goldne Rauchfässer schwingend, aus denen der Duft des Weihrauchopfers emporsteigt, in langen Zügen daherziehen. Noch sehe ich mitten in der Kirche den mit Silber überzogenen Stamm der Linde, auf welche die Engel das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau niedersetzten. Noch lächeln mich die bunten Gestalten der Engel — der Heiligen — von den Wänden, von der Decke der Kirche an! — Die Erzählungen meiner Mutter von dem wundervollen Kloster, wo ihrem tiefsten Schmerz gnadenreicher Trost zuteil wurde, sind so in mein Inneres gedrungen, daß ich alles selbst gesehen, selbst erfahren zu haben glaube, unerachtet es unmöglich ist, daß meine Erinnerung so weit hinausreicht, da meine Mutter nach anderthalb Jahren die heilige Stätte verließ. — So ist es mir, als hätte ich selbst einmal in der öden Kirche die wunderbare Gestalt eines ernsten Mannes gesehen, und es sei eben der fremde Maler gewesen, der in uralter Zeit, als eben die Kirche gebaut, erschien, dessen Sprache niemand verstehen konnte und der mit kunstgeübter Hand in gar kurzer Zeit die Kirche auf das herrlichste ausmalte, dann aber, als er fertig worden, wieder verschwand. So gedenke ich ferner noch eines alten fremdartig gekleideten Pilgers mit langem grauen Barte, der mich oft auf den Armen umhertrug, im Walde allerlei bunte Moose und Steine suchte, und mit mir spielte; unerachtet ich gewiß glaube, daß nur aus der Beschreibung meiner Mutter sich im Innern ein lebhaftes Bild erzeugt hat. Er brachte einmal einen fremden wunderschönen Knaben mit, der mit mir von gleichem Alter war. Uns herzend und küssend saßen wir im Grase, ich schenkte ihm alle meine bunten Steine und er wußte damit allerlei Figuren auf den Erdboden zu ordnen, aber immer bildete sich daraus zuletzt die Gestalt des Kreuzes. Meine Mutter saß neben uns auf einer steinernen Bank, und der Alte schaute hinter ihr stehend mit mildem Ernst unsern kindischen Spielen zu. Da traten einige Jünglinge aus dem Gebüsch, die, nach ihrer Kleidung

25. Pilger, „Joseph und das Christuskind erscheinen" sagte Hoffmann selbst von dieser Einleitung.

und nach ihrem ganzen Wesen zu urteilen, wohl nur aus Neugierde und Schaulust nach der heiligen Linde gekommen waren. Einer von ihnen rief, indem er uns gewahr wurde, lachend: „Sieh da, eine heilige Familie, das ist etwas für meine Mappe!“ — Er zog wirklich Papier und Crayon hervor, und schickte sich an uns zu zeichnen, da erhob der alte Pilger sein Haupt und rief zornig: „Elender Spötter, du willst ein Künstler sein und in deinem Innern brannte nie die Flamme des Glaubens und der Liebe; aber deine Werke werden tot und starr bleiben wie du selbst, und du wirst wie ein Verstoßener in einsamer Leere verzweifeln und untergehen in deiner eignen Armseligkeit.“ — Die Jünglinge eilten bestürzt von dannen. — Der alte Pilger sagte zu meiner Mutter: „Ich habe Euch heute ein wunderbares Kind gebracht, damit es in Eurem Sohn den Funken der Liebe entzünde, aber ich muß es wieder von Euch nehmen und Ihr werdet es wohl, sowie mich selbst, nicht mehr schauen. Euer Sohn ist mit vielen Gaben herrlich ausgestattet, aber die Sünde des Vaters kocht und gärt in seinem Blute, er kann jedoch sich zum wackern Kämpen für den Glauben aufschwingen; lasset ihn geistlich werden!“ Meine Mutter konnte nicht genug sagen, welchen tiefen, unauslöschlichen Eindruck die Worte des Pilgers auf sie gemacht hatten; sie beschloß aber dem unerachtet meiner Neigung durchaus keinen Zwang anzuthun, sondern ruhig abzuwarten, was das Geschick über mich verhängen, und wozu es mich leiten würde; da sie an irgend eine andere höhere Erziehung, als die sie selbst mir zu geben imstande war, nicht denken konnte. Meine Erinnerungen aus deutlicher, selbst gemachter Erfahrung heben von dem Zeitpunkt an, als meine Mutter, auf der Heimreise, in das Cistercienser Nonnenkloster gekommen war, dessen gefürstete Äbtissin, die meinen Vater gekannt hatte, sie freundlich aufnahm. Die Zeit von jener Begebenheit mit dem alten Pilger, welche ich in der That aus eigner Anschauung weiß, so daß sie meine Mutter nur rücksichts der Reden des Malers und des alten Pilgers ergänzt hat, bis zu dem Moment, als mich meine Mutter zum erstenmale zur Äbtissin brachte, macht eine völlige Lücke: nicht die leiseste Ahnung ist mir davon übrig geblieben. Ich finde mich erst wieder, als die Mutter meinen Anzug, so viel es ihr nur möglich war, besserte und ordnete. Sie

8. Glaubens, ganz im Sinne von „Sternbalds Wanderungen“.

hatte neue Bänder in der Stadt gekauft, sie verschnitt mein wildverwachsenes Haar, sie putzte mich mit aller Mühe und schärfte mir dabei ein, mich ja recht fromm und artig bei der Frau Äbtissin zu betragen. Endlich stieg ich an der Hand meiner Mutter die breiten steinernen Treppen herauf und trat in das hohe, gewölbte, mit heiligen Bildern ausgeschmückte Gemach, in dem wir die Fürstin fanden. Es war eine große, majestätische, schöne Frau, der die Ordenstracht eine Ehrfurcht einflößende Würde gab. Sie sah mich mit einem ernsten bis ins Innerste dringenden Blick an, und frug: „Ist das Euer Sohn?" — Ihre Stimme, ihr ganzes Ansehen — selbst die fremde Umgebung, das hohe Gemach, die Bilder, alles wirkte so auf mich, daß ich, von dem Gefühl eines innern Grauens ergriffen, bitterlich zu weinen anfing. Da sprach die Fürstin, indem sie mich milder und gütiger anblickte: „Was ist dir Kleiner, fürchtest du dich vor mir? — Wie heißt Euer Sohn, liebe Frau?" — „Franz," erwiderte meine Mutter. Da rief die Fürstin mit der tiefsten Wehmut: Franziskus! und hob mich auf und drückte mich heftig an sich, aber in dem Augenblick preßte mir ein jäher Schmerz, den ich am Halse fühlte, einen starken Schrei aus, so daß die Fürstin erschrocken mich los ließ, und die durch mein Betragen ganz bestürzt gewordene Mutter auf mich zusprang, um nur gleich mich fortzuführen. Die Fürstin ließ das nicht zu, es fand sich, daß das diamantne Kreuz, welches die Fürstin auf der Brust trug, mich, indem sie heftig mich an sich drückte, am Halse so stark beschädigt hatte, daß die Stelle ganz rot und mit Blut unterlaufen war. „Armer Franz," sprach die Fürstin, „ich habe dir weh gethan, aber wir wollen doch noch gute Freunde werden." — Eine Schwester brachte Zuckerwerk und süßen Wein, ich ließ mich, jetzt schon dreister geworden, nicht lange nötigen, sondern naschte tapfer von den Süßigkeiten, die mir die holde Frau, welche sich gesetzt und mich auf den Schoß genommen hatte, selbst in den Mund steckte. Als ich einige Tropfen des süßen Getränks, das mir bis jetzt ganz unbekannt gewesen, gekostet, kehrte mein munterer Sinn, die besondere Lebendigkeit, die, nach meiner Mutter Zeugnis, von meiner frühesten Jugend mir eigen war, zurück. Ich lachte und schwatzte zum größten Vergnügen der Äbtissin und der Schwester, die im Zimmer geblieben. Noch ist es mir unerklärlich, wie meine Mutter darauf verfiel, mich aufzufordern, der Fürstin von den schönen herrlichen Dingen meines

Geburtsortes zu erzählen, und ich, wie von einer höheren Macht inspiriert, ihr die schönen Bilder des fremden, unbekannten Malers so lebendig, als habe ich sie im tiefsten Geiste aufgefaßt, beschreiben konnte. Dabei ging ich ganz ein in die herrlichen Geschichten der Heiligen, als sei ich mit allen Schriften der Kirche schon bekannt und vertraut geworden. Die Fürstin, selbst meine Mutter, blickten mich voll Erstaunen an, aber je mehr ich sprach, desto höher stieg meine Begeisterung, und als mich endlich die Fürstin frug: „Sage mir, liebes Kind, woher weißt du denn das alles?“ — da antwortete ich ohne mich einen Augenblick zu besinnen, daß der schöne wunderbare Knabe, den einst ein fremder Pilgersmann mitgebracht hätte, mir alle Bilder in der Kirche erklärt, ja selbst noch manches Bild mit bunten Steinen gemalt, und mir nicht allein den Sinn davon gelöset, sondern auch noch viele andere heilige Geschichten erzählt hätte. —

Man läutete zur Vesper, die Schwester hatte eine Menge Zuckerwerk in eine Düte gepackt, die sie mir gab, und die ich voller Vergnügen einsteckte. Die Äbtissin stand auf und sagte zu meiner Mutter: „Ich sehe Euern Sohn als meinen Zögling an, liebe Frau! und will von nun an für ihn sorgen.“ Meine Mutter konnte vor Wehmut nicht sprechen, sie küßte, heiße Thränen vergießend, die Hände der Fürstin. Schon wollten wir zur Thüre hinaustreten, als die Fürstin uns nachkam, mich nochmals aufhob, sorgfältig das Kreuz beiseite schiebend, mich an sich drückte, und heftig weinend, so daß die heißen Tropfen auf meine Stirne fielen, ausrief: Franziskus! — Bleibe fromm und gut! — Ich war im Innersten bewegt und mußte auch weinen, ohne eigentlich zu wissen warum. —

Durch die Unterstützung der Äbtissin gewann der kleine Haushalt meiner Mutter, die unfern dem Kloster in einer kleinen Meierei wohnte, bald ein besseres Ansehen. Die Not hatte ein Ende, ich ging besser gekleidet und genoß den Unterricht des Pfarrers, dem ich zugleich, wenn er in der Klosterkirche das Amt hielt, als Chorknabe diente. —

Wie umfängt mich noch wie ein seliger Traum die Erinnerung an jene glückliche Jugendzeit! — Ach wie ein fernes herrliches Land, wo die Freude wohnt, und die ungetrübte Heiterkeit des kindlichen unbefangenen Sinns, liegt die Heimat weit, weit hinter mir, aber wenn ich zurückblicke, da gähnt mir die Kluft entgegen,

die mich auf ewig von ihr geschieden. Von heißer Sehnsucht ergriffen, trachte ich immer mehr und mehr die Geliebten zu erkennen, die ich drüben, wie im Purpurhimmel des Frührots wandelnd, erblicke, ich wähne ihre holden Stimmen zu vernehmen. Ach! — giebt es denn eine Kluft, über die die Liebe mit starkem Fittich sich nicht hinwegschwingen könnte. Was ist für die Liebe der Raum, die Zeit! — Lebt sie nicht im Gedanken und kennt der denn ein Maß? — Aber finstre Gestalten steigen auf und immer dichter und dichter sich zusammen drängend, immer enger und enger mich einschließend, versperren sie die Aussicht und befangen meinen Sinn mit den Drangsalen der Gegenwart, daß selbst die Sehnsucht, welche mich mit namenlosem, wonnevollem Schmerz erfüllte, nun zu tötender heilloser Qual wird! —

Der Pfarrer war die Güte selbst, er wußte meinen lebhaften Geist zu fesseln, er wußte seinen Unterricht so nach meiner Sinnesart zu formen, daß ich Freude daran fand, und schnelle Fortschritte machte. — Meine Mutter liebte ich über alles, aber die Fürstin verehrte ich wie eine Heilige, und es war ein feierlicher Tag für mich, wenn ich sie sehen durfte. Jedesmal nahm ich mir vor, mit den neuerworbenen Kenntnissen recht vor ihr zu leuchten, aber wenn sie kam, wenn sie freundlich mich anredete, da konnte ich kaum ein Wort herausbringen, ich mochte nur *sie* ansehen, nur *sie* hören. Jedes ihrer Worte blieb tief in meiner Seele zurück, noch den ganzen Tag über, wenn ich sie gesprochen, befand ich mich in wunderbarer feierlicher Stimmung und ihre Gestalt begleitete mich auf den Spaziergängen, die ich dann besuchte. — Welches namenlose Gefühl durchbebte mich, wenn ich, das Rauchfaß schwingend, am Hochaltare stand, und nun die Töne der Orgel von dem Chore herabströmten und, wie zur brausenden Flut anschwellend, mich fortrissen — wenn ich dann in dem Hymnus ihre Stimme erkannte, die wie ein leuchtender Strahl zu mir herabdrang, und mein Inneres mit den Ahnungen des Höchsten — des Heiligsten erfüllte. Aber der herrlichste Tag, auf den ich mich wochenlang freute, ja, an den ich niemals ohne inneres Entzücken denken konnte, war das Fest des heiligen Bernardus, welches, da er der Heilige der Cistercienser ist, im Kloster durch einen großen Ablaß auf das feierlichste begangen wurde. Schon den Tag vorher strömten aus der benachbarten Stadt, sowie aus der ganzen umliegenden Gegend, eine Menge Menschen herbei und

lagerten sich auf der großen blumigen Wiese, die sich an das Kloster schloß, so daß das frohe Getümmel Tag und Nacht nicht aufhörte. Ich erinnere mich nicht, daß die Witterung in der günstigen Jahreszeit (der Bernardustag fällt in den August) dem Feste jemals ungünstig gewesen sein sollte. In bunter Mischung sah man hier andächtige Pilger, Hymnen singend, daherwandeln, dort Bauerbursche sich mit den geputzten Dirnen jubelnd umhertummeln — Geistliche, die in frommer Betrachtung, die Hände andächtig gefaltet, in die Wolken schauen — Bürgerfamilien, im Grase gelagert, die die hochgefüllten Speisekörbe auspacken und ihr Mahl verzehren. Lustiger Gesang, fromme Lieder, die inbrünstigen Seufzer der Büßenden, das Gelächter der Fröhlichen, Klagen, Jauchzen, Jubel, Scherze, Gebet erfüllen wie in wunderbarem betäubendem Konzert die Lüfte! — Aber, sowie die Glocke des Klosters anschlägt, verhallt das Getöse plötzlich — so weit das Auge nur reicht, ist alles in dichte Reihen gedrängt auf die Knie gesunken, und nur das dumpfe Murmeln des Gebets unterbricht die heilige Stille. Der letzte Schlag der Glocke tönt aus, die bunte Menge strömt wieder durch einander, und aufs neue erschallt der nur Minuten lang unterbrochene Jubel. — Der Bischof selbst, welcher in der benachbarten Stadt residiert, hielt an dem Bernardustage in der Kirche des Klosters, bedient von der untern Geistlichkeit des Hochstifts, das feierliche Hochamt, und seine Kapelle führte auf einer Tribüne, die man zur Seite des Hochaltars errichtet, und mit reicher, seltener Hautelisse behängt hatte, die Musik aus. — Noch jetzt sind die Empfindungen, die damals meine Brust durchbebten, nicht erstorben, sie leben auf, in jugendlicher Frische, wenn ich mein Gemüt ganz zuwende jener seligen Zeit, die nur zu schnell verschwunden. Ich gedenke lebhaft eines Gloria, welches mehrmals aufgeführt wurde, da die Fürstin eben diese Komposition vor allen andern liebte. — Wenn der Bischof das Gloria intoniert hatte, und nun die mächtigen Töne des Chors daherbrausten: Gloria in excelsis deo! — war es nicht, als öffne sich die Wolken-Glorie über dem Hochaltar? — Ja, als erglühten durch ein göttliches Wunder die gemalten Cherubim und Seraphim zum Leben, und regten und bewegten die starken Fittiche und schwebten auf und nieder, Gott lobpreisend mit Gesang und wunderbarem

4. August, den 20. — 33. Gloria in excelsis deo! Ehre Gott in der Höhe!

Saitenspiel? — Ich versank in das hinbrütende Staunen der begeisterten Andacht, die mich durch glänzende Wolken in das ferne bekannte heimatliche Land trug, und in dem duftenden Walde ertönten die holden Engelsstimmen, und der wunderbare Knabe trat wie aus hohen Lilienbüschen mir entgegen, und frug mich lächelnd: wo warst du denn so lange, Franziskus? — „Ich habe viele schöne bunte Blumen, die will ich dir alle schenken, wenn du bei mir bleibst und mich liebst immerdar.“ —

Nach dem Hochamt hielten die Nonnen, unter dem Vortritt der Äbtissin, die mit der Inful geschmückt war und den silbernen Hirtenstab trug, eine feierliche Prozession durch die Gänge des Klosters und durch die Kirche. Welche Heiligkeit, welche Würde, welche überirdische Größe strahlte aus jedem Blick der herrlichen Frau, leitete jede ihrer Bewegungen. Es war die triumphierende Kirche selbst, die dem frommen gläubigen Volke Gnade und Segen verhieß. Ich hätte mich vor ihr in den Staub werfen mögen, wenn ihr Blick zufällig auf mich fiel. — Nach beendigtem Gottesdienst wurde die Geistlichkeit, sowie die Kapelle des Bischofs, in einem großen Saal des Klosters bewirtet. Mehrere Freunde des Klosters, Offizianten, Kaufleute aus der Stadt, nahmen an dem Mahle teil, und ich durfte, weil mich der Konzertmeister des Bischofs liebgewonnen und gern sich mit mir zu schaffen machte, auch dabei sein. Hatte sich erst mein Inneres, von heiliger Andacht durchglüht, ganz dem Überirdischen zugewendet, so trat jetzt das frohe Leben auf mich ein, und umfing mich mit seinen bunten Bildern. Allerlei lustige Erzählungen, Späße und Schwänke wechselten unter dem lauten Gelächter der Gäste, wobei die Flaschen fleißig geleert wurden, bis der Abend hereinbrach und die Wagen zur Heimfahrt bereit standen.

Sechzehn Jahre war ich alt geworden, als der Pfarrer erklärte, daß ich nun vorbereitet genug sei, die höheren theologischen Studien in dem Seminar der benachbarten Stadt zu beginnen: ich hatte mich nämlich ganz für den geistlichen Stand entschieden, und dies erfüllte meine Mutter mit der innigsten Freude, da sie hierdurch die geheimnisvollen Andeutungen des Pilgers, die in gewisser Art mit der merkwürdigen, mir unbekannten Vision meines Vaters in Verbindung stehen sollten, erklärt und erfüllt sah. Durch meinen Entschluß glaubte sie erst die Seele meines Vaters entsühnt, und von der Qual ewiger Verdammnis errettet. Auch die

Fürstin, die ich jetzt nur im Sprachzimmer sehen konnte, billigte höchlich mein Vorhaben, und wiederholte ihr Versprechen, mich bis zur Erlangung einer geistlichen Würde mit allem Nötigen zu unterstützen. Unerachtet die Stadt so nahe lag, daß man von dem Kloster aus die Türme sehen konnte, und nur irgend rüstige Fußgänger von dort her, die heitre anmutige Gegend des Klosters zu ihren Spaziergängen wählten, so wurde mir doch der Abschied von meiner guten Mutter, von der herrlichen Frau, die ich so tief im Gemüte verehrte, sowie von meinem guten Lehrer, recht schwer. Es ist ja auch gewiß, daß dem Schmerz der Trennung jede Spannung außerhalb dem Kreise der Lieben, der weitesten Entfernung gleich dünkt! — Die Fürstin war auf besondere Weise bewegt, ihre Stimme zitterte vor Wehmut, als sie noch salbungsvolle Worte der Ermahnung sprach. Sie schenkte mir einen zierlichen Rosenkranz, und ein kleines Gebetbuch mit sauber illuminierten Bildern. Dann gab sie mir noch ein Empfehlungsschreiben an den Prior des Kapuzinerklosters in der Stadt, den sie mir empfahl gleich aufzusuchen, da er mir in allem mit Rat und That eifrigst beistehen werde.

Gewiß giebt es nicht so leicht eine anmutigere Gegend, als diejenige ist, in welcher das Kapuzinerkloster dicht vor der Stadt liegt. Der herrliche Klostergarten mit der Aussicht in das Gebirge hinein schien mir jedesmal, wenn ich in den langen Alleen wandelte, und bald bei dieser, bald bei jener üppigen Baumgruppe stehen blieb, in neuer Schönheit zu erglänzen. — Gerade in diesem Garten traf ich den Prior Leonardus, als ich zum erstenmale das Kloster besuchte, um mein Empfehlungsschreiben von der Äbtissin abzugeben. — Die dem Prior eigene Freundlichkeit wurde noch erhöht, als er den Brief las: und er wußte so viel Anziehendes von der herrlichen Frau, die er schon in frühen Jahren in Rom kennen gelernt, zu sagen, daß er schon dadurch im ersten Augenblick mich ganz an sich zog. Er war von den Brüdern umgeben, und man durchblickte bald das ganze Verhältnis des Priors mit den Mönchen, die ganze klösterliche Einrichtung und Lebensweise, die Ruhe und Heiterkeit des Geistes, welche sich in dem Äußerlichen des Priors deutlich aussprach, verbreitete sich über alle Brüder. Man sah nirgends eine Spur des Mißmuts oder jener feindlichen, ins Innere zehrenden Verschlossenheit, die man sonst wohl auf den Gesichtern der Mönche wahrnimmt. Unerachtet der strengen

Ordensregel, waren die Andachtsübungen dem Prior Leonardus mehr Bedürfnis des dem Himmlischen zugewandten Geistes, als asketische Buße für die der menschlichen Natur anklebende Sünde, und er wußte diesen Sinn der Andacht so in den Brüdern zu entzünden, daß sich über alles, was sie thun mußten, um der Regel zu genügen, eine Heiterkeit und Gemütlichkeit ergoß, die in der That ein höheres Sein in der irdischen Beengtheit erzeugte. — Selbst eine gewisse schickliche Verbindung mit der Welt wußte der Prior herzustellen, die für die Brüder nicht anders als heilsam sein konnte Reichliche Spenden, die von allen Seiten dem allgemein hochgeachteten Kloster dargebracht wurden, machten es möglich, an gewissen Tagen die Freunde und Beschützer des Klosters in dem Refektorium zu bewirten. Dann wurde in der Mitte des Speisesaals eine lange Tafel gedeckt, an deren oberem Ende der Prior Leonardus bei den Gästen saß. Die Brüder blieben an der schmalen, der Wand entlang stehenden Tafel, und bedienten sich ihres einfachen Geschirres, der Regel gemäß, während an der Gasttafel alles sauber und zierlich mit Porzellan und Glas besetzt war. Der Koch des Klosters wußte vorzüglich auf eine leckere Art Fastenspeisen zuzubereiten, die den Gästen gar wohl schmeckten. Die Gäste sorgten für den Wein, und so waren die Mahle im Kapuzinerkloster ein freundliches, gemütliches Zusammentreten des Profanen mit dem Geistlichen, welches in wechselseitiger Rückwirkung für das Leben nicht ohne Nutzen sein konnte. Denn, indem die im weltlichen Treiben Befangenen hinaustraten, und eingingen in die Mauern, wo alles das ihrem Thun schnurstracks entgegengesetzte Leben der Geistlichen verkündet, mußten sie, von manchem Funken, der in ihre Seele fiel, aufgeregt, eingestehen, daß auch wohl auf andere Wege, als auf dem, den sie eingeschlagen, Ruhe und Glück zu finden sei, ja, daß vielleicht der Geist, je mehr er sich über das Irdische erhebe, dem Menschen schon hienieden ein höheres Sein bereiten könne. Dagegen gewannen die Mönche an Lebensumsicht und Weisheit, da die Kunde, welche sie von dem Thun und Treiben der bunten Welt außerhalb ihrer Mauern erhielten, in ihnen Betrachtungen mancherlei Art erweckte. Ohne dem Irdischen einen falschen Wert zu verleihen, mußten sie in der verschiedenen aus dem Innern bestimmten Lebensweise des Menschen, die Notwendigkeit einer solchen Strahlenbrechung des geistlichen Prinzips, ohne welche alles farb- und glanzlos geblieben wäre, anerkennen.

Über alle hocherhaben rücksichts der geistigen und wissenschaftlichen Ausbildung stand von jeher der Prior Leonardus. Außer dem, daß er allgemein für einen wackern Gelehrten in der Theologie galt, so, daß er mit Leichtigkeit und Tiefe die schwierigsten Materien abzuhandeln wußte, und sich die Professoren des Seminars oft bei ihm Rat und Belehrung holten, war er auch mehr, als man es wohl einem Klostergeistlichen zutrauen kann, für die Welt ausgebildet. Er sprach mit Fertigkeit und Eleganz das Italienische und Französische, und seiner besonderen Gewandtheit wegen hatte man ihn in früherer Zeit zu wichtigen Missionen gebraucht. Schon damals, als ich ihn kennen lernte, war er hochbejahrt, aber indem sein weißes Haar von seinem Alter zeugte, blitzte aus den Augen noch jugendliches Feuer, und das anmutige Lächeln, welches um seine Lippen schwebte, erhöhte den Ausdruck der innern Behaglichkeit und Gemütsruhe. Dieselbe Grazie, welche seine Rede schmückte, herrschte in seinen Bewegungen, und selbst die unbehilfliche Ordenstracht schmiegte sich wundersam den wohlgebauten Formen seines Körpers an. Es befand sich kein einziger unter den Brüdern, den nicht eigne freie Wahl, den nicht sogar das von der innern geistigen Stimmung erzeugte Bedürfnis in das Kloster gebracht hätte; aber auch den Unglücklichen, der im Kloster den Port gesucht hätte, um der Vernichtung zu entgehen, hätte Leonardus bald getröstet; seine Buße wäre der kurze Übergang zur Ruhe geworden, und, mit der Welt versöhnt, ohne ihren Tand zu achten, hätte er, im Irdischen lebend, doch sich bald über das Irdische erhoben. Diese ungewöhnlichen Tendenzen des Klosterlebens hatte Leonardus in Italien aufgefaßt, wo der Kultus, und mit ihm die ganze Ansicht des religiösen Lebens heiterer ist, als in dem katholischen Deutschland. So wie bei dem Bau der Kirchen noch die antiken Formen sich erhielten, so scheint auch ein Strahl aus jener heitern lebendigen Zeit des Altertums in das mystische Dunkel des Christianism gedrungen zu sein, und es mit dem wunderbaren Glanze erhellt zu haben, der sonst die Götter und Helden umstrahlte.

Leonardus gewann mich lieb, er unterrichtete mich im Italienischen und Französischen, vorzüglich waren es aber die mannigfachen Bücher, welche er mir in die Hände gab, sowie seine Gespräche, die meinen Geist auf besondere Weise ausbildeten. Beinahe die ganze Zeit, welche meine Studien im Seminar mir übrig ließen,

brachte ich im Kapuzinerkloster zu, und ich spürte, wie immer mehr meine Neigung zunahm, mich einkleiden zu lassen. Ich eröffnete dem Prior meinen Wunsch; ohne mich indessen gerade davon abbringen zu wollen, riet er mir, wenigstens noch ein paar Jahre zu warten, und unter der Zeit mich mehr, als bisher in der Welt umzusehen. So wenig es mir indessen an anderer Bekanntschaft fehlte, die ich mir vorzüglich durch den bischöflichen Konzertmeister, welcher mich in der Musik unterrichtete, erworben, so fühlte ich mich doch in jeder Gesellschaft, und vorzüglich, wenn Frauenzimmer zugegen waren, auf unangenehme Weise befangen, und dies, sowie überhaupt der Hang zum kontemplativen Leben schien meinen innern Beruf zum Kloster zu entscheiden. —

Einst hatte der Prior viel Merkwürdiges mit mir gesprochen über das profane Leben; er war eingedrungen in die schlüpfrigsten Materien, die er aber mit seiner gewöhnlichen Leichtigkeit und Anmut des Ausdrucks zu behandeln wußte, so daß er, alles nur im mindesten Anstößige vermeidend, doch immer auf den rechten Fleck traf. Er nahm endlich meine Hand, sah mir scharf ins Auge und frug, ob ich noch unschuldig sei? — Ich fühlte mich erglühen, denn indem Leonardus mich so verfänglich frug, sprang ein Bild in den lebendigsten Farben hervor, welches so lange ganz von mir gewichen. — Der Konzertmeister hatte eine Schwester, welche gerade nicht schön genannt zu werden verdiente, aber doch in der höchsten Blüte stehend, ein überaus reizendes Mädchen war. Vorzüglich zeichnete sie ein im reinsten Ebenmaß geformter Wuchs aus; sie hatte die schönsten Arme, den schönsten Busen in Form und Kolorit, den man nur sehen kann. — Eines Morgens, als ich zum Konzertmeister gehen wollte, meines Unterrichts halber, überraschte ich die Schwester im leichten Morgenanzuge, mit beinahe ganz entblößter Brust; schnell warf sie zwar das Tuch über, aber doch schon zu viel hatten meine gierigen Blicke erhascht, ich konnte kein Wort sprechen, nie gekannte Gefühle regten sich stürmisch in mir, und trieben das glühende Blut durch die Adern, daß hörbar meine Pulse schlugen. Meine Brust war krampfhaft zusammengepreßt, und wollte zerspringen, ein leiser Seufzer machte mir endlich Luft. Dadurch, daß das Mädchen ganz unbefangen auf mich zukam, mich bei der Hand faßte, und frug, was mir denn wäre, wurde das Übel wieder ärger, und es war ein Glück, daß der Konzertmeister in die Stube trat, und mich von der Qual er-

löste. Nie hatte ich indessen solche falsche Accorde gegriffen, nie so im Gesange detoniert, als dasmal. Fromm genug war ich, um später das Ganze für eine böse Anfechtung des Teufels zu halten, und ich pries mich nach kurzer Zeit recht glücklich, den bösen Feind durch die asketischen Übungen, die ich unternahm, aus dem Felde geschlagen zu haben. Jetzt bei der verfänglichen Frage des Priors, sah ich des Konzertmeisters Schwester mit entblößtem Busen vor mir stehen, ich fühlte den warmen Hauch ihres Atems, den Druck ihrer Hand — meine innere Angst stieg mit jedem Momente. Leonardus sah mich mit einem gewissen, ironischen Lächeln an, vor dem ich erbebte. Ich konnte seinen Blick nicht ertragen, ich schlug die Augen nieder, da klopfte mich der Prior auf die glühenden Wangen und sprach: „Ich sehe, mein Sohn, daß Sie mich gefaßt haben, und daß es noch gut mit Ihnen steht, der Herr bewahre Sie vor der Verführung der Welt, die Genüsse, die sie Ihnen darbietet, sind von kurzer Dauer, und man kann wohl behaupten, daß ein Fluch darauf ruhe, da in dem unbeschreiblichen Ekel, in der vollkommenen Erschlaffung, in der Stumpfheit für alles Höhere, die sie hervorbringen, das bessere geistige Prinzip des Menschen untergeht.“ — So sehr ich mich mühte, die Frage des Priors und das Bild, welches dadurch hervorgerufen wurde, zu vergessen, so wollte es mir doch durchaus nicht gelingen, und war es mir erst geglückt, in Gegenwart jenes Mädchens unbefangen zu sein, so scheute ich doch wieder jetzt mehr als jemals ihren Anblick, da mich schon bei dem Gedanken an sie eine Beklommenheit, eine innere Unruhe überfiel, die mir um so gefährlicher schien, als zugleich eine unbekannte wundervolle Sehnsucht, und mit ihr eine Lüsternheit sich regte, die wohl sündlich sein mochte. Ein Abend sollte diesen zweifelhaften Zustand entscheiden. Der Konzertmeister hatte mich, wie er manchmal zu thun pflegte, zu einer musikalischen Unterhaltung, die er mit einigen Freunden veranstaltet, eingeladen. Außer seiner Schwester, waren noch mehrere Frauenzimmer zugegen, und dieses steigerte die Befangenheit, die mir schon bei der Schwester allein den Atem versetzte. Sie war sehr reizend gekleidet, sie kam mir schöner als je vor, es war, als zöge mich eine unsichtbare, unwiderstehliche Gewalt zu ihr hin, und so kam es denn, daß ich, ohne selbst zu wissen wie, mich immer ihr nahe befand, jeden ihrer Blicke, jedes ihrer Worte begierig aufhaschte, ja mich so an sie drängte, daß wenigstens ihr Kleid im Vorbeistreifen mich berühren

mußte, welches mich mit innerer, nie gefühlter Lust erfüllte. Sie schien es zu bemerken, und Wohlgefallen daran zu finden; zuweilen war es mir, als müßte ich sie wie in toller Liebeswut an mich reißen, und inbrünstig an mich drücken! — Sie hatte lange neben dem Flügel gesessen, endlich stand sie auf, und ließ auf dem Stuhl einen ihrer Handschuhe liegen, den ergriff ich, und drückte ihn im Wahnsinn heftig an den Mund! — Das sah eins von den Frauenzimmern, die ging zu des Konzertmeisters Schwester, und flüsterte ihr etwas ins Ohr, nun schauten sie beide auf mich, und kicherten und lachten höhnisch! — Ich war wie vernichtet, ein Eisstrom goß sich durch mein Inneres — besinnungslos stürzte ich fort ins Kollegium — in meine Zelle. Ich warf mich wie in toller Verzweiflung auf den Fußboden — glühende Thränen quollen mir aus den Augen, ich verwünschte — ich verfluchte das Mädchen — mich selbst — dann betete ich wieder und lachte dazwischen, wie ein Wahnsinniger! Überall erklangen um mich Stimmen, die mich verspotteten, verhöhnten; ich war im Begriff, mich durch das Fenster zu stürzen, zum Glück verhinderten mich die Eisenstäbe daran, mein Zustand war in der That entsetzlich. Erst als der Morgen anbrach, wurde ich ruhiger, aber fest war ich entschlossen, sie niemals mehr zu sehen, und überhaupt der Welt zu entsagen. Klarer als jemals stand der Beruf zum eingezogenen Klosterleben, von dem mich keine Versuchung mehr ablenken sollte, vor meiner Seele. Sowie ich nur von den gewöhnlichen Studien loskommen konnte, eilte ich zu dem Prior in das Kapuzinerkloster, und eröffnete ihm, wie ich nun entschlossen sei, mein Noviziat anzutreten, und auch schon meiner Mutter, sowie der Fürstin, Nachricht davon gegeben habe. Leonardus schien über meinen plötzlichen Eifer verwundert; ohne in mich zu dringen, suchte er doch auf diese und jene Weise zu erforschen, was mich wohl darauf gebracht haben könne, nun mit einem Male auf meine Einweihung zum Klosterleben zu bestehen, denn er ahnete wohl, daß ein besonderes Ereignis mir den Impuls dazu gegeben haben müsse. Eine innere Scham, die ich nicht zu überwinden vermochte, hielt mich zurück, ihm die Wahrheit zu sagen, dagegen erzählte ich ihm mit dem Feuer der Exaltation, das noch in mir glühte, die wunderbaren Begebenheiten meiner Kinderjahre, welche alle auf meine Bestimmung zum Klosterleben hindeuteten. Leonardus hörte mich ruhig an, und ohne gerade gegen meine Visionen Zweifel vorzubringen, schien er doch, sie nicht

sonderlich zu beachten, er äußerte vielmehr, wie das alles noch sehr wenig für die Echtheit meines Berufes spräche, da eben hier eine Illusion sehr möglich sei. Überhaupt pflegte Leonardus nicht gern von den Visionen der Heiligen, ja selbst von den Wundern der ersten Verkündiger des Christentums zu sprechen, und es gab Augenblicke, in denen ich in Versuchung geriet, ihn für einen heimlichen Zweifler zu halten. Einst erdreistete ich mich, um ihn zu irgend einer bestimmten Äußerung zu nötigen, von den Verächtern des katholischen Glaubens zu sprechen, und vorzüglich auf diejenigen zu schmälen, die im kindischen Übermut alles Übersinnliche mit dem heillosen Schimpfworte des Aberglaubens abfertigen. Leonardus sprach sanft lächelnd: „Mein Sohn, der Unglaube ist der ärgste Aberglaube,“ und fing ein anderes Gespräch von fremden, gleichgültigen Dingen an. Erst später durfte ich eingehen in seine herrlichen Gedanken über den mystischen Teil unserer Religion, der die geheimnisvolle Verbindung unsers geistlichen Prinzips, mit höheren Wesen in sich schließt, und mußte mir denn wohl gestehen, daß Leonardus die Mitteilung alles des Sublimen, das aus seinem Innersten sich ergoß, mit Recht nur für die höchste Weihe seiner Schüler auffsparte. —

Meine Mutter schrieb mir, wie sie es längst geahnet, daß der weltgeistliche Stand mir nicht genügen, sondern, daß ich das Klosterleben erwählen werde. Am Medardustage sei ihr der alte Pilgersmann aus der heiligen Linde erschienen, und habe mich im Ordenskleide der Kapuziner an der Hand geführt. Auch die Fürstin war mit meinem Vorhaben ganz einverstanden. Beide sah ich noch einmal vor meiner Einkleidung, welche, da mir meinem innigsten Wunsche gemäß, die Hälfte des Noviziats erlassen wurde, sehr bald erfolgte. Ich nahm auf Veranlassung der Vision meiner Mutter den Klosternamen Medardus an. —

Das Verhältnis der Brüder unter einander, die innere Einrichtung rücksichts der Andachtsübungen und der ganzen Lebensweise im Kloster, bewährte sich ganz in der Art, wie sie mir bei dem ersten Blick erschienen. Die gemütliche Ruhe, die in allem herrschte, goß den himmlichen Frieden in meine Seele, wie er mich, gleich einem seligen Traum aus der ersten Zeit meiner frühsten Kinderjahre, im Kloster der heiligen Linde umschwebte. Während des feierlichen Akts meiner Einkleidung erblickte ich unter den Zuschauern des Konzertmeisters Schwester; sie sah ganz schwer-

mütig aus, und ich glaubte Thränen in ihren Augen zu erblicken, aber vorüber war die Zeit der Versuchung und vielleicht war es frevelnder Stolz auf den so leicht erfochtenen Sieg, der mir das Lächeln abnötigte, welches der an meiner Seite wandelnde Bruder Cyrillus bemerkte. „Worüber erfreuest du dich so, mein Bruder?“ frug Cyrillus. „Soll ich denn nicht froh sein, wenn ich der schnöden Welt und ihrem Tand entsage,“ antwortete ich, aber nicht zu leugnen ist es, daß, indem ich diese Worte sprach, ein unheimliches Gefühl, plötzlich das Innerste durchbebend, mich Lügen strafte. — Doch dies war die letzte Anwandlung irdischer Selbstsucht, nach der jene Ruhe des Geistes eintrat. Wäre sie nimmer von mir gewichen, aber die Macht des Feindes ist groß! — Wer mag der Stärke seiner Waffen, wer mag seiner Wachsamkeit vertrauen, wenn die unterirdischen Mächte lauern. —

Schon fünf Jahre war ich im Kloster, als nach der Verordnung des Priors mir der Bruder Cyrillus, der alt und schwach worden, die Aufsicht über die reiche Reliquienkammer des Klosters übergeben sollte. Da befanden sich allerlei Knochen von Heiligen, Späne aus dem Kreuze des Erlösers und andere Heiligtümer, die in saubern Glasschränken aufbewahrt und an gewissen Tagen dem Volk zur Erbauung aufgestellt wurden. Der Bruder Cyrillus machte mich mit jedem Stücke, sowie mit den Dokumenten, die über ihre Echtheit und über die Wunder, welche sie bewirkt, vorhanden, bekannt. Er stand, rücksichts der geistigen Ausbildung unserm Prior an der Seite, und um so weniger trug ich Bedenken, das zu äußern, was sich gewaltsam aus meinem Innern hervordrängte. „Sollten denn, lieber Bruder Cyrillus,“ sagte ich, „alle diese Dinge gewiß und wahrhaftig das sein, wofür man sie ausgiebt? — Sollte auch hier nicht die betrügerische Habsucht manches untergeschoben haben, was nun als wahre Reliquie dieses oder jenes Heiligen gilt? So z. B. besitzt irgend ein Kloster das ganze Kreuz unsers Erlösers, und doch zeigt man überall wieder so viel Späne davon, daß, wie jemand von uns selbst, freilich in freveligem Spott, behauptete, unser Kloster ein ganzes Jahr hindurch damit geheizt werden könnte.“ — „Es geziemt uns wohl eigentlich nicht,“ erwiderte der Bruder Cyrillus, „diese Dinge einer solchen Untersuchung zu unterziehen, allein offenherzig gestanden,

6. Cyrillus hieß der alte Pater im Bamberger Kapuzinerkloster, der auf Hoffmann so großen Eindruck machte.

bin ich der Meinung, daß, der darüber sprechenden Dokumente unerachtet, wohl wenige dieser Dinge das sein dürften, wofür man sie ausgiebt. Allein es scheint mir auch gar nicht darauf anzukommen. Merke wohl auf, lieber Bruder Medardus, wie ich und unser Prior darüber denken, und du wirst unsere Religion in neuer Glorie erblicken. Ist es nicht herrlich, lieber Bruder Medardus, daß unsere Kirche darnach trachtet, jene geheimnisvollen Fäden zu erfassen, die das Sinnliche mit dem Übersinnlichen verknüpfen, ja unseren zum irdischen Leben und Sein gediehenen Organism so anzuregen, daß sein Ursprung aus dem höhern geistigen Prinzip, ja seine innige Verwandtschaft mit dem wunderbaren Wesen, dessen Kraft wie ein glühender Hauch die ganze Natur durchdringt, klar hervortritt, und uns die Ahnung eines höheren Lebens, dessen Keim wir in uns tragen, wie mit Seraphsfittichen umweht. — Was ist jenes Stückchen Holz — jenes Knöchlein, jenes Läppchen — man sagt, aus dem Kreuz Christi sei es gehauen, dem Körper — dem Gewande eines Heiligen entnommen; aber den Gläubigen, der ohne zu grübeln, sein ganzes Gemüt darauf richtet, erfüllt bald jene überirdische Begeisterung, die ihm das Reich der Seligkeit erschließt, das er hienieden nur geahnet; und so wird der geistige Einfluß des Heiligen, dessen auch nur angebliche Reliquie den Impuls gab, erweckt, und der Mensch vermag Stärke und Kraft im Glauben von dem höheren Geiste zu empfangen, den er im Innersten des Gemüts um Trost und Beistand anrief. Ja, diese in ihm erweckte höhere geistige Kraft wird selbst Leiden des Körpers zu überwinden vermögen, und daher kommt es, daß diese Reliquien jene Mirakel bewirken, die, da sie so oft vor den Augen des versammelten Volks geschehen, wohl nicht geleugnet werden können.“ — Ich erinnerte mich augenblicklich gewisser Andeutungen des Priors, die ganz mit den Worten des Bruders Cyrillus übereinstimmten, und betrachtete nun die Reliquien, die mir sonst nur als religiöse Spielerei erschienen, mit wahrer innerer Ehrfurcht und Andacht. Dem Bruder Cyrillus entging diese Wirkung seiner Rede nicht, und er fuhr nun fort, mit größerem Eifer und mit recht zum Gemüte sprechender Innigkeit, mir die Sammlung Stück vor Stück zu erklären. Endlich nahm er aus einem wohlverschlossenen Schranke ein Kistchen heraus und sagte: „Hierinnen, lieber Bruder Medardus, ist die geheimnisvollste, wunderbarste Reliquie enthalten, die unser Kloster

besitzt. So lange ich im Kloster bin, hat dieses Kistchen niemand in der Hand gehabt, als der Prior und ich; selbst die andern Brüder, viel weniger Fremde, wissen etwas von dem Dasein dieser Reliquie. Ich kann die Kiste nicht ohne inneren Schauer anrühren, es ist, als sei darin ein böser Zauber verschlossen, der, gelänge es ihm, den Bann, der ihn umschließt und wirkungslos macht, zu zersprengen, Verderben und heillosen Untergang jedem bereiten könnte, den er ereilt. — Das, was darinnen enthalten, stammt unmittelbar von dem Widersacher her, aus jener Zeit, als er noch sichtlich gegen das Heil der Menschen zu kämpfen vermochte.“ — Ich sah den Bruder Cyrillus im höchsten Erstaunen an; ohne mir Zeit zu lassen, etwas zu erwidern, fuhr er fort: „Ich will mich, lieber Bruder Medardus, gänzlich enthalten, in dieser höchst mystischen Sache nur irgend eine Meinung zu äußern, oder wohl gar diese — jene — Hypothese aufzutischen, die mir durch den Kopf gefahren, sondern lieber getreulich dir das erzählen, was die über jene Reliquie vorhandenen Dokumente davon sagen. — Du findest diese Dokumente in jenem Schrank und kannst sie selbst nachlesen. — Dir ist das Leben des heiligen Antonius zur Genüge bekannt, du weißt, daß er, um sich von allem Irdischen zu entfernen, um seine Seele ganz dem Göttlichen zuzuwenden, in die Wüste zog und da sein Leben den strengsten Buß- und Andachtsübungen weihte. Der Widersacher verfolgte ihn und trat ihm oft sichtlich in den Weg, um ihn in seinen frommen Betrachtungen zu stören. So kam es denn, daß der heilige Antonius einmal in der Abenddämmerung eine finstere Gestalt wahrnahm, die auf ihn zuschritt. In der Nähe erblickte er zu seinem Erstaunen, daß aus den Löchern des zerrissenen Mantels, den die Gestalt trug, Flaschenhälse hervorguckten. Es war der Widersacher, der in diesem seltsamen Aufzuge ihn höhnisch anlächelte und frug, ob er nicht von den Elixiren, die er in den Flaschen bei sich trüge, zu kosten begehre? Der heilige Antonius, den diese Zumutung nicht einmal verdrießen konnte, weil der Widersacher, ohnmächtig und kraftlos geworden, nicht mehr im stande war, sich auf irgend einen Kampf einzulassen, und sich daher auf höhnende Reden beschränken mußte, frug ihn: warum er denn so viele Flaschen und auf solche besondere Weise bei sich trüge? Da antwortete der Widersacher: „Siehe, wenn mir ein Mensch begegnet, so schaut er mich verwundert an und kann es nicht lassen, nach meinen Getränken zu

fragen und zu kosten aus Lüsternheit. Unter so vielen Elixiren findet er ja wohl eins, was ihm recht mundet, und er säuft die ganze Flasche aus und wird trunken, und ergiebt sich mir und meinem Reiche.“ — So weit steht das in allen Legenden; nach dem besondern Dokument, das wir über diese Vision des heiligen Antonius besitzen, heißt es aber weiter, daß der Widersacher, als er sich von dannen hub, einige seiner Flaschen auf einem Rasen stehen ließ, die der heilige Antonius schnell in seine Höhle mitnahm und verbarg, aus Furcht, selbst in der Einöde könnte ein Verirrter, ja wohl gar einer seiner Schüler, von dem entsetzlichen Getränke kosten und ins ewige Verderben geraten. — Zufällig, erzählt das Dokument weiter, habe der heilige Antonius einmal eine dieser Flaschen geöffnet, da sei ein seltsamer betäubender Dampf herausgefahren und allerlei scheußliche sinneverwirrende Bilder der Hölle hätten den Heiligen umschwebt, ja ihn mit verführerischen Gaukeleien zu verlocken gesucht, bis er sie durch strenges Fasten und anhaltendes Gebet wieder vertrieben. — In diesem Kistchen befindet sich nun aus dem Nachlaß des heiligen Antonius eben eine solche Flasche mit einem Teufelselixir und die Dokumente sind so authentisch und genau, daß wenigstens daran, daß die Flasche wirklich nach dem Tode des heiligen Antonius unter seinen nachgebliebenen Sachen gefunden wurde, kaum zu zweifeln ist. Übrigens kann ich versichern, lieber Bruder Medardus, daß, so oft ich die Flasche, ja nur dieses Kistchen, worin sie verschlossen, berühre, mich ein unerklärliches inneres Grauen anwandelt, ja daß ich wähne, etwas von einem ganz seltsamen Duft zu spüren, der mich betäubt und zugleich eine innere Unruhe des Geistes hervorbringt, die mich selbst bei den Andachtsübungen zerstreut. Indessen überwinde ich diese böse Stimmung, welche offenbar von dem Einfluß irgend einer feindlichen Macht herrührt, sollte ich auch an die unmittelbare Einwirkung des Widersachers nicht glauben, durch standhaftes Gebet. Dir, lieber Bruder Medardus, der du noch so jung bist, der du noch alles, was dir deine von fremder Kraft aufgeregte Phantasie vorbringen mag, in glänzenderen, lebhafteren Farben erblickst, der du noch, wie ein tapferer, aber unerfahrner Krieger, zwar rüstig im Kampf, aber vielleicht zu kühn, das Unmögliche wagend, deiner Stärke zu sehr vertraust, rate ich, das Kistchen niemals oder wenigstens erst nach Jahren zu öffnen, und damit dich deine Neugierde nicht in Versuchung führe, es dir weit weg aus den Augen zu stellen.“ —

Der Bruder Cyrillus verschloß die geheimnisvolle Kiste wieder in den Schrank, wo sie gestanden, und übergab mir den Schlüsselbund, an dem auch der Schlüssel jenes Schrankes hing; die ganze Erzählung hatte auf mich einen eignen Eindruck gemacht, aber jemehr ich eine innere Lüsternheit emporkeimen fühlte, die wunderbare Reliquie zu sehen, desto mehr war ich, der Warnung des Bruders Cyrillus gedenkend, bemüht, auf jede Art mir es zu erschweren. Als Cyrillus mich verlassen, übersah ich noch einmal die mir anvertrauten Heiligtümer, dann löste ich aber das Schlüsselchen, welches den gefährlichen Schrank schloß, vom Bunde ab, und versteckte es tief unter meine Skripturen im Schreibepulte. —

Unter den Professoren im Seminar gab es einen vortrefflichen Redner; jedes Mal, wenn er predigte, war die Kirche überfüllt; der Feuerstrom seiner Worte riß alles unwiderstehlich fort, die inbrünstigste Andacht im Innern entzündend. Auch mir drangen seine herrlichen, begeisterten Reden ins Innerste, aber indem ich den Hochbegabten glücklich pries, war es mir, als rege sich eine innere Kraft, die mich mächtig antrieb, es ihm gleich zu thun. Hatte ich ihn gehört, so predigte ich auf meiner einsamen Stube, mich ganz der Begeisterung des Moments überlassend, bis es mir gelang, meine Ideen, meine Worte festzuhalten und aufzuschreiben. — Der Bruder, welcher im Kloster zu predigen pflegte, wurde zusehends schwächer, seine Reden schlichen wie ein halbversiegter Bach mühsam und tonlos dahin, und die ungewöhnlich gedehnte Sprache, welche der Mangel an Ideen und Worten erzeugte, da er ohne Konzept sprach, machte seine Reden so unausstehlich lang, daß vor dem Amen schon der größte Teil der Gemeinde, wie bei dem bedeutungslosen eintönigen Geklapper einer Mühle, sanft eingeschlummert war, und nur durch den Klang der Orgel wieder erweckt werden konnte. Der Prior Leonardus war zwar ein ganz vorzüglicher Redner, indessen trug er Scheu zu predigen, weil es ihn bei den schon erreichten hohen Jahren zu stark angriff, und sonst gab es im Kloster keinen, der die Stelle jenes schwächlichen Bruders hätte ersetzen können. Leonardus sprach mit mir über diesen Übelstand, der der Kirche den Besuch mancher Frommen entzog; ich faßte mir ein Herz und sagte ihm, wie ich schon im Seminar einen inneren Beruf zum Predigen gespürt und manche geistliche Rede aufgeschrieben habe. Er verlangte, sie zu sehen, und war so höchlich damit zufrieden, daß er in mich drang, schon

am nächsten Heiligentage den Versuch mit einer Predigt zu machen, der um so weniger mißlingen werde, als mich die Natur mit allem ausgestattet habe, was zum guten Kanzelredner gehöre, nämlich mit einer einnehmenden Gestalt, einem ausdrucksvollen Gesicht und einer kräftigen, tonreichen Stimme. Rücksichts des äußern Anstandes, der richtigen Gestikulation unternahm Leonardus selbst mich zu unterrichten. Der Heiligentag kam heran, die Kirche war besetzter als gewöhnlich, und ich bestieg nicht ohne ein inneres Erbeben die Kanzel. — Im Anfange blieb ich meiner Handschrift getreu, und Leonardus sagte mir nachher, daß ich mit zitternder Stimme gesprochen, welches aber gerade den andächtigen wehmutsvollen Betrachtungen, womit die Rede begann, zugesagt, und bei den mehrsten für eine besondere wirkungsvolle Kunst des Redners gegolten habe. Bald aber war es, als strahle der glühende Funke himmlischer Begeisterung durch mein Inneres — ich dachte nicht mehr an die Handschrift, sondern überließ mich ganz den Eingebungen des Moments. Ich fühlte, wie das Blut in allen Pulsen glühte und sprühte — ich hörte meine Stimme durch das Gewölbe donnern — ich sah mein erhobenes Haupt, meine ausgebreiteten Arme, wie von Strahlenglanz der Begeisterung umflossen. — Mit einer Sentenz, in der ich alles Heilige und Herrliche, das ich verkündet, nochmals wie in einem flammenden Fokus zusammenfaßte, schloß ich meine Rede, deren Eindruck ganz ungewöhnlich, ganz unerhört war. Heftiges Weinen — unwillkürlich den Lippen entfliehende Ausrufe der andachtvollsten Wonne — lautes Gebet hallten meinen Worten nach. Die Brüder zollten mir ihre höchste Bewunderung, Leonardus umarmte mich, er nannte mich den Stolz des Klosters. Mein Ruf verbreitete sich schnell, und um den Bruder Medardus zu hören, drängte sich der vornehmste, der gebildetste Teil der Stadtbewohner, schon eine Stunde vor dem Läuten, in die nicht allzu große Klosterkirche. Mit der Bewunderung stieg mein Eifer und meine Sorge, den Reden im stärksten Feuer Ründe und Gewandtheit zu geben. Immer mehr gelang es mir, die Zuhörer zu fesseln, und, immer steigend und steigend, glich bald die Verehrung, die sich überall, wo ich ging und stand, in den stärksten Zügen an den Tag legte, beinahe der Vergötterung eines Heiligen. Ein religiöser Wahn hatte die Stadt ergriffen, alles strömte bei irgend einem Anlaß, auch an gewöhnlichen Wochentagen nach dem Kloster, um den Bruder

Medardus zu sehen, zu sprechen. — Da keimte in mir der Gedanke auf, ich sei ein besonders Erkorner des Himmels; die geheimnisvollen Umstände bei meiner Geburt, am heiligen Orte zur Entsündigung des verbrecherischen Vaters, die wunderbaren Begebenheiten in meinen ersten Kinderjahren, alles deutete dahin, daß mein Geist, in unmittelbarer Berührung mit dem Himmlischen, sich schon hienieden über das Irdische erhebe, und ich nicht der Welt, den Menschen angehöre, denen Heil und Trost zu geben, ich hier auf Erden wandle. Es war mir nun gewiß, daß der alte Pilgram in der heiligen Linde der heilige Joseph, der wunderbare Knabe aber das Jesuskind selbst gewesen, das in mir den Heiligen, der auf Erden zu wandeln bestimmt, begrüßt habe. Aber so wie dies alles immer lebendiger vor meiner Seele stand, wurde mir auch meine Umgebung immer lästiger und drückender. Jene Ruhe und Heiterkeit des Geistes, die mich sonst umfing, war aus meiner Seele entschwunden — ja alle gemütlichen Äußerungen der Brüder, die Freundlichkeit des Priors, erweckten in mir einen feindseligen Zorn. Den Heiligen, den hoch über sie erhabenen, sollten sie in mir erkennen, sich niederwerfen in den Staub, und die Fürbitte erflehen vor dem Throne Gottes. So aber hielt ich sie für befangen in verderblicher Verstocktheit. Selbst in meine Reden flocht ich gewisse Anspielungen ein, die darauf hindeuteten, wie nun eine wundervolle Zeit, gleich der in schimmernden Strahlen leuchtenden Morgenröte, angebrochen, in der Trost und Heil bringend der gläubigen Gemeinde ein Auserwählter Gottes auf Erden wandle. Meine eingebildete Sendung kleidete ich in mystische Bilder ein, die um so mehr wie ein fremdartiger Zauber auf die Menge wirkten, je weniger sie verstanden wurden. Leonardus wurde sichtlich kälter gegen mich, er vermied, mit mir ohne Zeugen zu sprechen, aber endlich, als wir einst zufällig von allen Brüdern verlassen, in der Allee des Klostergartens einhergingen, brach er los: „Nicht verhehlen kann ich es dir, lieber Bruder Medardus, daß du seit einiger Zeit durch dein ganzes Betragen mir Mißfallen erregst. — Es ist etwas in deine Seele gekommen, daß dich dem Leben in frommer Einfalt abwendig macht. In deinen Reden herrscht ein feindliches Dunkel, aus dem nur noch manches hervorzutreten sich scheut, was dich wenigstens mit mir auf immer entzweien würde. — Laß mich offenherzig sein! — Du trägst in diesem Augenblicke die Schuld unseres sündigen Ursprungs, die jedem mächtigen Empor-

streben unserer geistigen Kraft die Schranken des Verderbnisses öffnet, wohin wir uns in unbedachtem Fluge nur zu leicht verirren! — Der Beifall, ja die abgöttische Bewunderung, die dir die leichtsinnige, nach jeder Anreizung lüsterne Welt gezollt, hat dich geblendet, und du siehst dich selbst in einer Gestalt, die nicht dein eigen, sondern ein Trugbild ist, welches dich in den verderblichen Abgrund lockt. Gehe in dich, Medardus! — entsage dem Wahn, der dich bethört — ich glaube ihn zu kennen! — schon jetzt ist dir die Ruhe des Gemüts, ohne welche kein Heil hienieden zu finden, entflohen. — Laß dich warnen, weiche aus dem Feinde, der dir nachstellt. — Sei wieder der gutmütige Jüngling, den ich mit ganzer Seele liebte." — Thränen quollen aus den Augen des Priors, als er dies sprach; er hatte meine Hand ergriffen, sie loslassend entfernte er sich schnell, ohne meine Antwort abzuwarten. — Aber nur feindselig waren seine Worte in mein Inneres gedrungen; er hatte des Beifalls, ja der höchsten Bewunderung erwähnt, die ich mir durch meine außerordentlichen Gaben erworben, und es war mir deutlich, daß nur kleinlicher Neid jenes Mißbehagen an mir erzeugt habe, das er so unverhohlen äußerte. Stumm und in mich gekehrt, blieb ich vom innern Groll ergriffen bei den Zusammenkünften der Mönche, und ganz erfüllt von dem neuen Wesen, das mir aufgegangen, sann ich den Tag über, und in den schlaflosen Nächten, wie ich alles in mir Aufgekeimte, in prächtige Worte fassen und dem Volk verkünden wollte. Je mehr ich mich nun von Leonardus und den Brüdern entfernte, mit desto stärkeren Banden wußte ich die Menge an mich zu ziehen. —

Am Tage des heiligen Antonius war die Kirche so gedrängt voll, daß man die Thüren weit öffnen mußte, um dem zuströmenden Volke zu vergönnen, mich auch noch vor der Kirche zu hören. Nie hatte ich kräftiger, feuriger, eindringender gesprochen. Ich erzählte, wie es gewöhnlich, manches aus dem Leben des Heiligen, und knüpfte daran fromme, tief ins Leben eindringende Betrachtungen. Von den Verführungen des Teufels, dem der Sündenfall die Macht gegeben, die Menschen zu verlocken, sprach ich, und unwillkürlich führte mich der Strom der Rede hinein in die Legende von den Elixiren, die ich wie eine sinnreiche Allegorie darstellen wollte. Da fiel mein in der Kirche umherschweifender Blick auf einen langen, hageren Mann, der mir schrägüber auf eine Bank

gestiegen, sich an einen Eckpfeiler lehnte. Er hatte auf seltsame, fremde Weise einen dunkelvioletten Mantel umgeworfen, und die übereinander geschlagenen Arme darein gewickelt. Sein Gesicht war leichenblaß, aber der Blick der großen schwarzen stieren Augen fuhr wie ein glühender Dolchstich durch meine Brust. Mich durchbebte ein unheimliches, grauenhaftes Gefühl, schnell wandte ich mein Auge ab und sprach, alle meine Kraft zusammennehmend, weiter. Aber wie von einer fremden, zauberischen Gewalt getrieben, mußte ich immer wieder hinschauen, und immer starr und bewegungslos stand der Mann da, den gespenstischen Blick auf mich gerichtet. So wie bitterer Hohn — verachtender Haß, lag es auf der hohen, gefurchten Stirn, in dem herabgezogenen Munde. Die ganze Gestalt hatte etwas Furchtbares — Entsetzliches! — Ja! — es war der unbekannte Maler aus der heiligen Linde. Ich fühlte mich, wie von eiskalten grausigen Fäusten gepackt — Tropfen des Angstschweißes standen auf meiner Stirn — meine Perioden stockten — immer verwirrter und verwirrter wurden meine Reden — es entstand ein Flüstern — ein Gemurmel in der Kirche — aber starr und unbeweglich lehnte der fürchterliche Fremde am Pfeiler, den stieren Blick auf mich gerichtet. Da schrie ich auf in der Höllenangst wahnsinniger Verzweiflung: „Ha Verruchter! hebe dich weg! — hebe dich weg — denn ich bin es selbst! — ich bin der heilige Antonius!“ — Als ich aus dem bewußtlosen Zustande, in den ich mit jenen Worten versunken, wieder erwachte, befand ich mich auf meinem Lager, und der Bruder Cyrillus saß neben mir, mich pflegend und tröstend. Das schreckliche Bild des Unbekannten stand mir noch lebhaft vor Augen, aber je mehr der Bruder Cyrillus, dem ich alles erzählte, mich zu überzeugen suchte, daß dieses nur ein Gaukelbild meiner durch das eifrige und starke Reden erhitzten Phantasie gewesen, desto tiefer fühlte ich bittre Reue und Scham über mein Betragen auf der Kanzel. Die Zuhörer dachten, wie ich nachher erfuhr, es habe mich ein plötzlicher Wahnsinn überfallen, wozu ihnen vorzüglich mein letzter Ausruf gerechten Anlaß gab. Ich war zerknirscht — zerrüttet im Geiste; eingeschlossen in meine Zelle, unterwarf ich mich den strengsten Bußübungen, und stärkte mich durch inbrünstige Gebete zum Kampfe mit dem Versucher, der mir selbst an heiliger Stätte erschienen, nur in frechem Hohn die Gestalt borgend von dem frommen Maler in der heiligen Linde. Niemand

wollte übrigens den Mann im violetten Mantel erblickt haben, und der Prior Leonardus verbreitete nach seiner anerkannten Gutmütigkeit auf das eifrigste überall, wie es nur der Anfall einer hitzigen Krankheit gewesen, welcher mich in der Predigt auf solche entsetzliche Weise mitgenommen und meine verwirrten Reden veranlaßt habe: wirklich war ich auch noch siech und krank, als ich nach mehreren Wochen wieder in das gewöhnliche klösterliche Leben eintrat. Dennoch unternahm ich es wieder, die Kanzel zu besteigen, aber von innerer Angst gefoltert, verfolgt von der entsetzlichen bleichen Gestalt, vermochte ich kaum zusammenhängend zu sprechen, viel weniger mich wie sonst dem Feuer der Beredsamkeit zu überlassen. Meine Predigten waren gewöhnlich — steif — zerstückelt. — Die Zuhörer bedauerten den Verlust meiner Rednergabe, verloren sich nach und nach, und der alte Bruder, der sonst gepredigt und nun noch offenbar besser redete, als ich, ersetzte wieder meine Stelle. —

Nach einiger Zeit begab es sich, daß ein junger Graf, von seinem Hofmeister, mit dem er auf Reisen begriffen, begleitet, unser Kloster besuchte, und die vielfachen Merkwürdigkeiten desselben zu sehen begehrte. Ich mußte die Reliquienkammer aufschließen und wir traten hinein, als der Prior, der mit uns durch Chor und Kirche gegangen, abgerufen wurde, so daß ich mit den Fremden allein blieb. Jedes Stück hatte ich gezeigt und erklärt, da fiel dem Grafen der, mit zierlichem, altdeutschen Schnitzwerk geschmückte Schrank ins Auge, in dem sich das Kistchen mit dem Teufels-Elixir befand. Unerachtet ich nun nicht gleich mit der Sprache herauswollte, was in dem Schrank verschlossen, so drangen beide, der Graf und der Hofmeister, doch so lange in mich, bis ich die Legende vom heiligen Antonius und dem arglistigen Teufel erzählte, und mich über die, als Reliquie aufbewahrte Flasche, ganz getreu nach den Worten des Bruders Cyrillus ausließ, ja sogar die Warnung hinzufügte, die er mir rücksichts der Gefahr des Öffnens der Kiste und des Vorzeigens der Flasche gegeben. Unerachtet der Graf unserer Religion zugethan war, schien er doch ebenso wenig, als der Hofmeister auf die Wahrscheinlichkeit der heiligen Legenden viel zu bauen. Sie ergossen sich beide in allerlei witzigen Anmerkungen und Einfällen über den komischen Teufel, der die Verführungsflaschen im zerrissenen Mantel trage, endlich nahm aber der Hofmeister eine ernsthafte Miene an und sprach:

„Haben Sie an uns leichtsinnigen Weltmenschen kein Ärgernis, ehrwürdiger Herr! — Sein Sie überzeugt, daß wir beide, ich und mein Graf, die Heiligen als herrliche, von der Religion hochbegeisterte Menschen verehren, die dem Heil ihrer Seele, sowie dem Heil der Menschen, alle Freuden des Lebens, ja das Leben selbst opferten, was aber solche Geschichten betrifft, wie die soeben von Ihnen erzählte, so glaube ich, daß nur eine geistreiche, von dem Heiligen ersonnene Allegorie durch Mißverstand, als wirklich geschehen, ins Leben gezogen wurde.“ —

Unter diesen Worten hatte der Hofmeister den Schieber des Kistchens schnell aufgeschoben und die schwarze, sonderbar geformte Flasche herausgenommen. Es verbreitete sich wirklich, wie der Bruder Cyrillus es mir gesagt, ein starker Duft, der indessen nichts weniger als betäubend, sondern vielmehr angenehm und wohlthätig wirkte. „Ei,“ rief der Graf, „ich wette, daß das Elixir des Teufels weiter nichts ist, als herrlicher echter Syrakuser.“ — „Ganz gewiß,“ erwiderte der Hofmeister, „und stammt die Flasche wirklich aus dem Nachlaß des heiligen Antonius, so geht es Ihnen, ehrwürdiger Herr! beinahe besser wie dem Könige von Neapel, den die Unart der Römer, den Wein nicht zu pfropfen, sondern nur durch darauf getröpfeltes Öl zu bewahren, um das Vergnügen brachte, altrömischen Wein zu kosten. Ist dieser Wein auch lange nicht so alt, als jener gewesen wäre, so ist es doch fürwahr der älteste, den es wohl geben mag, und darum thäten Sie wohl, die Reliquie in Ihrem Nutzen zu verwenden und getrost auszunippen.“ — „Gewiß,“ fiel der Graf ein, „dieser uralte Syrakuser würde neue Kraft in Ihre Adern gießen und die Kränklichkeit verscheuchen, von der Sie, ehrwürdiger Herr! heimgesucht scheinen.“ Der Hofmeister holte einen stählernen Korkzieher aus der Tasche und öffnete, meiner Protestationen unerachtet, die Flasche. — Es war mir, als zucke bei dem Herausfliegen des Korks ein blaues Flämmchen empor, das gleich wieder verschwand. — Stärker stieg der Duft aus der Flasche und wallte durch das Zimmer. Der Hofmeister kostete zuerst und rief begeistert: „herrlicher — herrlicher Syrakuser! In der That, der Weinkeller des heiligen Antonius war nicht übel und machte der Teufel seinen Kellermeister, so meinte er es mit dem heiligen Mann nicht so böse, als man glaubt — kosten Sie, Graf!“ — der Graf that es und bestätigte das, was der Hofmeister gesprochen. Beide scherzten noch mehr über

die Reliquie, die offenbar die schönste in der ganzen Sammlung sei — sie wünschten sich einen ganzen Keller voll solcher Reliquien u. s. w. Ich hörte alles schweigend mit niedergesenktem Haupte, mit zur Erde starrendem Blick an; der Frohsinn der Fremden hatte für mich, in meiner düsteren Stimmung etwas Quälendes; vergebens drangen sie in mich, auch von dem Weine des heiligen Antonius zu kosten, ich verweigerte es standhaft und verschloß die Flasche, wohl zugepfropft, wieder in ihr Behältnis. —

Die Fremden verließen das Kloster, aber als ich einsam in meiner Zelle saß, konnte ich mir selbst ein gewisses innres Wohlbehagen, eine rege Heiterkeit des Geistes nicht ableugnen. Es war offenbar, daß der geistige Duft des Weins mich gestärkt hatte. Keine Spur der üblen Wirkung, von der Cyrillus gesprochen, empfand ich, und nur der entgegengesetzte wohlthätige Einfluß zeigte sich auf auffallende Weise: je mehr ich über die Legende des heiligen Antonius nachdachte, je lebhafter die Worte des Hofmeisters in meinem Innern wiederklangen, desto gewisser wurde es mir, daß die Erklärung des Hofmeisters die richtige sei, und nun erst durchfuhr mich wie ein leuchtender Blitz der Gedanke: daß an jenem unglücklichen Tage, als eine feindselige Vision mich in der Predigt auf so zerstörende Weise unterbrach, ich ja selbst im Begriff gewesen, die Legende auf dieselbe Weise, als eine geistreiche belehrende Allegorie des heiligen Mannes vorzutragen. Diesem Gedanken knüpfte sich ein anderer an, welcher bald mich so ganz und gar erfüllte, daß alles Übrige in ihm unterging. — Wie, dachte ich, wenn das wunderbare Getränk mit geistiger Kraft dein Inneres stärkte, ja die erloschene Flamme entzünden könnte, daß sie in neuem Leben emporstrahlte? — Wenn schon dadurch eine geheimnisvolle Verwandtschaft deines Geistes mit den in jenem Wein verschlossenen Naturkräften sich offenbaret hätte, daß derselbe Duft, der den schwächlichen Cyrillus betäubte, auf dich nur wohlthätig wirkte? — Aber, war ich auch schon entschlossen, dem Rate der Fremden zu folgen, wollte ich schon zur That schreiten, so hielt mich immer wieder ein inneres, mir selbst unerklärliches Widerstreben davon zurück. Ja, im Begriff, den Schrank aufzuschließen, schien es mir, als erblicke ich in dem Schnitzwerk das entsetzliche Gesicht des Malers mit den mich durchbohrenden lebendigtodstarren Augen, und von gespenstischem Grauen gewaltsam ergriffen, floh ich aus der Reliquienkammer, um an heil'ger Stätte meinen Vor-

witz zu bereuen. Aber immer und immer verfolgte mich der Gedanke, daß nur durch den Genuß des wunderbaren Weins mein Geist sich erlaben und stärken könne. — Das Betragen des Priors — der Mönche — die mich, wie einen geistig Erkrankten, mit gutgemeinter, aber niederbeugender Schonung behandelten, brachte mich zur Verzweiflung, und als Leonardus nun gar mich von den gewöhnlichen Andachtsübungen dispensierte, damit ich meine Kräfte ganz sammeln solle, da beschloß ich, in schlafloser Nacht von tiefem Gram gefoltert, auf den Tod alles zu wagen, um die verlorne geistige Kraft wieder zu gewinnen, oder unterzugehen.

Ich stand vom Lager auf, und schlich wie ein Gespenst, mit der Lampe, die ich bei dem Marienbilde auf dem Gange des Klosters angezündet, durch die Kirche nach der Reliquienkammer. Von dem flackernden Scheine der Lampe beleuchtet, schienen die heiligen Bilder in der Kirche sich zu regen, es war, als blickten sie mitleidsvoll auf mich herab, es war, als hörte ich in dem dumpfen Brausen des Sturmes, der durch die zerschlagenen Fenster ins Chor hineinfuhr, klägliche warnende Stimmen, ja, als riefe mir meine Mutter zu aus weiter Ferne: „Sohn Medardus, was beginnst du, laß ab von dem gefährlichen Unternehmen!" — Als ich in die Reliquienkammer getreten, war alles still und ruhig, ich schloß den Schrank auf, ich ergriff das Kistchen, die Flasche, bald hatte ich einen kräftigen Zug gethan! — Glut strömte durch meine Adern und erfüllte mich mit dem Gefühl unbeschreiblichen Wohlseins — ich trank noch einmal, und die Lust eines neuen herrlichen Lebens ging mir auf! — Schnell verschloß ich das leere Kistchen in den Schrank, eilte rasch mit der wohlthätigen Flasche nach meiner Zelle und stellte sie in mein Schreibepult. — Da fiel mir der kleine Schlüssel in die Hände, den ich damals, um jeder Versuchung zu entgehen, vom Bunde löste, und doch hatte ich ohne ihn, sowohl damals, als die Fremden zugegen waren, als jetzt den Schrank aufgeschlossen? — Ich untersuchte meinen Schlüsselbund, und siehe, ein unbekannter Schlüssel, mit dem ich damals und jetzt den Schrank geöffnet, ohne in der Zerstreuung darauf zu merken, hatte sich zu den übrigen gefunden. — Ich erbebte unwillkürlich, aber ein buntes Bild jagte das andere bei dem wie aus tiefem Schlaf aufgerüttelten Geiste vorüber. Ich hatte nicht Ruh', nicht Rast, bis der Morgen heiter anbrach und ich hinabeilen konnte in den Klostergarten, um mich in den Strahlen

der Sonne, die feurig und glühend hinter den Bergen emporstieg, zu baden. Leonardus, die Brüder, bemerkten meine Veränderung; statt daß ich sonst in mich verschlossen, kein Wort sprach, war ich heiter und lebendig. Als rede ich vor versammelter Gemeinde, sprach ich mit dem Feuer der Beredsamkeit, wie es sonst mir eigen. Da ich mit Leonardus allein geblieben, sah er mich lange an, als wollte er mein Innerstes durchdringen; dann sprach er aber, indem ein leises ironisches Lächeln über sein Gesicht flog: „Hat der Bruder Medardus vielleicht in einer Vision neue Kraft und verjüngtes Leben von oben herab erhalten?“ — Ich fühlte mich vor Scham erglühen, denn in dem Augenblick kam mir meine Exaltation, durch einen Schluck alten Weins erzeugt, nichtswürdig und armselig vor. Mit niedergeschlagenen Augen und gesenktem Haupte stand ich da, Leonardus überließ mich meinen Betrachtungen. Nur zu sehr hatte ich gefürchtet, daß die Spannung, in die mich der genossene Wein versetzt, nicht lange anhalten, sondern vielleicht zu meinem Gram noch größere Ohnmacht nach sich ziehen würde; es war aber dem nicht so, vielmehr fühlte ich, wie mit der wiedererlangten Kraft auch jugendlicher Mut und jenes rastlose Streben nach dem höchsten Wirkungskreise, den mir das Kloster darbot, zurückkehrte. Ich bestand darauf, am nächsten heiligen Tage wieder zu predigen, und es wurde mir vergönnt. Kurz vorher, ehe ich die Kanzel bestieg, genoß ich von dem wunderbaren Weine; nie hatte ich darauf feuriger, salbungsreicher, eindringender gesprochen. Schnell verbreitete sich der Ruf meiner gänzlichen Wiederherstellung, und so wie sonst füllte sich wieder die Kirche, aber je mehr ich den Beifall der Menge erwarb, desto ernster und zurückhaltender wurde Leonardus, und ich fing an, ihn von ganzer Seele zu hassen, da ich ihn von kleinlichem Neide und mönchischem Stolz befangen glaubte. —

Der Bernardustag kam heran, und ich war voll brennender Begierde, vor der Fürstin recht mein Licht leuchten zu lassen, weshalb ich den Prior bat, es zu veranstalten, daß mir es vergönnt werde, an dem Tage im Cistercienserkloster zu predigen. — Den Leonardus schien meine Bitte auf besondere Weise zu überraschen, er gestand mir unverhohlen, daß er gerade diesesmal im Sinn gehabt habe, selbst zu predigen, und daß deshalb schon das Nötige angeordnet sei, desto leichter sei indessen die Erfüllung meiner Bitte, da er sich mit Krankheit entschuldigen und mich statt seiner herausschicken werde. —

Das geschah wirklich! — Ich sah meine Mutter, sowie die Fürstin den Abend vorher; mein Inneres war aber so ganz von meiner Rede erfüllt, die den höchsten Gipfel der Beredsamkeit erreichen sollte, daß ihr Wiedersehen nur einen geringen Eindruck auf mich machte. Es war in der Stadt verbreitet, daß ich statt des erkrankten Leonardus predigen würde, und dies hatte vielleicht noch einen größeren Teil des gebildeten Publikums herbeigezogen. Ohne das Mindeste aufzuschreiben, nur in Gedanken die Rede, in ihren Teilen ordnend, rechnete ich auf die hohe Begeisterung, die das feierliche Hochamt, das versammelte andächtige Volk, ja selbst die herrliche, hochgewölbte Kirche in mir erwecken würde, und hatte mich in der That nicht geirrt. — Wie ein Feuerstrom flossen meine Worte, die mit der Erinnerung an den heiligen Bernhard die sinnreichsten Bilder, die frömmsten Betrachtungen enthielten, dahin, und in allen auf mich gerichteten Blicken las ich Staunen und Bewunderung. Wie war ich darauf gespannt, was die Fürstin wohl sagen werde, wie erwartete ich den höchsten Ausbruch ihres innigsten Wohlgefallens, ja es war mir, als müsse sie den, der sie schon als Kind in Erstaunen gesetzt, jetzt die ihm inwohnende höhere Macht deutlicher ahnend, mit unwillkürlicher Ehrfurcht empfangen. Als ich sie sprechen wollte, ließ sie mir sagen, daß sie, plötzlich von einer Kränklichkeit überfallen, niemanden, auch mich nicht sprechen könne. — Dies war mir um so verdrießlicher, als nach meinem stolzen Wahn, die Äbtissin in der höchsten Begeisterung das Bedürfnis hätte fühlen sollen, noch salbungsreiche Worte von mir zu vernehmen. Meine Mutter schien einen heimlichen Gram in sich zu tragen, nach dessen Ursache ich mich nicht unterstand zu forschen, weil ein geheimes Gefühl mir selbst die Schuld davon aufbürdete, ohne daß ich mir dies hätte deutlicher enträtseln können. Sie gab mir ein kleines Billet von der Fürstin, das ich erst im Kloster öffnen sollte: kaum war ich in meiner Zelle, als ich zu meinem Erstaunen folgendes las:

„Du hast mich, mein lieber Sohn (denn noch will ich Dich so nennen) durch die Rede, die Du in der Kirche unseres Klosters hieltest, in die tiefste Betrübnis gesetzt. Deine Worte kommen nicht aus dem andächtigen, ganz dem Himmlischen zugewandten Gemüte, Deine Begeisterung war nicht diejenige, welche den Frommen auf Seraphsfittichen emporträgt, daß er in heiliger Verzückung das himmlische Reich zu schauen vermag. Ach! — Der stolze Prunk

Deiner Rede, Deine sichtliche Anstrengung, nur recht viel Auffallendes, Glänzendes zu sagen, hat mir bewiesen, daß Du, statt die Gemeinde zu belehren und zu frommen Betrachtungen zu entzünden, nur nach dem Beifall, nach der wertlosen Bewunderung der weltlich gesinnten Menge trachtest. Du hast Gefühle geheuchelt, die nicht in Deinem Innern waren, ja Du hast selbst gewisse sichtlich studierte Mienen und Bewegungen erkünstelt, wie ein eitler Schauspieler, alles nur des schnöden Beifalls wegen. Der Geist des Truges ist in Dich gefahren, und wird Dich verderben, wenn Du nicht in Dich gehst und der Sünde entsagest. Denn, Sünde, große Sünde, ist Dein Thun und Treiben, umsomehr, als Du Dich zum frömmsten Wandel, zur Entsagung aller irdischen Thorheit im Kloster, dem Himmel verpflichtet. Der heilige Bernardus, den Du durch Deine trügerische Rede so schnöde beleidigt, möge Dir nach seiner himmlischen Langmut verzeihen, ja Dich erleuchten, daß Du den rechten Pfad, von dem Du durch den Bösen verlockt, abgewichen, wieder findest, und er fürbitten könne für das Heil Deiner Seele. Gehab Dich wohl!"

Wie hundert Blitze durchfuhren mich die Worte der Äbtissin, und ich erglühte vor innerm Zorn, denn nichts war mir gewisser, als daß Leonardus, dessen mannigfache Andeutungen über meine Predigten eben dahin gewiesen hatten, die Andächtelei der Fürstin benutzt, und sie gegen mich und mein Rednertalent aufgewiegelt habe. Kaum konnte ich ihn mehr anschauen, ohne vor innerlicher Wut zu erbeben, ja es kamen mir oft Gedanken, ihn zu verderben, in den Sinn, vor denen ich selbst erschrak. Um so unerträglicher waren mir die Vorwürfe der Äbtissin und des Priors, als ich in der tiefsten Tiefe meiner Seele wohl die Wahrheit derselben fühlte; aber immer fester und fester beharrend in meinem Thun, mich stärkend durch Tropfen Weins aus der geheimnisvollen Flasche, fuhr ich fort, meine Predigten mit allen Künsten der Rhetorik auszuschmücken und mein Mienenspiel, meine Gestikulationen, sorgfältig zu studieren, und so gewann ich des Beifalls und der Bewunderung immer mehr und mehr.

Das Morgenlicht brach in farbigen Strahlen durch die bunten Fenster der Klosterkirche; einsam, und in tiefe Gedanken versunken, saß ich im Beichtstuhl; nur die Tritte des dienenden Laienbruders, der die Kirche reinigte, hallten durch das Gewölbe. Da rauschte es in meiner Nähe, und ich erblickte ein großes schlankes Frauen-

zimmer, auf fremdartige Weise gekleidet, einen Schleier über das Gesicht gehängt, die durch die Seitenpforte hereingetreten sich mir nahte, um zu beichten. Sie bewegte sich mit unbeschreiblicher Anmut, sie kniete nieder, ein tiefer Seufzer entfloh ihrer Brust, ich fühlte ihren glühenden Atem, es war als umstricke mich ein betäubender Zauber, noch ehe sie sprach! — Wie vermag ich den ganz eignen, ins Innerste dringenden Ton ihrer Stimme zu beschreiben. — Jedes ihrer Worte griff in meine Brust, als sie bekannte, wie sie eine verbotene Liebe hege, die sie schon seit langer Zeit vergebens bekämpfe, und daß diese Liebe um so sündlicher sei, als den Geliebten heilige Bande auf ewig fesselten; aber im Wahnsinn hoffnungsloser Verzweiflung, habe sie diesen Banden schon geflucht. Sie stockte — mit einem Thränenstrom, der die Worte beinahe erstickte, brach sie los: „Du selbst — du selbst, Medardus, bist es, den ich so unaussprechlich liebe!" — Wie im tödlichen Krampf zuckten alle meine Nerven, ich war außer mir selbst, ein niegekanntes Gefühl zerriß meine Brust, sie sehen, sie an mich drücken — vergehen vor Wonne und Qual, eine Minute dieser Seligkeit für ewige Marter der Hölle! — Sie schwieg, aber ich hörte sie tief atmen. — In einer Art wilder Verzweiflung raffte ich mich gewaltsam zusammen, was ich gesprochen, weiß ich nicht mehr, aber ich nahm wahr, daß sie schweigend aufstand und sich entfernte, während ich das Tuch fest vor die Augen drückte, und wie erstarrt, bewußtlos im Beichtstuhle sitzen blieb. —

Zum Glück kam niemand mehr in die Kirche, ich konnte daher unbemerkt in meine Zelle entweichen. Wie so ganz anders erschien mir jetzt alles, wie thöricht, wie schal mein ganzes Streben. — Ich hatte das Gesicht der Unbekannten nicht gesehen und doch lebte sie in meinem Innern und blickte mich an mit holdseligen dunkelblauen Augen, in denen Thränen perlten, die wie mit verzehrender Glut in meine Seele fielen, und die Flamme entzündeten, die kein Gebet, keine Bußübung mehr dämpfte. Denn diese unternahm ich, mich züchtigend bis aufs Blut mit dem Knotenstrick, um der ewigen Verdammnis zu entgehen, die mir drohte, da oft jenes Feuer, das das fremde Weib in mich geworfen, die sündlichsten Begierden, welche sonst mir unbekannt geblieben, erregte, so daß ich mich nicht zu retten wußte vor wollüstiger Qual.

Ein Altar in unserer Kirche war der heiligen Rosalia geweiht, und ihr herrliches Bild in dem Moment gemalt, als sie den Märtyrertod erleidet. — Es war meine Geliebte, ich erkannte sie, ja sogar ihre Kleidung war dem seltsamen Anzug der Unbekannten völlig gleich. Da lag ich stundenlang, wie von verderblichem Wahnsinn befangen, niedergeworfen auf den Stufen des Altars und stieß heulende, entsetzliche Töne der Verzweiflung aus, daß die Mönche sich entsetzten und scheu von mir wichen. — In ruhigeren Augenblicken lief ich im Klostergarten auf und ab, in duftiger Ferne sah ich sie wandeln, sie trat aus den Gebüschen, sie stieg empor aus den Quellen, sie schwebte auf blumiger Wiese, überall nur sie, nur sie! — Da verwünschte ich mein Gelübde, mein Dasein! — Hinaus in die Welt wollte ich, und nicht rasten, bis ich sie gefunden, sie erkaufen mit dem Heil meiner Seele. Es gelang mir endlich wenigstens, mich in den Ausbrüchen meines den Brüdern und dem Prior unerklärlichen Wahnsinns zu mäßigen, ich konnte ruhiger scheinen, aber immer tiefer ins Innere hinein zehrte die verderbliche Flamme. Kein Schlaf! — Keine Ruhe! — Von ihrem Bilde verfolgt, wälzte ich mich auf dem harten Lager und rief die Heiligen an, nicht, mich zu retten von dem verführerischen Gaukelbilde, das mich umschwebte, nicht, meine Seele zu bewahren vor ewiger Verdammnis, nein! mir das Weib zu geben, meinen Schwur zu lösen, mir Freiheit zu schenken zum sündigen Abfall! —

Endlich stand es fest in meiner Seele, meiner Qual durch die Flucht aus dem Kloster ein Ende zu machen. Denn nur die Befreiung von den Klostergelübden schien mir nötig zu sein, um das Weib in meinen Armen zu sehen und die Begierde zu stillen, die in mir brannte. Ich beschloß, unkenntlich geworden durch das Abscheren meines Bartes und weltliche Kleidung, so lange in der Stadt umherzuschweifen, bis ich sie gefunden, und dachte nicht daran, wie schwer, ja wie unmöglich dies vielleicht sein werde, ja, wie ich vielleicht, von allem Gelde entblößt, nicht einen einzigen Tag außerhalb den Mauern würde leben können.

Der letzte Tag, den ich noch im Kloster zubringen wollte, war endlich herangekommen, durch einen günstigen Zufall hatte ich anständige bürgerliche Kleider erhalten; in der nächsten Nacht wollte ich das Kloster verlassen, um nie wieder zurückzukehren. Schon war es Abend geworden, als der Prior mich ganz un-

erwartet zu sich rufen ließ. Ich erbebte, denn nichts glaubte ich gewisser, als daß er von meinem heimlichen Anschlage etwas bemerkt habe. Leonardus empfing mich mit ungewöhnlichem Ernst, ja mit einer imponierenden Würde, vor der ich unwillkürlich erzittern mußte. „Bruder Medardus," fing er an, „dein unsinniges Betragen, das ich nur für den stärkeren Ausbruch jener geistigen Exaltation halte, die du seit längerer Zeit vielleicht nicht aus den reinsten Absichten herbeigeführt hast, zerreißt unser ruhiges Beisammensein, ja es wirkt zerstörend auf die Heiterkeit und Gemütlichkeit, die ich als das Erzeugnis eines stillen, frommen Lebens bis jetzt unter den Brüdern zu erhalten strebte. — Vielleicht ist aber auch irgend ein feindliches Ereignis, das dich betroffen, daran schuld. Du hättest bei mir, deinem väterlichen Freunde, dem du sicher alles vertrauen konntest, Trost gefunden, doch du schwiegst, und ich mag um so weniger in dich dringen, als mich jetzt dein Geheimnis um einen Teil meiner Ruhe bringen könnte, die ich im heitern Alter über alles schätze. — Du hast oftmals, vorzüglich bei dem Altar der heiligen Rosalia, durch anstößige, entsetzliche Reden, die dir wie im Wahnsinn zu entfahren schienen, nicht nur den Brüdern, sondern auch Fremden, die sich zufällig in der Kirche befanden, ein heilloses Ärgernis gegeben; ich könnte dich daher nach der Klosterzucht hart strafen, doch will ich dies nicht thun, da vielleicht irgend eine böse Macht — der Widersacher selbst, dem du nicht genugsam widerstanden, an deiner Verirrung schuld ist, und gebe dir nur auf, rüstig zu sein in Buße und Gebet. — Ich schaue tief in deine Seele! — Du willst ins Freie!" —

Durchdringend schaute Leonardus mich an, ich konnte seinen Blick nicht ertragen, schluchzend stürzte ich nieder in den Staub, mich bewußt des bösen Vorhabens. „Ich verstehe dich," fuhr Leonardus fort, „und glaube selbst, daß besser, als die Einsamkeit des Klosters, die Welt, wenn du sie in Frömmigkeit durchziehst, dich von deiner Verirrung heilen wird. Eine Angelegenheit unseres Klosters erfordert die Sendung eines Bruders nach Rom. Ich habe dich dazu gewählt, und schon morgen kannst du, mit den nötigen Vollmachten und Instruktionen versehen, deine Reise antreten. Um so mehr eignest du dich zur Ausführung dieses Auftrages, als du noch jung, rüstig, gewandt in Geschäften, und der italienischen Sprache vollkommen mächtig bist. — Begieb dich jetzt

in deine Zelle; bete mit Inbrunst um das Heil deiner Seele, ich will ein Gleiches thun, doch unterlasse alle Kasteiungen, die dich nur schwächen und zur Reise untauglich machen würden. Mit dem Anbruch des Tages erwarte ich dich hier im Zimmer." —

Wie ein Strahl des Himmels erleuchteten mich die Worte des ehrwürdigen Leonardus, ich hatte ihn gehaßt, aber jetzt durchdrang mich wie ein wonnevoller Schmerz die Liebe, welche mich sonst an ihn gefesselt hatte. Ich vergoß heiße Thränen, ich drückte seine Hände an die Lippen. Er umarmte mich, und es war mir, als wisse er nun meine geheimsten Gedanken, und erteile mir die Freiheit, dem Verhängnis nachzugeben, das, über mich waltend, nach minutenlanger Seligkeit mich vielleicht in ewiges Verderben stürzen konnte.

Nun war die Flucht unnötig geworden, ich konnte das Kloster verlassen, und ihr, ihr, ohne die nun keine Ruhe, kein Heil für mich hinieden zu finden, rastlos folgen, bis ich sie gefunden. Die Reise nach Rom, die Aufträge dahin, schienen mir nur von Leonardus ersonnen, um mich auf schickliche Weise aus dem Kloster zu entlassen.

Die Nacht brachte ich betend, und mich bereitend zur Reise, zu, den Rest des geheimnisvollen Weins füllte ich in eine Korbflasche, um ihn als bewährtes Wirkungsmittel zu gebrauchen, und setzte die Flasche, welche sonst das Elixir enthielt, wieder in die Kiste.

Nicht wenig verwundert war ich, als ich aus den weitläufigen Instruktionen des Priors wahrnahm, daß es mit meiner Sendung nach Rom nun wohl seine Richtigkeit hatte, und daß die Angelegenheit, welche dort die Gegenwart eines bevollmächtigten Bruders verlangte, gar viel bedeutete und in sich trug. Es fiel mir schwer aufs Herz, daß ich gesonnen, mit dem ersten Schritt aus dem Kloster, ohne alle Rücksicht mich meiner Freiheit zu überlassen; doch der Gedanke an sie ermutigte mich, und ich beschloß, meinem Plane treu zu bleiben.

Die Brüder versammelten sich, und der Abschied von ihnen, vorzüglich von dem Vater Leonardus, erfüllte mich mit der tiefsten Wehmut. — Endlich schloß sich die Klosterpforte hinter mir, und ich war gerüstet zur weiten Reise im Freien.

Zweiter Abschnitt.

Der Eintritt in die Welt.

In blauen Duft gehüllt, lag das Kloster unter mir im Thale; der frische Morgenwind rührte sich und trug, die Lüfte durchstreichend, die frommen Gesänge der Brüder zu mir herauf. Unwillkürlich stimmte ich ein. Die Sonne trat in flammender Glut hinter der Stadt hervor, ihr funkelndes Gold erglänzte in den Bäumen und in freudigem Rauschen fielen die Tautropfen wie glühende Diamanten herab auf tausend bunte Insektlein, die sich schwirrend und sumsend erhoben. Die Vögel erwachten und flatterten, singend und jubilierend und sich in froher Lust liebkosend, durch den Wald! — Ein Zug von Bauerburschen und festlich geschmückten Dirnen kam den Berg herauf. „Gelobt sei Jesus Christus!“ riefen sie, bei mir vorüberwandelnd. „In Ewigkeit!“ antwortete ich, und es war, als träte ein neues Leben, voll Lust und Freiheit, mit tausend holdseligen Erscheinungen auf mich ein! — Nie war mir so zu Mute gewesen, ich schien mir selbst ein andrer, und, wie von neuerweckter Kraft beseelt und begeistert, schritt ich rasch fort durch den Wald, den Berg herab. Den Bauer, der mir jetzt in den Weg kam, frug ich nach dem Orte, den meine Reiseroute als den ersten bezeichnete, wo ich übernachten sollte; und er beschrieb mir genau einen nähern, von der Heerstraße abweichenden, Richtsteig mitten durchs Gebirge. Schon war ich eine ziemliche Strecke einsam fortgewandelt, als mir erst der Gedanke an die Unbekannte und an den phantastischen Plan, sie aufzusuchen, wiederkam. Aber ihr Bild war wie von fremder unbekannter Macht verwischt, so daß ich nur mit Mühe die bleichen entstellten Züge wieder erkennen konnte; je mehr ich trachtete, die Erscheinung im Geiste festzuhalten, desto mehr zerrann sie in Nebel. Nur mein ausgelassenes Betragen im Kloster, nach jener geheimnisvollen Begebenheit, stand mir noch klar vor Augen. Es war mir jetzt selbst unbegreiflich, mit welcher Langmut der Prior das alles ertragen, und mich statt der wohlverdienten Strafe in die Welt geschickt hatte. Bald war ich überzeugt, daß jene Erscheinung des unbekannten Weibes nur eine Vision gewesen, die Folge gar zu großer Anstrengung, und statt, wie ich sonst gethan haben würde, das verführerische, verderbliche Trugbild der steten Verfolgung des Widersachers zuzuschreiben, rechnete ich es

nur der Täuschung der eignen aufgeregten Sinne zu, da der Umstand, daß die Fremde ganz wie die heilige Rosalia gekleidet gewesen, mir zu beweisen schien, daß das lebhafte Bild jener Heiligen, welches ich wirklich, wiewohl in beträchtlicher Ferne und in schiefer Richtung aus dem Beichtstuhl sehen konnte, großen Anteil daran gehabt habe. Tief bewunderte ich die Weisheit des Priors, der das richtige Mittel zu meiner Heilung wählte, denn, in den Klostermauern eingeschlossen, immer von denselben Gegenständen umgeben, immer brütend und hineinzehrend in das Innere, hätte mich jene Vision, der die Einsamkeit glühendere, keckere Farben lieh, zum Wahnsinn gebracht. Immer vertrauter werdend mit der Idee nur geträumt zu haben, konnte ich mich kaum des Lachens über mich selbst erwehren, ja mit einer Frivolität, die mir sonst nicht eigen, scherzte ich im Innern über den Gedanken, eine Heilige in mich verliebt zu wähnen, wobei ich zugleich daran dachte, daß ich ja selbst schon einmal der heilige Antonius gewesen. —

Schon mehrere Tage war ich durch das Gebirge gewandelt, zwischen kühn emporgetürmten schauerlichen Felsenmassen, über schmale Stege, unter denen reißende Waldbäche brausten; immer öder, immer beschwerlicher wurde der Weg. Es war hoher Mittag, die Sonne brannte auf mein unbedecktes Haupt, ich lechzte vor Durst, aber keine Quelle war in der Nähe, und noch immer konnte ich nicht das Dorf erreichen, auf das ich stoßen sollte. Ganz entkräftet setzte ich mich auf ein Felsstück, und konnte nicht widerstehen, einen Zug aus der Korbflasche zu thun, unerachtet ich das seltsame Getränk so viel nur möglich aufsparen wollte. Neue Kraft durchglühte meine Adern, und erfrischt und gestärkt schritt ich weiter, um mein Ziel, das nicht mehr fern sein konnte, zu erreichen. Immer dichter und dichter wurde der Tannenwald, im tiefsten Dickicht rauschte es, und bald darauf wieherte laut ein Pferd, das dort angebunden. Ich trat einige Schritte weiter und erstarrte beinahe vor Schreck, als ich dicht an einem jähen entsetzlichen Abgrund stand, in den sich, zwischen schroffen, spitzen Felsen, ein Waldbach zischend und brausend hinabstürzte, dessen donnerndes Getöse ich schon in der Ferne vernommen. Dicht, dicht an dem Sturz, saß auf einem über die Tiefe hervorragenden Felsenstück, ein junger Mann in Uniform, der Hut mit dem hohen Federbusch, der Degen, ein Portefeuille lagen neben ihm. Mit dem ganzen Körper über den Abgrund hängend, schien er ein=

geschlafen und immer mehr und mehr herüber zu sinken. — Sein Sturz war unvermeidlich. Ich wagte mich heran; indem ich ihn mit der Hand ergreifen und zurückhalten wollte, schrie ich laut: „Um Jesus' willen! Herr! — erwacht! — Um Jesus' willen!" — Sowie ich ihn berührte, fuhr er auf aus tiefem Schlafe, aber in demselben Augenblick stürzte er, das Gleichgewicht verlierend, hinab in den Abgrund, daß, von Felsenspitze zu Felsenspitze geworfen, die zerschmetterten Glieder zusammenkrachten; sein schneidendes Jammergeschrei verhallte in der unermeßlichen Tiefe, aus der nur ein dumpfes Gewimmer herauftönte, das endlich auch erstarb. Leblos vor Schrecken und Entsetzen stand ich da, endlich ergriff ich den Hut, den Degen, das Portefeuille, und wollte mich schnell von dem Unglücksort entfernen, da trat mir ein junger Mensch aus dem Tannenwalde entgegen, wie ein Jäger gekleidet, schaute mir erst starr ins Gesicht, und fing dann an, ganz übermäßig zu lachen, so daß ein eiskalter Schauer mich durchbebte.

„Nun, gnädiger Herr Graf," sprach endlich der junge Mensch, „die Maskerade ist in der That vollständig und herrlich, und wäre die gnädige Frau nicht schon vorher unterrichtet, wahrhaftig, sie würde den Herzensgeliebten nicht wieder erkennen. Wo haben Sie aber die Uniform hingethan, gnädiger Herr?" — „Die schleuderte ich hinab in den Abgrund", antwortete es aus mir hohl und dumpf, denn ich war es nicht, der diese Worte sprach, unwillkürlich entflohen sie meinen Lippen. In mich gekehrt, immer in den Abgrund starrend, ob der blutige Leichnam des Grafen sich nicht mir drohend erheben werde, stand ich da. — Es war mir, als habe ich ihn ermordet, noch immer hielt ich den Degen, Hut und Portefeuille krampfhaft fest. Da fuhr der junge Mensch fort: „Nun, gnädiger Herr, reite ich den Fahrweg herab nach dem Städtchen, wo ich mich in dem Hause dicht vor dem Thor linker Hand verborgen halten will, Sie werden wohl gleich herab nach dem Schlosse wandeln, man wird Sie wohl schon erwarten, Hut und Degen nehme ich mit mir." — Ich reichte ihm beides hin. „Nun leben Sie wohl, Herr Graf! recht viel Glück im Schlosse," rief der junge Mensch und verschwand singend und pfeifend in dem Dickicht. Ich hörte, daß er das Pferd, was dort angebunden, losmachte, und mit sich fortführte. Als ich mich von meiner Betäubung erholt und die ganze Begebenheit überdachte, mußte ich mir wohl eingestehen, daß ich bloß dem Spiel des Zufalls,

der mich mit einem Ruck in das sonderbarste Verhältnis geworfen, nachgegeben. Es war mir klar, daß eine große Ähnlichkeit meiner Gesichtszüge und meiner Gestalt, mit der des unglücklichen Grafen, den Jäger getäuscht, und der Graf gerade die Verkleidung als Kapuziner gewählt haben müsse, um irgend ein Abenteuer in dem nahen Schlosse zu bestehen. Der Tod hatte ihn ereilt und ein wunderbares Verhängnis mich in demselben Augenblick an seine Stelle geschoben. Der innere unwiderstehliche Drang in mir, wie es jenes Verhängnis zu wollen schien, die Rolle des Grafen fortzuspielen, überwog jeden Zweifel und übertäubte die innere Stimme, welche mich des Mordes und des frechen Frevels bezieh. Ich eröffnet' das Portefeuille, welches ich behalten; Briefe, beträchtliche Wechsel fielen mir in die Hand. Ich wollte die Papiere einzeln durchgehen, ich wollte die Briefe lesen, um mich von den Verhältnissen des Grafen zu unterrichten, aber die innere Unruhe, der Flug von tausend und tausend Ideen, die durch meinen Kopf brausten, ließ es nicht zu.

Ich stand nach einigen Schritten wieder still, ich setzte mich auf ein Felsstück, ich wollte eine ruhigere Stimmung erzwingen, ich sah die Gefahr, so ganz unvorbereitet mich in den Kreis mir fremder Erscheinungen zu wagen, da tönten lustige Hörner durch den Wald und mehrere Stimmen jauchzten und jubelten immer näher und näher. Das Herz pochte mir in gewaltigen Schlägen, mein Atem stockte, nun sollte sich mir eine neue Welt, ein neues Leben erschließen! — Ich bog in einen schmalen Fußsteig ein, der mich einen jähen Abhang hinabführte; als ich aus dem Gebüsch trat, lag ein großes, schön gebautes Schloß vor mir im Thalgrunde. — Das war der Ort des Abenteuers, welches der Graf zu bestehen im Sinn gehabt, und ich ging ihm mutig entgegen. Bald befand ich mich in den Gängen des Parks, welcher das Schloß umgab; in einer dunklen Seiten-Allee sah ich zwei Männer wandeln, von denen der eine wie ein Weltgeistlicher gekleidet war. Sie kamen mir näher, aber ohne mich gewahr zu werden, gingen sie in tiefem Gespräch bei mir vorüber. Der Weltgeistliche war ein Jüngling, auf dessen schönem Gesichte die Totenblässe eines tief nagenden Kummers lag, der andere schlicht, aber anständig gekleidet, schien ein schon bejahrter Mann. Sie setzten sich, mir den Rücken zuwendend, auf eine steinerne Bank, ich konnte jedes Wort verstehen, was sie sprachen. „Hermogen!“

sagte der Alte: „Sie bringen durch Ihr starrsinniges Schweigen Ihre Familie zur Verzweiflung, Ihre düstre Schwermut steigt mit jedem Tage, Ihre jugendliche Kraft ist gebrochen, die Blüte verwelkt, Ihr Entschluß, den geistlichen Stand zu wählen, zerstört alle Hoffnungen, alle Wünsche Ihres Vaters! — Aber willig würde er diese Hoffnungen aufgeben, wenn ein wahrer innerer Beruf, ein unwiderstehlicher Hang zur Einsamkeit, von Jugend auf den Entschluß in Ihnen erzeugt hätte, er würde dann nicht dem zu widerstreben wagen, was das Schicksal einmal über ihn verhängt. Die plötzliche Änderung Ihres ganzen Wesens hat indessen nur zu deutlich gezeigt, daß irgend ein Ereignis, das Sie uns hartnäckig verschweigen, Ihr Inneres auf furchtbare Weise erschüttert hat, und nun zerstörend fortarbeitet. — Sie waren sonst ein froher, unbefangener, lebenslustiger Jüngling! — Was konnte Sie denn dem Menschlichen so entfremden, daß Sie daran verzweifeln, in eines Menschen Brust könne Trost für Ihre kranke Seele zu finden sein. Sie schweigen? Sie starren vor sich hin? — Sie seufzen? Hermogen! Sie liebten sonst Ihren Vater mit seltener Innigkeit, ist es Ihnen aber jetzt unmöglich worden, ihm Ihr Herz zu erschließen, so quälen Sie ihn wenigstens nicht durch den Anblick Ihres Rocks, der auf den für ihn entsetzlichen Entschluß hindeutet. Ich beschwöre Sie, Hermogen! werfen Sie diese verhaßte Kleidung ab. Glauben Sie mir, es liegt eine geheimnisvolle Kraft in diesen äußerlichen Dingen; es kann Ihnen nicht mißfallen, denn ich glaube von Ihnen ganz verstanden zu werden, wenn ich in diesem Augenblick freilich auf fremdartig scheinende Weise der Schauspieler gedenke, die oft, wenn sie sich in das Kostüm geworfen, wie von einem fremden Geist sich angeregt fühlen, und leichter in den darzustellenden Charakter eingehen. Lassen Sie mich, meiner Natur gemäß, heitrer von der Sache sprechen, als sich sonst wohl ziemen würde. — Meinen Sie denn nicht, daß wenn dieses lange Kleid nicht mehr Ihren Gang zur düstern Gravität einhemmen würde, Sie wieder rasch und froh dahin schreiten, ja laufen, springen würden, wie sonst? Der blinkende Schein der Epauletts, die sonst auf Ihren Schultern prangten, würde wieder jugendliche Glut auf diese blassen Wangen werfen, und die klirrenden Sporen würden, wie liebliche Musik, dem muntern Rosse ertönen, das Ihnen entgegen wieherte, vor Lust tanzend und den Nacken beugend dem geliebten Herrn. Auf,

Baron! — Herunter mit dem schwarzen Gewande, das Ihnen nicht ansteht! — Soll Friedrich Ihre Uniform hervorsuchen?"

Der Alte stand auf und wollte fortgehen, der Jüngling fiel ihm in die Arme. „Ach, Sie quälen mich, guter Reinhold!" rief er mit matter Stimme, „Sie quälen mich unaussprechlich! — Ach, je mehr Sie sich bemühen, die Saiten in meinem Innern anzuschlagen, die sonst harmonisch erklangen, desto mehr fühle ich, wie des Schicksals eherne Faust mich ergriffen, mich erdrückt hat, so daß, wie in einer zerbrochenen Laute, nur Mißtöne in mir wohnen!" — „So scheint es Ihnen, lieber Baron," fiel der Alte ein, „Sie sprechen von einem ungeheuern Schicksal, das Sie ergriffen, worin das bestanden, verschweigen Sie, dem sei aber, wie ihm wolle, ein Jüngling, so wie Sie, mit innerer Kraft, mit jugendlichem Feuermute ausgerüstet, muß vermögen, sich gegen des Schicksals eherne Faust zu wappnen, ja er muß, wie durchstrahlt von einer göttlichen Natur, sich über sein Geschick erheben, und so dies höhere Sein in sich selbst erweckend und entzündend, sich emporschwingen über die Qual dieses armseligen Lebens! Ich wüßte nicht, Baron, welch ein Geschick denn imstande sein sollte, dies kräftige innere Wollen zu zerstören." — Hermogen trat einen Schritt zurück, und den Alten mit einem düsteren, wie im verhaltenen Zorn glühenden Blicke, der etwas Entsetzliches hatte, anstarrend, rief er mit dumpfer, hohler Stimme: „So wisse denn, daß ich selbst das Schicksal bin, das mich vernichtet, daß ein ungeheures Verbrechen auf mir lastet, ein schändlicher Frevel, den ich abbüße in Elend und Verzweiflung. — Darum sei barmherzig und flehe den Vater an, daß er mich fort lasse in die Mauern!" — „Baron," fiel der Alte ein, „Sie sind in einer Stimmung, die nur dem gänzlich zerrütteten Gemüte eigen, Sie sollen nicht fort, Sie dürfen durchaus nicht fort. In diesen Tagen kommt die Baronesse mit Aurelien, die müssen Sie sehen." Da lachte der Jüngling, wie in furchtbarem Hohn, und rief mit einer Stimme, die durch mein Innres dröhnte, „muß ich? — muß ich bleiben? — Ja, wahrhaftig, Alter, du hast recht, ich muß bleiben, und meine Buße wird hier schrecklicher sein, als in den dumpfen Mauern." — Damit sprang er fort durch das Gebüsch und ließ den Alten stehen, der, das gesenkte Haupt in die Hand gestützt, sich ganz dem Schmerz zu überlassen schien. „Gelobt sei Jesus Christus!" sprach ich, zu ihm hinantretend. — Er fuhr auf, er sah mich ganz verwundert an, doch schien er sich bald

auf meine Erscheinung, wie auf etwas ihm schon Bekanntes zu besinnen, indem er sprach: „Ach gewiß sind Sie es, ehrwürdiger Herr! dessen Ankunft uns die Frau Baronesse zum Trost der in Trauer versunkenen Familie schon vor einiger Zeit ankündigte?“ — Ich bejahte das, Reinhold ging bald ganz in die Heiterkeit über, die ihm eigentümlich zu sein schien, wir durchwanderten den schönen Park, und kamen endlich in ein dem Schlosse ganz nahgelegenes Boskett, von dem sich eine herrliche Aussicht ins Gebirge öffnete. Auf seinen Ruf eilte der Bediente, der eben aus dem Portal des Schlosses trat, herbei, und bald wurde uns ein gar stattliches Frühstück aufgetragen. Während daß wir die gefüllten Gläser anstießen, schien es mir, als betrachte mich Reinhold immer aufmerksamer, ja, als suche er mit Mühe eine halb erloschene Erinnerung aufzufrischen. Endlich brach er los: „Mein Gott, ehrwürdiger Herr! Alles müßte mich trügen, wenn Sie nicht der Pater Medardus aus dem Kapuzinerkloster in . . r wären, aber wie sollte das möglich sein? — Und doch! Sie sind es — Sie sind es gewiß — sprechen Sie doch nur!“ — Als hätte ein Blitz aus heiterer Luft mich getroffen, bebte es bei Reinholds Worten mir durch alle Glieder. Ich sah mich entlarvt, entdeckt, des Mordes beschuldigt, die Verzweiflung gab mir Stärke, es ging nun auf Tod und Leben. „Ich bin allerdings der Pater Medardus aus dem Kapuzinerkloster in . . r und mit Auftrag und Vollmacht des Klosters auf einer Reise nach Rom begriffen.“ — Dies sprach ich mit all der Ruhe und Gelassenheit, die ich nur zu erkünsteln vermochte. „So ist es denn vielleicht nur Zufall,“ sagte Reinhold: „daß Sie auf der Reise, vielleicht von der Heerstraße verirrt, hier eintrafen, oder wie kam es, daß die Frau Baronesse mit Ihnen bekannt wurde und Sie herschickte?“ — Ohne mich zu besinnen, blindlings das nachsprechend, was mir eine fremde Stimme im Innern zuzuflüstern schien, sagte ich: „Auf der Reise machte ich die Bekanntschaft des Beichtvaters der Baronesse, und dieser empfahl mich, den Auftrag hier im Hause zu vollbringen.“ „Es ist wahr,“ fiel Reinhold ein, „so schrieb es ja die Frau Baronesse. Nun, dem Himmel sei es gedankt, der Sie zum Heil des Hauses diesen Weg führte, und daß Sie, als ein frommer, wackrer Mann, es sich gefallen lassen, mit Ihrer Reise zu zögern, um hier Gutes zu stiften. Ich war zufällig vor einigen Jahren in . . r und hörte Ihre salbungsvollen Reden, die Sie in wahrhaft himmlischer Be-

geisterung von der Kanzel herab hielten. Ihrer Frömmigkeit, Ihrem wahren Beruf, das Heil verlorner Seelen zu erkämpfen mit glühendem Eifer, Ihrer herrlichen aus innerer Begeisterung hervorströmenden Rednergabe, traue ich zu, daß Sie das vollbringen werden, was wir alle nicht vermochten Es ist mir lieb, daß ich Sie traf, ehe Sie den Baron gesprochen, ich will dies dazu benutzen, Sie mit den Verhältnissen der Familie bekannt zu machen, und so aufrichtig sein, als ich es Ihnen, ehrwürdiger Herr, als einem heiligen Manne, den uns der Himmel selbst zum Trost zu schicken scheint, wohl schuldig bin. Sie müssen auch ohnedem, um Ihren Bemühungen die richtige Tendenz und gehörige Wirkung zu geben, über manches wenigstens Andeutungen erhalten, worüber ich gern schweigen möchte. — Alles ist übrigens mit nicht gar zu viel Worten abgethan. — Mit dem Baron bin ich aufgewachsen, die gleiche Stimmung unserer Seelen machte uns zu Brüdern, und vernichtete die Scheidewand, die sonst unsere Geburt zwischen uns gezogen hätte. Ich trennte mich nie von ihm, und wurde in demselben Augenblick, als wir unsere akademischen Studien vollendet und er die Güter seines verstorbenen Vaters hier im Gebirge im Besitz nahm, Intendant dieser Güter. — Ich blieb sein innigster Freund und Bruder, und als solcher eingeweiht in die geheimsten Angelegenheiten seines Hauses. Sein Vater hatte seine Verbindung mit einer ihm befreundeten Familie durch eine Heirat gewünscht, und um so freudiger erfüllte er diesen Willen, als er in der ihm bestimmten Braut ein herrliches, von der Natur reich ausgestattetes Wesen fand, zu dem er sich unwiderstehlich hingezogen fühlte. Selten kam wohl der Wille der Väter so vollkommen mit dem Geschick überein, das die Kinder in allen nur möglichen Beziehungen für einander bestimmt zu haben schien. Hermogen und Aurelie waren die Frucht dieser glücklichen Ehe. Mehrenteils brachten wir den Winter in der benachbarten Hauptstadt zu, als aber bald nach Aureliens Geburt die Baronesse zu kränkeln anfing, blieben wir auch den Sommer über in der Stadt, da sie unausgesetzt des Beistandes geschickter Ärzte bedurfte. Sie starb, als eben im herannahenden Frühling ihre scheinbare Besseruug den Baron mit den frohesten Hoffnungen erfüllte. Wir flohen auf das Land, und nur die Zeit vermochte den tiefen zerstörenden Gram zu mildern, der den Baron ergriffen hatte. Hermogen wuchs zum herrlichen Jüngling heran, Aurelie wurde immer mehr

das Ebenbild ihrer Mutter, die sorgfältige Erziehung der Kinder war unser Tagewerk und unsere Freude. Hermogen zeigte entschiedenen Hang zum Militär, und dies zwang den Baron, ihn nach der Hauptstadt zu schicken, um dort unter den Augen seines alten Freundes, des Gouverneurs, die Laufbahn zu beginnen. — Erst vor drei Jahren brachte der Baron mit Aurelien und mit mir wieder, wie vor alter Zeit, zum erstenmal den ganzen Winter in der Residenz zu, teils, seinen Sohn wenigstens einige Zeit hindurch in der Nähe zu haben, teils seine Freunde, die ihn unaufhörlich dazu aufgefordert, wieder zu sehen. Allgemeines Aufsehen in der Hauptstadt erregte damals die Erscheinung der Nichte des Gouverneurs, welche aus der Residenz dahin gekommen. Sie war elternlos und hatte sich unter den Schutz des Oheims begeben, wiewohl sie, einen besonderen Flügel des Palastes bewohnend, ein eignes Haus machte, und die schöne Welt um sich zu versammeln pflegte. Ohne Euphemien näher zu beschreiben, welches um so unnötiger, da Sie, ehrwürdiger Herr! sie bald selbst sehen werden, begnüge ich mich zu sagen, daß alles, was sie that, was sie sprach, von einer unbeschreiblichen Anmut belebt, und so der Reiz ihrer ausgezeichneten körperlichen Schönheit bis zum Unwiderstehlichen erhöht wurde. — Überall, wo sie erschien, ging ein neues, herrliches Leben auf, und man huldigte ihr mit dem glühendsten Enthusiasmus; den Unbedeutendsten, Leblosesten wußte sie selbst in sein eignes Inneres hinein zu entzünden, daß er, wie inspiriert, sich über die eigne Dürftigkeit erhob, und entzückt in den Genüssen eines höheren Lebens schwelgte, die ihm unbekannt gewesen. Es fehlte natürlicherweise nicht an Anbetern, die täglich zu der Gottheit mit Inbrunst flehten; man konnte indessen nie mit Bestimmtheit sagen, daß sie diesen oder jenen besonders auszeichne, vielmehr wußte sie mit schalkhafter Ironie, die, ohne zu beleidigen, nur wie starkes brennendes Gewürz anregte und reizte, alle mit einem unauflöslichen Bande zu umschlingen, daß sie sich, festgezaubert in dem magischen Kreise, froh und lustig bewegten. Auf den Baron hatte diese Circe einen wunderbaren Eindruck gemacht. Sie bewies ihm gleich bei seinem Erscheinen eine Aufmerksamkeit, die von kindlicher Ehrfurcht erzeugt zu sein schien; in jedem Gespräch mit ihm zeigte sie den gebildetsten Verstand und tiefes Gefühl, wie er es kaum noch bei Weibern gefunden. Mit unbeschreiblicher Zartheit suchte und fand sie Aureliens Freund-

schaft, und nahm sich ihrer mit so vieler Wärme an, daß sie sogar es nicht verschmähte für die kleinsten Bedürfnisse ihres Anzuges und sonst wie eine Mutter zu sorgen. Sie wußte dem blöden unerfahrnen Mädchen in glänzender Gesellschaft auf eine so feine Art beizustehen, daß dieser Beistand, statt bemerkt zu werden, nur dazu diente, Aureliens natürlichen Verstand und tiefes richtiges Gefühl so herauszuheben, daß man sie bald mit der höchsten Achtung auszeichnete. Der Baron ergoß sich bei jeder Gelegenheit in Euphemiens Lob, und hier traf es sich vielleicht zum erstenmal in unserm Leben, daß wir so ganz verschiedener Meinung waren. Gewöhnlich machte ich in jeder Gesellschaft mehr den stillen aufmerksamen Beobachter, als daß ich hätte unmittelbar eingehen sollen in lebendige Mitteilung und Unterhaltung. So hatte ich auch Euphemien, die nur dann und wann, nach ihrer Gewohnheit niemanden zu übersehen, ein paar freundliche Worte mit mir gewechselt, als eine höchst interessante Erscheinung recht genau beobachtet. Ich mußte eingestehen, daß sie das schönste, herrlichste Weib von allen war, daß aus allem, was sie sprach, Verstand und Gefühl hervorleuchtete; und doch wurde ich auf ganz unerklärliche Weise von ihr zurückgestoßen, ja ich konnte ein gewisses unheimliches Gefühl nicht unterdrücken, das sich augenblicklich meiner bemächtigte, sobald ihr Blick mich traf, oder sie mit mir zu sprechen anfing. In ihren Augen brannte oft eine ganz eigne Glut, aus der, wenn sie sich unbemerkt glaubte, funkelnde Blitze schossen, und es schien ein inneres verderbliches Feuer, das nur mühsam überbaut, gewaltsam hervorzustrahlen. Nächstdem schwebte oft um ihren sonst weich geformten Mund eine gehässige Ironie, die mich, da es oft der grellste Ausdruck des hämischen Hohns war, im Innersten erbeben machte. Daß sie oft den Hermogen, der sich wenig oder gar nicht um sie bemühte, in dieser Art anblickte, machte es mir gewiß, daß manches hinter der schönen Maske verborgen, was wohl niemand ahne. Ich konnte dem ungemessenen Lob des Barons freilich nichts entgegensetzen, als meine physiognomischen Bemerkungen, die er nicht im mindesten gelten ließ, vielmehr in meinem innerlichen Abscheu gegen Euphemien nur eine höchst merkwürdige Idiosynkrasie fand. Er vertraute mir, daß Euphemie wahrscheinlich in die Familie treten werde, da er alles

36. Idiosynkrasie, gr., krankhafte Abneigung.

anwenden wolle, sie künftig mit Hermogen zu verbinden. Dieser trat, als wir soeben recht ernstlich über die Angelegenheit sprachen, und ich alle nur mögliche Gründe hervorsuchte, meine Meinung über Euphemien zu rechtfertigen, ins Zimmer, und der Baron, gewohnt in allem schnell und offen zu handeln, machte ihn augenblicklich mit seinen Plänen und Wünschen rücksichts Euphemiens bekannt. Hermogen hörte alles ruhig an, was der Baron darüber und zum Lobe Euphemiens mit dem größten Enthusiasmus sprach. Als die Lobrede geendet, antwortete er, wie er sich auch nicht im mindesten von Euphemien angezogen fühle, sie niemals lieben könne, und daher recht herzlich bitte, den Plan jeder näheren Verbindung mit ihr aufzugeben. Der Baron war nicht wenig bestürzt, seinen Lieblingsplan so beim ersten Schritt zertrümmert zu sehen, indessen war er um so weniger bemüht, noch mehr in Hermogen zu dringen, als er nicht einmal Euphemiens Gesinnungen hierüber wußte. Mit der ihm eignen Heiterkeit und Gemütlichkeit scherzte er bald über sein unglückliches Bemühen, und meinte, daß Hermogen mit mir vielleicht die Idiosynkrasie teile, obgleich er nicht begreife, wie in einem schönen, interessanten Weibe solch ein zurückschreckendes Prinzip wohnen könne. Sein Verhältnis mit Euphemien blieb natürlicherweise dasselbe; er hatte sich so an sie gewöhnt, daß er keinen Tag zubringen konnte, ohne sie zu sehen. So kam es denn, daß er einmal, in ganz heitrer, gemütlicher Laune, ihr scherzend sagte: wie es nur einen einzigen Menschen in ihrem Zirkel gebe, der nicht in sie verliebt sei, nämlich Hermogen. — Er habe die Verbindung mit ihr, die er, der Baron, doch so herzlich gewünscht, hartnäckig ausgeschlagen.

„Euphemie meinte, daß es auch wohl noch darauf angekommen sein würde, was sie zu der Verbindung gesagt, und daß ihr zwar jedes nähere Verhältnis mit dem Baron wünschenswert sei, aber nicht durch Hermogen, der ihr viel zu ernst und zu launisch wäre. Von der Zeit, als dieses Gespräch, das mir der Baron gleich wieder erzählte, stattgefunden, verdoppelte Euphemie ihre Aufmerksamkeit für den Baron und Aurelien: ja in manchen leisen Andeutungen führte sie den Baron darauf, daß eine Verbindung mit ihm selbst dem Ideal, das sie sich nun einmal von einer glücklichen Ehe mache, ganz entspreche. Alles, was man rücksichts des Unterschieds der Jahre oder sonst entgegensetzen konnte, wußte sie auf die eindringendste Weise zu widerlegen, und mit dem

allen ging sie so leise, so fein, so geschickt Schritt vor Schritt vorwärts, daß der Baron glauben mußte, alle die Ideen, alle die Wünsche, die Euphemie gleichsam nur in sein Inneres hauchte, wären eben in seinem Innern emporgekeimt. Kräftiger, lebensvoller Natur, wie er war, fühlte er sich bald von der glühenden Leidenschaft des Jünglings ergriffen. Ich konnte den wilden Flug nicht mehr aufhalten, es war zu spät. Nicht lange dauerte es, so war Euphemie, zum Erstaunen der Hauptstadt, des Barons Gattin. Es war mir, als sei nun das bedrohliche, grauenhafte Wesen, das mich in der Ferne geängstigt, recht in mein Leben getreten, und als müsse ich wachen und auf sorglicher Hut sein für meinen Freund und für mich selbst. — Hermogen nahm die Verheiratung seines Vaters mit kalter Gleichgültigkeit auf. Aurelie, das liebe, ahnungsvolle Kind, zerfloß in Thränen.

„Bald nach der Verbindung sehnte sich Euphemie ins Gebirge; sie kam her, und ich muß gestehen, daß ihr Betragen in hoher Liebenswürdigkeit sich so ganz gleich blieb, daß sie mir unwillkürliche Bewunderung abnötigte. So verflossen zwei Jahre in ruhigem, ungestörtem Lebensgenuß. Die beiden Winter brachten wir in der Hauptstadt zu, aber auch hier bewies die Baronesse dem Gemahl so viel unbegrenzte Ehrfurcht, so viel Aufmerksamkeit für seine leisesten Wünsche, daß der giftige Neid verstummen mußte, und keiner der jungen Herren, die sich schon freien Spielraum für ihre Galanterie bei der Baronesse geträumt hatten, sich auch die kleinste Glosse erlaubte. Im letzten Winter mochte ich auch wieder der einzige sein, der, ergriffen von der alten kaum verwundenen Idiosynkrasie, wieder arges Mißtrauen zu hegen anfing.

„Vor der Verbindung mit dem Baron war der Graf Viktorin, ein junger, schöner Mann, Major bei der Ehrengarde, und nur abwechselnd in der Hauptstadt, einer der eifrigsten Verehrer Euphemiens, und der einzige, den sie oft wie unwillkürlich hingerissen von dem Eindruck des Moments, vor den andern auszeichnete. Man sprach einmal sogar davon, daß wohl ein näheres Verhältnis zwischen ihm und Euphemien stattfinden möge, als man es nach dem äußern Anschein vermuten solle, aber das Gerücht verscholl ebenso dumpf als es entstanden. Graf Viktorin war eben den Winter wieder in der Hauptstadt, und natürlicherweise in Euphemiens Zirkeln, er schien sich aber nicht im mindesten um sie zu bemühen, sondern vielmehr sie absichtlich zu vermeiden.

Demunerachtet war es mir oft, als begegneten sich, wenn sie nicht bemerkt zu werden glaubten, ihre Blicke, in denen inbrünstige Sehnsucht, lüsternes, glühendes Verlangen wie verzehrendes Feuer brannte. Bei dem Gouverneur war eines Abends eine glänzende Gesellschaft versammelt, ich stand in ein Fenster gedrückt, so daß mich die herabwallende Draperie des reichen Vorhangs halb versteckte, nur zwei bis drei Schritte vor mir stand Graf Viktorin. Da streifte Euphemie, reizender gekleidet als je, und in voller Schönheit strahlend an ihm vorüber; er faßte, so daß es niemand, als gerade ich bemerken konnte, mit leidenschaftlicher Heftigkeit ihren Arm, — sie erbebte sichtlich; ihr ganz unbeschreiblicher Blick, — es war die glutvollste Liebe, die nach Genuß dürstende Wollust selbst — fiel auf ihn. Sie lispelten einige Worte, die ich nicht verstand. Euphemie mochte mich erblicken; sie wandte sich schnell um, aber ich vernahm deutlich die Worte: wir werden bemerkt!

„Ich erstarrte vor Erstaunen, Schrecken und Schmerz! — Ach, wie soll ich Ihnen, ehrwürdiger Herr! denn mein Gefühl beschreiben! — Denken Sie an meine Liebe, an meine treue Anhänglichkeit, mit der ich dem Baron ergeben war — an meine bösen Ahnungen, die nun erfüllt wurden; denn die wenigen Worte hatten es mir ja ganz erschlossen, daß ein geheimes Verhältnis zwischen der Baronesse und dem Grafen stattfand. Ich mußte wohl vor der Hand schweigen, aber die Baronesse wollte ich bewachen mit Argusaugen, und dann, bei erlangter Gewißheit ihres Verbrechens, die schändlichen Bande lösen, mit denen sie meinen unglücklichen Freund umstrickt hatte. Doch wer vermag teuflischer Arglist zu begegnen; umsonst, ganz umsonst waren meine Bemühungen, und es wäre lächerlich gewesen, dem Baron das mitzuteilen, was ich gesehen und gehört, da die Schlaue Auswege genug gefunden haben würde, mich als einen abgeschmackten, thörichten Geisterseher darzustellen. —

„Der Schnee lag noch auf den Bergen, als wir im vergangenen Frühling hier einzogen, dem unerachtet machte ich manchen Spaziergang in die Berge hinein; im nächsten Dorfe begegne ich einem Bauer, der in Gang und Stellung etwas Fremdartiges hat, als er den Kopf umwendet, erkenne ich den Grafen Viktorin, aber in demselben Augenblick verschwindet er hinter den Häusern, und ist nicht mehr zu finden. — Was konnte ihn anders zu der Verkleidung vermocht haben, als das Verständnis mit der Baro=

nesse! — Eben jetzt weiß ich gewiß, daß er sich wieder hier befindet, ich habe seinen Jäger vorüberreiten gesehen, unerachtet es mir unbegreiflich ist, daß er die Baronesse nicht in der Stadt aufgesucht haben sollte! — Vor drei Monaten begab es sich, daß der Gouverneur heftig erkrankte und Euphemien zu sehen wünschte, sie reiste mit Aurelien augenblicklich dahin, und nur eine Unpäßlichkeit hielt den Baron ab, sie zu begleiten. Nun brach aber das Unglück und die Trauer ein in unser Haus, denn bald schrieb Euphemie dem Baron, wie Hermogen plötzlich von einer oft in wahnsinnige Wut ausbrechenden Melancholie befallen, wie er einsam umherirre, sich und sein Geschick verwünsche, und wie alle Bemühungen der Freunde und der Ärzte bis jetzt umsonst gewesen. Sie können denken, ehrwürdiger Herr, welch einen Eindruck diese Nachricht auf den Baron machte. Der Anblick seines Sohnes würde ihn zu sehr erschüttert haben, ich reiste daher allein nach der Stadt. Hermogen war durch starke Mittel, die man angewandt, wenigstens von den wilden Ausbrüchen des wütenden Wahnsinns befreit, aber eine stille Melancholie war eingetreten, die den Ärzten unheilbar schien. Als er mich sah, war er tief bewegt — er sagte mir, wie ihn ein unglückliches Verhängnis treibe, dem Stande, in welchem er sich jetzt befinde, auf immer zu entsagen, und nur als Klostergeistlicher könne er seine Seele erretten von ewiger Verdammnis. Ich fand ihn schon in der Tracht, wie Sie, ehrwürdiger Herr, ihn vorhin gesehen, und es gelang mir seines Widerstrebens unerachtet endlich, ihn hieher zu bringen. Er ist ruhig, aber läßt nicht ab von der einmal gefaßten Idee, und alle Bemühungen, das Ereignis zu erforschen, das ihn in diesen Zustand versetzt, bleiben fruchtlos, unerachtet die Entdeckung dieses Geheimnisses vielleicht am ersten auf wirksame Mittel führen könnte, ihn zu heilen.

„Vor einiger Zeit schrieb die Baronesse, wie sie auf Anraten ihres Beichtvaters einen Ordensgeistlichen hersenden werde, dessen Umgang und tröstender Zuspruch, vielleicht besser als alles andere auf Hermogen wirken könne, da sein Wahnsinn augenscheinlich eine ganz religiöse Tendenz genommen. — Es freut mich recht innig, daß die Wahl Sie, ehrwürdiger Herr, den ein glücklicher Zufall in die Hauptstadt führte, traf. Sie können einer gebeugten Familie die verlorne Ruhe wieder geben, wenn Sie Ihre Bemühungen, die der Herr segnen möge, auf einen doppelten Zweck

richten. Erforschen Sie Hermogens entsetzliches Geheimnis, seine Brust wird erleichtert sein, wenn er sich, sei es auch in heiliger Beichte, entdeckt hat, und die Kirche wird ihn dem frohen Leben in der Welt, der er angehört, wieder geben, statt ihn in den Mauern zu begraben. — Aber treten Sie auch der Baronesse näher. — Sie wissen alles — Sie stimmen mir bei, daß meine Bemerkungen von der Art sind, daß so wenig sich darauf eine Anklage gegen die Baronesse bauen läßt, doch eine Täuschung, ein ungerechter Verdacht kaum möglich ist. Ganz meiner Meinung werden Sie sein, wenn Sie Euphemien sehen und kennen lernen. Euphemie ist religiös schon aus Temperament, vielleicht gelingt es Ihrer besondern Rednergabe, tief in ihr Herz zu dringen, sie zu erschüttern und zu bessern, daß sie den Verrat am Freunde, der sie um die ewige Seligkeit bringt, unterläßt. Noch muß ich sagen, ehrwürdiger Herr, daß es mir in manchen Augenblicken scheint, als trage der Baron einen Gram in der Seele, dessen Ursache er mir verschweigt, denn außer der Bekümmernis um Hermogen kämpft er sichtlich mit einem Gedanken, der ihn beständig verfolgt. Es ist mir in den Sinn gekommen, daß vielleicht ein böser Zufall noch deutlicher ihm die Spur von dem verbrecherischen Umgange der Baronesse mit dem fluchwürdigen Grafen zeigte, als mir. — Auch meinen Herzensfreund, den Baron, empfehle ich, ehrwürdiger Herr, Ihrer geistlichen Sorge.“ —

Mit diesen Worten schloß Reinhold seine Erzählung, die mich auf mannigfache Weise gefoltert hatte, indem die seltsamsten Widersprüche in meinem Innern sich durchkreuzten. Mein eignes Ich zum grausamen Spiel eines launenhaften Zufalls geworden und in fremdartige Gestalten zerfließend, schwamm ohne Halt wie in einem Meer all der Ereignisse, die wie tobende Wellen auf mich hereinbrausten. — Ich konnte mich selbst nicht wieder finden! — Offenbar wurde Viktorin durch den Zufall, der meine Hand, nicht meinen Willen leitete, in den Abgrund gestürzt! — ich trete an seine Stelle, aber Reinhold kennt den Pater Medardus, den Prediger im Kapuzinerkloster in ..r, und so bin ich ihm das wirklich, was ich bin! — Aber das Verhältnis mit der Baronesse, welches Viktorin unterhält, kommt auf mein Haupt, denn ich bin selbst Viktorin. Ich bin das, was ich scheine, und scheine das nicht, was ich bin, mir selbst ein unerklärlich Rätsel, bin ich entzweit mit meinem Ich!

Des Sturms in meinem Innern unerachtet, gelang es mir, die dem Priester ziemliche Ruhe zu erheucheln, und so trat ich vor den Baron. Ich fand in ihm einen bejahrten Mann, aber in den erloschenen Zügen lagen noch die Andeutungen seltner Fülle und Kraft. Nicht das Alter, sondern der Gram hatten die tiefen Furchen auf seiner breiten offnen Stirn gezogen und die Locken weiß gefärbt. Unerachtet dessen herrschte noch in allem, was er sprach, in seinem ganzen Benehmen, eine Heiterkeit und Gemütlichkeit, die jeden unwiderstehlich zu ihm hinziehen mußte. Als Reinhold mich als den vorstellte, dessen Ankunft die Baronesse angekündigt, sah er mich an mit durchdringendem Blick, der immer freundlicher wurde, als Reinhold erzählte, wie er mich schon vor mehreren Jahren im Kapuzinerkloster zu ..r predigen gehört und sich von meiner seltnen Rednergabe überzeugt hätte. Der Baron reichte mir treuherzig die Hand und sprach, sich zu Reinhold wendend: „Ich weiß nicht, lieber Reinhold! wie so sonderbar mich die Gesichtszüge des ehrwürdigen Herrn bei dem ersten Anblick ansprachen; sie weckten eine Erinnerung, die vergebens strebte, deutlich und lebendig hervorzugehen."

Es war mir, als würde er gleich herausbrechen: es ist ja Graf Viktorin, denn auf wunderbare Weise glaubte ich nun wirklich Viktorin zu sein, und ich fühlte mein Blut heftiger wallen und aufsteigend meine Wangen höher färben. — Ich baute auf Reinhold, der mich ja als den Pater Medardus kannte, unerachtet mir das eine Lüge zu sein schien: nichts konnte meinen verworrenen Zustand lösen.

Nach dem Willen des Barons sollte ich sogleich Hermogens Bekanntschaft machen, er war aber nirgends zu finden; man hatte ihn nach dem Gebirge wandeln gesehen, und war deshalb nicht besorgt um ihn, weil er schon mehrmals tagelang auf diese Weise entfernt gewesen. Den ganzen Tag über blieb ich in Reinholds und des Barons Gesellschaft, und nach und nach faßte ich mich so im Innern, daß ich mich am Abend voll Mut und Kraft fühlte, keck all den wunderlichen Ereignissen entgegen zu treten, die meiner zu harren schienen. In der einsamen Nacht öffnete ich das Portefeuille, und überzeugte mich ganz davon, daß es eben Graf Viktorin war, der zerschmettert im Abgrunde lag, doch waren übrigens die an ihn gerichteten Briefe gleichgültigen Inhalts, und kein einziger führte mich nur auch mit einer Silbe ein in seine nähern Lebensverhältnisse. Ohne mich darum weiter zu kümmern,

beschloß ich, dem mich ganz zu fügen, was der Zufall über mich verhängt haben würde, wenn die Baronesse angekommen und mich gesehen. — Schon den andern Morgen traf die Baronesse mit Aurelien ganz unerwartet ein. Ich sah beide aus dem Wagen steigen und, von dem Baron und Reinhold empfangen, in das Portal des Schlosses gehen. Unruhig schritt ich im Zimmer auf und ab, von seltsamen Ahnungen bestürmt, nicht lange dauerte es, so wurde ich herabgerufen. — Die Baronesse trat mir entgegen — ein schönes, herrliches Weib, noch in voller Blüte. — Als sie mich erblickte, schien sie auf besondere Weise bewegt, ihre Stimme zitterte, sie vermochte kaum Worte zu finden. Ihre sichtliche Verlegenheit gab mir Mut, ich schaute ihr keck ins Auge und gab ihr nach Klostersitte den Segen — sie erbleichte, sie mußte sich niederlassen. Reinhold sah mich an, ganz froh und zufrieden lächelnd. In dem Augenblick öffnete sich die Thüre und der Baron trat mit Aurelien hinein. —

Sowie ich Aurelien erblickte, fuhr ein Strahl in meine Brust, und entzündete all die geheimsten Regungen, die wonnevollste Sehnsucht, das Entzücken der inbrünstigen Liebe, alles, was sonst nur gleich einer Ahnung aus weiter Ferne im Innern erklungen zum regen Leben; ja das Leben selbst ging mir nun erst auf farbig und glänzend, denn alles vorher lag kalt und erstorben in öder Nacht hinter mir. — Sie war es selbst, sie, die ich in jener wundervollen Vision im Beichtstuhl geschaut. Der schwermütige kindlich fromme Blick des dunkelblauen Auges, die weichgeformten Lippen, der wie in betender Andacht sanft vorgebeugte Nacken, die hohe, schlanke Gestalt, nicht Aurelie, die heilige Rosalie selbst war es. — Sogar der azurblaue Shawl, den Aurelie über das dunkelrote Kleid geschlagen, war im phantastischen Faltenwurf ganz dem Gewande ähnlich, wie es die Heilige auf jenem Gemälde und eben die Unbekannte in jener Vision trug. — Was war der Baronesse üppige Schönheit gegen Aureliens himmlischen Liebreiz. Nur sie sah ich, indem alles um mich verschwunden. Meine innere Bewegung konnte den Umstehenden nicht entgehen. „Was ist Ihnen, ehrwürdiger Herr!“ fing der Baron an; „Sie scheinen auf ganz besondere Weise bewegt?“ Diese Worte brachten mich zu mir selbst, ja ich fühlte in dem Augenblicke eine übermenschliche Kraft in mir emporkeimen, einen nie gefühlten Mut, alles zu bestehen, denn sie mußte der Preis des Kampfes werden.

„Wünschen Sie sich Glück, Herr Baron!“ rief ich, wie von hoher Begeisterung plötzlich ergriffen, „wünschen Sie sich Glück! Eine Heilige wandelt unter uns in diesen Mauern, und bald öffnet sich in segensreicher Klarheit der Himmel, und sie selbst, die heilige Rosalia, von den heiligen Engeln umgeben, spendet Trost und Seligkeit den Gebeugten, die fromm und gläubig sie anflehten. — Ich hörte die Hymnen verklärter Geister, die sich sehnen nach der Heiligen, und sie im Gesange rufend, aus glänzenden Wolken herabschweben. Ich sehe ihr Haupt strahlend in der Glorie himmlischer Verklärung, emporgehoben nach dem Chor der Heiligen, der ihrem Auge sichtlich! — Sancta Rosalia, ora pro nobis!“

Ich sank mit in die Höhe gerichteten Augen auf die Knie, die Hände faltend zum Gebet, und alles folgte meinem Beispiel. Niemand frug mich weiter, man schrieb den plötzlichen Ausdruck meiner Begeisterung irgend einer Inspiration zu, so daß der Baron beschloß, wirklich am Altar der heiligen Rosalia, in der Hauptkirche der Stadt, Messen lesen zu lassen. Herrlich hatte ich mich auf diese Weise aus der Verlegenheit gerettet und immer mehr war ich bereit, alles zu wagen, denn es galt Aureliens Besitz, um den mir selbst mein Leben lieb war. — Die Baronesse schien in ganz besonderer Stimmung, ihre Blicke verfolgten mich, aber sowie ich sie unbefangen anschaute, irrten ihre Augen unstät umher. Die Familie war in ein anderes Zimmer getreten, ich eilte in den Garten hinab und schweifte durch die Gänge, mit tausend Entschlüssen, Ideen, Plänen für mein künftiges Leben im Schlosse arbeitend und kämpfend. Schon war es Abend worden, da erschien Reinhold und sagte mir, daß die Baronesse, durchdrungen von meiner frommen Begeisterung, mich auf ihrem Zimmer zu sprechen wünsche. —

Als ich in das Zimmer der Baronesse trat, kam sie mir einige Schritte entgegen, mich bei beiden Armen fassend, sah sie mir starr ins Auge und rief: „Ist es möglich — ist es möglich! — Bist du Medardus, der Kapuzinermönch? — Aber die Stimme, die Gestalt, deine Augen, dein Haar! sprich oder ich vergehe in Angst und Zweifel.“ — Viktorinus! lispelte ich leise, da umschlang sie mich mit dem wilden Ungestüm unbezähmbarer Wollust, —

11 f. ora pro nobis, bitte für uns.

ein Glutstrom brauste durch meine Adern, das Blut siedete, die Sinne vergingen mir in namenloser Wonne, in wahnsinniger Verzückung; aber sündigend war mein ganzes Gemüt nur Aurelien zugewendet, und ihr nur opferte ich in dem Augenblick durch den Bruch des Gelübdes das Heil meiner Seele.

Ja! Nur Aurelie lebte in mir, mein ganzer Sinn war von ihr erfüllt, und doch ergriff mich ein innerer Schauer, wenn ich daran dachte, sie wieder zu sehen, was doch schon an der Abendtafel geschehen sollte. Es war mir, als würde mich ihr frommer Blick heilloser Sünde zeihen, und als würde ich, entlarvt und vernichtet, in Schmach und Verderben sinken. Ebenso konnte ich mich nicht entschließen, die Baronesse gleich nach jenen Momenten wieder zu sehen, und alles dieses bestimmte mich, eine Andachtsübung vorschützend, in meinem Zimmer zu bleiben, als man mich zur Tafel einlud. Nur weniger Tage bedurfte es indessen, um alle Scheu, alle Befangenheit zu überwinden; die Baronesse war die Liebenswürdigkeit selbst, und je enger sich unser Bündnis schloß, je reicher an frevelhaften Genüssen es wurde, desto mehr verdoppelte sich ihre Aufmerksamkeit für den Baron. Sie gestand mir, daß nur meine Tonsur, mein natürlicher Bart, sowie mein echt klösterlicher Gang, den ich aber jetzt nicht mehr so strenge, als anfangs beibehalte, sie in tausend Ängsten gesetzt habe. Ja bei meiner plötzlichen begeisterten Anrufung der heiligen Rosalia sei sie beinahe überzeugt worden, irgend ein Irrtum, irgend ein feindlicher Zufall habe ihren mit Viktorin so schlau entworfenen Plan vereitelt und einen verdammten wirklichen Kapuziner an die Stelle geschoben. Sie bewunderte meine Vorsicht, mich wirklich tonsurieren und mir den Bart wachsen zu lassen, ja mich in Gang und Stellung so ganz in meine Rolle einzustudieren, daß sie oft selbst mir recht ins Auge blicken müsse, um nicht in abenteuerliche Zweifel zu geraten.

Zuweilen ließ sich Viktorins Jäger, als Bauer verkleidet, am Ende des Parks sehen, und ich versäumte nicht, insgeheim mit ihm zu sprechen und ihn zu ermahnen, sich bereit zu halten, um mit mir entfliehen zu können, wenn vielleicht ein böser Zufall mich in Gefahr bringen sollte. Der Baron und Reinhold schienen höchlich mit mir zufrieden und drangen in mich, ja des tiefsinnigen Hermogen mich mit aller Kraft, die mir zu Gebote stehe, anzunehmen. Noch war es mir aber nicht möglich geworden, auch nur

ein einziges Wort mit ihm zu sprechen, denn sichtlich wich er jeder Gelegenheit aus, mit mir allein zu sein, und traf er mich in der Gesellschaft des Barons oder Reinholds, so blickte er mich auf so sonderbare Weise an, daß ich in der That Mühe hatte, nicht in augenscheinliche Verlegenheit zu geraten. Er schien tief in meine Seele zu dringen und meine geheimsten Gedanken zu erspähen. Ein unbezwinglicher Mißmut, ein unterdrückter Groll, ein nur mit Mühe bezähmter Zorn lag auf seinem bleichen Gesichte, sobald er mich ansichtig wurde. — Es begab sich, daß er mir einmal, als ich eben im Park lustwandelte, ganz unerwartet entgegen trat; ich hielt dies für den schicklichen Moment, endlich das drückende Verhältnis mit ihm aufzuklären, daher faßte ich ihn schnell bei der Hand, als er mir ausweichen wollte, und mein Rednertalent machte es mir möglich, so eindringend, so salbungsvoll zu sprechen, daß er wirklich aufmerksam zu werden schien und eine innere Rührung nicht unterdrücken konnte. Wir hatten uns auf eine steinerne Bank am Ende eines Ganges, der nach dem Schlosse führte, niedergelassen. Im Reden stieg meine Begeisterung, ich sprach davon, daß es sündlich sei, wenn der Mensch, im innern Gram sich verzehrend, den Trost, die Hilfe der Kirche, die den Gebeugten aufrichte, verschmähe und so den Zwecken des Lebens, wie die höhere Macht sie ihm gestellt, feindlich entgegen strebe. Ja daß selbst der Verbrecher nicht zweifeln solle an der Gnade des Himmels, da dieser Zweifel ihn eben um die Seligkeit bringe, die er, entsündigt durch Buße und Frömmigkeit, erwerben könne. Ich forderte ihn endlich auf, gleich jetzt mir zu beichten, und so sein Inneres wie vor Gott auszuschütten, indem ich ihm von jeder Sünde, die er begangen, Absolution zusage: da stand er auf, seine Augenbrauen zogen sich zusammen, die Augen brannten, eine glühende Röte überflog sein leichenblasses Gesicht, und mit seltsam gellender Stimme rief er aus: „Bist du denn rein von der Sünde, daß du es wagst, wie der Reinste, ja wie Gott selbst, den du verhöhnest, in meine Brust schauen zu wollen, daß du es wagst, mir Vergebung der Sünden zuzusagen, du, der du selbst vergeblich ringen wirst nach der Entsündigung, nach der Seligkeit des Himmels, die sich dir auf ewig verschloß? Elender Heuchler, bald kommt die Stunde der Vergeltung, und in den Staub getreten, wie ein giftiger Wurm, zuckst du im schmachvollen Tode vergebens nach Hilfe, nach Erlösung von unnennbarer Qual ächzend,

bis du verdirbst im Wahnsinn und Verzweiflung!" — Er schritt von dannen, ich war zerschmettert, vernichtet, all meine Fassung, mein Mut war dahin. Ich sah Euphemien aus dem Schlosse kommen mit Hut und Shawl, wie zum Spaziergange gekleidet; bei ihr nur war Trost und Hilfe zu finden, ich warf mich ihr entgegen, sie erschrak über mein zerstörtes Wesen, sie frug nach der Ursache, und ich erzählte ihr getreulich den ganzen Auftritt, den ich eben mit dem wahnsinnigen Hermogen gehabt, indem ich noch meine Angst, meine Besorgnis, daß Hermogen vielleicht durch einen unerklärlichen Zufall unser Geheimnis verraten, hinzusetzte. Euphemie schien über alles nicht einmal betroffen, sie lächelte auf so ganz seltsame Weise, daß mich ein Schauer ergriff, und sagte: „Gehen wir tiefer in den Park, denn hier werden wir zu sehr beobachtet, und es könnte auffallen, daß der ehrwürdige Pater Medardus so heftig mit mir spricht." Wir waren in ein ganz entlegenes Boskett getreten, da umschlang mich Euphemie mit leidenschaftlicher Heftigkeit; ihre heißen, glühenden Küsse brannten auf meinen Lippen. „Ruhig, Viktorin," sprach Euphemie, „kannst du sein über das alles, was dich so in Angst und Zweifel gestürzt hat; es ist mir sogar lieb, daß es so mit Hermogen gekommen, denn nun darf und muß ich mit dir über manches sprechen, wovon ich so lange schwieg. —

„Du mußt eingestehen, daß ich mir eine seltene geistige Herrschaft über alles, was mich im Leben umgiebt, zu erringen gewußt, und ich glaube, daß dies dem Weibe leichter ist, als euch. Freilich gehört nichts Geringeres dazu, als daß außer jenem unnennbaren, unwiderstehlichen Reiz der äußern Gestalt, den die Natur dem Weibe zu spenden vermag, dasjenige höhere Prinzip in ihr wohne, welches eben jenen Reiz mit dem geistigen Vermögen in eins verschmilzt und nun nach Willkür beherrscht. Es ist das eigne wunderbare Heraustreten aus sich selbst, das die Anschauung des eignen Ichs vom andern Standpunkte gestattet, welches dann als ein sich dem höheren Willen schmiegendes Mittel erscheint, dem Zweck zu dienen, den er sich als den höchsten, im Leben zu erringenden, gesetzt. — Giebt es etwas Höheres, als das Leben im

23 f. geistige Herrschaft, Hebbel: „Die Scenen der Elixire, wo Euphemie, den Medardus für Viktorin haltend, diesem erzählt, wie sie sich durch ihre Geisteskraft über alle gestellt habe, während sie sich in demselben Augenblick dem Medardus in die Hand giebt, und so ihren Sieg durch ihren Triumph selbst zerstört, ist so humoristisch-groß, wie etwas."

Leben zu beherrschen, alle seine Erscheinungen, seine reichen Genüsse wie im mächtigen Zauber zu bannen, nach der Willkür, die dem Herrscher verstattet? — Du, Viktorin, gehörest von je her zu den wenigen, die mich ganz verstanden, auch du hattest dir den Standpunkt über dein Selbst gestellt, und ich verschmähte es daher nicht, dich wie den königlichen Gemahl auf meinen Thron im höheren Reiche zu erheben. Das Geheimnis erhöhte den Reiz dieses Bundes, und unsere scheinbare Trennung diente nur dazu, unserer phantastischen Laune Raum zu geben, die wie zu unserer Ergötzlichkeit mit den untergeordneten Verhältnissen des gemeinen Alltagslebens spielte. Ist nicht unser jetziges Beisammensein das kühnste Wagstück, das, im höheren Geiste gedacht, der Ohnmacht konventioneller Beschränktheit spottet? Selbst bei deinem so ganz fremdartigen Wesen, das nicht allein die Kleidung erzeugt, ist es mir, als unterwerfe sich das Geistige dem herrschenden es bedingenden Prinzip, und wirke so mit wunderbarer Kraft nach außen, selbst das Körperliche anders formend und gestaltend, so daß es ganz der vorgesetzten Bestimmung gemäß erscheint. — Wie herzlich ich nun bei dieser tief aus meinem Wesen entspringenden Ansicht der Dinge alle konventionelle Beschränktheit verachte, indem ich mit ihr spiele, weißt du. — Der Baron ist mir eine bis zum höchsten Überdruß ekelhaft gewordene Maschine, die zu meinem Zweck verbraucht tot da liegt, wie ein abgelaufenes Räderwerk. — Reinhold ist zu beschränkt, um von mir beachtet zu werden, Aurelie ein gutes Kind, wir haben es nur mit Hermogen zu thun. — Ich gestand dir schon, daß Hermogen, als ich ihn zum erstenmale sah, einen wunderbaren Eindruck auf mich machte. — Ich hielt ihn für fähig, einzugehen in das höhere Leben, das ich ihm erschließen wollte, und irrte mich zum erstenmal. — Es war etwas mir Feindliches in ihm, was in stetem regen Widerspruch sich gegen mich auflehnte, ja der Zauber, womit ich die andern unwillkürlich zu umstricken wußte, stieß ihn zurück. Er blieb kalt, düster, verschlossen, und reizte, indem er mit eigner wunderbarer Kraft mir widerstrebte, meine Empfindlichkeit, meine Lust, den Kampf zu beginnen, in dem er unterliegen sollte. — Diesen Kampf hatte ich beschlossen, als der Baron mir sagte, wie er Hermogen eine Verbindung mit mir vorgeschlagen, dieser sie aber unter jeder Bedingung abgelehnt habe. — Wie ein göttlicher Funke durchstrahlte mich, in demselben Moment, der Gedanke, mich mit

dem Baron selbst zu vermählen und so mit einemmal all die kleinen konventionellen Rücksichten, die mich oft einzwängten auf widrige Weise, aus dem Wege zu räumen: doch ich habe ja selbst mit dir, Viktorin, oft genug über jene Vermählung gesprochen, ich widerlegte deine Zweifel mit der That, denn es gelang mir, den Alten in wenigen Tagen zum albernen, zärtlichen Liebhaber zu machen und er mußte das, was ich gewollt, als die Erfüllung seines innigsten Wunsches, den er laut werden zu lassen kaum gewagt, ansehen. Aber tief im Hintergrunde lag noch in mir der Gedanke der Rache an Hermogen, die mir nun leichter und befriedigender werden sollte. Der Schlag wurde verschoben, um richtiger, tötender zu treffen. — Kennte ich weniger dein Inneres, wüßte ich nicht, daß du dich zu der Höhe meiner Ansichten zu erheben vermagst, ich würde Bedenken tragen, dir mehr von der Sache zu sagen, die nun einmal geschehen. Ich ließ es mir angelegen sein, Hermogen recht in seinem Innern aufzufassen, ich erschien in der Hauptstadt, düster, in mich gekehrt, und bildete so den Kontrast mit Hermogen, der in den lebendigen Beschäftigungen des Kriegsdienstes sich heiter und lustig bewegte. Die Krankheit des Oheims verbot alle glänzende Zirkel, und selbst den Besuchen meiner nächsten Umgebung wußte ich auszuweichen. — Hermogen kam zu mir, vielleicht nur, um die Pflicht, die er der Mutter schuldig, zu erfüllen, er fand mich in düstres Nachdenken versunken, und als er, befremdet von meiner auffallenden Änderung, dringend nach der Ursache frug, gestand ich ihm unter Thränen, wie des Barons mißliche Gesundheitsumstände, die er nur mühsam verheimliche, mich befürchten ließen, ihn bald zu verlieren, und wie dieser Gedanke mir schrecklich, ja unerträglich sei. Er war erschüttert, und als ich nun mit dem Ausdruck des tiefsten Gefühls das Glück meiner Ehe mit dem Baron schilderte, als ich zart und lebendig in die kleinsten Einzelnheiten unseres Lebens auf dem Lande einging; als ich immer mehr des Barons herrliches Gemüt, sein ganzes Ich im vollen Glanze darstellte, so daß es immer lichter hervortrat, wie grenzenlos ich ihn verehre, ja wie ich so ganz in ihm lebe, da schien immer mehr seine Verwunderung, sein Erstaunen zu steigen. — Er kämpfte sichtlich mit sich selbst, aber die Macht, die jetzt wie mein Ich selbst in sein Inneres gedrungen, siegte über das feindliche Prinzip, das sonst mir widerstrebte; mein Triumph war mir gewiß, als er schon am andern Abend wieder kam.

„Er fand mich einsam, noch düstrer, noch aufgeregter als gestern, ich sprach von dem Baron und von meiner unaussprechlichen Sehnsucht, ihn wieder zu sehen. Hermogen war bald nicht mehr derselbe, er hing an meinen Blicken, und ihr gefährliches Feuer fiel zündend in sein Inneres. Wenn meine Hand in der seinigen ruhte, zuckte diese oft krampfhaft, tiefe Seufzer entflohen seiner Brust. Ich hatte die höchste Spitze dieser bewußtlosen Exaltation richtig berechnet. Den Abend als er fallen sollte, verschmähte ich selbst jene Künste nicht, die so verbraucht sind, und immer wieder so wirkungsvoll erneuert werden. Es gelang! — Die Folgen waren entsetzlicher, als ich sie mir gedacht, und doch erhöhten sie meinen Triumph, indem sie meine Macht auf glänzende Weise bewährten. — Die Gewalt, mit der ich das feindliche Prinzip bekämpfte, das wie in seltsamen Ahnungen in ihm sich sonst aussprach, hatte seinen Geist gebrochen, er verfiel in Wahnsinn, wie du weißt, ohne daß du jedoch bis jetzt die eigentliche Ursache gekannt haben solltest. — Es ist etwas Eignes, daß Wahnsinnige oft, als ständen sie in näherer Beziehung mit dem Geiste, und gleichsam in ihrem eignen Innern leichter, wiewohl bewußtlos angeregt vom fremden geistigen Prinzip, oft das in uns Verborgene durchschauen, und in seltsamen Anklängen aussprechen, so daß uns oft die grauenvolle Stimme eines zweiten Ichs mit unheimlichem Schauer befängt. Es mag daher wohl sein, daß, zumal in der eignen Beziehung, in der du, Hermogen und ich stehen, er auf geheimnisvolle Weise dich durchschaut, und so dir feindlich ist, allein Gefahr für uns ist deshalb nicht im mindesten vorhanden. Bedenke, selbst wenn er mit seiner Feindschaft gegen dich offen ins Feld rückte, wenn er es ausspräche: traut nicht dem verkappten Priester, wer würde das für was anderes halten, als für eine Idee, die der Wahnsinn erzeugte, zumal, da Reinhold so gut gewesen ist, in dir den Pater Medardus wieder zu erkennen? — Indessen bleibt es gewiß, daß du nicht mehr, wie ich gewollt und gedacht hatte, auf Hermogen wirken kannst. Meine Rache ist erfüllt und Hermogen mir nun wie ein weggeworfenes Spielzeug unbrauchbar, und um so überlästiger als er es wahrscheinlich für eine Bußübung hält, mich zu sehen, und daher mit seinen stieren lebendigtoten Blicken mich verfolgt. Er muß fort, und ich glaubte dich dazu

17. Wahnsinnige, ähnliche Äußerungen thut Hoffmann in den „Serapionsbrüdern".

benutzen zu können, ihn in der Idee, ins Kloster zu gehen, zu bestärken, und den Baron, sowie den ratgebenden Freund Reinhold, zu gleicher Zeit durch die dringendsten Vorstellungen, wie Hermogens Seelenheil nun einmal das Kloster begehre, geschmeidiger zu machen, daß sie in sein Vorhaben willigten. — Hermogen ist mir in der That höchst zuwider, sein Anblick erschüttert mich oft, er muß fort! — Die einzige Person, der er ganz anders erscheint, ist Aurelie, das fromme, kindische Kind; durch sie allein kannst du auf Hermogen wirken, und ich will dafür sorgen, daß du in nähere Beziehung mit ihr trittst. Findest du einen schicklichen Zusammenhang der äußeren Umstände, so kannst du auch Reinholden, oder dem Baron entdecken, wie dir Hermogen ein schweres Verbrechen gebeichtet, das du natürlicherweise, deiner Pflicht gemäß, verschweigen müßtest. — Doch davon künftig mehr! — Nun weißt du alles, Viktorin, handle und bleibe mein. Herrsche mit mir über die läppische Puppenwelt, wie sie sich um uns dreht. Das Leben muß uns seine herrlichsten Genüsse spenden, ohne uns in seine Beengtheit einzuzwängen.“ — Wir sahen den Baron in der Entfernung, und gingen ihm, wie im frommen Gespräch begriffen, entgegen. —

Es bedurfte vielleicht nur Euphemiens Erklärung über die Tendenz ihres Lebens, um mich selbst die überwiegende Macht fühlen zu lassen, die wie der Ausfluß höherer Prinzipe mein Inneres beseelte. Es war etwas Übermenschliches in mein Wesen getreten, das mich plötzlich auf einen Standpunkt erhob, von dem mir alles in anderm Verhältnis, in anderer Farbe als sonst erschien. Die Geistesstärke, die Macht über das Leben, womit Euphemie prahlte, war mir des bittersten Hohns würdig. In dem Augenblick, als die Elende ihr loses, unbedachtes Spiel, mit den gefährlichsten Verknüpfungen des Lebens zu treiben wähnte, war sie hingegeben dem Zufall oder dem bösen Verhängnis, das meine Hand leitete. Es war meine Kraft, entflammt von geheimnisvollen Mächten, die sie zwingen konnte im Wahn, den für den Freund und Bundesbruder zu halten, der, nur ihr zum Verderben die äußere zufällige Bildung jenes Freundes tragend, sie wie die feindliche Macht selbst umkrallte, so daß keine Freiheit mehr möglich. Euphemie wurde mir in ihrem eitlen, selbstsüchtigen Wahn verächtlich, und das Verhältnis mit ihr um so widriger, als Aurelie in meinem Innern lebte, und nur sie die Schuld meiner begangenen Sünden trug, wenn ich das, was mir jetzt die höchste Spitze alles

irdischen Genusses zu sein schien, noch für Sünde gehalten hätte. Ich beschloß von der mir einwohnenden Macht den vollsten Gebrauch zu machen, und so selbst den Zauberstab zu ergreifen, um die Kreise zu beschreiben, in denen sich all die Erscheinungen um mich her mir zur Lust bewegen sollten. Der Baron und Reinhold wetteiferten mit einander, mir das Leben im Schlosse recht angenehm zu machen; nicht die leiseste Ahnung von meinem Verhältnis mit Euphemien stieg in ihnen auf, vielmehr äußerte der Baron oft, wie in unwillkürlicher Herzensergießung, daß erst durch mich ihm Euphemie ganz wiedergegeben sei, und dies schien mir die Richtigkeit der Vermutung Reinholds, daß irgend ein Zufall dem Baron wohl die Spur von Euphemiens verbotenen Wegen entdeckt haben könne, klar anzudeuten. Den Hermogen sah ich selten, er vermied mich mit sichtlicher Angst und Beklemmung, welches der Baron und Reinhold der Scheu vor meinem heiligen frommen Wesen, und vor meiner geistigen Kraft, die das zerrüttete Gemüt durchschaute, zuschrieben. Auch Aurelie schien sich absichtlich meinem Blick zu entziehen, sie wich mir aus, und wenn ich mit ihr sprach, war auch sie ängstlich und beklommen, wie Hermogen. Es war mir beinahe gewiß, daß der wahnsinnige Hermogen gegen Aurelie jene schrecklichen Ahnungen, die mich durchbebten, ausgesprochen, indessen schien mir der böse Eindruck zu bekämpfen möglich. —

Wahrscheinlich auf Veranlassung der Baronesse, die mich in näheren Rapport mit Aurelien setzen wollte, um durch sie auf Hermogen zu wirken, bat mich der Baron, Aurelien in den höheren Geheimnissen der Religion zu unterrichten. So verschaffte mir Euphemie selbst die Mittel, das Herrlichste zu erreichen, was mir meine glühende Einbildungskraft in tausend üppigen Bildern vorgemalt. Was war jene Vision in der Kirche anders, als das Versprechen der höheren auf mich einwirkenden Macht, mir die zu geben, von deren Besitz allein die Besänftigung des Sturms zu hoffen, der in mir rasend, mich wie auf tobenden Wellen umherwarf. — Aureliens Anblick, ihre Nähe, ja die Berührung ihres Kleides, setzte mich in Flammen. Des Blutes Glutstrom stieg fühlbar auf in die geheimnisvolle Werkstatt der Gedanken, und so sprach ich von den wundervollen Geheimnissen der Religion in feurigen Bildern, deren tiefere Bedeutung die wollüstige Raserei der glühendsten verlangenden Liebe war. So sollte diese Glut meiner Rede, wie in elektrischen Schlägen, Aureliens Inneres

durchdringen, und sie sich vergebens dagegen wappnen. — Ihr unbewußt sollten die in ihre Seele geworfenen Bilder sich wunderbar entfalten, und glänzender, flammender in der tieferen Bedeutung hevorgehen, und diese ihre Brust dann mit den Ahnungen des unbekannten Genusses erfüllen, bis sie sich, von unnennbarer Sehnsucht gefoltert und zerrissen, selbst in meine Arme würfe. Ich bereitete mich auf die sogenannten Lehrstunden bei Aurelien sorgsam vor, ich wußte den Ausdruck meiner Rede zu steigern; andächtig, mit gefalteten Händen, mit niedergeschlagenen Augen hörte mir das fromme Kind zu, aber nicht eine Bewegung, nicht ein leiser Seufzer verrieten irgend eine tiefere Wirkung meiner Worte. — Meine Bemühungen brachten mich nicht weiter; statt in Aurelien das verderbliche Feuer zu entzünden, das sie der Verführung preisgeben sollte, wurde nur qualvoller und verzehrender die Glut, die in meinem Innern brannte. — Rasend vor Schmerz und Wollust, brütete ich über Pläne zu Aureliens Verderben und, indem ich Euphemien Wonne und Entzücken heuchelte, keimte ein glühender Haß in meiner Seele empor, der, im seltsamen Widerspruch, meinem Betragen bei der Baronesse etwas Wildes, Entsetzliches gab, vor dem sie selbst erbebte. — Fern von ihr war jede Spur des Geheimnisses, das in meiner Brust verborgen, und unwillkürlich mußte sie der Herrschaft Raum geben, die ich immer mehr und mehr über sie mir anzumaßen anfing. — Oft kam es mir in den Sinn, durch einen wohlberechneten Gewaltstreich, dem Aurelie erliegen sollte, meine Qual zu enden, aber sowie ich Aurelien erblickte, war es mir, als stehe ein Engel neben ihr, sie schirmend und schützend und Trotz bietend der Macht des Feindes. Ein Schauer bebte dann durch meine Glieder, indem mein böser Vorsatz erkaltete. Endlich fiel ich darauf, mit ihr zu beten; denn im Gebet strömt feuriger die Glut der Andacht, und die geheimsten Regungen werden wach, und erheben sich wie auf brausenden Wellen, und strecken ihre Polypenarme aus, um das Unbekannte zu fahen, das die unnennbare Sehnsucht stillen soll, von der die Brust zerrissen. Dann mag das Irdische, sich wie Himmlisches verkündend, keck dem aufgeregten Gemüt entgegen treten, und im höchsten Genuß schon hienieden die Erfüllung des Überschwenglichen verheißen; die bewußtlose Leidenschaft wird getäuscht, und das Streben nach dem Heiligen, Überirdischen wird gebrochen in dem namenlosen nie gekannten Entzücken irdischer

Begierde. — Selbst darin, daß sie von mir verfaßte Gebete nachsprechen sollte, glaubte ich Vorteile für meine verräterischen Absichten zu finden. — Es war dem so! — Denn neben mir knieend, mit zum Himmel gewandtem Blick meine Gebete nachsprechend, färbten höher sich ihre Wangen, und ihr Busen wallte auf und nieder. — Da nahm ich wie im Eifer des Gebets ihre Hände, und drückte sie an meine Brust, ich war ihr so nahe, daß ich die Wärme ihres Körpers fühlte, ihre losgelösten Locken hingen über meine Schulter; ich war außer mir vor rasender Begierde, ich umschlang sie mit wildem Verlangen, schon brannten meine Küsse auf ihrem Munde, auf ihrem Busen, da wand sie sich mit einem durchdringenden Schrei aus meinen Armen; ich hatte nicht Kraft, sie zu halten, es war als strahle ein Blitz herab, mich zerschmetternd! — Sie entfloh rasch in das Nebenzimmer! die Thüre öffnete sich, und Hermogen zeigte sich in derselben, er blieb stehen, mich mit dem furchtbaren entsetzlichen Blick des wilden Wahnsinns anstarrend. Da raffte ich alle meine Kraft zusammen, ich trat keck auf ihn zu, und rief mit trotziger gebietender Stimme: „Was willst du hier? Hebe dich weg, Wahnsinniger!“ Aber Hermogen streckte mir die rechte Hand entgegen, und sprach dumpf und schaurig: „Ich wollte mit dir kämpfen, aber ich habe kein Schwert, und du bist der Mord, denn Blutstropfen quillen aus deinen Augen und kleben in deinem Barte!“

Er verschwand, die Thüre heftig zuschlagend, und ließ mich allein, knirschend vor Wut über mich selbst, der ich mich hatte hinreißen lassen von der Gewalt des Moments, so daß nun der Verrat mir Verderben drohte. Niemand ließ sich sehen, ich hatte Zeit genug, mich ganz zu ermannen, und der mir inwohnende Geist gab mir bald die Anschläge ein, jeder üblen Folge des bösen Beginnens auszuweichen.

Sobald es thunlich war, eilte ich zu Euphemien, und mit keckem Übermute erzählte ich ihr die ganze Begebenheit mit Aurelien. Euphemie schien die Sache nicht so leicht zu nehmen, als ich es gewünscht hatte, und es war mir begreiflich, daß, ihrer gerühmten Geistesstärke, ihrer hohen Ansicht der Dinge unerachtet, wohl kleinliche Eifersucht in ihr wohnen, sie aber überdem noch befürchten könne, daß Aurelie über mich klagen, so der Nimbus meiner Heiligkeit verlöschen, und unser Geheimnis in Gefahr geraten werde. Aus einer mir selbst unerklärlichen Scheu, verschwieg ich

Hermogens Hinzutreten und seine entsetzlichen mich durchbohrenden Worte.

Euphemie hatte einige Minuten geschwiegen, und schien, mich seltsamlich anstarrend, in tiefes Nachdenken versunken. — „Solltest du nicht, Viktorin!" sprach sie endlich, „erraten, welche herrlichen Gedanken, meines Geistes würdig, mich durchströmen? — Aber du kannst es nicht, doch rüttle frisch die Schwingen, um dem kühnen Fluge zu folgen, den ich zu beginnen bereit bin. Daß du, der du mit voller Herrschaft über alle Erscheinungen des Lebens schweben solltest, nicht neben einem leidlich schönen Mädchen knieen kannst, ohne sie zu umarmen und zu küssen, nimmt mich wunder, so wenig ich dir das Verlangen verarge, das in dir aufstieg. So wie ich Aurelien kenne, wird sie voller Scham über die Begebenheit schweigen, und sich höchstens nur unter irgend einem Vorwande deinem zu leidenschaftlichen Unterrichte entziehen. Ich befürchte daher nicht im mindesten die verdrießlichen Folgen, die dein Leichtsinn, deine ungezähmte Begierde hätte herbeiführen können. — Ich hasse sie nicht, diese Aurelie, aber ihre Anspruchlosigkeit, ihr stilles Frommthun, hinter dem sich ein unleidlicher Stolz versteckt, ärgert mich. Nie habe ich, unerachtet ich es nicht verschmähte mit ihr zu spielen, ihr Zutrauen gewinnen können, sie blieb scheu und verschlossen. Diese Abgeneigtheit, sich mir zu schmiegen, ja diese stolze Art, mir auszuweichen, erregt in mir die widrigsten Gefühle. — Es ist ein sublimer Gedanke, die Blume, die auf dem Prunk ihrer glänzenden Farben so stolz thut, gebrochen und dahin welken zu sehen! — ich gönne es dir, diesen sublimen Gedanken auszuführen, und es soll nicht an Mitteln fehlen, den Zweck leicht und sicher zu erreichen. — Auf Hermogens Haupt soll die Schuld fallen und ihn vernichten!" — Euphemie sprach noch mehr über ihren Plan und wurde mir mit jedem Worte verhaßter, denn nur das gemeine verbrecherische Weib sah ich in ihr, und so sehr ich nach Aureliens Verderben dürstete, da ich nur dadurch Befreiung von der grenzenlosen Qual wahnsinniger Liebe, die meine Brust zerfleischte, hoffen konnte, so war mir doch Euphemiens Mitwirkung verächtlich. Ich wies daher zu ihrem nicht geringen Erstaunen ihren Anschlag von der Hand, indem ich im Innern fest entschlossen war, das durch eigne Macht zu vollführen, wozu Euphemie mir ihre Beihilfe aufdringen wollte.

So wie die Baronesse es vermutet, blieb Aurelie in ihrem Zimmer, sich mit einer Unpäßlichkeit entschuldigend, und so sich meinem Unterricht für die nächsten Tage entziehend. Hermogen war wider seine Gewohnheit jetzt viel in der Gesellschaft Reinholds und des Barons, er schien weniger in sich gekehrt, aber wilder, zorniger. Man hörte ihn oft laut und nachdrücklich sprechen, und ich bemerkte, daß er mich mit Blicken des verhaltenen Grimms ansah, so oft der Zufall mich ihm in den Weg führte: das Betragen des Barons und Reinholds veränderte sich in einigen Tagen auf ganz seltsame Weise. Ohne im Äußerlichen im mindesten von der Aufmerksamkeit und Hochachtung, die sie mir sonst bezeigt, nachzulassen, schien es, als wenn sie, gedrückt von einem wunderbaren ahnenden Gefühl, nicht jenen gemütlichen Ton finden konnten, der sonst unsere Unterhaltung belebte. Alles, was sie mit mir sprachen, war so gezwungen, so frostig, daß ich mich ernstlich mühen mußte, von allerlei Vermutungen ergriffen, wenigstens unbefangen zu scheinen. —

Euphemiens Blicke, die ich immer richtig zu deuten wußte, sagten mir, daß irgend etwas vorgegangen, wovon sie sich besonders aufgeregt fühlte, doch war es den ganzen Tag unmöglich, uns unbemerkt zu sprechen. —

In tiefer Nacht, als alles im Schlosse längst schlief, öffnete sich eine Tapetenthüre in meinem Zimmer, die ich selbst noch nicht bemerkt, und Euphemie trat herein, mit einem zerstörten Wesen, wie ich sie noch niemals gesehen. „Viktorin," sprach sie, „es droht uns Verrat; Hermogen, der wahnsinnige Hermogen ist es, der, durch seltsame Ahnungen auf die Spur geleitet, unser Geheimnis entdeckt hat. In allerlei Andeutungen, die gleich schauerlichen, entsetzlichen Sprüchen einer dunklen Macht, die über uns waltet, lauten, hat er dem Baron einen Verdacht eingeflößt, der, ohne deutlich ausgesprochen zu sein, mich doch auf quälende Weise verfolgt. — Wer du bist, daß unter diesem heiligen Kleide Graf Viktorin verborgen, das scheint Hermogen durchaus verschlossen geblieben; dagegen behauptet er, aller Verrat, alle Arglist, alles Verderben, das über uns einbrechen werde, ruhe in dir, ja wie der Widersacher selbst, sei der Mönch in das Haus getreten, der, von teuflischer Macht beseelt verdammten Verrat brüte. — Es kann so nicht bleiben, ich bin es müde, diesen Zwang zu tragen, den mir der kindische Alte auferlegt, der nun mit kränkelnder

Eifersucht, wie es scheint, ängstlich meine Schritte bewachen wird. Ich will dies Spielzeug, das mir langweilig worden, wegwerfen, und du, Viktorin, wirst dich um so williger meinem Begehren fügen, als du auf einmal selbst der Gefahr entgehst, endlich ertappt zu werden, und so das geniale Verhältnis, das unser Geist ausbrütete, in eine gemeine verbrauchte Mummerei, in eine abgeschmackte Ehestandsgeschichte herabsinken zu sehen! Der lästige Alte muß fort, und wie das am besten ins Werk zu richten ist, darüber laß uns zu Rate gehen, höre aber erst meine Meinung. Du weißt, daß der Baron jeden Morgen, wenn Reinhold beschäftigt, allein hinausgeht in das Gebirge, um sich an den Gegenden nach seiner Art zu erlaben. — Schleiche dich früher hinaus und suche ihm am Ausgange des Parks zu begegnen. Nicht weit von hier giebt es eine wilde, schauerliche Felsengruppe; wenn man sie erstiegen, gähnt dem Wanderer auf der einen Seite ein schwarzer bodenloser Abgrund entgegen, dort ist, oben über den Abgrund herrüberragend, der sogenannte Teufelssitz. Man fabelt, daß giftige Dünste aus dem Abgrunde steigen, die den, der vermessen hinabschaut, um zu erforschen, was drunten verborgen, betäuben, und rettungslos in den Tod hinabziehen. Der Baron, dieses Märchen verlachend, stand schon oft auf jenem Felsstück, über dem Abgrund, um die Aussicht, die sich dort öffnet, zu genießen. Es wird leicht sein, ihn selbst darauf zu bringen, daß er dich an die gefährliche Stelle führt; steht er nun dort und starrt in die Gegend hinein, so erlöst uns ein kräftiger Stoß deiner Faust auf immer von dem ohnmächtigen Narren." — „Nein, nimmermehr," schrie ich heftig, „ich kenne den entsetzlichen Abgrund, ich kenne den Sitz des Teufels, nimmermehr! fort mit dir und dem Frevel, den du mir zumutest!" Da sprang Euphemie auf, wilde Glut entflammte ihren Blick, ihr Gesicht war verzerrt von der wütenden Leidenschaft, die in ihr tobte. „Elender Schwächling," rief sie, „du wagst es in dumpfer Feigheit, dem zu widerstreben, was ich beschloß? Du willst dich lieber dem schmachvollen Joche schmiegen, als mit mir herrschen? Aber du bist in meiner Hand, vergebens entwindest du dich der Macht, die dich gefesselt hält zu meinen Füßen! — Du vollziehst meinen Auftrag, morgen darf der, dessen Anblick mich peinigt, nicht mehr leben!" —

Indem Euphemie die Worte sprach, durchdrang mich die

tiefste Verachtung ihrer armseligen Prahlerei, und im bittern Hohn lachte ich ihr gellend entgegen, daß sie erbebte, und die Totenblässe der Angst und des tiefen Grauens ihr Gesicht überflog. — „Wahnsinnige," rief ich, „die du glaubst über das Leben zu herrschen, die du glaubst mit seinen Erscheinungen zu spielen, habe acht, daß dies Spielzeug nicht in deiner Hand zur schneidenden Waffe wird, die dich tötet! Wisse Elende, daß ich, den du in deinem ohnmächtigen Wahne zu beherrschen glaubst, dich wie das Verhängnis selbst in meiner Macht festgekettet halte, dein frevelhaftes Spiel ist nur das krampfhafte Winden des gefesselten Raubtiers im Käfig! — Wisse, Elende, daß dein Buhle zerschmettert in jenem Abgrunde liegt, und daß du statt seiner den Geist der Rache selbst umarmtest! — Geh und verzweifle!"

Euphemie wankte; im konvulsivischen Erbeben war sie im Begriff zu Boden zu sinken, ich faßte sie und drückte sie durch die Tapetenthür den Gang hinab. — Der Gedanke stieg mir auf, sie zu töten, ich unterließ es, ohne mich dessen bewußt zu sein, denn im ersten Augenblick, als ich die Tapetenthüre schloß, glaubte ich die That vollbracht zu haben! — Ich hörte einen durchdringenden Schrei und Thüren zuschlagen.

Jetzt hatte ich mich selbst auf einen Standpunkt gestellt, der mich dem gewöhnlichen menschlichen Thun ganz entrückte; jetzt mußte Schlag auf Schlag folgen, und, mich selbst als den bösen Geist der Rache verkündend, mußte ich das Ungeheure vollbringen. — Euphemiens Untergang war beschlossen und der glühendste Haß sollte, mit der höchsten Inbrunst der Liebe sich vermählend, mir den Genuß gewähren, der nun noch dem übermenschlichen, mir inwohnenden Geiste würdig. — In dem Augenblick, daß Euphemie untergegangen, sollte Aurelie mein werden.

Ich erstaunte über Euphemiens innere Kraft, die es ihr möglich machte, den andern Tag unbefangen und heiter zu scheinen. Sie sprach selbst darüber, daß sie vorige Nacht in eine Art Somnambulismus geraten, und dann heftig an Krämpfen gelitten, der Baron schien sehr teilnehmend, Reinholds Blicke waren zweifelhaft und mißtrauisch. Aurelie blieb auf ihrem Zimmer, und je weniger es mir gelang, sie zu sehen, desto rasender tobte die Wut in meinem Innern. Euphemie lud mich ein, auf bekanntem Wege in ihr Zimmer zu schleichen, wenn alles im Schlosse ruhig geworden. — Mit Entzücken vernahm ich das, denn der Augenblick

der Erfüllung ihres bösen Verhängnisses war gekommen. — Ein kleines, spitzes Messer, das ich schon von Jugend auf bei mir trug und mit dem ich geschickt in Holz zu schneiden wußte, verbarg ich in meiner Kutte, und so zum Morde entschlossen, ging ich zu ihr. „Ich glaube,“ fing sie an, „wir haben beide gestern schwere, ängstliche Träume gehabt, es kam viel von Abgründen darin vor, doch das ist nun vorbei!“ — Sie gab sich darauf, wie gewöhnlich meinen frevelnden Liebkosungen hin, ich war erfüllt von entsetzlichem teuflischen Hohn, indem ich nur die Lust empfand, die mir der Mißbrauch ihrer eignen Schändlichkeit erregte. Als sie in meinen Armen lag, entfiel mir das Messer, sie schauerte zusammen, wie von Todesangst ergriffen, ich hob das Messer rasch auf, den Mord noch verschiebend, der mir selbst andere Waffen in die Hände gab. — Euphemie hatte italienischen Wein und eingemachte Früchte auf den Tisch stellen lassen. — Wie so ganz plump und verbraucht, dachte ich, verwechselte geschickt die Gläser und genoß nur scheinbar die mir dargebotenen Früchte, die ich in meinen weiten Ärmel fallen ließ. Ich hatte zwei, drei Gläser von dem Wein, aber aus dem Glase, das Euphemie für sich hingestellt, getrunken, als sie vorgab, Geräusch im Schlosse zu hören, und mich bat, sie schnell zu verlassen. — Nach ihrer Absicht sollte ich auf meinem Zimmer enden. Ich schlich durch die langen schwach erhellten Korridore, ich kam bei Aureliens Zimmer vorüber, wie festgebannt blieb ich stehen. — Ich sah sie, es war, als schwebe sie daher, mich voll Liebe anblickend, wie in jener Vision, und mir winkend, daß ich ihr folgen sollte. — Die Thüre wich durch den Druck meiner Hand, ich stand im Zimmer, nur angelehnt war die Thüre des Kabinetts, eine schwüle Luft wallte mir entgegen, meine Liebesglut stärker entzündend, mich betäubend; kaum konnte ich atmen. — Aus dem Kabinett quollen die tiefen, angstvollen Seufzer der vielleicht von Verrat und Mord Träumenden, ich hörte sie im Schlafe beten! — „Zur That, zur That, was zauderst du, der Augenblick entflieht,“ so trieb mich die unbekannte Macht in meinem Innern. — Schon hatte ich einen Schritt ins Kabinett gethan, da schrie es hinter mir: „Verruchter Mordbruder! nun gehörst du mein!“ und ich fühlte mich mit Riesenkraft von hinten festgepackt. — Es war Hermogen, ich wand mich, alle meine Stärke aufbietend, endlich von ihm los und wollte mich fortdrängen, aber von neuem packte

er mich hinterwärts und zerfleischte meinen Nacken mit wütenden Bissen! — Vergebens rang ich, unsinnig vor Schmerz und Wut, lange mit ihm, endlich zwang ihn ein kräftiger Stoß, von mir abzulassen, und als er von neuem über mich herfiel, da zog ich mein Messer; zwei Stiche und er sank röchelnd zu Boden, daß es dumpf im Korridor wiederhallte. — Bis heraus aus dem Zimmer hatten wir uns gedrängt im Kampfe der Verzweiflung. —

Sowie Hermogen gefallen, rannte ich in wilder Wut die Treppe herab, da riefen gellende Stimmen durch das ganze Schloß: „Mord! Mord!“ — Lichter schweiften hin und her und die Tritte der Herbeieilenden schallten durch die langen Gänge, die Angst verwirrte mich, ich war auf entlegene Seitentreppen geraten. — Immer lauter, immer heller wurde es im Schlosse, immer näher und näher erscholl es gräßlich: „Mord! Mord!“ — Ich unterschied die Stimme des Barons und Reinholds, welche heftig mit den Bedienten sprachen. — Wohin fliehen, wohin mich verbergen? — Noch vor wenig Augenblicken, als ich Euphemien mit demselben Messer ermorden wollte, mit dem ich den wahnsinnigen Hermogen tötete, war es mir, als könne ich, mit dem blutigen Mordinstrument in der Hand, vertrauend auf meine Macht, keck hinaustreten, da keiner, von scheuer Furcht ergriffen, es wagen würde, mich aufzuhalten; jetzt war ich selbst von tödlicher Angst befangen. Endlich, endlich war ich auf der Haupttreppe, der Tumult hatte sich nach den Zimmern der Baronesse gezogen, es wurde ruhiger, in drei gewaltigen Sprüngen war ich hinab, nur noch wenige Schritte vom Portal entfernt. Da gellte ein durchdringender Schrei durch die Gänge, dem ähnlich, den ich in voriger Nacht gehört. — „Sie ist tot, gemordet durch das Gift, das sie mir bereitet,“ sprach ich dumpf in mich hinein. Aber nun strömte es wieder hell aus Euphemiens Zimmern. Aurelie schrie angstvoll um Hilfe. Aufs neue erscholl es gräßlich: „Mord! Mord!“ — Sie brachten Hermogens Leichnam! — „Eilt nach dem Mörder,“ hört' ich Reinhold rufen. Da lachte ich grimmig auf, daß es durch den Saal, durch die Gänge dröhnte, und rief mit schrecklicher Stimme: „Wahnwitzige, wollt ihr das Verhängnis fahen, das die frevelnden Sünder gerichtet?“ — Sie horchten auf, der Zug blieb wie fest gebannt auf der Treppe stehen. — Nicht fliehen wollt' ich mehr — ja ihnen entgegen schreiten, die Rache Gottes an den Frevlern in donnernden Worten verkündend. Aber — des gräßlichen An-

blicks! — Vor mir! — vor mir, stand Viktorins blutige Gestalt, nicht ich, er hatte die Worte gesprochen. — Das Entsetzen sträubte mein Haar, ich stürzte in wahnsinniger Angst heraus, durch den Park! — Bald war ich im Freien, da hörte ich Pferdegetrappel hinter mir, und indem ich meine letzte Kraft zusammennahm, um der Verfolgung zu entgehen, fiel ich über eine Baumwurzel strauchelnd zu Boden. Bald standen die Pferde bei mir. Es war Viktorins Jäger. „Um Jesus' willen, gnädiger Herr," fing er an, „was ist im Schlosse vorgefallen, man schreit Mord! Schon ist das Dorf im Aufruhr. — Nun, was es auch sein mag, ein guter Geist hat es mir eingegeben aufzupacken und aus dem Städtchen hierher zu reiten; es ist alles im Felleisen auf Ihrem Pferde, gnädiger Herr, denn wir werden uns doch wohl trennen müssen vor der Hand, es ist gewiß recht was Gefährliches geschehen, nicht wahr?" — Ich raffte mich auf, und mich aufs Pferd schwingend, bedeutete ich den Jäger, in das Städtchen zurückzureiten, und dort meine Befehle zu erwarten. Sobald er sich in der Finsternis entfernt hatte, stieg ich wieder vom Pferde und leitete es behutsam in den dicken Tannenwald hinein, der sich vor mir ausbreitete.

Dritter Abschnitt.

Die Abenteuer der Reise.

Als die ersten Strahlen der Sonne durch den finstern Tannenwald brachen, befand ich mich an einem frisch und hell über glatte Kieselsteine dahin strömenden Bach. Das Pferd, welches ich mühsam durch das Dickicht geleitet, stand ruhig neben mir, und ich hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als das Felleisen, womit es bepackt war, zu untersuchen. — Wäsche, Kleidungsstücke, ein mit Gold wohlgefüllter Beutel, fielen mir in die Hände. — Ich beschloß mich sogleich umzukleiden; mit Hilfe der kleinen Schere und des Kammes, den ich in einem Besteck gefunden, verschnitt ich den Bart, und brachte die Haare, so gut es gehen wollte, in Ordnung. Ich warf die Kutte ab, in welcher ich noch das kleine verhängnisvolle Messer, Viktorins Portefeuille, sowie die Korbflasche mit dem Rest des Teufels-Elixirs vorfand, und bald stand ich da, in weltlicher Kleidung mit der Reisemütze auf dem Kopf, so daß ich mich selbst, als mir der Bach mein Bild heraufspiegelte,

kaum wieder erkannte. Bald war ich am Ausgange des Waldes, und der in der Ferne aufsteigende Dampf, sowie das helle Glockengeläute, das zu mir herübertönte, ließen mich ein Dorf in der Nähe vermuten. Kaum hatte ich die Anhöhe vor mir erreicht, als ein freundliches, schönes Thal sich öffnete, in dem ein großes Dorf lag. Ich schlug den breiten Weg ein, der sich hinabschlängelte, und sobald der Abhang weniger steil wurde, schwang ich mich aufs Pferd, um so viel möglich mich an das mir ganz fremde Reiten zu gewöhnen. — Die Kutte hatte ich in einen hohlen Baum verborgen, und mit ihr all die feindseligen Erscheinungen auf dem Schlosse in den finstern Wald gebannt; denn ich fühlte mich froh und mutig, und es war mir, als habe nur meine überreizte Phantasie mir Viktorins blutige, gräßliche Gestalt gezeigt, und als wären die letzten Worte, die ich den mich Verfolgenden entgegen rief, wie in hoher Begeisterung, unbewußt, aus meinem Innern hervorgegangen, und hätten die wahre geheime Beziehung des Zufalls, der mich auf das Schloß brachte, und das, was ich dort begann, herbeiführte, deutlich ausgesprochen. — Wie das waltende Verhängnis selbst trat ich ein, den boshaften Frevel strafend, und den Sünder in dem ihm bereiteten Untergange entsündigend. Nur Aureliens holdes Bild lebte noch wie sonst in mir, und ich konnte nicht an sie denken, ohne meine Brust beengt, ja physisch einen nagenden Schmerz in meinem Innern zu fühlen. — Doch war es mir, als müsse ich sie vielleicht in fernen Landen wieder sehen, ja, als müsse sie, wie von unwiderstehlichem Drange hingerissen, von unauflöslichen Banden an mich gekettet, mein werden. —

Ich bemerkte, daß die Leute, welche mir begegneten, still standen und mir verwundert nachsahen, ja daß der Wirt im Dorfe vor Erstaunen über meinen Anblick kaum Worte finden konnte, welches mich nicht wenig ängstigte. Während daß ich mein Frühstück verzehrte, und mein Pferd gefüttert wurde, versammelten sich mehrere Bauern in der Wirtsstube, die, mit scheuen Blicken mich anschielend, mit einander flüsterten. — Immer mehr drängte sich das Volk zu, und, mich dicht umringend, gafften sie mich an mit dummem Erstaunen. Ich bemühte mich, ruhig und unbefangen zu bleiben, und rief mit lauter Stimme den Wirt, dem ich befahl mein Pferd satteln, und das Felleisen aufpacken zu lassen. Er ging, zweideutig lächelnd, hinaus, und kam bald darauf mit einem langen

Mann zurück, der mit finstrer Amtsmiene und komischer Gravität auf mich zuschritt. Er faßte mich scharf ins Auge, ich erwiderte den Blick, indem ich aufstand und mich dicht vor ihn stellte. Das schien ihn etwas außer Fassung zu setzen, indem er sich scheu nach den versammelten Bauern umsah. „Nun was ist es,“ rief ich, „Ihr scheint, mir etwas sagen zu wollen.“ Da räusperte sich der ernsthafte Mann, und sprach, indem er sich bemühte, in den Ton seiner Stimme recht viel Gewichtiges zu legen: „Herr! Ihr kommt nicht eher von hinnen, bis Ihr Uns, dem Richter hier am Orte, umständlich gesagt, wer Ihr seid, mit allen Qualitäten, was Geburt, Stand und Würde anbelangt, auch woher Ihr gekommen; und wohin Ihr zu reisen gedenkt, nach allen Qualitäten, der Lage des Orts, des Namens, Provinz und Stadt, und was weiter zu bemerken, und über das alles müßt Ihr Uns, dem Richter, einen Paß vorzeigen, geschrieben und unterschrieben, untersiegelt nach allen Qualitäten, wie es recht ist und gebräuchlich!“ — Ich hatte noch gar nicht daran gedacht, daß es nötig sei, irgend einen Namen anzunehmen, und noch weniger war mir eingefallen, daß das Sonderbare, Fremde meines Äußern — welches durch die Kleidung, der sich mein mönchischer Anstand nicht fügen wollte, sowie durch die Spuren des übelverschnittenen Bartes erzeugt wurde — mich jeden Augenblick in Verlegenheit setzen würde, über meine Person ausgeforscht zu werden. Die Frage des Dorfrichters kam mir daher so unerwartet, daß ich vergebens sann, ihm irgend eine befriedigende Antwort zu geben. Ich entschloß mich zu versuchen, was entschiedene Keckheit bewirken würde, und sagte mit fester Stimme: „Wer ich bin, habe ich Ursache zu verschweigen, und deshalb trachtet Ihr vergeblich, meinen Paß zu sehen, übrigens hütet Euch, eine Person vom Stande, mit Eueren läppischen Weitläufigkeiten, nur einen Augenblick aufzuhalten.“ „Hoho!“ rief der Dorfrichter, indem er eine große Dose hervorzog, in die, als er schnupfte, fünf Hände der hinter ihm stehenden Gerichtsschöppen hineingriffen, gewaltige Prisen herausholend: „Hoho, nur nicht so barsch, gnädigster Herr! — Ihre Excellenz wird sich gefallen lassen müssen, Uns, dem Richter, Rede zu stehen, und den Paß zu zeigen, denn, nun gerade herausgesagt, hier im Gebirge giebt es seit einiger Zeit allerlei verdächtige Gestalten, die dann und wann aus dem Walde gucken, und wieder verschwinden, wie der Gottseibeiuns selbst, aber es ist verfluchtes Diebs- und Raub-

gesindel, die den Reisenden auflauern und allerlei Schaden anrichten durch Mord und Brand, und Ihr, mein gnädigster Herr, seht in der That so absonderlich aus, daß Ihr ganz dem Bilde ähnlich seid, das die hochlöbliche Landesregierung von einem großen Räuber und Hauptspitzbuben, geschrieben und beschrieben nach allen Qualitäten, an Uns, den Richter, geschickt hat. Also nur ohne alle weitere Umstände und ceremonische Worte, den Paß oder in den Turm!" — Ich sah, daß mit dem Mann so nichts auszurichten war, ich schickte mich daher an, zu einem andern Versuch. „Gestrenger Herr Richter," sprach ich, „wenn Ihr mir die Gnade erzeigen wolltet, daß ich mit Euch allein sprechen dürfte, so wollte ich alle Eure Zweifel leicht aufklären, und im Vertrauen auf Eure Klugheit Euch das Geheimnis offenbaren, das mich in dem Anzuge, der Euch so auffallend dünkt, herführt." — „Ha, ha! Geheimnisse offenbaren," sprach der Richter, „ich merke schon, was das sein wird; nun geht nur hinaus ihr Leute, bewacht die Thüre und die Fenster, und laßt niemanden hinein und heraus!" — Als wir allein waren, fing ich an: „Ihr seht in mir, Herr Richter, einen unglücklichen Flüchtling, dem es endlich durch seine Freunde glückte, einem schmachvollen Gefängnis, und der Gefahr, auf ewig ins Kloster gesperrt zu werden, zu entgehen. Erlaßt mir die näheren Umstände meiner Geschichte, die das Gewebe von Ränken und Bosheiten einer rachsüchtigen Familie ist. Die Liebe zu einem Mädchen niedern Standes war die Ursache meiner Leiden. In dem langen Gefängnis war mir der Bart gewachsen, und man hatte mir schon die Tonsur geben lassen, wie Ihr's bemerken könnet, so wie ich auch in dem Gefängnisse, in dem ich schmachtete, in eine Mönchskutte gekleidet gehen mußte. Erst nach meiner Flucht, hier im Walde, durfte ich mich umkleiden, weil man mich sonst ereilt haben würde. Ihr merkt nun selbst, woher das Auffallende in meinem Äußern rührt, das mich bei Euch in solch bösen Verdacht gesetzt hat. Einen Paß kann ich Euch, wie Ihr seht, nun nicht vorzeigen, aber für die Wahrheit meiner Behauptungen, habe ich gewisse Gründe, die Ihr wohl für richtig anerkennen werdet." — Mit diesen Worten zog ich den Geldbeutel hervor, legte drei blanke Dukaten auf den Tisch, und der gravitätische Ernst des Herrn Richters verzog sich zum schmunzelnden Lächeln. „Eure Gründe, mein Herr," sagte er, „sind gewiß einleuchtend genug, aber nehmt es nicht übel, mein Herr! es fehlt ihnen noch

eine gewisse überzeugende Gleichheit nach allen Qualitäten! Wenn Ihr wollt, daß ich das Ungerade für gerade nehmen soll, so müssen Eure Gründe auch so beschaffen sein." — Ich verstand den Schelm, und legte noch einen Dukaten hinzu. „Nun sehe ich," sprach der Richter, „daß ich Euch mit meinem Verdacht unrecht gethan habe; reiset nur weiter, aber schlagt, wie Ihr es wohl gewohnt sein möget, hübsch die Nebenwege ein, haltet Euch von der Heerstraße ab, bis Ihr Euch des verdächtigen Äußern ganz entledigt." — Er öffnete die Thüre nun weit, und rief laut der versammelten Menge entgegen: „Der Herr da drinnen ist ein vornehmer Herr, nach allen Qualitäten, er hat sich Uns, dem Richter, in einer geheimen Audienz entdeckt, er reiset Inkognito, das heißt, unbekannterweise, und daß ihr alle davon nichts zu wissen und zu vernehmen braucht, ihr Schlingel! — Nun, glückliche Reise, gnäd'ger Herr!" Die Bauern zogen, ehrfurchtsvoll schweigend, die Mützen ab, als ich mich auf das Pferd schwang. Rasch wollte ich durch das Thor sprengen, aber das Pferd fing an, sich zu bäumen, meine Unwissenheit, meine Ungeschicklichkeit im Reiten versagte mir jedes Mittel, es von der Stelle zu bringen, im Kreise drehte es sich mit mir herum, und warf mich endlich, unter dem schallenden Gelächter der Bauern, dem herbeieilenden Richter und dem Wirte in die Arme. „Das ist ein böses Pferd," sagte der Richter mit unterdrücktem Lachen. — „Ein böses Pferd!" wiederholte ich, mir den Staub abklopfend. Sie halfen mir wieder herauf, aber von neuem bäumte sich schnaubend und prustend das Pferd, durchaus war es nicht durch das Thor zu bringen. Da rief ein alter Bauer: „Ei seht doch, da sitzt ja das Zeterweib, die alte Liese, an dem Thor und läßt den gnädigen Herrn nicht fort, aus Schabernack, weil er ihr keinen Groschen gegeben." — Nun erst fiel mir ein altes zerlumptes Bettelweib ins Auge, die dicht am Thorwege niedergekauert saß und mich mit wahnsinnigen Blicken anlachte. „Will die Zeterhexe gleich aus dem Weg!" schrie der Richter, aber die Alte kreischte: „Der Blutbruder hat mir keinen Groschen gegeben, seht ihr nicht den toten Menschen vor mir liegen? über den kann der Blutbruder nicht wegspringen, der tote Mensch richtet sich auf, aber ich drücke ihn nieder, wenn mir der Blutbruder einen Groschen giebt." Der Richter hatte das Pferd bei dem Zügel ergriffen und wollte es, ohne auf das wahnwitzige Geschrei der Alten zu achten, durch das Thor ziehen, vergeblich

war indessen alle Anstrengung, und die Alte schrie gräßlich dazwischen: „Blutbruder, Blutbruder, gieb mir Groschen, gieb mir Groschen!“ Da griff ich in die Tasche und warf ihr Geld in den Schoß, und jubelnd und jauchzend sprang die Alte auf in die Lüfte, und schrie: „Seht die schönen Groschen, die mir der Blutbruder gegeben, seht die schönen Groschen!“ Aber mein Pferd wieherte laut, und courbettierte, von dem Richter losgelassen, durch das Thor. „Nun geht es gar schön und herrlich mit dem Reiten, gnädiger Herr, nach allen Qualitäten,“ sagte der Richter, und die Bauern, die mir bis vors Thor nachgelaufen, lachten noch einmal über die Maßen, als sie mich unter den Sprüngen des muntern Pferdes, so auf und nieder fliegen sahen und riefen: „Seht doch, seht doch, der reitet wie ein Kapuziner!“ —

Der ganze Vorfall im Dorfe, vorzüglich die verhängnisvollen Worte des wahnsinnigen Weibes hatten mich nicht wenig aufgeregt. Die vornehmsten Maßregeln, die ich jetzt zu ergreifen hatte, schienen mir, bei der ersten Gelegenheit alles Auffallende aus meinem Äußern zu verbannen, und mir irgend einen Namen zu geben, mit dem ich mich ganz unbemerkt in die Masse der Menschen eindrängen könne. — Das Leben lag vor mir, wie ein finsteres undurchschauliches Verhängnis, was konnte ich anders thun, als mich in meiner Verbannung ganz den Wellen des Stroms überlassen, der mich unaufhaltsam dahin riß. Alle Faden, die mich sonst an bestimmte Lebensverhältnisse banden, waren zerschnitten, und daher kein Halt für mich zu finden. Immer lebendiger und lebendiger wurde die Heerstraße, und alles kündigte schon in der Ferne die reiche lebhafte Handelsstadt an, der ich mich jetzt näherte. In wenigen Tagen lag sie mir vor Augen; ohne gefragt, ja ohne einmal eben genau betrachtet zu werden, ritt ich in die Vorstadt hinein. Ein großes Haus mit hellen Spiegelfenstern, über dessen Thüre ein goldner geflügelter Löwe prangte, fiel mir in die Augen. Eine Menge Menschen wogte hinein und hinaus, Wagen kamen und fuhren ab, aus den untern Zimmern schallte mir Gelächter und Gläserklang entgegen. Kaum hielt ich an der Thüre, als geschäftig der Hausknecht herbeisprang, mein Pferd bei dem Zügel ergriff, und es, als ich abgestiegen, hineinführte. Der zierlich gekleidete Kellner kam mit dem klappernden Schlüsselbunde, und schritt mir voran die Treppe herauf; als wir uns im zweiten Stock befanden, sah er mich noch einmal flüchtig an, und führte

mich dann noch eine Treppe höher, wo er mir ein mäßiges Zimmer öffnete, und mich dann höflich frug, was ich vor der Hand beföhle, um zwei Uhr würde gespeiset im Saal Nr. 10 erster Stock u. s. w. „Bringen Sie mir eine Flasche Wein!" Das war in der That das erste Wort, das ich der dienstfertigen Geschäftigkeit dieser Leute einschieben konnte.

Kaum war ich allein, als es klopfte, und ein Gesicht zur Thüre hereinsah, das einer komischen Maske glich, wie ich sie wohl ehemals gesehen. Eine spitze rote Nase, ein Paar kleine funkelnde Augen, ein langes Kinn und dazu ein aufgetürmtes gepudertes Toupet, das, wie ich nachher wahrnahm, ganz unvermuteterweise hinten in einen Titus ausging, ein großes Jabot, ein brennend rotes Gilet, unter dem zwei starke Uhrketten hervorhingen, Pantalons, ein Frack, der manchmal zu enge, dann aber auch wieder zu weit war, kurz, mit Konsequenz überall nicht paßte! — So schritt die Figur, in der Krümmung des Bücklings, der in der Thüre begonnen, herein, Hut, Schere und Kamm in der Hand, sprechend: „Ich bin der Friseur des Hauses, und biete meine Dienste, meine unmaßgeblichen Dienste gehorsamst an." — Die kleine winddürre Figur hatte so etwas Possierliches, daß ich das Lachen kaum unterdrücken konnte. Doch war mir der Mann willkommen, und ich stand nicht an, ihn zu fragen, ob er sich getraue, meine durch die lange Reise, und noch dazu durch übles Verschneiden ganz in Verwirrung geratene Haare in Ordnung zu bringen! Er sah meinen Kopf mit kunstrichterlichen Augen an, und sprach, indem er die rechte Hand, graziös gekrümmt, mit ausgespreizten Fingern auf die rechte Brust legte. „In Ordnung bringen? — O Gott! Pietro Belcampo, du, den die schnöden Neider schlechtweg Peter Schönfeld nennen, wie den göttlichen Regimentspfeifer und Hornisten Giacomo Punto, Jakob Stich, du wirst verkannt. Aber stellst du nicht selbst dein Licht unter den Scheffel, statt es leuchten zu lassen vor der Welt? Sollte der Bau dieser Hand, sollte der Funke des Genies, der aus diesem Auge strahlt, und wie ein lieblich Morgenrot die Nase färbt im Vorbeistreifen, sollte dein ganzes Wesen nicht dem ersten Blick des Kenners verraten, daß der Geist dir einwohnt, der nach dem Ideal strebt? — In Ordnung bringen! — ein kaltes Wort, mein Herr!"

Ich bat den wunderlichen kleinen Mann, sich nicht so zu ereifern, indem ich seiner Geschicklichkeit alles zutraue. „Geschicklich-

keit?“ fuhr er in seinem Eifer fort, „was ist Geschicklichkeit? — Wer war geschickt? — Jener, der das Maß nahm nach fünf Augenlängen, und dann springend dreißig Ellen weit in den Graben stürzte? — Jener, der ein Linsenkorn auf zwanzig Schritte weit durch ein Nadelöhr schleuderte? — Jener, der fünf Zentner an den Degen hing, und so ihn an der Nasenspitze balancierte sechs Stunden, sechs Minuten, sechs Sekunden und einen Augenblick? — Ha was ist Geschicklichkeit! Sie ist fremd dem Pietro Belcampo, den die Kunst, die heilige, durchdringt. — Die Kunst, mein Herr, die Kunst! — Meine Phantasie irrt in dem wunderbaren Lockenbau, in dem künstlichen Gefüge, das der Zephyrhauch in Wellenzirkeln baut und zerstört. — Da schafft sie, und wirkt, und arbeitet. — Ha, es ist was Göttliches um die Kunst, denn die Kunst, mein Herr, ist eigentlich nicht sowohl die Kunst, von der man so viel spricht, sondern sie entsteht vielmehr erst aus dem allen, was man die Kunst heißt! — Sie verstehen mich, mein Herr, denn Sie scheinen mir ein denkender Kopf, wie ich aus dem Löckchen schließe, das sich rechter Hand über Dero verehrte Stirn gelegt.“ — Ich versicherte, daß ich ihn vollkommen verstände, und indem mich die ganz originelle Narrheit des Kleinen höchlich ergötzte, beschloß ich, seine gerühmte Kunst in Anspruch nehmend, seinen Eifer, seinen Pathos nicht im mindesten zu unterbrechen. „Was gedenken Sie denn“, sagte ich, „aus meinen verworrenen Haaren herauszubringen?“ — „Alles, was Sie wollen,“ erwiderte der Kleine; „soll Pietros Belcampo, des Künstlers, Rat aber etwas vermögen, so lassen Sie mich erst in den gehörigen Weiten, Breiten und Längen, Ihr wertes Haupt, Ihre ganze Gestalt, Ihren Gang, Ihre Mienen, Ihr Gebärdenspiel betrachten, dann werde ich sagen, ob Sie sich mehr zum Antiken oder zum Romantischen, zum Heroischen, Großen, Erhabenen, zum Naiven, zum Idyllischen, zum Spöttischen, zum Humoristischen hinneigen; dann werde ich die Geister des Caracalla, des Titus, Karls des Großen, Heinrich des Vierten, Gustav Adolphs, oder Virgils, Tassos, Boccaccios herauf beschwören. — Von ihnen beseelt zucken die Muskeln meiner Finger, und unter der sonoren zwitschernden Schere geht das Meisterstück hervor. Ich werde es sein, mein Herr, der Ihre Charakteristik, wie sie sich aussprechen soll im Leben, vollendet. Aber jetzt bitte ich, die Stube einigemal auf und abzuschreiten, ich will beobachten, bemerken, anschauen, ich bitte!“

Dem wunderlichen Mann mußte ich mich wohl fügen, ich schritt daher, wie er gewollt, die Stube auf und ab, indem ich mir alle Mühe gab, den gewissen mönchischen Anstand, den keiner ganz abzulegen vermag, ist es auch noch so lange her, daß er das Kloster verlassen, zu verbergen. Der Kleine betrachtete mich aufmerksam, dann aber fing er an, um mich her zu trippeln, er seufzte und ächzte, er zog sein Schnupftuch hervor und wischte sich die Schweißtropfen von der Stirne. Endlich stand er still, und ich frug ihn, ob er nun mit sich einig geworden, wie er mein Haar behandeln müsse. Da seufzte er und sprach: „Ach, mein Herr! was ist denn das? — Sie haben sich nicht Ihrem natürlichen Wesen überlassen, es war ein Zwang in dieser Bewegung, ein Kampf streitender Naturen. Noch ein paar Schritte, mein Herr!" — Ich schlug es ihm rund ab, mich noch zur Schau zu stellen, indem ich erklärte, daß wenn er nun sich nicht entschließen könne, mein Haar zu verschneiden, ich darauf verzichten müsse, seine Kunst in Anspruch zu nehmen. „Begrabe dich, Pietro," rief der Kleine in vollem Eifer, „denn du wirst verkannt in dieser Welt, wo keine Treue, keine Aufrichtigkeit mehr zu finden. Aber Sie sollen doch meinen Blick, der in die Tiefe schaut, bewundern, ja den Genius in mir verehren, mein Herr! Vergebens suchte ich lange all das Widersprechende, was in Ihrem ganzen Wesen, in Ihren Bewegungen liegt, zusammen zu fügen. Es liegt in Ihrem Gange etwas, das auf einen Geistlichen hindeutet. Ex profundis clamavi ad te Domine — Oremus — Et in omnia saecula saeculorum Amen!" — Diese Worte sang der Kleine mit heis'rer quäkender Stimme, indem er mit treuester Wahrheit Stellung und Gebärde der Mönche nachahmte. Er drehte sich wie vor dem Altar, er kniete und stand wieder auf, aber nun nahm er einen stolzen, trotzigen Anstand an, er runzelte die Stirn, er riß die Augen auf und sprach: „Mein ist die Welt! — Ich bin reicher, klüger, verständiger, als ihr alle, ihr Maulwürfe; beugt euch vor mir! Sehen Sie, mein Herr," sagte der Kleine, „das sind die Hauptingredienzien Ihres äußern Anstandes, und wenn Sie es wünschen, so will ich, Ihre Züge, Ihre Gestalt, Ihre Sinnesart beachtend, etwas Caracalla, Abälard und Boccaz

24ff. Ex profundis ... Amen! die Worte des Psalms: „Aus den Tiefen habe ich zu dir gerufen o Herr — Lasset uns beten — Und in alle Ewigkeiten der Ewigkeiten Amen.

zusammengießen, und so in der Glut, Form und Gestalt bildend, den wunderbaren antik-romantischen Bau ätherischer Locken und Löckchen beginnen.“ — Es lag so viel Wahres in der Bemerkung des Kleinen, daß ich es für geraten hielt, ihm zu gestehen, wie ich in der That geistlich gewesen, und schon die Tonsur erhalten, die ich jetzt so viel möglich zu verstecken wünsche.

Unter seltsamen Sprüngen, Grimassen und wunderlichen Reden bearbeitete der Kleine mein Haar. Bald sah er finster und mürrisch aus, bald lächelte er, bald stand er in athletischer Stellung, bald erhob er sich auf den Fußspitzen, kurz es war mir kaum möglich, nicht noch mehr zu lachen, als schon wider meinen Willen geschah. — Endlich war er fertig, und ich bat ihn, noch ehe er in die Worte ausbrechen konnte, die ihm schon auf der Zunge schwebten, mir jemanden heraufzuschicken, der sich, ebenso wie er des Haupthaars, meines verwirrten Bartes annehmen könnte. Da lächelte er ganz seltsam, schlich auf den Zehen zur Stubenthüre und verschloß sie. Dann trippelte er leise bis mitten ins Zimmer, und sprach: „Goldene Zeit, als noch Bart und Haupthaar in Einer Lockenfülle sich zum Schmuck des Mannes ergoß und die süße Sorge eines Künstlers war. — Aber du bist dahin! — der Mann hat seine schönste Zierde verworfen, und eine schändliche Klasse hat sich hingegeben, den Bart mit entsetzlichen Instrumenten bis auf die Haut zu vertilgen. O, ihr schnöden, schmählichen Bartkratzer und Bartputzer, wetzt nur eure Messer auf schwarzen, mit übelriechendem Öl getränkten Riemen zum Hohn der Kunst, schwingt eure betroddelten Beutel, klappert mit euern Becken und schaumt die Seife, heißes, gefährliches Wasser umherspritzend, fragt im frechen Frevel eure Patienten, ob sie über den Daumen oder über den Löffel rasiert sein wollen. — Es giebt Pietros, die euerm schnöden Gewerbe entgegenarbeiten und, sich erniedrigend zu eurem schmachvollen Treiben, die Bärte auszurotten, noch das zu retten suchen, was sich über die Wellen der Zeit erhebt. Was sind die tausendmal variierten Backenbärte in liebliche Windungen und Krümmungen, bald sich sanft schmiegend der Linie des sanften Ovals, bald traurig niedersinkend in des Halses Vertiefung, bald keck emporstrebend über die Mundwinkel heraus, bald bescheiden sich einengend in schmaler Linie, bald sich auseinanderbreitend in kühnem Lockenschwunge — was sind sie anders, als die Erfindung unserer Kunst, in der sich das hohe Streben nach

dem Schönen, nach dem Heiligen entfaltet? Ha, Pietro! zeige, welcher Geist dir einwohnt, ja, was du für die Kunst zu unternehmen bereit bist, indem du herabsteigst zum unleidlichen Geschäft der Bartkratzer." — Unter diesen Worten hatte der Kleine ein vollständiges Barbierzeug hervorgezogen und fing an, mich mit leichter, geübter Hand von meinem Barte zu befreien. Wirklich ging ich aus seinen Händen ganz anders gestaltet hervor, und es bedurfte nur noch anderer, weniger ins Auge fallender Kleidungsstücke, um mich der Gefahr zu entziehen, wenigstens durch mein Äußeres eine mir gefährliche Aufmerksamkeit zu erregen. Der Kleine stand, in inniger Zufriedenheit mich anlächelnd, da. Ich sagte ihm, daß ich ganz unbekannt in der Stadt wäre, und daß es mir angenehm sein würde, mich bald nach der Sitte des Orts kleiden zu können. Ich drückte ihm für seine Bemühung und um ihn aufzumuntern, meinen Kommissionär zu machen, einen Dukaten in die Hand. Er war wie verklärt, er beäugelte den Dukaten in der flachen Hand. „Wertester Gönner und Mäcen," fing er an, „ich habe mich nicht in Ihnen betrogen, der Geist leitete meine Hand, und im Adlerflug des Backenbarts sind Ihre hohen Gesinnungen rein ausgesprochen. Ich habe einen Freund, einen Damon, einen Orest, der das am Körper vollendet, was ich am Haupt begonnen, mit demselben tiefen Sinn, mit demselben Genie. Sie merken, mein Herr, daß es ein Kostümkünstler ist, denn so nenne ich ihn, statt des gewöhnlichen trivialen Ausdrucks Schneider. — Er verliert sich gern in das Ideelle, und so hat er, Formen und Gestalten in der Phantasie bildend, ein Magazin der verschiedensten Kleidungsstücke angelegt. Sie erblicken den modernen Elegant in allen möglichen Nüancen, wie er, bald keck und kühn alles überleuchtend, bald in sich versunken nichts beachtend, bald naiv tändelnd, bald ironisch, witzig, übellaunig, schwermütig, bizarr, ausgelassen, zierlich, burschikos erscheinen will. Der Jüngling, der sich zum erstenmal einen Rock machen lassen, ohne einengenden Rat der Mama, oder des Hofmeisters, der Vierziger, der sich pudern muß, des weißen Haars wegen; der lebenslustige Alte, der Gelehrte, wie er sich in der Welt bewegt, der reiche Kaufmann, der wohlhabende Bürger: alles hängt in meines Damons Laden vor Ihren Augen; in wenigen Augenblicken sollen sich die Meisterstücke meines Freundes Ihrem Blick

20. Damon, der Freund in Schillers Bürgschaft.

entfalten.“ — Er hüpfte schnell von dannen und erschien bald mit einem großen, starken, anständig gekleideten Manne wieder, der gerade den Gegensatz des Kleinen machte, sowohl im Äußern, als in seinem ganzen Wesen, und den er mir doch eben als seinen Damon vorstellte. — Damon maß mich mit den Augen und suchte dann selbst aus dem Paket, das ihm ein Bursche nachgetragen, Kleidungsstücke heraus, die den Wünschen, welche ich ihm eröffnet, ganz entsprachen. — Ja, erst in der Folge habe ich den feinen Takt des Kostümkünstlers, wie ihn der Kleine pretiös nannte, eingesehen, der in dem Sinn durchaus nicht aufzufallen, sondern unbemerkt und doch beim Bemerktwerden geachtet, ohne Neugierde über Stand, Gewerbe u. s. w. zu erregen, zu wandeln, so richtig wählte. Es ist in der That schwer, sich so zu kleiden, daß der gewisse allgemeinere Charakter des Anzuges irgend eine Vermutung, man treibe dies oder jenes Gewerbe, nicht aufkommen läßt, ja daß niemand daran denkt, darauf zu sinnen. Das Kostüm des Weltbürgers wird wohl nur durch das Negative bedingt, und läuft ungefähr darauf hinaus, was man das gebildete Benehmen heißt, das auch mehr im Unterlassen als im Thun liegt. — Der Kleine ergoß sich noch in allerlei sonderbaren grotesken Redensarten, ja, da ihm vielleicht wenige so williges Ohr verliehen als ich, schien er überglücklich, sein Licht recht leuchten lassen zu können. — Damon, ein ernster und, wie mir schien, verständiger Mann, schnitt ihm aber plötzlich die Rede ab, indem er ihn bei der Schulter faßte und sprach: „Schönfeld! Du bist heute wieder einmal recht im Zuge, tolles Zeug zu schwatzen; ich wette, daß dem Herrn schon die Ohren wehe thun von all dem Unsinn, den du vorbringst.“ — Belcampo ließ traurig sein Haupt sinken, aber dann ergriff er schnell den bestaubten Hut und rief laut, indem er zur Thüre hinaussprang, „so werd' ich postituiert von meinen besten Freunden!“ — Damon sagte, indem er sich mir empfahl: „Es ist ein Hasenfuß ganz eigner Art, dieser Schönfeld! — Das viele Lesen hat ihn halb verrückt gemacht, aber sonst ein gutmütiger Mensch und in seinem Metier geschickt, weshalb ich ihn leiden mag, denn leistet man recht viel, wenigstens in *einer* Sache, so kann man sonst wohl etwas Weniges über die Schnur hauen.“ — Als ich allein war, fing ich vor dem großen Spiegel, der im Zimmer aufgehängt war, eine förmliche Übung im Gehen an. Der kleine Friseur

hatte mir einen richtigen Fingerzeig gegeben. Den Mönchen ist eine gewisse schwerfällige, ungelenke Geschwindigkeit im Gehen eigen, die durch die lange Kleidung, welche die Schritte hemmt und durch das Streben, sich schnell zu bewegen, wie es der Kultus erfordert, hervorgebracht wird. Ebenso liegt in dem zurückgebeugten Körper und in dem Tragen der Arme, die niemals herunterhängen dürfen, da der Mönch die Hände, wenn er sie nicht faltet, in die weiten Ärmel der Kutte steckt, etwas so Charakteristisches, das dem Aufmerksamen nicht leicht entgeht. Ich versuchte dies alles abzulegen, um jede Spur meines Standes zu verwischen. Nur darin fand ich Trost für mein Gemüt, daß ich mein ganzes Leben als ausgelebt möcht' ich sagen, als überstanden ansah, und nun in ein neues Sein so eintrat, als belebe ein geistiges Prinzip die neue Gestalt, von der überbaut selbst die Erinnerung ehemaliger Existenz immer schwächer und schwächer werdend, endlich ganz unterginge. Das Gewühl der Menschen, der fortdauernde Lärm des Gewerbes, das sich auf den Straßen rührte, alles war mir neu und ganz dazu geeignet, die heitre Stimmung zu erhalten, in die mich der komische Kleine versetzt. In meiner neuen, anständigen Kleidung wagte ich mich hinab an die zahlreiche Wirtstafel und jede Scheu verschwand, als ich wahrnahm, daß mich niemand bemerkte, ja daß mein nächster Nachbar sich nicht einmal die Mühe gab, mich anzuschauen, als ich mich neben ihn setzte. In der Fremdenliste hatte ich, meiner Befreiung durch den Prior gedenkend, mich Leonhard genannt und für einen Privatmann ausgegeben, der zu seinem Vergnügen reise. Dergleichen Reisende mochte es in der Stadt gar viele geben und um so weniger veranlaßte ich weitere Nachfrage. — Es war mir ein eignes Vergnügen, die Straßen zu durchstreichen und mich an dem Anblick der reichen Kaufläden, der ausgehängten Bilder und Kupferstiche zu ergötzen. Abends besuchte ich die öffentlichen Spaziergänge, wo mich oft meine Abgeschiedenheit mitten im lebhaftesten Gewühl der Menschen mit bittern Empfindungen erfüllte. — Von niemanden gekannt zu sein, in niemandes Brust die leiseste Ahnung vermuten zu können, wer ich sei, welch ein wunderbares, merkwürdiges Spiel des Zufalls mich hieher geworfen, ja was ich alles in mir selbst verschließe, so wohlthätig es mir in meinem Verhältnis sein mußte, hatte doch für mich etwas wahrhaft Schauerliches, indem ich mir selbst dann vorkam, wie ein abgeschiedener Geist, der noch auf Erden wandle,

da alles ihm sonst im Leben Befreundete längst gestorben. Dachte ich daran, wie ehemals den berühmten Kanzelredner alles freundlich und ehrfurchtsvoll grüßte, wie alles nach seiner Unterhaltung, ja nach ein paar Worten von ihm geizte, so ergriff mich bittrer Unmut. — Aber jener Kanzelredner war der Mönch Medardus, der ist gestorben und begraben in den Abgründen des Gebirges, ich bin es nicht, denn ich lebe, ja mir ist jetzt erst das Leben neu aufgegangen, das mir seine Genüsse bietet. — So war es mir, wenn Träume mir die Begebenheiten im Schlosse wiederholten, als wären sie einem anderen, nicht mir, geschehen; dieser andere war doch wieder der Kapuziner, aber nicht ich selbst. Nur der Gedanke an Aurelien verknüpfte noch mein voriges Sein mit dem jetzigen, aber wie ein tiefer nie zu verwindender Schmerz tötete er oft die Lust, die mir aufgegangen, und ich wurde dann plötzlich herausgerissen aus den bunten Kreisen, womit mich immer mehr das Leben umfing. — Ich unterließ nicht, die vielen öffentlichen Häuser zu besuchen, in denen man trank, spielte und dergleichen mehr, und vorzüglich war mir in dieser Art ein Hotel in der Stadt lieb geworden, in dem sich, des guten Weins wegen, jeden Abend eine zahlreiche Gesellschaft versammelte. — An einem Tisch im Nebenzimmer sah ich immer dieselben Personen, ihre Unterhaltung war lebhaft und geistreich. Es gelang mir, den Männern, die einen geschlossenen Zirkel gebildet hatten, näher zu treten, indem ich erst in einer Ecke des Zimmers still und bescheiden meinen Wein trank, endlich irgend eine interessante litterarische Notiz, nach der sie vergebens suchten, mitteilte, und so einen Platz am Tische erhielt, den sie mir um so lieber einräumten, als ihnen mein Vortrag, sowie meine mannigfachen Kenntnisse, die ich, täglich mehr eindringend in all die Zweige der Wissenschaft, die mir bisher unbekannt bleiben mußten, erweiterte, zusagten. So erwarb ich mir eine Bekanntschaft, die mir wohlthat, und, mich immer mehr und mehr an das Leben in der Welt gewöhnend, wurde meine Stimmung täglich unbefangener und heiterer; ich schliff all die rauhen Ecken ab, die mir von meiner vorigen Lebensweise übrig geblieben. —

Seit mehreren Abenden sprach man in der Gesellschaft, die ich besuchte, viel von einem fremden Maler, der angekommen und eine Ausstellung seiner Gemälde veranstaltet habe: alle außer mir hatten die Gemälde schon gesehen, und rühmten ihre Vortrefflich-

keit, so sehr, daß ich mich entschloß, auch hinzugehen. Der Maler war nicht zugegen, als ich in den Saal trat, doch machte ein alter Mann den Cicerone und nannte die Meister der fremden Gemälde, die der Maler zugleich mit den seinigen ausgestellt. — Es waren herrliche Stücke, mehrenteils Originale berühmter Meister, deren Anblick mich entzückte. — Bei manchen Bildern, die der Alte flüchtige, großen Freskogemälden entnommene Kopien nannte, dämmerten in meiner Seele Erinnerungen aus meiner frühsten Jugend auf. — Immer deutlicher und deutlicher, immer lebendiger erglühten sie in regen Farben. Es waren offenbar Kopien aus der heiligen Linde. So erkannte ich auch bei einer heiligen Familie in Josephs Zügen ganz das Gesicht jenes fremden Pilgers, der mir den wunderbaren Knaben brachte. Das Gefühl der tiefsten Wehmut durchdrang mich, aber eines lauten Ausrufs konnte ich mich nicht erwehren, als mein Blick auf ein lebensgroßes Porträt fiel, in dem ich die Fürstin, meine Pflegemutter, erkannte. Sie war herrlich und mit jener im höchsten Sinn aufgefaßten Ähnlichkeit, wie Van Dyck seine Porträts malte, in der Tracht, wie sie in der Prozession am Bernardustage vor den Nonnen einherzuschreiten pflegte, gemalt. Der Maler hatte gerade den Moment ergriffen, als sie nach vollendetem Gebet sich anschickt aus ihrem Zimmer zu treten, um die Prozession zu beginnen, auf welche das versammelte Volk in der Kirche, die sich in der Perspektive des Hintergrundes öffnet, erwartungsvoll harrt. In dem Blick der herrlichen Frau lag ganz der Ausdruck des zum Himmlischen erhobenen Gemüts, ach es war, als schien sie Vergebung für den frevelnden frechen Sünder zu erflehen, der sich gewaltsam von ihrem Mutterherzen losgerissen, und dieser Sünder war ja ich selbst! Gefühle, die mir längst fremd worden, durchströmten meine Brust, eine unaussprechliche Sehnsucht riß mich fort, ich war wieder bei dem guten Pfarrer im Dorfe des Cistercienserklosters, ein munterer, unbefangener, froher Knabe, vor Lust jauchzend, weil der Bernardustag gekommen. Ich sah sie! — „Bist du recht fromm und gut gewesen, Franziskus?“ frug sie mit der Stimme, deren vollen Klang die Liebe dämpfte, daß sie weich und lieblich zu mir herübertönte. — „Bist du recht fromm und gut gewesen?“ Ach, was konnte ich ihr antworten? — Frevel auf Frevel habe

18. Van Dyck, der berühmteste Porträtmaler.

ich gehäuft, dem Bruch des Gelübdes folgte der Mord! — Von Gram und Reue zerfleischt sank ich halb ohnmächtig auf die Knie, Thränen entstürzten meinen Augen. — Erschrocken sprang der Alte auf mich zu und frug heftig: „Was ist Ihnen, was ist Ihnen, mein Herr?“ — Das Bild der Äbtissin ist meiner, eines grausamen Todes gestorbenen Mutter so ähnlich, sagte ich dumpf in mich hinein, und suchte, indem ich aufstand, so viel Fassung als möglich zu gewinnen. „Kommen Sie, mein Herr!“ sagte der Alte, „solche Erinnerungen sind zu schmerzhaft, man darf sie vermeiden, es ist noch ein Porträt hier, welches mein Herr für sein bestes hält. Das Bild ist nach dem Leben gemalt und unlängst vollendet, wir haben es verhängt, damit die Sonne nicht die noch nicht einmal ganz eingetrockneten Farben verderbe.“ — Der Alte stellte mich sorglich in das gehörige Licht und zog dann schnell den Vorhang weg. — Es war Aurelie! — Mich ergriff ein Entsetzen, das ich kaum zu bekämpfen vermochte. — Aber ich erkannte die Nähe des Feindes, der mich in die wogende Flut, der ich kaum entronnen, gewaltsam hineindrängen, mich vernichten wollte, und mir kam der Mut wieder, mich aufzulehnen gegen das Ungetüm, das in geheimnisvollem Dunkel auf mich einstürmte. —

Mit gierigen Blicken verschlang ich Aureliens Reize, die aus dem in regem Leben glühenden Bilde hervorstrahlten. — Der kindliche, milde Blick des frommen Kindes schien den verruchten Mörder des Bruders anzuklagen, aber jedes Gefühl der Reue erstarb in dem bittern, feindlichen Hohn, der, in meinem Innern aufkeimend, mich wie mit giftigen Stacheln hinaustrieb aus dem freundlichen Leben. — Nur das peinigte mich, daß in jener verhängnisvollen Nacht auf dem Schlosse Aurelie nicht mein worden. Hermogens Erscheinung vereitelte das Unternehmen, aber er büßte mit dem Tode! — Aurelie lebt, und das ist genug, der Hoffnung Raum zu geben, sie zu besitzen! — Ja, es ist gewiß, daß sie noch mein wird, denn das Verhängnis waltet, dem sie nicht entgehen kann; und bin ich nicht selbst dieses Verhängnis?

So ermutigte ich mich zum Frevel, indem ich das Bild anstarrte. Der Alte schien über mich verwundert. Er kramte viel Worte aus über Zeichnung, Ton, Kolorit, ich hörte ihn nicht. Der Gedanke an Aurelie, die Hoffnung, die nur aufgeschobene böse That noch zu vollbringen, erfüllte mich so ganz und gar, daß ich forteilte, ohne nach dem fremden Maler zu fragen, und

so vielleicht näher zu erforschen, was für eine Bewandtnis es mit den Gemälden haben könne, die wie in einem Cyklus Andeutungen über mein ganzes Leben enthielten. — Um Aureliens Besitz war ich entschlossen, alles zu wagen, ja es war mir, als ob ich selbst über die Erscheinungen meines Lebens gestellt und sie durchschauend, niemals zu fürchten und daher auch niemals zu wagen haben können. Ich brütete über allerlei Pläne und Entwürfe, meinem Ziele näher zu kommen, vorzüglich glaubte ich nun von dem fremden Maler manches zu erfahren und manche mir fremde Beziehung zu erforschen, die mir zu wissen als Vorbereitung zu meinem Zweck nötig sein konnte. Ich hatte nämlich nichts Geringeres im Sinn, als in meiner jetzigen neuen Gestalt auf das Schloß zurückzukehren, und das schien mir nicht einmal ein sonderlich kühnes Wagstück zu sein. — Am Abend ging ich in jene Gesellschaft; es war mir darum zu thun, der immer steigenden Spannung meines Geistes, dem ungezähmten Arbeiten meiner aufgeregten Phantasie Schranken zu setzen.

Man sprach viel von den Gemälden des fremden Malers, und vorzüglich von dem seltnen Ausdruck, den er seinen Porträts zu geben wüßte; es war mir möglich, in dies Lob einzustimmen und mit einem besondern Glanz des Ausdrucks, der nur der Reflex der höhnenden Ironie war, die in meinem Innern wie verzehrendes Feuer brannte, die unnennbaren Reize, die über Aureliens frommes, engelschönes Gesicht verbreitet, zu schildern. Einer sagte, daß er den Maler, den die Vollendung mehrerer Porträts, die er angefangen, noch am Orte festhielte, und der ein interessanter herrlicher Künstler, wiewohl schon ziemlich bejahrt sei, morgen abends in die Gesellschaft mitbringen wolle.

Von seltsamen Gefühlen, von unbekannten Ahnungen bestürmt, ging ich den andern Abend, später als gewöhnlich, in die Gesellschaft; der Fremde saß mit mir zugekehrtem Rücken am Tische. Als ich mich setzte, als ich ihn erblickte, da starrten mir die Züge jenes fürchterlichen Unbekannten entgegen, der am Antoniustage an den Eckpfeiler gelehnt stand und mich mit Angst und Entsetzen erfüllte. — Er sah mich lange an, mit tiefem Ernst, aber die Stimmung, in der ich mich befand, seitdem ich Aureliens Bild geschaut hatte, gab mir Mut und Kraft, diesen Blick zu ertragen. Der Feind war nun sichtlich ins Leben getreten, und es galt, den Kampf auf den Tod mit ihm zu beginnen. — Ich beschloß,

den Angriff abzuwarten, aber dann ihn mit den Waffen, auf deren Stärke ich bauen konnte, zurückzuschlagen. Der Fremde schien mich nicht sonderlich zu beachten, sondern setzte, den Blick wieder von mir abwendend, das Kunstgespräch fort, in dem er begriffen gewesen, als ich eintrat. Man kam auf seine Gemälde und lobte vorzüglich Aureliens Porträt. Jemand behauptete, daß das Bild, unerachtet es sich auf den ersten Blick als Porträt ausspreche, doch als Studie dienen und zu irgend einer Heiligen benutzt werden könne. — Man frug nach meinem Urteil, da ich eben jenes Bild so herrlich mit allen seinen Vorzügen in Worten dargestellt, und unwillkürlich fuhr es mir heraus, daß ich die heilige Rosalia mir nicht wohl anders denken könne, als eben so wie das Porträt der Unbekannten. Der Maler schien meine Worte kaum zu bemerken, indem er sogleich einfiel: „In der That ist jenes Frauenzimmer, die das Porträt getreulich darstellt, eine fromme Heilige, die im Kampfe sich zum Himmlischen erhebt. Ich habe sie gemalt, als sie, von dem entsetzlichsten Jammer ergriffen, doch in der Religion Trost, und von dem ewigen Verhängnis, das über den Wolken thront, Hilfe hoffte; und den Ausdruck dieser Hoffnung, die nur in dem Gemüt wohnen kann, das sich über das Irdische hoch erhebt, habe ich dem Bilde zu geben gesucht.“ — Man verlor sich in andere Gespräche, der Wein, der heute, dem fremden Maler zu Ehren, in besserer Sorte und reichlicher getrunken wurde als sonst, erheiterte die Gemüter. Jeder wußte irgend etwas Ergötzliches zu erzählen, und wiewohl der Fremde nur im Innern zu lachen, und dies innere Lachen sich nur im Auge abzuspiegeln schien, so wußte er doch oft nur durch ein paar hineingeworfene kräftige Worte das Ganze in besonderem Schwunge zu erhalten. Konnte ich auch, so oft mich der Fremde ins Auge faßte, ein unheimliches, grauenhaftes Gefühl nicht unterdrücken, so überwand ich doch immer mehr und mehr die entsetzliche Stimmung, von der ich erst ergriffen, als ich den Fremden erblickte. Ich erzählte von dem possierlichen Belcampo, den alle kannten, und wußte zu ihrer Freude seine phantastische Hasenfüßigkeit recht ins grelle Licht zu stellen, so daß ein recht gemütlicher dicker Kaufmann, der mir gegenüber zu sitzen pflegte, mit vor Lachen thränenden Augen versicherte, das sei seit langer Zeit der vergnügteste Abend, den er erlebe. Als das Lachen endlich zu verstummen anfing, frug der Fremde plötzlich: „Haben Sie schon

den Teufel gesehen, meine Herren?“ — Man hielt die Frage für die Einleitung zu irgend einem Schwank und versicherte allgemein, daß man noch nicht die Ehre gehabt; da fuhr der Fremde fort: „Nun, es hätte wenig gefehlt, so wäre ich zu der Ehre gekommen, und zwar auf dem Schlosse des Barons F. im Gebirge.“ — Ich erbebte, aber die andern riefen lachend: nur weiter, weiter! „Sie kennen,“ nahm der Fremde wieder das Wort, „wohl alle wahrscheinlich, wenn Sie die Reise durch das Gebirge machten, jene wilde, schauerliche Gegend, in der, wenn der Wanderer aus dem dicken Tannenwalde auf die hohen Felsenmassen tritt, sich ihm ein tiefer, schwarzer Abgrund öffnet. Es ist der sogenannte Teufelsgrund, und oben ragt ein Felsenstück hervor, welches den sogenannten Teufelssitz bildet. — Man spricht davon, daß der Graf Viktorin, mit bösen Anschlägen im Kopfe, eben auf diesem Felsen saß, als plötzlich der Teufel erschien, und, weil er beschlossen, Viktorins ihm wohlgefällige Anschläge selbst auszuführen, den Grafen in den Abgrund schleuderte. Der Teufel erschien sodann als Kapuziner auf dem Schlosse des Barons, und nachdem er seine Lust mit der Baronesse gehabt, schickte er sie zur Hölle, so wie er auch den wahnsinnigen Sohn des Barons, der durchaus des Teufels Inkognito nicht dulden wollte, sondern laut verkündete: „Es ist der Teufel!“ erwürgte, wodurch denn aber eine fromme Seele aus dem Verderben errettet wurde, das der arglistige Teufel beschlossen. Nachher verschwand der Kapuziner auf unbegreifliche Weise, und man sagt, er sei feige geflohen vor Viktorin, der aus seinem Grabe blutig emporgestiegen. — Dem sei nun allem, wie ihm wolle, so kann ich Sie doch davon versichern, daß die Baronesse an Gift umkam, Hermogen meuchlings ermordet wurde, der Baron kurz darauf vor Gram starb, und Aurelie, eben die fromme Heilige, die ich in der Zeit, als das Entsetzliche geschehen, auf dem Schlosse malte, als verlassene Waise in ein fernes Land, und zwar in ein Cistercienserkloster, flüchtete, dessen Äbtissin ihrem Vater befreundet war. Sie haben das Bild dieser herrlichen Frau in meiner Galerie gesehen. Doch das alles wird Ihnen dieser Herr (er wies nach mir) viel umständlicher und besser erzählen können, da er während der ganzen Begebenheit auf dem Schlosse zugegen war.“ — Alle Blicke waren voll Erstaunen auf mich gerichtet, entrüstet sprang ich auf und rief mit heftiger Stimme: „Ei, mein Herr, was habe ich mit Ihren albernen Teufelsgeschichten, mit Ihren Morderzählungen

zu schaffen, Sie verkennen mich, Sie verkennen mich in der That, und ich bitte, mich ganz aus dem Spiel zu lassen!“ Bei dem Aufruhr in meinem Innern wurde es mir schwer genug, meinen Worten noch diesen Anstrich von Gleichgültigkeit zu geben; die Wirkung der geheimnisvollen Reden des Malers, sowie meine leidenschaftliche Unruhe, die ich zu verbergen mich vergebens bemühte, war nur zu sichtlich. Die heitre Stimmung verschwand, und die Gäste, nun sich erinnernd, wie ich, allen gänzlich fremd, mich so nach und nach dazu gefunden, sahen mich mit mißtrauischen, argwöhnischen Blicken an. —

Der fremde Maler war aufgestanden und durchbohrte mich mit den stieren lebendigtoten Augen, wie damals in der Kapuzinerkirche. — Er sprach kein Wort, er schien starr und leblos, aber sein gespenstischer Anblick sträubte mein Haar, kalte Tropfen standen auf der Stirn, und von Entsetzen gewaltig erfaßt, erbebten alle Fibern. — „Hebe dich weg,“ schrie ich außer mir, „du bist selbst der Satan, du bist der frevelnde Mord, aber über mich hast du keine Macht!“

Alles erhob sich von den Sitzen: „Was ist das, was ist das?“ rief es durch einander; aus dem Saale drängten sich, das Spiel verlassend, die Menschen hinein, von dem fürchterlichen Ton meiner Stimme erschreckt. „Ein Betrunkener, ein Wahnsinniger! bringt ihn fort, bringt ihn fort,“ riefen mehrere. Aber der fremde Maler stand unbeweglich mich anstarrend. Unsinnig vor Wut und Verzweiflung, riß ich das Messer, womit ich Hermogen getötet, und das ich stets bei mir zu tragen pflegte, aus der Seitentasche, und stürzte mich auf den Maler, aber ein Schlag warf mich nieder, und der Maler lachte im fürchterlichen Hohn, daß es im Zimmer wiederhallte: „Bruder Medardus, Bruder Medardus, falsch ist dein Spiel, geh' und verzweifle in Reue und Scham.“ — Ich fühlte mich von den Gästen angepackt, da ermannte ich mich, und wie ein wütender Stier drängte und stieß ich gegen die Menge, daß mehrere zur Erde stürzten, und ich mir den Weg zur Thüre bahnte. — Rasch eilte ich durch den Korridor, da öffnete sich eine kleine Seitenthüre, ich wurde in ein finstres Zimmer hineingezogen, ich widerstrebte nicht, weil die Menschen schon hinter mir herbrausten. Als der Schwarm vorüber, führte man mich eine Seitentreppe hinab in den Hof, und dann durch das Hintergebäude auf die Straße. Bei dem hellen Schein der Laternen erkannte ich in

meinem Retter den possierlichen Belcampo. „Dieselben scheinen,“ fing er an, „einige Fatalität mit dem fremden Maler zu haben, ich trank im Nebenzimmer ein Gläschen, als der Lärm anging, und beschloß, da mir die Gelegenheit des Hauses bekannt, Sie zu retten, denn nur ich allein bin an der ganzen Fatalität schuld.“ „Wie ist das möglich?“ frug ich voll Erstaunen. — „Wer gebietet dem Moment, wer widerstrebt den Hingebungen des höhern Geistes!“ fuhr der Kleine voll Pathos fort: „Als ich Ihr Haupthaar arrangierte, Verehrter, entzündeten sich in mir comme à l'ordinaire die sublimsten Ideen, ich überließ mich dem wilden Ausbruch ungeregelter Phantasie, und darüber vergaß ich nicht allein, die Locke des Zorns auf dem Hauptwirbel gehörig zur weichen Runde abzuglätten, sondern ließ auch sogar siebenundzwanzig Haare der Angst und des Entsetzens über der Stirne stehen, diese richteten sich auf bei den starren Blicken des Malers, der eigentlich ein Revenant ist, und neigten sich ächzend gegen die Locke des Zorns, die zischend und knisternd auseinander fuhr. Ich habe alles geschaut, da zogen Sie, von Wut entbrannt, ein Messer, Verehrter, an dem schon diverse Blutstropfen hingen, aber es war ein eitles Bemühen, dem Orkus den zuzusenden, der dem Orkus schon gehörte, denn dieser Maler ist Ahasverus, der ewige Jude, oder Bertram de Bornis, oder Mephistopheles, oder Benvenuto Cellini, oder der heilige Peter, kurz ein schnöder Revenant, und durch nichts anderes zu bannen, als durch ein glühendes Lockeneisen, welches die Idee krümmt, welche eigentlich er ist, oder durch schickliches Frisieren der Gedanken, die er einsaugen muß, um die Idee zu nähren, mit elektrischen Kämmen. — Sie sehen, Verehrter! daß mir, dem Künstler und Phantasten von Profession, dergleichen Dinge wahre Pomade sind, welches Sprichwort, aus meiner Kunst entnommen, weit bedeutender ist, als man wohl glaubt, sobald nur die Pomade echtes Nelkenöl enthält.“ Das tolle Geschwätz des Kleinen, der unterdessen mit mir durch die Straßen rannte, hatte in dem Augenblick für mich etwas Grauenhaftes, und wenn ich dann und wann seine skurrilen Sprünge, sein komisches Gesicht bemerkte, mußte ich, wie im konvulsivischen Krampf, laut auflachen. Endlich waren wir in meinem Zimmer; Belcampo half mir packen, bald war

9. comme à l'ordinaire, wie gewöhnlich. — 15. Revenant, Zurückkehrender, Gespenst. — 21 f. Bertram de Born, der durch Uhland allbekannte provençalische Baron und Troubadour; Cellini, durch Goethes Übersetzung seiner Autobiographie auch in der deutschen Litteratur eingebürgert.

alles zur Reise bereit, ich drückte dem Kleinen mehrere Dukaten in die Hand, er sprang hoch auf vor Freude und rief laut: „Heisa, nun habe ich ehrenwertes Geld, lauter flimmerndes Gold mit Herzblut getränkt, gleißend und rote Strahlen spielend. Das ist ein Einfall und noch dazu ein lustiger, mein Herr, weiter nichts.“

Den Zusatz mochte ihm mein Befremden über seinen Ausruf entlocken, er bat sich es aus, der Locke des Zorns noch die gehörige Ründe geben, die Haare des Entsetzens kürzer schneiden und ein Löckchen Liebe zum Andenken mitnehmen zu dürfen. Ich ließ ihn gewähren, und er vollbrachte alles unter den possierlichsten Gebärden und Grimassen. — Zuletzt ergriff er das Messer, welches ich beim Umkleiden auf den Tisch gelegt, und stach damit, indem er eine Fechterstellung annahm, in die Luft hinein. „Ich töte Ihren Widersacher,“ rief, er „und da er eine bloße Idee ist, muß er getötet werden können durch eine Idee, und er stirbt demnach an dieser, der meinigen, die ich, um die Expression zu verstärken, mit schicklichen Leibesbewegungen begleite. Apage Satanas apage, apage, Ahasverus, allez vous en! — Nun das wäre gethan,“ sagte er, das Messer weglegend, tief atmend und sich die Stirne trocknend, wie einer, der sich tüchtig angegriffen, um eine schwere Arbeit zu vollbringen. Rasch wollte ich das Messer verbergen, und fuhr damit in den Ärmel, als trüge ich noch die Mönchskutte, welches der Kleine bemerkte und ganz schlau belächelte. Indem blies der Postillon vor dem Hause, da veränderte Belcampo plötzlich Ton und Stellung, er holte ein kleines Schnupftuch hervor, that als wischte er sich die Thränen aus den Augen, bückte sich einmal über das andere ganz ehrerbietig, küßte mir die Hand und den Rock und flehte: „Zwei Messen für meine Großmutter, die an einer Indigestion, vier Messen für meinen Vater, der an unwillkürlichem Fasten starb, ehrwürdiger Herr! Aber für mich jede Woche eine, wenn ich gestorben. — Vor der Hand Ablaß für meine vielen Sünden. — Ach, ehrwürdiger Herr, es steckt ein infamer sündlicher Kerl in meinem Innern und spricht: Peter Schönfeld, sei kein Affe, und glaube, daß du bist, sondern ich bin eigentlich du, heiße Belcampo und bin eine geniale Idee, und wenn du das nicht glaubst, so stoße ich dich nieder mit einem spitzigen haarscharfen Gedanken. Dieser feindliche Mensch, Bel-

18. allez vous en, macht Euch davon.

campo genannt, Ehrwürdiger! begeht alle mögliche Laster; unter andern zweifelt er oft an der Gegenwart, betrinkt sich sehr, schlägt um sich, und treibt Unzucht mit schönen jungfräulichen Gedanken: dieser Belcampo hat mich, den Peter Schönfeld, ganz verwirrt und konfus gemacht, daß ich oft ungebührlich springe und die Farbe der Unschuld schände, indem ich singend in dulci jubilo mit weißseidenen Strümpfen in den Dr— setze. Vergebung für beide, Pietro Belcampo und Peter Schönfeld!" — Er kniete vor mir nieder und that als schluchze er heftig. Die Narrheit des Menschen wurde mir lästig. — „Sein Sie doch vernünftig," rief ich ihm zu, der Kellner trat hinein, um mein Gepäck zu holen. Belcampo sprang auf, und wieder in seinen lustigen Humor zurückkommend, half er, indem er in einem fort schwatzte, dem Kellner das herbeibringen, was ich noch in der Eile verlangte. „Der Kerl ist ein ausgemachter Hasenfuß, man darf sich mit ihm nicht viel einlassen," rief der Kellner, indem er die Wagenthüre zuschlug. Belcampo schwenkte den Hut und rief: „Bis zum letzten Hauch meines Lebens!" als ich mit bedeutendem Blick den Finger auf den Mund legte.

Als der Morgen zu dämmern anfing, lag die Stadt schon weit hinter mir, und die Gestalt des furchtbaren, entsetzlichen Menschen, der wie ein unerforschliches Geheimnis mich grauenvoll umfing, war verschwunden. — Die Frage der Postmeister: wohin? rückte es immer wieder aufs neue mir vor, wie ich nun jeder Verbindung im Leben abtrünnig worden, und den wogenden Wellen des Zufalls preisgegeben, umherstreiche. Aber, hatte nicht eine unwiderstehliche Macht mich gewaltsam herausgerissen aus allem, was mir sonst befreundet, nur damit der mir inwohnende Geist in ungehemmter Kraft seine Schwingen rüstig entfalte und rege? — Rastlos durchstrich ich das herrliche Land, nirgends fand ich Ruhe, es trieb mich unaufhaltsam fort, immer weiter hinab in den Süden, ich war, ohne daran zu denken, bis jetzt kaum merklich von der Reiseroute abgewichen, die mir Leonardus bezeichnet, und so wirkte der Stoß, mit dem er mich in die Welt getrieben, wie mit magischer Gewalt fort in gerader Richtung. —

In einer finstern Nacht fuhr ich durch einen dichten Wald, der sich bis über die nächste Station ausdehnen sollte, wie mir der Postmeister gesagt, und deshalb geraten hatte, bei ihm den Morgen abzuwarten, welches ich, um nur so rasch als möglich ein

Ziel zu erreichen, das mir selbst ein Geheimnis war, ausschlug. Schon als ich abfuhr, leuchteten Blitze in der Ferne, aber bald zogen schwärzer und schwärzer die Wolken herauf, die der Sturm zusammengeballt hatte, und brausend vor sich herjagte; der Donner hallte furchtbar im tausendstimmigen Echo wieder, und rote Blitze durchkreuzten den Horizont, so weit das Auge reichte; die hohen Tannen krachten, bis in die Wurzel erschüttert, der Regen goß in Strömen herab. Jeden Augenblick liefen wir Gefahr, von den Bäumen erschlagen zu werden, die Pferde bäumten sich, scheu geworden durch das Leuchten der Blitze, bald konnten wir kaum noch fort; endlich wurde der Wagen so hart umgeschleudert, daß das Hinterrad zerbrach. So mußten wir nun auf der Stelle bleiben, und warten, bis das Gewitter nachließ, und der Mond durch die Wolken brach. Jetzt bemerkte der Postillon, daß er in der Finsternis ganz von der Straße abgekommen, und in einen Waldweg geraten sei; es war kein anderes Mittel, als diesen Weg, so gut es gehen wollte, zu verfolgen, und so vielleicht mit Tagesanbruch in ein Dorf zu kommen. Der Wagen wurde mit einem Baumast gestützt, und so ging es Schritt vor Schritt fort. Bald bemerkte ich, der ich voran ging, in der Ferne den Schimmer eines Lichts, und glaubte Hundegebell zu vernehmen; ich hatte mich nicht getäuscht, denn kaum waren wir einige Minuten länger gegangen, als ich ganz deutlich Hunde anschlagen hörte. Wir kamen an ein ansehnliches Haus, das in einem großen, mit einer Mauer umschlossenen Hofe stand. Der Postillon klopfte an die Pforte, die Hunde sprangen tobend und bellend herbei, aber im Hause selbst blieb alles stille und tot, bis der Postillon sein Horn erschallen ließ; da wurde im obern Stock das Fenster, aus dem mir das Licht entgegenschimmerte, geöffnet, und eine tiefe, rauhe Stimme rief herab: „Christian, Christian!“ — „Ja, gestrenger Herr,“ antwortete es unten. „Da klopft und bläst es,“ fuhr die Stimme von oben fort, „an unserm Thor, und die Hunde sind ganz des Teufels. Nehm' Er einmal die Laterne und die Büchse Nr. 3. und sehe Er zu, was es giebt.“ — Bald darauf hörten wir, wie Christian die Hunde ablockte, und sahen ihn endlich mit der Laterne kommen. Der Postillon meinte, es sei kein Zweifel, wie er gleich, als der Wald begonnen, statt geradeaus zu fahren, seitwärts eingebogen sein müsse, da wir bei der Försterwohnung wären, die von der letzten Station eine Stunde rechts abliege. —

Als wir dem Christian den Zufall, der uns betroffen, geklagt, öffnete er sogleich beide Flügel des Thors, und half den Wagen hinein. Die beschwichtigten Hunde schwänzelten und schnüffelten um uns her, und der Mann, der sich nicht vom Fenster entfernt, rief unaufhörlich herab: „Was da, was da? was für eine Karawane?" — ohne daß Christian, oder einer von uns Bescheid gegeben. Endlich trat ich, während Christian Pferde und Wagen unterbrachte, ins Haus, das Christian geöffnet, und es kam mir ein großer, starker Mann mit sonneverbranntem Gesicht, den großen Hut mit grünem Federbusch auf dem Kopf, übrigens im Hemde, nur die Pantoffeln an die Füße gesteckt, mit dem bloßen Hirschfänger in der Hand, entgegen, indem er mir barsch entgegen rief: „Woher des Landes? — was turbiert man die Leute in der Nacht, das ist hier kein Wirtshaus, keine Poststation. — Hier wohnt der Revierförster, und das bin ich! — Christian ist ein Esel, daß er das Thor geöffnet." Ich erzählte ganz kleinmütig meinen Unfall, und daß nur die Not uns hier hineingetrieben; da wurde der Mann geschmeidiger, er sagte: „Nun freilich, das Unwetter war gar heftig, aber der Postillon ist doch ein Schlingel, daß er falsch fuhr, und den Wagen zerbrach. — Solch ein Kerl muß mit verbundenen Augen im Walde fahren können, er muß darin zu Hause sein, wie unsereins." Er führte mich herauf, und indem er den Hirschfänger aus der Hand legte, den Hut abnahm und den Rock überwarf, bat er, seinen rauhen Empfang nicht übel zu deuten, da er hier in der abgelegenen Wohnung um so mehr auf der Hut sein müsse, als wohl öfters allerlei liederlich Gesindel den Wald durchstreife, und er vorzüglich mit den sogenannten Freischützen, die ihm schon oft nach dem Leben getrachtet, beinahe in offener Fehde liege. „Aber", fuhr er fort, „die Spitzbuben können mir nichts anhaben, denn mit der Hilfe Gottes verwalte ich mein Amt treu und redlich, und im Glauben und Vertrauen auf ihn, und auf mein gut Gewehr, biete ich ihnen Trotz." — Unwillkürlich schob ich, wie ich es noch oft aus alter Gewohnheit nicht lassen konnte, einige salbungsvolle Worte über die Kraft des Vertrauens auf Gott ein, und der Förster erheiterte sich immer mehr und mehr. Meiner Protestationen unerachtet weckte er seine Frau, eine betagte, aber muntre, rührige Matrone, die, wiewohl aus dem Schlafe gestört, doch freundlich den Gast bewillkommte, und auf des Mannes Geheiß sogleich ein Abendessen zu bereiten

anfing. Der Postillon sollte, so hatte es ihm der Förster als Strafe aufgegeben, noch in derselben Nacht mit dem zerbrochenen Wagen auf die Station zurück, von der er gekommen, und ich von ihm, dem Förster, nach meinem Belieben, auf die nächste Station gebracht werden. Ich ließ mir das um so eher gefallen, als mir selbst wenigstens eine kurze Ruhe nötig schien. Ich äußerte deshalb dem Förster, daß ich wohl bis zum Mittag des folgenden Tages da zu bleiben wünsche, um mich ganz von der Ermüdung zu erholen, die mir das beständige, unaufhörliche Fahren mehrere Tage hindurch verursacht. „Wenn ich Ihnen raten soll, mein Herr," erwiderte der Förster, „so bleiben Sie morgen den ganzen Tag über hier, und warten Sie bis übermorgen, da bringt Sie mein ältester Sohn, den ich in die fürstliche Residenz schicke, selbst bis auf die nächste Station." Auch damit war ich zufrieden, indem ich die Einsamkeit des Ortes rühmte, die mich wunderbar anziehe. „Nun, mein Herr!" sagte der Förster, „einsam ist es hier wohl gar nicht, Sie müßten denn so nach den gewöhnlichen Begriffen der Städter, jede Wohnung einsam nennen, die im Walde liegt, unerachtet es denn doch sehr darauf ankommt, wer sich darin aufhält. Ja, wenn hier in diesem alten Jagdschloß noch so ein griesgramiger alter Herr wohnte, wie ehemals, der sich in seinen vier Mauern einschloß, und keine Lust hatte an Wald und Jagd, da möchte es wohl ein einsamer Aufenthalt sein, aber seitdem er tot ist und der gnädige Landesfürst das Gebäude zur Försterwohnung einrichten lassen, da ist es hier recht lebendig worden. Sie sind doch wohl so ein Städter, mein Herr! der nichts weiß von Wald und Jagdlust, da können Sie sich's denn nicht denken, was wir Jägersleute für ein herrlich, freudig Leben führen. Ich mit meinen Jägerburschen mache nur eine Familie aus, ja, Sie mögen das nun kurios finden, oder nicht, ich rechne meine klugen anstelligen Hunde auch dazu; die verstehen mich und passen auf mein Wort, auf meinen Wink und sind mir treu bis zum Tode. — Sehen Sie wohl, wie mein Waldmann da mich so verständig anschaut, weil er weiß, daß ich von ihm rede? — Nun, Herr, giebt es beinahe immer was im Walde zu thun, da ist denn nun abends ein Vorbereiten und Wirtschaften, und sowie der Morgen graut, bin ich aus den Federn, und trete heraus, ein

27. Jagdlust, in Bamberg ging Hoffmann eifrig auf die Jagd, traf aber nie etwas.

lustig Jägerstückchen auf meinem Horn blasend. Da rüttelt und rappelt sich alles aus dem Schlafe, die Hunde schlagen an, sie jauchzen vor Mut und Jagdbegier. Die Bursche werfen sich schnell in die Kleider, Jagdtasch' umgeworfen, Gewehr über der Schulter, treten sie hinein in die Stube, wo meine Alte das Jägerfrühstück bereitet, und nun geht's heraus in Jubel und Lust. Wir kommen hin an die Stellen, wo das Wild verborgen, da nimmt jeder vom andern entfernt einzeln seinen Platz, die Hunde schleichen, den Kopf geduckt zur Erde und schnüffeln und spüren, und schauen den Jäger an, wie mit klugen, menschlichen Augen, und der Jäger steht, kaum atmend, mit gespanntem Hahn regungslos, wie eingewurzelt auf der Stelle. — Und wenn nun das Wild herausspringt aus dem Dickicht, und die Schüsse knallen, und die Hunde stürzen hinterdrein, ei Herr, da klopft einem das Herz und man ist ein ganz andrer Mensch. Und jedesmal ist solch ein Ausziehen zur Jagd was neues, denn immer kommt was ganz Besonderes vor, was noch nicht dagewesen. Schon dadurch, daß das Wild sich in die Zeiten teilt, so daß nun dies, dann jenes sich zeigt, wird das Ding so herrlich, daß kein Mensch auf Erden es satt haben kann. Aber, Herr! auch der Wald schon an und für sich selbst, der Wald ist ja so lustig und lebendig, daß ich mich niemals einsam fühle. Da kenne ich jedes Plätzchen und jeden Baum, und es ist mir wahrhaftig so, als wenn jeder Baum, der unter meinen Augen aufgewachsen und nun seine blanken regen Wipfel in die Lüfte streckt, mich auch kennen und lieb haben müßte, weil ich ihn gehegt und gepflegt, ja ich glaube ordentlich, wenn es manchmal so wunderbar rauscht und flüstert, als spräche es zu mir mit ganz eignen Stimmen, und das wäre eigentlich das wahre Lobpreisen Gottes und seiner Allmacht, und ein Gebet, wie man es gar nicht mit Worten auszusprechen vermag. — Kurz, ein rechtschaffener, frommer Jägersmann führt ein gar lustig, herrlich Leben, denn es ist ihm ja wohl noch etwas von der alten schönen Freiheit geblieben, wie die Menschen so recht in der Natur lebten, und von all dem Geschwänzel und Geziere nichts wußten, womit sie sich in ihren gemauerten Kerkern quälen, so daß sie auch ganz entfremdet sind all den herrlichen Dingen, die Gott um sie hergestellt hat, damit sie sich daran erbauen und ergötzen sollen, wie es sonst die Freien thaten, die mit der ganzen Natur in Liebe und Freundschaft lebten, wie man es in den alten Geschichten lieset."

Alles das sagte der alte Förster mit einem Ton und Ausdruck, daß man wohl überzeugt sein mußte, wie er es tief in der Brust fühle, und ich beneidete ihn in der That um sein glückliches Leben, um seine im Innersten tiefbegründete, ruhige Gemütsstimmung, die der meinigen so unähnlich war.

Im andern Teile des, wie ich jetzt wahrnahm, ziemlich weitläufigen Gebäude wies mir der Alte ein kleines, nett aufgeputztes Gemach an, in welchem ich meine Sachen bereits vorfand, und verließ mich, indem er versicherte, daß mich der frühe Lärm im Hause nicht wecken würde, da ich mich von der übrigen Hausgenossenschaft ganz abgesondert befinde und daher so lange ruhen könne, als ich wolle, nur erst, wenn ich hinabrufe, würde man mir das Frühstück bringen, ich aber ihn, den Alten, erst beim Mittagsessen wiedersehen, da er früh mit den Burschen in den Wald ziehe und vor Mittag nicht heimkehre. Ich warf mich auf das Lager und fiel, ermüdet wie ich war, bald in tiefen Schlaf, aber es folterte mich ein entsetzliches Traumbild. — Auf ganz wunderbare Weise fing der Traum mit dem Bewußtsein des Schlafs an, ich sagte mir nämlich selbst: „Nun das ist herrlich, daß ich gleich eingeschlafen bin und so fest und ruhig schlummere, das wird mich von der Ermüdung ganz erlaben: nur muß ich ja nicht die Augen öffnen." Aber demunerachtet war es mir, als könne ich das nicht unterlassen, und doch wurde mein Schlaf dadurch nicht unterbrochen: da ging die Thüre auf und eine dunkle Gestalt trat herein, die ich zu meinem Entsetzen als mich selbst, im Kapuzinerhabit mit Bart und Tonsur, erkannte. Die Gestalt kam näher und näher an mein Bett, ich war regungslos, und jeder Laut, den ich herauszupressen suchte, erstickte in dem Starrkrampf, der mich ergriffen. Jetzt setzte sich die Gestalt auf mein Bett und grinsete mich höhnisch an. „Du mußt jetzt mit mir kommen," sprach die Gestalt, „wir wollen auf das Dach steigen, unter die Wetterfahne, die ein lustig Brautlied spielt, weil der Uhu Hochzeit macht. Dort wollen wir ringen mit einander, und wer den andern hinabstößt, ist König und darf Blut trinken." — Ich fühlte, wie die Gestalt mich packte und in die Höhe zog, da gab mir die Verzweiflung meine Kraft wieder. „Du bist nicht ich, du bist der Teufel," schrie ich auf und griff wie mit Krallen dem bedrohlichen Gespenst in das Gesicht, aber es war, als bohrten meine Finger sich in die Augen, wie in tiefe Höhlen, und die

Gestalt lachte von neuem auf in schneidendem Ton. In dem Augenblick erwachte ich, wie von einem plötzlichen Ruck emporgeschüttelt. Aber das Gelächter dauerte fort im Zimmer. Ich fuhr in die Höhe, der Morgen brach in lichten Strahlen durch das Fenster, und ich sah vor dem Tisch, den Rücken mir zugewendet, eine Gestalt im Kapuzinerhabit stehen. — Ich erstarrte vor Schreck, der grauenhafte Traum trat ins Leben. — Der Kapuziner stöberte unter den Sachen, die auf dem Tische lagen. Jetzt wandte er sich und mir kam aller Mut wieder, als ich ein fremdes Gesicht mit schwarzem, verwildertem Barte erblickte, aus dessen Augen der gedankenlose Wahnsinn lachte: gewisse Züge erinnerten entfernt an Hermogen. Ich beschloß abzuwarten, was der Unbekannte beginnen werde und nur irgend einer schädlichen Unternehmung Einhalt zu thun. Mein Stilett lag neben mir, ich war deshalb und schon meiner körperlichen Leibesstärke wegen, auf die ich bauen konnte, auch ohne weitere Hilfe des Fremden mächtig. Er schien mit meinen Sachen wie ein Kind zu spielen, vorzüglich hatte er Freude an dem roten Portefeuille, das er hin und her gegen das Fenster wandte und dabei auf seltsame Weise in die Höhe sprang. Endlich fand er die Korbflasche mit dem Rest des geheimnisvollen Weins; er öffnete sie und roch daran, da bebte es ihm durch alle Glieder, er stieß einen Schrei aus, der dumpf und grauenvoll im Zimmer wiederklang. Eine helle Glocke im Hause schlug drei Uhr, da heulte er, wie von entsetzlicher Qual ergriffen, aber dann brach er wieder aus in das schneidende Gelächter, wie ich es im Traum gehört; er schwenkte sich in wilden Sprüngen, er trank aus der Flasche und rannte dann, sie von sich schleudernd, zur Thüre hinaus. Ich stand schnell auf und lief ihm nach, aber er war mir schon aus dem Gesichte, ich hörte ihn die entfernte Treppe hinabpoltern, und einen dumpfen Schlag, wie von einer hart zugeworfenen Thüre. Ich verriegelte mein Zimmer, um eines zweiten Besuchs überhoben zu sein, und warf mich aufs neue ins Bette. Zu erschöpft war ich nun, um nicht bald wieder einzuschlafen; erquickt und gestärkt erwachte ich, als schon die Sonne ins Gemach hineinfunkelte. — Der Förster war, wie er es gesagt hatte, mit seinen Söhnen und den Jägerburschen in den Wald gezogen; ein blühendes, freundliches Mädchen, des Försters jüngere Tochter, brachte mir das Frühstück, während die ältere mit der Mutter

in der Küche beschäftigt war. Das Mädchen wußte gar lieblich zu erzählen, wie sie hier alle Tage froh und friedlich zusammen lebten und nur manchmal es Tumult von vielen Menschen gebe, wenn der Fürst im Revier jage und dann manchmal im Hause übernachte. So schlichen ein paar Stunden hin, da war es Mittag, und lustiger Jubel und Hörnerklang verkündeten den Förster, der mit seinen vier Söhnen, herrlichen blühenden Jünglingen, von denen der jüngste kaum fünfzehn Jahr alt sein mochte, und drei Jägerburschen heimkehrte. — Er frug, wie ich denn geschlafen, und ob mich nicht der frühe Lärm vor der Zeit geweckt habe; ich mochte ihm das überstandene Abenteuer nicht erzählen, denn die lebendige Erscheinung des grauenhaften Mönchs hatte sich so fest an das Traumbild gereiht, daß ich kaum zu unterscheiden vermochte, wo der Traum übergegangen sei ins wirkliche Leben. — Der Tisch war gedeckt, die Suppe dampfte, der Alte zog sein Käppchen ab, um das Gebet zu halten, da ging die Thüre auf und der Kapuziner, den ich in der Nacht gesehen, trat hinein. Der Wahnsinn war aus seinem Gesichte verschwunden, aber er hatte ein düstres, störrisches Ansehen. „Sein Sie willkommen, ehrwürdiger Herr!“ rief ihm der Alte entgegen, — „Sprechen Sie das Gratias und speisen Sie dann mit uns.“ — Da blickte er um sich mit zornfunkelnden Augen und schrie mit fürchterlicher Stimme: „Der Satan soll dich zerreißen mit deinem ehrwürdigen Herrn und deinem verfluchten Beten; hast du mich nicht hergelockt, damit ich der dreizehnte sein soll, und du mich umbringen lassen kannst von dem fremden Mörder? — Hast du mich nicht in diese Kutte gesteckt, damit niemand den Grafen, deinen Herrn und Gebieter, erkennen soll. — Aber hüte dich, Verfluchter, vor meinem Zorn!“ — Damit ergriff der Mönch einen schweren Krug, der auf dem Tische stand, und schleuderte ihn nach dem Alten, der nur durch eine geschickte Wendung dem Wurf auswich, der ihm den Kopf zerschmettert hätte. Der Krug flog gegen die Wand und zerbrach in tausend Scherben. Aber in dem Augenblick packten die Jägerburschen den Rasenden und hielten ihn fest. „Was!“ rief der Förster, „du verruchter, gottesläfterlicher Mensch, du wagst es, hier wieder mit deinem rasenden Beginnen unter fromme Leute zu treten, du wagst es, mir, der ich dich aus dem viehischen Zustande, aus der ewigen Verderbnis errettet, aufs neue nach dem Leben zu trachten? — Fort mit dir in den Turm!“ — Der

Mönch fiel auf die Knie, er flehte heulend um Erbarmen, aber der Alte sagte: „Du mußt in den Turm, und darfst nicht eher wieder hieher kommen, bis ich weiß, daß du dem Satan entsagt hast, der dich verblendet, sonst mußt du sterben." Da schrie der Mönch auf, wie im trostlosen Jammer der Todesnot, aber die Jägerbursche brachten ihn fort und berichteten wiederkehrend, daß der Mönch ruhiger geworden, sobald er in das Turmgemach getreten. Christian, der ihn bewache, habe übrigens erzählt, daß der Mönch die ganze Nacht über in den Gängen des Hauses herumgepoltert und vorzüglich nach Tagesanbruch geschrien habe: „Gieb mir noch mehr von deinem Wein und ich will mich dir ganz ergeben; mehr Wein, mehr Wein!" Es habe dem Christian übrigens wirklich geschienen, als taumle der Mönch wie betrunken, unerachtet er nicht begriffen, wie der Mönch an irgend ein starkes, berauschendes Getränk gekommen sein könne. — Nun nahm ich nicht länger Anstand, das überstandene Abenteuer zu erzählen, wobei ich nicht vergaß, der ausgeleerten Korbflasche zu gedenken. „Ei, das ist schlimm," sagte der Förster, „doch Sie scheinen mir ein mutiger, frommer Mann, ein anderer hätte des Todes sein können vor Schreck." Ich bat ihn, mir näher zu sagen, was es mit dem wahnsinnigen Mönch für eine Bewandtnis habe. „Ach," erwiderte der Alte, „das ist eine lange abenteuerliche Geschichte, so was taugt nicht beim Essen. Schlimm genug schon, daß uns der garstige Mensch, eben als wir, was uns Gott beschert, froh und freudig genießen wollten, mit seinem freveligen Beginnen so gestört hat; aber nun wollen wir auch gleich an den Tisch." Damit zog er sein Mützchen ab, sprach andächtig und fromm das Gratias, und unter lustigen, frohen Gesprächen verzehrten wir das ländliche, kräftig und schmackhaft zubereitete Mahl. Dem Gast zu Ehren ließ der Alte guten Wein heraufbringen, den er mir nach patriarchalischer Sitte aus einem schönen Pokal zutrank. Der Tisch war indessen abgeräumt, die Jägerbursche nahmen ein paar Hörner von der Wand und bliesen ein Jägerlied. — Bei der zweiten Wiederholung fielen die Mädchen singend ein, und mit ihnen wiederholten die Förstersöhne im Chor die Schlußstrophe. — Meine Brust erweiterte sich auf wunderbare Weise; seit langer Zeit war mir nicht im Innersten so wohl gewesen, als unter diesen einfachen, frommen Menschen. Es wurden mehrere gemütliche, wohltönende Lieder gesungen, bis der Alte aufstand

und mit dem Ausruf: „Es leben alle braven Männer, die das edle Weidwerk ehren,“ sein Glas leerte; wir stimmten alle ein, und so war das frohe Mahl, das mir zu Ehren durch Wein und Gesang verherrlicht wurde, beschlossen.

Der Alte sprach zu mir: „Nun, mein Herr, schlafe ich ein halbes Stündchen, aber dann gehen wir in den Wald, und ich erzähle es Ihnen, wie der Mönch in mein Haus gekommen und was ich sonst von ihm weiß. Bis dahin tritt die Dämmerung ein, dann gehen wir auf den Anstand, da es, wie mir Franz sagt, Hühner giebt. Auch Sie sollen ein gutes Gewehr erhalten und Ihr Glück versuchen.“ Die Sache war mir neu, da ich als Seminarist zwar manchmal nach der Scheibe, aber nie nach Wild geschossen; ich nahm daher des Försters Anerbieten an, der höchlich darüber erfreut schien und mir mit treuherziger Gutmütigkeit in aller Eile noch vor dem Schlaf, den er zu thun gedachte, die ersten unentbehrlichsten Grundsätze der Schießkunst beizubringen suchte.

Ich wurde mit Flinte und Jagdtasche ausgerüstet, und so zog ich mit dem Förster in den Wald, der die Geschichte von dem seltsamen Mönch in folgender Art anfing.

„Künftigen Herbst sind es schon zwei Jahre her, als meine Bursche im Walde oft ein entsetzliches Heulen vernahmen, das, so wenig Menschliches es auch hatte, doch, wie Franz, mein jüngst angenommener Lehrling, meinte, von einem Menschen herrühren mochte. Franz war dazu bestimmt, von dem heulenden Ungetüm geneckt zu werden, denn, wenn er auf den Anstand ging, so verscheuchte das Heulen, welches sich dicht bei ihm hören ließ, die Tiere, und er sah zuletzt, wenn er auf ein Tier anlegen wollte, ein borstiges, unkenntliches Wesen aus dem Gebüsch springen, das seinen Schuß vereitelte. Franz hatte den Kopf voll von all den spukhaften Jägerlegenden, die ihm sein Vater, ein alter Jäger, erzählt, und er war geneigt, das Wesen für den Satan selbst zu halten, der ihm das Weidhandwerk verleiden, oder ihn sonst verlocken wolle. Die anderen Bursche, selbst meine Söhne, denen auch das Ungetüm aufgestoßen, pflichteten ihm endlich bei, und um so mehr war mir daran gelegen, dem Dinge näher auf die Spur zu kommen, als ich es für eine List der Freischützen hielt, meine Jäger vom Anstande wegzuschrecken. — Ich befahl deshalb meinen Söhnen und den Burschen, die Gestalt, falls sie sich wieder zeigen sollte, anzurufen, und falls sie nicht stehen oder Bescheid

geben sollte, nach Jägerrecht ohne weiteres nach ihr zu schießen. — Den Franz traf es wieder, der erste zu sein, dem das Ungetüm auf dem Anstand in den Weg trat. Er rief ihm zu, das Gewehr anlegend, die Gestalt sprang ins Gebüsch, Franz wollte hinterdrein knallen, aber der Schuß versagte, und nun lief er voll Angst und Schrecken zu den andern, die von ihm entfernt standen, überzeugt, daß es der Satan sei, der ihm zum Trutz das Wild verscheuche und sein Gewehr verzaubere; denn in der That traf er, seitdem ihn das Ungetüm verfolgte, kein Tier, so gut er sonst geschossen. Das Gerücht von dem Spuk im Walde verbreitete sich und man erzählte schon im Dorfe, wie der Satan dem Franz in den Weg getreten und ihm Freikugeln angeboten und noch anderes tolles Zeug mehr. — Ich beschloß, dem Unwesen ein Ende zu machen und das Ungetüm, das mir selbst noch niemals aufgestoßen, auf den Stätten, wo es sich zu zeigen pflegte, zu verfolgen. Lange wollte es mir nicht glücken; endlich, als ich an einem nebligen Novemberabend gerade da, wo Franz das Ungetüm zuerst erblickt, auf dem Anstand war, rauschte es mir ganz nahe im Gebüsch, ich legte leise das Gewehr an, ein Tier vermutend, aber eine gräßliche Gestalt mit rotfunkelnden Augen und schwarzen borstigen Haaren, mit Lumpen behangen, brach hervor. Das Ungetüm stierte mich an, indem es entsetzliche, heulende Töne ausstieß. Herr! — es war ein Anblick, der dem Beherztesten Furcht einjagen könnte, ja mir war es, als stehe wirklich der Satan vor mir, und ich fühlte, wie mir der Angstschweiß ausbrach. Aber im kräftigen Gebet, das ich mit starker Stimme sprach, ermutigte ich mich ganz. Sowie ich betete und den Namen Jesus Christus aussprach, heulte wütender das Ungetüm und brach endlich in entsetzliche, gotteslästerliche Verwünschungen aus. Da rief ich: 'Du verfluchter, bübischer Kerl, halt ein mit deinen gotteslästerlichen Reden und gieb dich gefangen, oder ich schieße dich nieder.' Da fiel der Mensch wimmernd zu Boden und bat um Erbarmen. Meine Bursche kamen herbei, wir packten den Menschen und führten ihn nach Hause, wo ich ihn in den Turm bei dem Nebengebäude einsperren ließ und den nächsten Morgen den Vorfall der Obrigkeit anzeigen wollte. Er fiel, sowie er in den Turm kam, in einen ohnmächtigen Zustand. Als ich den andern Morgen zu ihm ging, saß er auf dem Strohlager, das ich ihm bereiten lassen, und weinte heftig. Er fiel mir zu Füßen und flehte mich an,

daß ich mit ihm Erbarmen haben solle; schon seit mehreren Wochen habe er im Walde gelebt und nichts gegessen, als Kräuter und wildes Obst, er sei ein armer Kapuziner aus einem weit entlegenen Kloster, und aus dem Gefängnisse, in das man ihn Wahnsinns halber gesperrt, entsprungen. Der Mensch war in der That in einem erbarmungswürdigen Zustande, ich hatte Mitleiden mit ihm und ließ ihm Speise und Wein zur Stärkung reichen, worauf er sich sichtlich erholte. Er bat mich auf das eindringendste, ihn nur einige Tage im Hause zu dulden, und ihm ein neues Ordenshabit zu verschaffen, er wolle dann selbst nach dem Kloster zurückwandeln. Ich erfüllte seinen Wunsch und sein Wahnsinn schien wirklich nachzulassen, da die Paroxysmen minder heftig und seltner wurden. In den Ausbrüchen der Raserei stieß er entsetzliche Reden aus, und ich bemerkte, daß er, wenn ich ihn deshalb hart anredete und mit dem Tode drohte, in einen Zustand innerer Zerknirschung überging, in dem er sich kasteite, ja sogar Gott und die Heiligen anrief, ihn von der Höllenqual zu befreien. Er schien sich dann für den heiligen Antonius zu halten, so wie er in der Raserei immer tobte: er sei Graf und gebietender Herr, und er wolle uns alle ermorden lassen, wenn seine Diener kämen. In den lichten Zwischenräumen bat er mich um Gottes willen ihn nicht zu verstoßen, weil er fühle, daß nur sein Aufenthalt bei mir ihn heilen könne. Nur ein einziges Mal gab es noch einen harten Auftritt mit ihm und zwar, als der Fürst hier eben im Revier gejagt und bei mir übernachtet hatte. Der Mönch war, nachdem er den Fürsten mit seiner glänzenden Umgebung gesehen, ganz verändert. Er blieb störrisch und verschlossen, er entfernte sich schnell, wenn wir beteten, es zuckte ihm durch alle Glieder, wenn er nur ein andächtiges Wort hörte, und dabei schaute er meine Tochter Anne mit solchen lüsternen Blicken an, daß ich beschloß, ihn fortzubringen, um allerlei Unfug zu verhüten. In der Nacht vorher, als ich den Morgen meinen Plan ausführen wollte, weckte mich ein durchdringendes Geschrei auf dem Gange, ich sprang aus dem Bette und lief schnell mit angezündetem Licht nach dem Gemach, wo meine Töchter schliefen. Der Mönch war aus dem Turm, wo ich ihn allnächtlich eingeschlossen, gebrochen und in viehischer Brunst nach dem Gemach meiner Töchter gerannt, dessen Thüre er mit einem Fußtritt sprengte. Zum Glück hatte den Franz ein unausstehlicher Durst aus der Kammer, wo die Bursche schlafen,

hinausgetrieben, und er wollte gerade nach der Küche gehen, um sich Wasser zu schöpfen, als er den Mönch über den Gang poltern hörte. Er lief herbei und packte ihn gerade in dem Augenblick, als er die Thüre einstieß, von hinten her; aber der Junge war zu schwach, den Rasenden zu bändigen, sie balgten sich unter dem Geschrei der erwachten Mädchen in der Thüre, und ich kam gerade in dem Augenblick herzu, als der Mönch den Burschen zu Boden geworfen und ihn meuchlerisch bei der Kehle gepackt hatte. Ohne mich zu besinnen, faßte ich den Mönch und riß ihn von Franzen weg, aber plötzlich, noch weiß ich nicht, wie das zugegangen, blinkte ein Messer in des Mönchs Faust, er stieß nach mir, aber Franz, der sich aufgerafft, fiel ihm in den Arm, und mir, der ich nun wohl ein starker Mann bin, gelang es bald, den Rasenden so fest an die Mauer zu drücken, daß ihm schier der Atem ausgehen wollte. Die Bursche waren, ob dem Lärm, alle wach worden und herbeigelaufen; wir banden den Mönch und schmissen ihn in den Turm, ich holte aber meine Hetzpeitsche herbei, und zählte ihm zur Abmahnung von künftigen Unthaten ähnlicher Art einige kräftige Hiebe auf, so daß er ganz erbärmlich ächzte und wimmerte; aber ich sprach: ‘Du Bösewicht, das ist noch viel zu wenig für deine Schändlichkeit, daß du meine Tochter verführen wollen, und mir nach dem Leben getrachtet, eigentlich solltest du sterben.’ — Er heulte vor Angst und Entsetzen, denn die Furcht vor dem Tode schien ihn ganz zu vernichten. Den andern Morgen war es nicht möglich, ihn fortzubringen, denn er lag totenähnlich in gänzlicher Abspannung da, und flößte mir wahres Mitleiden ein. Ich ließ ihm in einem bessern Gemach ein gutes Bette bereiten, und meine Alte pflegte seiner, indem sie ihm stärkende Suppen kochte, und aus unserer Hausapotheke das reichte, was ihm dienlich schien. Meine Alte hat die gute Gewohnheit, wenn sie einsam sitzt, oft ein andächtig Lied anzustimmen, aber wenn es ihr recht wohl ums Herz sein soll, muß meine Anne mit ihrer hellen Stimme ihr solch ein Lied vorsingen. — Das geschah nun auch vor dem Bette des Kranken. — Da seufzte er oft tief, und sah meine Alte und die Anne mit recht wehmütigen Blicken an, oft flossen ihm die Thränen über die Wangen. Zuweilen bewegte er die Hand und die Finger, als wolle er sich kreuzigen, aber das gelang nicht, die Hand fiel kraftlos nieder; dann stieß er auch manchmal leise Töne aus, als wolle er in den Gesang einstimmen. Endlich

fing er an zusehends zu genesen, jetzt schlug er oft das Kreuz nach Sitte der Mönche und betete leise. Aber ganz unvermutet fing er einmal an, lateinische Lieder zu singen, die meiner Alten und der Anne, unerachtet sie die Worte nicht verstanden, mit ihren ganz wunderbaren, heiligen Tönen bis ins Innerste drangen, so daß sie nicht genug sagen konnten, wie der Kranke sie erbaue. Der Mönch war so weit hergestellt, daß er aufstehen und im Hause umherwandeln konnte, aber sein Aussehen, sein Wesen war ganz verändert. Die Augen blickten sanft, statt daß sonst ein gar böses Feuer in ihnen funkelte, er schritt ganz nach Klostersitte, leise und andächtig mit gefaltenen Händen umher, jede Spur des Wahnsinns war verschwunden. Er genoß nichts als Gemüse, Brot und Wasser, und nur selten konnte ich ihn in der letzten Zeit dahin bringen, daß er sich an meinen Tisch setzte und etwas von den Speisen genoß, sowie einen kleinen Schluck Wein trank. Dann sprach er das Gratias und ergötzte uns mit seinen Reden, die er so wohl zu stellen wußte, wie nicht leicht einer. Oft ging er im Walde einsam spazieren; so kam es denn, daß ich ihm einmal begegnete, und ohne gerade viel zu denken frug: ob er nicht nun bald in sein Kloster zurückkehren werde. Er schien sehr bewegt, er faßte meine Hand und sprach: 'Mein Freund, ich habe dir das Heil meiner Seele zu danken, du hast mich errettet von der ewigen Verderbnis, noch kann ich nicht von dir scheiden, laß mich bei dir sein. Ach, habe Mitleid mit mir, den der Satan verlockt hat und der unwiederbringlich verloren war, wenn ihn der Heilige, zu dem er flehte in angstvollen Stunden, nicht im Wahnsinn in diesen Wald gebracht hätte. — Sie fanden mich,' fuhr der Mönch nach einigem Stillschweigen fort, 'in einem ganz entarteten Zustande, und ahnen auch jetzt gewiß nicht, daß ich einst ein von der Natur reich ausgestatteter Jüngling war, den nur eine schwärmerische Neigung zur Einsamkeit und zu den tiefsinnigsten Studien ins Kloster brachte. Meine Brüder liebten mich alle ausnehmend, und ich lebte so froh, als es nur in dem Kloster geschehen kann. Durch Frömmigkeit und musterhaftes Betragen schwang ich mich empor, man sah in mir schon den künftigen Prior. Es begab sich, daß einer der Brüder von weiten Reisen heimkehrte und dem Kloster verschiedene Reliquien, die er sich auf dem Wege zu verschaffen gewußt, mitbrachte. Unter diesen befand sich eine verschlossene Flasche, die der heilige Antonius dem Teufel, der darin

ein verführerisches Elixir bewahrte, abgenommen haben sollte. Auch diese Reliquie wurde sorgfältig aufbewahrt, unerachtet mir die Sache ganz gegen den Geist der Andacht, den die wahren Reliquien einflößen sollen, und überhaupt ganz abgeschmackt zu sein schien. Aber eine unbeschreibliche Lüsternheit bemächtigte sich meiner, das zu erforschen, was wohl eigentlich in der Flasche enthalten. Es gelang mir, sie beiseite zu schaffen, ich öffnete sie und fand ein herrlich duftendes, süß schmeckendes, starkes Getränk darin, das ich bis auf den letzten Tropfen genoß. — Wie nun mein ganzer Sinn sich änderte, wie ich einen brennenden Durst nach der Lust der Welt empfand, wie das Laster in verführerischer Gestalt mir als des Lebens höchste Spitze erschien, das alles mag ich nicht sagen, kurz, mein Leben wurde eine Reihe schändlicher Verbrechen, so daß, als ich meiner teuflischen List unerachtet verraten wurde, mich der Prior zum ewigen Gefängnis verurteilte. Als ich schon mehrere Wochen in dem dumpfen, feuchten Kerker zugebracht hatte, verfluchte ich mich und mein Dasein, ich lästerte Gott und die Heiligen, da trat im glühend roten Scheine der Satan zu mir und sprach, daß, wenn ich meine Seele ganz dem Höchsten abwenden und ihm dienen wolle, er mich befreien werde. Heulend stürzte ich auf die Knie und rief: "Es ist kein Gott, dem ich diene, du bist mein Herr, und aus deinen Gluten strömt die Lust des Lebens." — Da brauste es in den Lüften wie eine Windsbraut, und die Mauern dröhnten, wie vom Erdbeben erschüttert, ein schneidender Ton pfiff durch den Kerker, die Eisenstäbe des Fensters fielen zerbröckelt herab, und ich stand von unsichtbarer Gewalt hinausgeschleudert im Klosterhofe. Der Mond schien hell durch die Wolken, und in seinen Strahlen erglänzte das Standbild des heiligen Antonius, das mitten im Hofe bei einem Springbrunnen aufgerichtet war. — Eine unbeschreibliche Angst zerriß mein Herz, ich warf mich zerknirscht nieder vor dem Heiligen, ich schwor dem Bösen ab, und flehte um Erbarmen; aber da zogen schwarze Wolken herauf, und aufs neue brauste der Orkan durch die Luft, mir vergingen die Sinne, und ich fand mich erst im Walde wieder, in dem ich wahnsinnig vor Hunger und Verzweiflung umhertobte, und aus dem Sie mich erretteten.' — So erzählte der Mönch, und seine Geschichte machte auf mich solch einen tiefen Eindruck, daß ich nach vielen Jahren, noch so wie heute imstande sein werde, alles Wort für Wort zu wiederholen. Seit der Zeit hat sich der

Mönch so fromm, so gutmütig betragen, daß wir ihn alle liebgewannen, und um so unbegreiflicher ist es mir, wie in voriger Nacht sein Wahnsinn hat aufs neue ausbrechen können."

„Wissen Sie denn gar nicht," fiel ich dem Förster ins Wort, „aus welchem Kapuzinerkloster der Unglückliche entsprungen ist?" — „Er hat mir es verschwiegen," erwiderte der Förster, „und ich mag um so weniger darnach fragen, als es mir beinahe gewiß ist, daß es wohl derselbe Unglückliche sein mag, der unlängst das Gespräch des Hofes war, unerachtet man seine Nähe nicht vermutete, und ich auch meine Vermutung, zum wahren Besten des Mönchs, nicht gerade bei Hofe laut werden lassen mochte." — „Aber ich darf wohl erfahren," versetzte ich, „da ich ein Fremder bin, und noch überdies mit Hand und Mund versprechen will, gewissenhaft zu schweigen." — „Sie müssen wissen," sprach der Förster weiter, „daß die Schwester unserer Fürstin Äbtissin des Cistercienserklosters in *** ist. Diese hatte sich des Sohnes einer armen Frau, deren Mann mit unserm Hofe in gewissen geheimnisvollen Beziehungen gestanden haben soll, angenommen, und ihn aufziehen lassen. Aus Neigung wurde er Kapuziner, und als Kanzelredner weit und breit bekannt. Die Äbtissin schrieb ihrer Schwester sehr oft über den Pflegling, und betrauerte vor einiger Zeit tief seinen Verlust. Er soll durch den Mißbrauch einer Reliquie schwer gesündigt haben, und aus dem Kloster, dessen Zierde er so lange war, verbannt worden sein. Alles dieses weiß ich aus einem Gespräch des fürstlichen Leibarztes mit einem andern Herrn vom Hofe, das ich vor einiger Zeit anhörte. Sie erwähnten einiger sehr merkwürdiger Umstände, die mir jedoch, weil ich all die Geschichten nicht von Grund aus kenne, unverständlich geblieben, und wieder entfallen sind. Erzählt nun auch der Mönch seine Errettung aus dem Klostergefängnis auf andere Weise, soll sie nämlich durch den Satan geschehen sein, so halte ich dies doch für eine Einbildung, die ihm noch vom Wahnsinn zurückblieb, und meine, daß der Mönch kein anderer, als eben der Bruder Medardus ist, den die Äbtissin zum geistlichen Stande erziehen ließ, und den der Teufel zu allerlei Sünden verlockte, bis ihn Gottes Gericht mit viehischer Raserei strafte."

Als der Förster den Namen Medardus nannte, durchbebte mich ein innerer Schauer, ja die ganze Erzählung hatte mich, wie mit tödlichen Stichen, die mein Innerstes trafen, gepeinigt. —

Nur zu sehr war ich überzeugt, daß der Mönch die Wahrheit gesprochen, da nur eben ein solches Getränk der Hölle, das er lüstern genossen, ihn aufs neue in verruchten gotteslästerlichen Wahnsinn gestürzt hatte. — Aber ich selbst war herabgesunken zum elenden Spielwerk der bösen geheimnisvollen Macht, die mich mit unauflöslichen Banden umstrickt hielt, so daß ich, der ich frei zu sein glaubte, mich nur innerhalb des Käfigs bewegte, in den ich rettungslos gesperrt worden. — Die guten Lehren des frommen Cyrillus, die ich unbeachtet ließ, die Erscheinung des Grafen und seines leichtsinnigen Hofmeisters, alles kam mir in den Sinn. — Ich wußte nun, woher die plötzliche Gärung im Innern, die Änderung meines Gemüts entstanden; ich schämte mich meines freveligen Beginnens, und diese Scham galt mir in dem Augenblick für die tiefe Reue und Zerknirschung, die ich in wahrhafter Buße hätte empfinden sollen. So war ich in tiefes Nachdenken versunken, und hörte kaum auf den Alten, der nun, wieder auf die Jägerei gekommen, mir manchen Strauß schilderte, den er mit den bösen Freischützen gehabt. Die Dämmerung war eingebrochen, und wir standen vor dem Gebüsch, in dem die Hühner liegen sollten; der Förster stellte mich auf meinen Platz, schärfte mir ein, weder zu sprechen, noch sonst mich viel zu regen, und mit gespanntem Hahn recht sorglich zu lauschen. Die Jäger schlichen leise auf ihre Plätze, und ich stand einsam in der Dunkelheit, die immer mehr zunahm. — Da traten Gestalten aus meinem Leben hervor im düstern Walde. Ich sah meine Mutter, die Äbtissin, sie schauten mich an mit strafenden Blicken. — Euphemie rauschte auf mich zu mit totenbleichem Gesicht, und starrte mich an mit ihren schwarzen, glühenden Augen, sie erhob ihre blutigen Hände, mir drohend, ach es waren Blutstropfen, Hermogens Todeswunde entquollen, ich schrie auf! — Da schwirrte es über mir in starkem Flügelschlag, ich schoß blindlings in die Luft, und zwei Hühner stürzten getroffen herab. „Bravo!" rief der unfern von mir stehende Jägerbursche, indem er das dritte herabschoß. — Schüsse knallten jetzt rings umher, und die Jäger versammelten sich, jeder seine Beute herbeitragend. Der Jägerbursche erzählte, nicht ohne listige Seitenblicke auf mich, wie ich ganz laut aufgeschrieen, da die Hühner dicht über meinen Kopf weggestrichen, als hätte ich großen Schreck, und dann ohne einmal recht anzulegen, blindlings drunter geschossen, und doch zwei Hühner getroffen; ja es sei in der Finsternis

ihm vorgekommen, als hätte ich das Gewehr ganz nach anderer Richtung hingehalten, und doch wären die Hühner gestürzt. Der alte Förster lachte laut auf, daß ich so über die Hühner erschrocken sei, und mich nur gewehrt habe, mit Drunterschießen. — „Übrigens, mein Herr!“ fuhr er scherzend fort, „will ich hoffen, daß Sie ein ehrlicher, frommer Weidmann, und kein Freijäger sind, der es mit dem Bösen hält, und hinschießen kann, wo er will, ohne das zu fehlen, was er zu treffen willens.“ — Dieser gewiß unbefangene Scherz des Alten traf mein Innerstes, und selbst mein glücklicher Schuß in jener aufgeregten, entsetzlichen Stimmung, den doch nur der Zufall herbeigeführt, erfüllte mich mit Grauen. Mit meinem Selbst mehr als jemals entzweit, wurde ich mir selbst zweideutig, und ein inneres Grausen umfing mein eigenes Wesen mit zerstörender Kraft.

Als wir ins Haus zurückkamen, berichtete Christian, daß der Mönch sich im Turm ganz ruhig verhalten, kein einziges Wort gesprochen, und auch keine Nahrung zu sich genommen habe. „Ich kann ihn nun nicht länger bei mir behalten,“ sprach der Förster, „denn wer steht mir dafür, daß sein, wie es scheint, unheilbarer Wahnsinn nach langer Zeit nicht aufs neue ausbricht, und er irgend ein entsetzliches Unheil hier im Hause anrichtet; er muß morgen in aller Frühe mit Christian und Franz nach der Stadt; mein Bericht über den ganzen Vorgang ist längst fertig, und da mag er denn in die Irrenanstalt gebracht werden.“

Als ich in meinem Gemach allein war, stand mir Hermogens Gestalt vor Augen, und wenn ich sie fassen wollte mit schärferem Blick, wandelte sie sich um in den wahnsinnigen Mönch. Beide flossen in meinem Gemüt in eins zusammen, und bildeten so die Warnung der höhern Macht, die ich wie dicht vor dem Abgrunde vernahm. Ich stieß an die Korbflasche, die noch auf dem Boden lag; der Mönch hatte sie bis auf den letzten Tropfen ausgeleert, und so war ich jeder neuen Versuchung, davon zu genießen, enthoben: aber auch selbst die Flasche, aus der noch ein starker berauschender Duft strömte, schleuderte ich fort, durch das offne Fenster über die Hofmauer weg, um so jede mögliche Wirkung des verhängnisvollen Elixirs zu vernichten. — Nach und nach wurde ich ruhiger, ja der Gedanke ermutigte mich, daß ich auf jeden Fall in geistiger Hinsicht erhaben sein müsse über jenen Mönch, den das dem meinigen gleiche Getränk in wilden Wahn-

sinn stürzte. Ich fühlte, wie dies entsetzliche Verhängnis bei mir vorübergestreift; ja daß der alte Förster den Mönch eben für den unglücklichen Medardus, für mich selbst, hielt, war mir ein Fingerzeig der höheren heiligen Macht, die mich noch nicht sinken lassen wollte, in das trostlose Elend. — Schien nicht der Wahnsinn, der überall sich mir in den Weg stellte, nur allein vermögend, mein Inneres zu durchblicken, und immer dringender vor dem bösen Geiste zu warnen, der mir, wie ich glaubte, sichtbarlich in der Gestalt des bedrohlichen gespenstischen Malers erschienen? —

Unwiderstehlich zog es mich fort nach der Residenz. Die Schwester meiner Pflegemutter, die, wie ich mich besann, der Äbtissin ganz ähnlich war, da ich ihr Bild öfters gesehen, sollte mich wieder zurückführen in das fromme schuldlose Leben, wie es ehemals mir blühte, denn dazu bedurfte es in meiner jetzigen Stimmung nur ihres Anblicks und der dadurch erweckten Erinnerungen. Dem Zufall wollte ich es überlassen, mich in ihre Nähe zu bringen.

Kaum war es Tag worden, als ich des Försters Stimme im Hofe vernahm; früh sollte ich mit dem Sohne abreisen, ich warf mich daher schnell in die Kleider. Als ich herabkam, stand ein Leiterwagen mit Strohsitzen zum Abfahren bereit vor der Hausthür; man brachte den Mönch, der mit totenbleichem und verstörtem Gesicht sich geduldig führen ließ. Er antwortete auf keine Frage, er wollte nichts genießen, kaum schien er die Menschen um sich zu gewahren. Man hob ihn auf den Wagen, und band ihn mit Stricken fest, da sein Zustand allerdings bedenklich schien, und man vor dem plötzlichen Ausbruch einer innern verhaltenen Wut keineswegs sicher war. Als man seine Arme festschnürte, verzog sich sein Gesicht krampfhaft, und er ächzte leise. Sein Zustand durchbohrte mein Herz, er war mir verwandt worden, ja nur seinem Verderben verdankte ich vielleicht meine Rettung. Christian und ein Jägerbursche setzten sich neben ihm in den Wagen. Erst im Fortfahren fiel sein Blick auf mich, und er wurde plötzlich von tiefem Staunen ergriffen; als der Wagen sich schon entfernte (wir waren ihm bis vor die Mauer gefolgt), blieb sein Kopf gewandt, und sein Blick auf mich gerichtet. „Sehen Sie,“ sagte der alte Förster, „wie er Sie so scharf ins Auge faßt; ich glaube, daß Ihre Gegenwart im Speisezimmer, die er nicht vermutete, auch viel zu seinem rasenden Beginnen beigetragen hat, denn selbst

in seiner guten Periode blieb er ungemein scheu, und hatte immer den Argwohn, daß ein Fremder kommen, und ihn töten würde. Vor dem Tode hatte er nämlich eine ganz ungemessene Furcht, und durch die Drohung ihn gleich erschießen zu lassen, habe ich oft den Ausbrüchen seiner Raserei widerstanden."

Mir war wohl und leicht, daß der Mönch, dessen Erscheinung mein eignes Ich in verzerrten, gräßlichen Zügen reflektierte, entfernt worden. Ich freuete mich auf die Residenz, denn es war mir, als solle dort die Last des schweren finstern Verhängnisses, die mich niedergedrückt, mir entnommen werden, ja, als würde ich mich dort, erkräftigt, der bösen Macht, die mein Leben befangen, entreißen können. Als das Frühstück verzehrt, fuhr der saubre, mit raschen Pferden bespannte Reisewagen des Försters vor. — Kaum gelang es mir, der Frau für die Gastlichkeit, mit der ich aufgenommen, etwas Geld, sowie den beiden bildhübschen Töchtern einige Galanteriewaren, die ich zufällig bei mir trug, aufzudringen. Die ganze Familie nahm so herzlichen Abschied, als sei ich längst im Hause bekannt gewesen; der Alte scherzte noch viel über mein Jägertalent. Heiter und froh fuhr ich von dannen.

Vierter Abschnitt.

Das Leben am fürstlichen Hofe.

Die Residenz des Fürsten bildete gerade den Gegensatz zu der Handelsstadt, die ich verlassen. Im Umfange bedeutend kleiner, war sie regelmäßiger und schöner gebaut, aber ziemlich menschenleer. Mehrere Straßen, worin Alleen gepflanzt, schienen mehr Anlagen eines Parks zu sein, als zur Stadt zu gehören; alles bewegte sich still und feierlich, selten von dem rasselnden Geräusch eines Wagens unterbrochen. Selbst in der Kleidung und in dem Anstande der Einwohner, bis auf den gemeinen Mann, herrschte eine gewisse Zierlichkeit, ein Streben, äußere Bildung zu zeigen.

Der fürstliche Palast war nichts weniger als groß, auch nicht im großen Stil erbaut, aber rücksichts der Eleganz, der richtigen Verhältnisse, eines der schönsten Gebäude, die ich jemals gesehen; an ihn schloß sich ein anmutiger Park, den der liberale Fürst den Einwohnern zum Spaziergange geöffnet.

Man sagte mir in dem Gasthause, wo ich eingekehrt, daß die fürstliche Familie gewöhnlich abends einen Gang durch den Park zu machen pflege und daß viele Einwohner diese Gelegenheit niemals versäumten, den gütigen Landesherrn zu sehen. Ich eilte um die bestimmte Stunde in den Park, der Fürst trat mit seiner Gemahlin und einer geringen Umgebung aus dem Schlosse. — Ach! — bald sah ich nichts mehr, als die Fürstin, sie, die meiner Pflegemutter so ähnlich war! — Dieselbe Hoheit, dieselbe Anmut in jeder ihrer Bewegungen, derselbe geistvolle Blick des Auges, dieselbe freie Stirne, das himmlische Lächeln. — Nur schien sie mir im Wuchse voller und jünger als die Äbtissin. Sie redete liebreich mit mehreren Frauenzimmern, die sich eben in der Allee befanden, während der Fürst mit einem ernsten Mann im interessanten, eifrigen Gespräch begriffen schien. — Die Kleidung, das Benehmen der fürstlichen Familie, ihre Umgebung, alles griff ein in den Ton des Ganzen. Man sah wohl, wie die anständige Haltung in einer gewissen Ruhe und anspruchslosen Zierlichkeit, in der sich die Residenz erhielt, von dem Hofe ausging. Zufällig stand ich bei einem aufgeweckten Mann, der mir auf alle möglichen Fragen Bescheid gab, und manche muntere Anmerkung einzuflechten wußte. Als die fürstliche Familie vorüber war, schlug er mir vor, einen Gang durch den Park zu machen und mir, dem Fremden, die geschmackvollen Anlagen zu zeigen, welche überall in demselben anzutreffen: das war mir nun ganz recht, und ich fand in der That, daß überall der Geist der Anmut und des geregelten Geschmacks verbreitet, wiewohl mir oft in den im Park zerstreuten Gebäuden das Streben nach der antiken Form, die nur die grandiosesten Verhältnisse duldet, den Bauherrn zu Kleinlichkeiten verleitet zu haben schien. Antike Säulen, deren Kapitäler ein großer Mann beinahe mit der Hand erreicht, sind wohl ziemlich lächerlich. Ebenso gab es in entgegengesetzter Art im andern Teil des Parks ein paar gotische Gebäude, die sich in ihrer Kleinheit gar zu kleinlich ausnahmen. Ich glaube, daß das Nachahmen gotischer Formen beinahe noch gefährlicher ist, als jenes Streben nach dem Antiken. Denn ist es auch allerdings richtig, daß kleine Kapellen dem Baumeister, der rücksichts der Größe des Gebäudes und der darauf zu verwendenden Kosten eingeschränkt ist, Anlaß genug geben, in jenem Stil zu bauen, so möchte es doch wohl mit den Spitzbogen, bizarren Säulen, Schnörkeln, die man dieser

oder jener Kirche nachahmt, nicht gethan sein, da nur der Baumeister etwas Wahrhaftiges in der Art leisten wird, der sich von dem tiefen Sinn — wie er in den alten Meistern wohnte, welche das willkürlich, ja das heterogen Scheinende, so herrlich zu einem sinnigen, bedeutungsvollen Ganzen zu verbinden wußten — beseelt fühlt. Es ist mit einem Wort der seltene Sinn für das Romantische, der den gotischen Baumeister leiten muß, da hier von dem Schulgerechten, an das er sich bei der antiken Form halten kann, nicht die Rede ist. Ich äußerte alles dieses meinem Begleiter; er stimmte mir vollkommen bei und suchte nur für jene Kleinigkeiten darin eine Entschuldigung, daß die in einem Park nötige Abwechslung, und selbst das Bedürfnis, hie und da Gebäude als Zufluchtsort bei plötzlich einbrechendem Unwetter, oder auch nur zur Erholung, zum Ausruhen zu finden, beinahe von selbst jene Mißgriffe herbeiführe. — Die einfachsten, anspruchslosesten Gartenhäuser, Strohdächer auf Baumstämme gestützt und in anmutige Gebüsche versteckt, die eben jenen angedeuteten Zweck erreichten, meinte ich dagegen, wären mir lieber, als alle jene Tempelchen und Kapellchen; und sollte denn nun einmal gezimmert und gemauert werden, so stehe dem geistreichen Baumeister, der rücksichts des Umfanges und der Kosten beschränkt sei, wohl ein Stil zu Gebote, der, sich zum Antiken oder zum Gotischen hinneigend, ohne kleinliche Nachahmerei, ohne Anspruch, das grandiose, alte Muster zu erreichen, nur das Anmutige, den dem Gemüte des Beschauers wohlthuenden Eindruck bezwecke.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung,“ erwiderte mein Begleiter, „indessen rühren alle diese Gebäude, ja die Anlage des ganzen Parks von dem Fürsten selbst her, und dieser Umstand beschwichtigt, wenigstens bei uns Einheimischen, jeden Tadel. — Der Fürst ist der beste Mensch, den es auf der Welt geben kann, von je her hat er den wahrhaft landesväterlichen Grundsatz, daß die Unterthanen nicht seinetwegen da wären, er vielmehr der Unterthanen wegen da sei, recht an den Tag gelegt. Die Freiheit, alles zu äußern, was man denkt; die Geringfügigkeit der Abgaben und der daraus entspringende niedrige Preis aller Lebensbedürfnisse; das gänzliche Zurücktreten der Polizei, die nur dem boshaften Übermute ohne Geräusch Schranken setzt, und weit entfernt ist, den einheimischen Bürger, sowie den Fremden, mit gehässigem Amtseifer zu quälen; die Entfernung alles soldatischen Unwesens,

die gemütliche Ruhe, womit Geschäfte, Gewerbe getrieben werden, alles das wird Ihnen den Aufenthalt in unserm Ländchen erfreulich machen. Ich wette, daß man Sie bis jetzt noch nicht nach Namen und Stand gefragt hat, und der Gastwirt keinesweges, wie in andern Städten, in der ersten Viertelstunde mit dem großen Buche unterm Arme feierlich angerückt ist, worin man genötigt wird, seinen eignen Steckbrief mit stumpfer Feder und blasser Tinte hineinzukritzeln. Kurz, die ganze Einrichtung unseres kleinen Staats, in dem die wahre Lebensweisheit herrscht, geht von unserm herrlichen Fürsten aus, da vorher die Menschen, wie man mir gesagt hat, durch albernen Pedantismus eines Hofes, der die Ausgabe des benachbarten großen Hofes in Taschenformat war, gequält wurden. Der Fürst liebt Künste und Wissenschaften, daher ist ihm jeder geschickte Künstler, jeder geistreiche Gelehrte willkommen und der Grad seines Wissens nur ist die Ahnenprobe, die die Fähigkeit bestimmt, in der nächsten Umgebung des Fürsten erscheinen zu dürfen. Aber eben in die Kunst und Wissenschaft des vielseitig gebildeten Fürsten hat sich etwas von dem Pedantismus geschlichen, der ihn bei seiner Erziehung einzwängte, und der sich jetzt in dem sklavischen Anhängen an irgend eine Form ausspricht. Er schrieb und zeichnete den Baumeistern mit ängstlicher Genauigkeit jeden Detail der Gebäude vor und jede geringe Abweichung von dem aufgestellten Muster, das er mühsam aus allen nur möglichen antiquarischen Werken herausgesucht, konnte ihn ebenso ängstigen, als wenn dieses oder jenes dem verjüngten Maßstab, den ihm die beengten Verhältnisse aufdrangen, sich durchaus nicht fügen wollte. Durch eben das Anhängen an diese oder jene Form, die er liebgewonnen, leidet auch unser Theater, das von der einmal bestimmten Manier, der sich die heterogensten Elemente fügen müssen, nicht abweicht. Der Fürst wechselt mit gewissen Lieblingsneigungen, die aber gewiß niemals irgend jemandem zu nahe treten. Als der Park angelegt wurde, war er leidenschaftlicher Baumeister und Gärtner, dann begeisterte ihn der Schwung, den seit einiger Zeit die Musik genommen, und dieser Begeisterung verdanken wir die Einrichtung einer ganz vorzüglichen Kapelle. — Dann beschäftigte ihn die Malerei, in der er selbst das Ungewöhnliche leistet. Selbst bei den täglichen Belustigungen des Hofes findet dieser Wechsel statt. — Sonst wurde viel getanzt, jetzt wird an Gesellschaftstagen eine Pharobank gehalten,

und der Fürst, ohne im mindesten eigentlicher Spieler zu sein, ergötzt sich an den sonderbaren Verknüpfungen des Zufalls, doch bedarf es nur irgend eines Impulses, um wieder etwas Anderes an die Tagesordnung zu bringen. Dieser schnelle Wechsel der Neigungen hat dem guten Fürsten den Vorwurf zugezogen, daß ihm diejenige Tiefe des Geistes fehle, in der sich wie in einem klaren sonnenhellen See das farbenreiche Bild des Lebens unverändert spiegelt; meiner Meinung nach thut man ihm aber unrecht, da eine besondere Regsamkeit des Geistes nur ihn dazu treibt, diesem oder jenem nach erhaltenem Impuls mit besonderer Leidenschaft nachzuhängen, ohne daß darüber das eben so Edle vergessen, oder auch nur vernachlässigt werden sollte. Daher kommt es, daß Sie diesen Park so wohl erhalten sehen, daß unsere Kapelle, unser Theater fortdauernd auf alle mögliche Weise unterstützt und gehoben, daß die Gemäldesammlung nach Kräften bereichert wird. Was aber den Wechsel der Unterhaltungen bei Hofe betrifft, so ist das wohl ein heiteres Spiel im Leben, das jeder dem regsamen Fürsten zur Erholung vom ernsten, oft mühevollen Geschäft recht herzlich gönnen mag."

Wir gingen eben bei ganz herrlichen, mit tiefem malerischen Sinn gruppierten Gebüschen und Bäumen vorüber, ich äußerte meine Bewunderung und mein Begleiter sagte: „Alle diese Anlagen, diese Pflanzungen, diese Blumengruppen sind das Werk der vortrefflichen Fürstin. Sie ist selbst vollendete Landschaftsmalerin, und außerdem die Naturkunde ihre Lieblingswissenschaft. Sie finden daher ausländische Bäume, seltene Blumen und Pflanzen, aber nicht wie zur Schau ausgestellt, sondern mit tiefem Sinn so geordnet, und in zwanglose Partien verteilt, als wären sie ohne alles Zuthun der Kunst aus heimatlichem Boden entsprossen. — Die Fürstin äußerte einen Abscheu gegen all die aus Sandstein unbeholfen gemeißelten Götter und Göttinnen, Najaden und Dryaden, wovon sonst der Park wimmelte. Diese Standbilder sind deshalb verbannt worden, und Sie finden nur noch einige gute Kopien nach der Antike, die der Fürst gewisser, ihm teurer Erinnerungen wegen gern im Park behalten wollte, die aber die Fürstin so geschickt — mit zartem Sinn des Fürsten innerste Willensmeinung ergreifend — aufstellen zu lassen wußte, daß sie auf jeden, dem auch die geheimeren Beziehungen fremd sind, ganz wunderbar wirken."

Es war später Abend geworden, wir verließen den Park, mein Begleiter nahm die Einladung an, mit mir im Gasthofe zu speisen, und gab sich endlich als den Inspektor der fürstlichen Bildergalerie zu erkennen.

Ich äußerte ihm, als wir bei der Mahlzeit vertrauter geworden, meinen herzlichen Wunsch, der fürstlichen Familie näher zu treten, und er versicherte, daß nichts leichter sei als dieses, da jeder gebildete, geistreiche Fremde im Zirkel des Hofes willkommen wäre. Ich dürfe nur dem Hofmarschall den Besuch machen, und ihn bitten, mich dem Fürsten vorzustellen. Diese diplomatische Art, zum Fürsten zu gelangen, gefiel mir um so weniger, als ich kaum hoffen konnte, gewissen lästigen Fragen des Hofmarschalls über das „Woher?", über Stand und Charakter zu entgehen; ich beschloß daher, dem Zufall zu vertrauen, der mir vielleicht den kürzeren Weg zeigen würde, und das traf auch in der That bald ein. Als ich nämlich eines Morgens in dem, zur Stunde gerade ganz menschenleeren Park lustwandelte, begegnete mir der Fürst in einem schlichten Oberrock. Ich grüßte ihn, als sei er mir gänzlich unbekannt, er blieb stehen, und eröffnete das Gespräch mit der Frage: ob ich fremd hier sei? — Ich bejahte es, mit dem Zusatz, wie ich vor ein paar Tagen angekommen, und bloß durchreisen wollen; die Reize des Orts, und vorzüglich die Gemütlichkeit und Ruhe, die hier überall herrsche, hätten mich aber vermocht zu verweilen. Ganz unabhängig, bloß der Wissenschaft und Kunst lebend, wäre ich gesonnen, recht lange hier zu bleiben, da mich die ganze Umgebung auf höchste Weise anspreche und anziehe. Dem Fürsten schien das zu gefallen, und er erbot sich, mir als Cicerone alle Anlagen des Parks zu zeigen. Ich hütete mich zu verraten, daß ich das alles schon gesehen, sondern ließ mich durch alle Grotten, Tempel, gotische Kapellen, Pavillons führen, und hörte geduldig die weitschweifigen Kommentare an, die der Fürst von jeder Anlage gab. Überall nannte er die Muster, nach welchen gearbeitet worden, machte mich auf die genaue Ausführung der gestellten Aufgaben aufmerksam, und verbreitete sich überhaupt über die eigentliche Tendenz, die bei der ganzen Einrichtung *dieses* Parks zum Grunde gelegen, und die bei jedem Parke vorwalten sollte. Er frug nach meiner Meinung; ich rühmte die Anmut des Orts, die üppige herrliche Vegetation, unterließ aber auch nicht rücksichts der Gebäude, mich ebenso wie gegen den

Galerie-Inspektor zu äußern. Er hörte mich aufmerksam an, er schien manches meiner Urteile nicht gerade zu verwerfen, indessen schnitt er jede weitere Diskussion über diesen Gegenstand durch die Äußerung ab, daß ich zwar in ideeller Hinsicht recht haben könne, indessen mir die Kenntnis des Praktischen, und der wahren Art der Ausführung fürs Leben abzugehen scheine. Das Gespräch wandte sich zur Kunst, ich bewies mich als guten Kenner der Malerei und als praktischen Tonkünstler, ich wagte manchen Widerspruch gegen seine Urteile, die geistreich und präcis seine innere Überzeugung aussprachen, aber auch wahrnehmen ließen, daß seine Kunstbildung zwar bei weitem die übertraf, wie sie die Großen gemeinhin zu erhalten pflegen, indessen doch viel zu oberflächlich war, um nur die Tiefe zu ahnen, aus der dem wahren Künstler die herrliche Kunst aufgeht, und in ihm den göttlichen Funken des Strebens nach dem Wahrhaftigen entzündet. Meine Widersprüche, meine Ansichten galten ihm nur als Beweis meines Dilettantismus, der gewöhnlich nicht von der wahren praktischen Einsicht erleuchtet werde. Er belehrte mich über die wahren Tendenzen der Malerei und der Musik, über die Bedingnisse des Gemäldes, der Oper. — Ich erfuhr viel von Kolorit, Draperie, Pyramidalgruppen, von ernster und komischer Musik, von Scenen für die Primadonna von Chören, vom Effekt, vom Helldunkel der Beleuchtung u. s. w. Ich hörte alles an, ohne den Fürsten, der sich in dieser Unterhaltung recht zu gefallen schien, zu unterbrechen. Endlich schnitt er selbst seine Rede ab, mit der schnellen Frage: „Spielen Sie Pharo?“ — Ich verneinte es. „Das ist ein herrliches Spiel,“ fuhr er fort, „in seiner hohen Einfachheit das wahre Spiel für geistreiche Männer. Man tritt gleichsam aus sich selbst heraus, oder besser, man stellt sich auf einen Standpunkt, von dem man die sonderbaren Verschlingungen und Verknüpfungen, die die geheime Macht, welche wir Zufall nennen, mit unsichtbarem Faden spinnt, zu erblicken imstande ist. Gewinn und Verlust sind die beiden Angeln, auf denen sich die geheimnisvolle Maschine bewegt, die wir angestoßen, und die nun der ihr einwohnende Geist nach Willkür forttreibt. — Das Spiel müssen Sie lernen, ich will selbst Ihr Lehrmeister sein.“ — Ich versicherte, bis jetzt nicht viel Lust zu einem Spiel in mir zu spüren, das, wie mir oft versichert worden, höchst gefährlich und verderblich sein solle. — Der Fürst lächelte, und fuhr, mich mit seinen leb-

haften klaren Augen scharf anblickend, fort: „Ei, das sind kindische Seelen, die das behaupten, aber am Ende halten Sie mich wohl für einen Spieler, der Sie ins Garn locken will. — Ich bin der Fürst; gefällt es Ihnen hier in der Residenz, so bleiben Sie hier, und besuchen Sie meinen Zirkel, in dem wir manchmal Pharo spielen, ohne daß ich zugebe, daß sich irgend jemand durch dies Spiel derangiere, unerachtet das Spiel bedeutend sein muß, um zu interessieren, denn der Zufall ist träge, sobald ihm nur Unbedeutendes dargeboten wird.“

Schon im Begriff mich zu verlassen, kehrte der Fürst sich noch zu mir, und frug: „Mit wem habe ich aber gesprochen?“ — Ich erwiderte, daß ich Leonard heiße, und als Gelehrter privatisiere, ich sei übrigens keineswegs von Adel, und dürfe vielleicht daher von der mir angebotenen Gnade, im Hofzirkel zu erscheinen, keinen Gebrauch machen. „Was Adel, was Adel!“ rief der Fürst heftig, „Sie sind, wie ich mich überzeugt habe, ein sehr unterrichteter, geistreicher Mann. Die Wissenschaft adelt Sie, und macht Sie fähig, in meiner Umgebung zu erscheinen. Adieu, Herr Leonard, auf Wiedersehen!“ — So war denn mein Wunsch früher und leichter, als ich es mir gedacht hatte, erfüllt. Zum erstenmal in meinem Leben sollte ich an einem Hofe erscheinen, ja, in gewisser Art selbst am Hofe leben, und mir gingen all die abenteuerlichen Geschichten von den Kabalen, Ränken, Intriguen der Höfe, wie sie sinnreiche Roman- und Komödienschreiber aushecken, durch den Kopf. Nach Aussage dieser Leute mußte der Fürst von Bösewichtern aller Art umgeben und verblendet, insonderheit aber der Hofmarschall ein ahnenstolzer, abgeschmackter Pinsel, der erste Minister ein ränkevoller, habsüchtiger Bösewicht, die Kammerjunker müssen aber lockere Menschen und Mädchenverführer sein. — Jedes Gesicht ist kunstmäßig in freundliche Falten gelegt, aber im Herzen Lug und Trug; sie schmelzen vor Freundschaft und Zärtlichkeit, sie bücken und krümmen sich, aber jeder ist des andern unversöhnlicher Feind, und sucht ihm hinterlistig ein Bein zu stellen, daß er rettungslos umschlägt, und der Hintermann in seine Stelle tritt, bis ihm ein Gleiches widerfährt. Die Hofdamen sind häßlich, stolz, ränkevoll, dabei verliebt, und stellen Netze und Sprenkeln, vor denen man sich zu hüten hat, wie vor dem Feuer! — So stand das Bild eines Hofes in meiner Seele, als ich im Seminar so viel davon gelesen; es war mir immer, als triebe

der Teufel da recht ungestört sein Spiel, und unerachtet mir Leonardus manches von Höfen, an denen er sonst gewesen, erzählte, was zu meinen Begriffen davon durchaus nicht passen wollte, so blieb mir doch eine gewisse Scheu vor allem Höfischen zurück, die noch jetzt, da ich im Begriff stand, einen Hof zu sehen, ihre Wirkung äußerte. Mein Verlangen, der Fürstin näher zu treten, ja eine innere Stimme, die mir unaufhörlich, wie in dunklen Worten zurief, daß hier mein Geschick sich bestimmen werde, trieben mich unwiderstehlich fort, und um die bestimmte Stunde befand ich mich, nicht ohne innere Beklemmung, im fürstlichen Vorsaal. —

Mein ziemlich langer Aufenthalt in jener Reichs- und Handelsstadt hatte mir dazu gedient, all das Ungelenke, Steife, Eckige meines Betragens, das mir sonst noch vom Klosterleben anklebte, ganz abzuschleifen. Mein von Natur geschmeidiger, vorzüglich wohlgebauter Körper gewöhnte sich leicht an die ungezwungene, freie Bewegung, die dem Weltmann eigen. Die Bläſſe, die den jungen Mönch auch bei schönem Gesicht entstellt, war aus meinem Gesicht verschwunden, ich befand mich in den Jahren der höchsten Kraft, die meine Wangen rötete und aus meinen Augen blitzte; meine dunkelbraunen Locken verbargen jedes Überbleibsel der Tonsur. Zu dem allen kam, daß ich eine feine, zierliche schwarze Kleidung im neuesten Geschmack trug, die ich aus der Handelsstadt mitgebracht, und so konnte es nicht fehlen, daß meine Erscheinung angenehm auf die schon Versammelten wirken mußte, wie sie es durch ihr zuvorkommendes Betragen, das, sich in den Schranken der höchsten Feinheit haltend, nicht zudringlich wurde, bewiesen. So wie nach meiner, aus Romanen und Komödien gezogenen Theorie der Fürst, als er mit mir im Park sprach, bei den Worten: „Ich bin der Fürst,“ eigentlich den Oberrock rasch aufknöpfen, und mir einen großen Stern entgegen blitzen lassen mußte, so sollten auch all die Herren, die den Fürsten umgaben, in gestickten Röcken, steifen Frisuren u. s. w. einhergehen, und ich war nicht wenig verwundert, nur einfache, geschmackvolle Anzüge zu bemerken. Ich nahm wahr, daß mein Begriff vom Leben am Hofe wohl überhaupt ein kindisches Vorurteil sein könne, meine Befangenheit verlor sich, und ganz ermutigte mich der Fürst, der mit den Worten auf mich zutrat: „Sieh da, Herr Leonard!“ und dann über meinen strengen kunstrichterlichen Blick scherzte, mit dem ich seinen Park

gemustert. — Die Flügelthüren öffneten sich, und die Fürstin trat in den Konversationssaal, nur von zwei Hofdamen begleitet. Wie erbebte ich bei ihrem Anblick im Innersten, wie war sie nun, beim Schein der Lichter, meiner Pflegemutter noch ähnlicher als sonst. — Die Damen umringten sie, man stellte mich vor, sie sah mich an mit einem Blick, der Erstaunen, eine innere Bewegung verriet; sie lispelte einige Worte, die ich nicht verstand, und kehrte sich dann zu einer alten Dame, der sie etwas leise sagte, worüber diese unruhig wurde, und mich scharf anblickte. Alles dieses geschah in einem Moment. — Jetzt teilte sich die Gesellschaft in kleinere und größere Gruppen, lebhafte Gespräche begannen, es herrschte ein freier, ungezwungener Ton, und doch fühlte man es, daß man sich im Zirkel des Hofes, in der Nähe des Fürsten befand, ohne daß dies Gefühl nur im mindesten gedrückt hätte. Kaum eine einzige Figur fand ich, die in das Bild des Hofes, wie ich ihn mir sonst dachte, gepaßt haben sollte. Der Hofmarschall war ein alter, lebenslustiger, aufgeweckter Mann, die Kammerjunker muntre Jünglinge, die nicht im mindesten darnach aussahen, als führten sie Böses im Schilde. Die beiden Hofdamen schienen Schwestern, sie waren sehr jung, und ebenso unbedeutend, zum Glück aber sehr anspruchslos geputzt. Vorzüglich war es ein kleiner Mann mit aufgestützter Nase, und lebhaft funkelnden Augen, schwarz gekleidet, den langen Stahldegen an der Seite, der, indem er sich mit unglaublicher Schnelle durch die Gesellschaft wand und schlängelte, und bald hier, bald dort war, nirgends weilend, keinem Rede stehend, hundert witzige sarkastische Einfälle, wie Feuerfunken umhersprühte, überall reges Leben entzündete. Es war des Fürsten Leibarzt. — Die alte Dame, mit der die Fürstin gesprochen, hatte unbemerkt mich so geschickt zu umkreisen gewußt, daß ich, ehe ich mir's versah, mit ihr allein am Fenster stand. Sie ließ sich alsbald in ein Gespräch mit mir ein, das, so schlau sie es anfing, bald den einzigen Zweck verriet, mich über meine Lebensverhältnisse auszufragen. — Ich war auf dergleichen vorbereitet, und überzeugt, daß die einfachste anspruchloseste Erzählung in solchen Fällen die unschädlichste und gefahrloseste ist, schränkte ich mich darauf ein, ihr zu sagen, daß ich ehemals Theologie studiert, jetzt aber, nachdem ich den reichen Vater beerbt, aus Lust und Liebe reise. Meinen Geburtsort verlegte ich nach dem polnischen Preußen, und gab ihm einen solchen barbarischen, Zähne und Zunge zerbrechenden,

Namen, der der alten Dame das Ohr verletzte, und ihr jede Lust benahm, noch einmal zu fragen. „Ei, ei," sagte die alte Dame, „Sie haben ein Gesicht, mein Herr, das hier gewisse traurige Erinnerungen wecken könnte, und sind vielleicht mehr als Sie scheinen wollen, da Ihr Anstand keineswegs auf einen Studenten der Theologie deutet."

Nachdem Erfrischungen gereicht worden, ging es in den Saal, wo der Pharotisch in Bereitschaft stand. Der Hofmarschall machte den Banquier, doch stand er, wie man mir sagte, mit dem Fürsten in der Art im Verein, daß er allen Gewinn behielt, der Fürst ihm aber jeden Verlust, insofern er den Fond der Bank schwächte, ersetzte. Die Herren versammelten sich um den Tisch, bis auf den Leibarzt, der niemals spielte, sondern bei den Damen blieb, die an dem Spiel keinen Anteil nahmen. Der Fürst rief mich zu sich, ich mußte neben ihm stehen, und er wählte meine Karten, nachdem er mir in kurzen Worten das Mechanische des Spiels erklärt. Dem Fürsten schlugen alle Karten um, und auch ich befand mich, so genau ich den Rat des Fürsten befolgte, fortwährend im Verlust, der bedeutend wurde, da ein Louisdor als niedrigster Point galt. Meine Kasse war ziemlich auf der Neige, und schon oft hatte ich gesonnen, wie es gehen würde, wenn die letzten Louisdor ausgegeben, um so mehr war mir das Spiel, welches mich auf einmal arm machen konnte, fatal. Eine neue Taille begann, und ich bat den Fürsten, mich nun ganz mir selbst zu überlassen, da es scheine, als wenn ich, als ein ausgemacht unglücklicher Spieler, ihn auch in Verlust brächte. Der Fürst meinte lächelnd, daß ich noch vielleicht meinen Verlust hätte einbringen können, wenn ich nach dem Rat des erfahrnen Spielers fortgefahren, indessen wolle er nun sehen, wie ich mich benehmen würde, da ich mir so viel zutraue. — Ich zog aus meinen Karten, ohne sie anzusehen, blindlings eine heraus, es war die Dame. — Wohl mag es lächerlich zu sagen sein, daß ich in diesem blassen, leblosen Kartengesicht Aureliens Züge zu entdecken glaubte. Ich starrte das Blatt an, kaum konnte ich meine innere Bewegung verbergen; der Zuruf des Banquiers, ob das Spiel gemacht sei, riß mich aus der Betäubung. Ohne mich zu besinnen, zog ich die letzten fünf Louisdors, die ich noch bei mir trug, aus der Tasche, und setzte sie auf die Dame. Sie gewann, nun setzte ich immer fort und fort auf die Dame, und immer höher, sowie der Ge-

winn stieg. Jedesmal, wenn ich wieder die Dame setzte, riefen die Spieler: „Nein, es ist unmöglich, jetzt muß die Dame untreu werden“ — und alle Karten der übrigen Spieler schlugen um. „Das ist mirakulos, das ist unerhört,“ erscholl es von allen Seiten, indem ich still, und in mich gekehrt, ganz mein Gemüt Aurelien zugewendet, kaum das Gold achtete, das mir der Banquier einmal übers andere zuschob. — Kurz, in den vier letzten Taillen hatte die Dame unausgesetzt gewonnen, und ich die Taschen voll Gold. Es waren an zweitausend Louisdors, die mir das Glück durch die Dame zugeteilt, und unerachtet ich nun aller Verlegenheit enthoben, so konnte ich mich doch eines inneren unheimlichen Gefühls nicht erwehren. — Auf wunderbare Art fand ich einen geheimen Zusammenhang zwischen dem glücklichen Schuß aufs Geratewohl, der neulich die Hühner herabwarf, und zwischen meinem heutigen Glück. Es wurde mir klar, daß nicht ich, sondern die fremde Macht, die in mein Wesen getreten, alles das Ungewöhnliche bewirke, und ich nur das willenlose Werkzeug sei, dessen sich jene Macht bediene, zu mir unbekannten Zwecken. Die Erkenntnis dieses Zwiespalts, der mein Inneres feindselig trennte, gab mir aber Trost, indem sie mir das allmähliche Aufkeinem eigner Kraft, die bald stärker und stärker werdend, dem Feinde widerstehen und ihn bekämpfen werde, verkündete. — Das ewige Abspiegeln von Aureliens Bild konnte nichts anderes sein, als ein verruchtes Verlocken zum bösen Beginnen, und eben dieser frevelige Mißbrauch des frommen, lieben Bildes erfüllte mich mit Grausen und Abscheu.

In der düstersten Stimmung schlich ich des Morgens durch den Park, als mir der Fürst, der um die Stunde auch zu lustwandeln pflegte, entgegentrat. „Nun, Herr Leonard,“ rief er, „wie finden Sie mein Pharospiel? — Was sagen Sie von der Laune des Zufalls, der Ihnen alles tolle Beginnen verzieh und das Gold zuwarf? Sie hatten glücklicherweise die Karte Favorite getroffen, aber so blindlings dürfen Sie selbst der Karte Favorite nicht immer vertrauen.“ — Er verbreitete sich weitläufig über den Begriff der Karte Favorite, gab mir die wohl ersonnensten Regeln, wie man dem Zufall in die Hand spielen müsse, und schloß mit der Äußerung, daß ich nun mein Glück im Spiel wohl eifrigst verfolgen werde. Ich versicherte dagegen freimütig, daß es mein fester Vorsatz sei, nie mehr eine Karte anzurühren. Der Fürst

sah mich verwundert an. — „Eben mein gestriges wunderbares Glück," fuhr ich fort, „hat diesen Entschluß erzeugt, denn alles das, was ich sonst von dem Gefährlichen, ja Verderblichen dieses Spiels gehört, ist dadurch bewährt worden. Es lag für mich etwas Entsetzliches darin, daß, indem die gleichgültige Karte, die ich blindlings zog, in mir eine schmerzhafte herzzerreißende Erinnerung weckte, ich von einer unbekannten Macht ergriffen wurde, die das Glück des Spiels, den losen Geldgewinn mir zuwarf, als entsprösse es aus meinem eignen Innern, als wenn ich selbst, jenes Wesen denkend, das aus der leblosen Karte mir mit glühenden Farben entgegenstrahlte, dem Zufall gebieten könne, seine geheimsten Verschlingungen erkennend." — „Ich verstehe Sie," unterbrach mich der Fürst, „Sie liebten unglücklich, die Karte rief das Bild der verlornen Geliebten in Ihre Seele zurück, obgleich mich das, mit Ihrer Erlaubnis, possierlich anspricht, wenn ich mir das breite, blasse, komische Kartengesicht der Coeurdame, die Ihnen in die Hand fiel, lebhaft imaginiere — Doch Sie dachten nun einmal an die Geliebte, und sie war Ihnen im Spiel treuer und wohlthuender, als vielleicht im Leben; aber was darin Entsetzliches, Schreckbares liegen soll, kann ich durchaus nicht begreifen, vielmehr muß es ja erfreulich sein, daß Ihnen das Glück wohlwollte. Überhaupt! — ist Ihnen denn nun einmal die ominöse Verknüpfung des Spielglücks mit Ihrer Geliebten so unheimlich, so trägt nicht das Spiel die Schuld, sondern nur Ihre individuelle Stimmung." — „Mag das sein, gnädigster Herr," erwiderte ich, „aber ich fühle nur zu lebhaft, daß es nicht sowohl die Gefahr ist, durch bedeutenden Verlust in die übelste Lage zu geraten, welche dieses Spiel so verderblich macht, sondern vielmehr die Kühnheit, geradezu wie in offener Fehde, es mit der geheimen Macht aufzunehmen, die aus dem Dunkel glänzend hervortritt und uns wie ein verführerisches Trugbild in eine Region verlockt, in der sie uns höhnend ergreift und zermalmt. Eben dieser Kampf mit jener Macht scheint das anziehende Wagestück zu sein, das der Mensch, seiner Kraft kindisch vertrauend, so gern unternimmt, und das er, einmal begonnen, beständig, ja noch im Todeskampfe den Sieg hoffend, nicht mehr lassen kann. Daher kommt meines Bedünkens die wahnsinnige Leidenschaft der Pharospieler und die

4 ff. Es lag für mich ... erkennend. Ganz ähnliche Anschauungen werden in der Novelle „Spielerglück" in den „Serapionsbrüdern" vorgetragen.

innere Zerrüttung des Geistes, die der bloße Geldverlust nicht nach sich zu ziehen vermag, und die sie zerstört. Aber auch schon in untergeordneter Hinsicht kann selbst dieser Verlust auch den leidenschaftlosen Spieler, in den noch nicht jenes feindselige Prinzip gedrungen, in tausend Unannehmlichkeiten, ja in offenbare Not stürzen, da er doch nur durch die Umstände veranlaßt spielte. Ich darf es gestehen, gnädigster Herr! daß ich selbst gestern im Begriff stand, meine ganze Reisekasse gesprengt zu sehen." — „Das hätte ich erfahren," fiel der Fürst rasch ein, „und Ihnen den Verlust dreidoppelt ersetzt, denn ich will nicht, daß sich jemand meines Vergnügens wegen ruiniere, überhaupt kann das bei mir nicht geschehen, da ich meine Spieler kenne und sie nicht aus den Augen lasse." — „Aber eben diese Einschränkung, gnädigster Herr!" erwiderte ich, „hebt wieder die Freiheit des Spiels auf und setzt selbst jenen besonderen Verknüpfungen des Zufalls Schranken, deren Betrachtung Ihnen, gnädigster Herr, das Spiel so interessant macht. Aber wird nicht auch dieser oder jener, den die Leidenschaft des Spiels unwiderstehlich ergriffen, Mittel finden zu seinem eignen Verderben der Aufsicht zu entgehen, und so ein Mißverhältnis in sein Leben bringen, das ihn zerstört? — Verzeihen Sie meine Freimütigkeit, gnädigster Herr! — Ich glaube überdem, daß jede Einschränkung der Freiheit, sollte diese auch gemißbraucht werden, drückend, ja, als dem menschlichen Wesen schnurstracks entgegenstrebend, unausstehlich ist." — „Sie sind nun einmal, wie es scheint, überall nicht meiner Meinung, Herr Leonard," fuhr der Fürst auf und entfernte sich rasch, indem er mir ein leichtes „Adieu" zuwarf. — Kaum wußte ich selbst, wie ich dazu gekommen, mich so offenherzig zu äußern, ja ich hatte niemals, unerachtet ich in der Handelsstadt oft an bedeutenden Banken als Zuschauer stand, genug über das Spiel nachgedacht, um meine Überzeugung im Innern so zu ordnen, wie sie mir jetzt unwillkürlich von den Lippen floß. Es that mir leid, die Gnade des Fürsten verscherzt und das Recht verloren zu haben, im Zirkel des Hofes erscheinen und der Fürstin näher treten zu dürfen. Ich hatte mich indessen geirrt, denn noch denselben Abend erhielt ich eine Einladungskarte zum Hofkonzert, und der Fürst sagte im Vorbeistreifen mit freundlichem Humor zu mir: „Guten Abend, Herr Leonard, gebe der Himmel, daß meine Kapelle heute Ehre einlegt, und meine Musik Ihnen besser gefällt, als mein Park." —

Die Musik war in der That recht artig, es ging alles präcis, indessen schien mir die Wahl der Stücke nicht glücklich, indem eins die Wirkung des andern vernichtete, und vorzüglich erregte mir eine lange Scene, die mir wie nach einer aufgegebenen Formel komponiert zu sein schien, herzliche Langeweile. Ich hütete mich wohl, meine wahre innere Meinung zu äußern und hatte um so klüger daran gethan, als man mir in der Folge sagte, daß eben jene lange Scene eine Komposition des Fürsten gewesen.

Ohne Bedenken fand ich mich in dem nächsten Zirkel des Hofes ein und wollte selbst am Pharospiel teilnehmen, um den Fürsten ganz mit mir auszusöhnen, aber nicht wenig erstaunte ich, als ich keine Bank erblickte, vielmehr sich einige gewöhnliche Spieltische formten und unter den übrigen Herren und Damen, die sich im Zirkel um den Fürsten setzten, eine lebhafte, geistreiche Unterhaltung begann. Dieser oder jener wußte manches Ergötzliche zu erzählen, ja Anekdoten mit scharfer Spitze wurden nicht verschmäht; meine Rednergabe kam mir zu statten und es waren Andeutungen aus meinem eignen Leben, die ich unter der Hülle romantischer Dichtung auf anziehende Weise vorzutragen wußte. So erwarb ich mir die Aufmerksamkeit und den Beifall des Zirkels; der Fürst aber liebte mehr das Heitre, Humoristische, und darin übertraf niemand den Leibarzt, der in tausend possierlichen Einfällen und Wendungen unerschöpflich war.

Diese Art der Unterhaltung erweiterte sich dahin, daß oft dieser oder jener etwas aufgeschrieben hatte, das er in der Gesellschaft vorlas, und so kam es denn, daß das Ganze bald das Ansehen eines wohlorganisierten litterarisch-ästhetischen Vereins erhielt, in dem der Fürst präsidierte, und in welchem jeder das Fach ergriff, welches ihm am mehrsten zusagte. — Einmal hatte ein Gelehrter, der ein trefflicher, tiefdenkender Physiker war, uns mit neuen, interessanten Entdeckungen im Gebiet seiner Wissenschaft überrascht, und so sehr dies den Teil der Gesellschaft ansprach, der wissenschaftlich genug war, den Vortrag des Professors zu fassen, so sehr langweilte sich der Teil, dem das alles fremd und unbekannt blieb. Selbst der Fürst schien sich nicht sonderlich in die Ideen des Professors zu finden und auf den Schluß mit herzlicher Sehnsucht zu warten. Endlich hatte der Professor geendet, der Leibarzt war vorzüglich erfreut und brach aus in Lob und Bewunderung, indem er hinzufügte, daß dem tiefen Wissen-

schaftlichen wohl zur Erheiterung des Gemüts etwas folgen könne, das nun eben auf nichts weiter Anspruch mache als auf Erreichung dieses Zwecks. — Die Schwächlichen, die die Macht der ihnen fremden Wissenschaft gebeugt hatte, richteten sich auf, und selbst des Fürsten Gesicht überflog ein Lächeln, welches bewies, wie sehr ihm die Rückkehr ins Alltagsleben wohltat.

„Sie wissen, gnädigster Herr!", hob der Leibarzt an, indem er sich zum Fürsten wandte, „daß ich auf meinen Reisen nicht unterließ, all die lustigen Vorfälle, wie sie das Leben durchkreuzen, vorzüglich aber die possierlichen Originale, die mir aufstießen, treu in meinem Reisejournal zu bewahren, und eben aus diesem Journal bin ich im Begriff etwas mitzuteilen, das ohne sonderlich bedeutend zu sein, doch mir ergötzlich scheint. — Auf meiner vorjährigen Reise kam ich in später Nacht in das schöne, große Dorf, vier Stunden von B.; ich entschloß mich, in den stattlichen Gasthof einzukehren, wo mich ein freundlicher, aufgeweckter Wirt empfing. Ermüdet, ja zerschlagen von der weiten Reise, warf ich mich in meinem Zimmer gleich ins Bette, um recht auszuschlafen, aber es mochte eben Eins geschlagen haben, als mich eine Flöte, die dicht neben mir geblasen wurde, weckte. In meinem Leben hatte ich solch ein Blasen nicht gehört. Der Mensch mußte ungeheure Lungen haben, denn mit einem schneidenden, durchdringenden Ton, der den Charakter des Instruments ganz vernichtete, blies er immer dieselbe Passage hintereinander fort, so daß man sich nichts Abscheulicheres, Unsinnigeres denken konnte. Ich schimpfte und fluchte auf den verdammten tollen Musikanten, der mir den Schlaf raubte, und die Ohren zerriß, aber wie ein aufgezogenes Uhrwerk rollte die Passage fort, bis ich endlich einen dumpfen Schlag vernahm, als würde etwas gegen die Wand geschleudert, worauf es still blieb und ich ruhig fortschlafen konnte.

„Am Morgen hörte ich ein starkes Gezänk unten im Hause. Ich unterschied die Stimme des Wirts und eines Mannes, der unaufhörlich schrie: „Verdammt sei Ihr Haus, wäre ich nie über die Schwelle getreten. — Der Teufel hat mich in Ihr Haus geführt, wo man nichts trinken, nichts genießen kann! — Alles ist infam schlecht und hundemäßig teuer. — Da haben Sie Ihr Geld, adieu, Sie sehen mich nicht wieder in Ihrer vermaledeiten Kneipe." — Damit sprang ein kleiner, winddürrer Mann in einem kaffeebraunen Rocke und fuchsroter, runder Perücke, auf die er

einen grauen Hut ganz schief und martialisch gestülpt, schnell zum Hause heraus, und lief nach dem Stalle, aus dem ich ihn bald auf einem ziemlich steifen Gaule in schwerfälligem Galopp zum Hofe hinausreiten sah.

„Natürlicherweise hielt ich ihn für einen Fremden, der sich mit dem Wirt entzweit habe, und nun abgereiset sei; eben deshalb nahm es mich nicht wenig wunder, als ich mittags, da ich mich in der Wirtsstube befand, dieselbe komische kaffeebraune Figur, mit der fuchsroten Perücke, welche des Morgens hinausritt, eintreten, und ohne Umstände an dem gedeckten Tisch Platz nehmen sah. Es war das häßlichste und dabei possierlichste Gesicht, das mir jemals aufstieß. In dem ganzen Wesen des Mannes lag so etwas drollig Ernstes, daß man ihn betrachtend, sich kaum des Lachens enthalten konnte. Wir aßen mit einander, und ein wortkarges Gespräch schlich zwischen mir und dem Wirt hin, ohne daß der Fremde, der gewaltig aß, daran Anteil nehmen wollte. Offenbar war es, wie ich nachher einsah, Bosheit des Wirts, daß er das Gespräch geschickt auf nationelle Eigentümlichkeiten lenkte, und mich geradezu frug, ob ich wohl schon Irländer kennen gelernt, und von ihren sogenannten Bulls etwas wisse? „Allerdings!“ erwiderte ich, indem mir gleich eine ganze Reihe solcher Bulls durch den Kopf ging. Ich erzählte von jenem Irländer, der, als man ihn frug, warum er den Strumpf verkehrt angezogen, ganz treuherzig antwortete: „Auf der rechten Seite ist ein Loch!“ — Es kam mir ferner der herrliche Bull jenes Irländers in den Sinn, der mit einem jähzornigen Schotten zusammen in einem Bette schlief, und den bloßen Fuß unter der Decke hervorgestreckt hatte. Nun bemerkte dies ein Engländer, der im Zimmer befindlich, und schnallte flugs dem Irländer den Sporn an den Fuß, den er von seinem Stiefel heruntergenommen. Der Irländer zog schlafend den Fuß wieder unter die Decke, und ritzte mit dem Sporn den Schotten, der darüber aufwachte und dem Irländer eine tüchtige Ohrfeige gab. Darauf entspann sich unter ihnen folgendes sinnreiche Gespräch: „Was Teufel ficht dich an, warum schlägst du mich?“ — „Weil du mich mit deinem Sporn geritzt hast!“ — „Wie ist das möglich, da ich mit bloßen Füßen bei dir im Bette liege?“ — „Und doch ist es so, sieh nur her.“ — „Gott verdamm mich,

20. Bull, Unsinn.

du hast recht, hat der verfluchte Kerl von Hausknecht mir den Stiefel ausgezogen, und den Sporn sitzen lassen." — Der Wirt brach in ein unmäßiges Gelächter aus, aber der Fremde, der eben mit dem Essen fertig worden, und ein großes Glas Bier heruntergestürzt hatte, sah mich ernst an, und sprach: „Sie haben ganz recht, die Irländer machen oft dergleichen Bulls, aber es liegt keineswegs an dem Volke, das regsam und geistreich ist, vielmehr weht dort eine solche verfluchte Luft, die einem mit dergleichen Tollheiten, wie mit einem Schnupfen befällt, denn, mein Herr! ich selbst bin zwar ein Engländer, aber in Irland geboren und erzogen, und nur deshalb jener verdammten Krankheit der Bulls unterworfen." — Der Wirt lachte noch stärker, und ich mußte unwillkürlich einstimmen, denn sehr ergötzlich war es doch, daß der Irländer, nur von Bulls sprechend, gleich selbst einen ganz vortrefflichen zum besten gab. Der Fremde, weit entfernt durch unser Gelächter beleidigt zu werden, riß die Augen weit auf, legte den Finger an die Nase und sprach: „In England sind die Irländer das starke Gewürz, das der Gesellschaft hinzugefügt wird, um sie schmackhaft zu machen. Ich selbst bin in dem einzigen Stück dem Falstaff ähnlich, daß ich oft nicht allein selbst witzig bin, sondern auch den Witz anderer erwecke, was in dieser nüchternen Zeit kein geringes Verdienst ist. Sollten Sie denken, daß in dieser ledernen leeren Bierwirtsseele sich auch oft dergleichen regt, bloß auf meinen Anlaß? Aber dieser Wirt ist ein guter Wirt, er greift sein dürftig Kapital von guten Einfällen durchaus nicht an, sondern leiht hie und da in Gesellschaft der Reichen nur einen aus auf hohe Zinsen; er zeigt, ist er dieser Zinsen nicht versichert, wie eben jetzt, höchstens den Einband seines Hauptbuchs, und der ist sein unmäßiges Lachen; denn in dies Lachen hat er seinen Witz eingewickelt. Gott befohlen, meine Herrn!" — damit schritt der originelle Mann zur Thüre hinaus, und ich bat den Wirt sofort um Auskunft über ihn. „Dieser Irländer," sagte der Wirt, „der Ewson heißt, und deswegen ein Engländer sein will, weil sein Stammbaum in England wurzelt, ist erst seit kurzer Zeit hier, es werden nun gerade zweiundzwanzig Jahre sein. — Ich hatte, als ein junger Mensch, den Gasthof gekauft und hielt Hochzeit, als Herr Ewson, der auch noch ein Jüngling war, aber schon

20. Falstaff, Heinrich IV. 2. Teil, I, 2.

damals eine fuchsrote Perücke, einen grauen Hut und einen kaffeebraunen Rock von demselben Schnitt wie heute trug, auf der Rückreise nach seinem Vaterlande begriffen, hier vorbeikam, und durch die Tanzmusik, die lustig erschallte, hereingelockt wurde. Er schwur, daß man nur auf dem Schiffe zu tanzen verstehe, wo er es seit seiner Kindheit erlernt, und führte, um dies zu beweisen, indem er auf gräßliche Weise dazu zwischen den Zähnen pfiff, einen Hornpipe aus, wobei er aber bei einem Hauptsprunge sich den Fuß dermaßen verrenkte, daß er bei mir liegen bleiben und sich heilen lassen mußte. — Seit der Zeit hat er mich nicht wieder verlassen. Mit seinen Eigenheiten habe ich meine liebe Not; jeden Tag, seit den vielen Jahren, zankt er mit mir, er schmält auf die Lebensart, er wirft mir vor, daß ich ihn überteure, daß er ohne Roastbeef und Porter nicht länger leben könne, packt sein Felleisen, setzt seine drei Perücken auf, eine über die andere, nimmt von mir Abschied und reitet auf seinem alten Gaule davon. Das ist aber nur sein Spazierritt, denn mittags kommt er wieder zum andern Thore herein, setzt sich, wie Sie heute gesehen haben, ruhig an den Tisch, und ißt von den ungenießbaren Speisen für drei Mann. Jedes Jahr erhält er einen starken Wechsel; dann sagt er mir ganz wehmütig lebewohl, er nennt mich seinen besten Freund, und vergießt Thränen, wobei mir auch die Thränen über die Backen laufen, aber vor unterdrücktem Lachen. Nachdem er noch, Lebens und Sterbens halber, seinen letzten Willen aufgesetzt und, wie er sagt, meiner ältesten Tochter sein Vermögen vermacht hat, reitet er ganz langsam und betrübt nach der Stadt. Den dritten, oder höchstens vierten Tag ist er aber wieder hier, und bringt zwei kaffeebraune Röcke, drei fuchsrote Perücken, eine gleißender, wie die andere, sechs Hemden, einen neuen grauen Hut und andere Bedürfnisse seines Anzuges, meiner ältesten Tochter, seiner Lieblingin, aber ein Tütchen Zuckerwerk mit, wie einem Kinde, unerachtet sie nun schon achtzehn Jahre alt worden. Er denkt dann weder an seinen Aufenthalt in der Stadt, noch an die Heimreise. Seine Zeche berichtigt er jeden Abend und das Geld für das Frühstück wirft er mir jeden Morgen zornig hin, wenn er wegreitet, um nicht wieder zu kommen. Sonst ist er der gutmütigste Mensch von der Welt, er beschenkt meine Kinder bei jeder Gelegenheit, er thut den Armen im Dorfe wohl, nur den Prediger kann er nicht leiden, weil er, wie Herr

Ewson es von dem Schulmeister erfuhr, einmal ein Goldstück, das Ewson in die Armenbüchse geworfen, eingewechselt und lauter Kupfermünze dafür gegeben hat. Seit der Zeit weicht er ihm überall aus, und geht niemals in die Kirche, weshalb der Prediger ihn für einen Atheisten ausschreit. Wie gesagt, habe ich aber oft meine liebe Not mit ihm, weil er jähzornig ist, und ganz tolle Einfälle hat. Erst gestern hörte ich, als ich nach Hause kam, schon von weitem ein heftiges Geschrei und unterschied Ewsons Stimme. Als ich ins Haus trat, fand ich ihn im stärksten Zank mit der Hausmagd begriffen. Er hatte, wie es im Zorn immer geschieht, bereits seine Perücke weggeschleudert, und stand im kahlen Kopf, ohne Rock, in Hemdärmeln dicht vor der Magd, der er ein großes Buch unter die Nase hielt, und stark schreiend und fluchend mit dem Finger hineinwies. Die Magd hatte die Hände in die Seiten gestemmt, und schrie: er möge andere zu seinen Streichen brauchen, er sei ein schlechter Mensch, der an nichts glaube u. s. w. Mit Mühe gelang es mir, die Streitenden auseinander zu bringen, und der Sache auf den Grund zu kommen. — Herr Ewson hatte verlangt, die Magd solle ihm Oblate verschaffen zum Briefsiegeln; die Magd verstand ihn anfangs gar nicht, zuletzt fiel ihr ein, daß das Oblate sei, was bei dem Abendmahl gebraucht werde, und meinte, Herr Ewson wolle mit der Hostie verruchtes Gespötte treiben, weil der Herr Pfarrer ohnedies gesagt, daß er ein Gottesleugner sei. Sie widersetzte sich daher, und Herr Ewson, der da glaubte nur nicht richtig ausgesprochen zu haben, und nicht verstanden zu sein, holte sofort ein englisch-deutsches Wörterbuch, und demonstrierte daraus der Bauermagd, die kein Wort lesen konnte, was er haben wolle, wobei er zuletzt nichts als Englisch sprach, welches die Magd für das sinnverwirrende Gewäsche des Teufels hielt. Nur mein Dazwischentreten verhinderte die Prügelei, in der Herr Ewson vielleicht den Kürzeren gezogen."

„Ich unterbrach den Wirt in der Erzählung von dem drolligen Manne, indem ich frug, ob das vielleicht auch Herr Ewson gewesen, der mich in der Nacht durch sein gräßliches Flötenblasen so gestört und geärgert habe. „Ach! mein Herr!" fuhr der Wirt fort, „das ist nun auch eine von Herrn Ewsons Eigenheiten, womit er mir beinahe die Gäste verscheucht. Vor drei Jahren kam mein Sohn aus der Stadt hierher; der Junge bläst eine herrliche Flöte, und

übte hier fleißig sein Instrument. Da fiel es Herrn Ewson ein, daß er ehemals auch Flöte geblasen, und ließ nicht nach, bis ihm Fritz seine Flöte und sein Konzert, das er mitgebracht hatte, für schweres Geld verkaufte.

„Nun fing Herr Ewson, der gar keinen Sinn für Musik, gar keinen Takt hat, mit dem größten Eifer an, das Konzert zu blasen. Er kam aber nur bis zum zweiten Solo des ersten Allegros, da stieß ihm eine Passage auf, die er nicht herausbringen konnte, und diese einzige Passage bläst er nun seit den drei Jahren fast jeden Tag hundertmal hintereinander, bis er im höchsten Zorn erst die Flöte und dann die Perücke an die Wand schleudert. Da dies nun wenige Flöten lange aushalten, so braucht er gar oft neue, und hat jetzt gewöhnlich drei bis vier im Gange. Ist nur ein Schräubchen zerbrochen oder eine Klappe schadhaft, so wirft er sie mit einem: „Gott verdamm mich, nur in England macht man Instrumente, die was taugen!" — durchs Fenster. Ganz erschrecklich ist es, daß ihn diese Passion der Flötenbläserei oft nachts überfällt, und er dann meine Gäste aus dem tiefsten Schlafe dudelt. Sollten Sie aber glauben, daß hier im Amtshause sich, beinahe ebenso lange als Herr Ewson bei mir ist, ein englischer Doktor aufhält, der Green heißt, und mit Herrn Ewson darin sympathisiert, daß er ebenso orig'nell, ebenso voll sonderbaren Humors ist? — Sie zanken sich unaufhörlich, und können doch nicht ohne einander leben. Es fällt mir eben ein, daß Herr Ewson auf heute abend einen Punsch bei mir bestellt hat, zu dem er den Amtmann und den Doktor Green eingeladen. Wollen Sie es sich, mein Herr, gefallen lassen, noch bis morgen früh hier zu verweilen, so können Sie heute abend bei mir das possierlichste Kleeblatt sehen, daß sich je zusammen finden kann." —

„Sie stellen sich es vor, gnädigster Herr, daß ich mir den Aufschub der Reise gern gefallen ließ, weil ich hoffte, den Herrn Ewson in seiner Glorie zu sehen. Er trat, sowie es Abend worden, ins Zimmer, und war artig genug, mich zu dem Punsch einzuladen, indem er hinzusetzte, wie es ihm nur leid thäte, mich mit dem nichtswürdigen Getränk, das man hier Punsch nenne, bewirten zu müssen; nur in England trinke man Punsch, und da er nächstens dahin zurückkehren werde, hoffe er, käme ich jemals nach England, mir es beweisen zu können, daß er es verstehe, das köstliche Getränk zu bereiten. — Ich wußte, was ich davon zu denken

hatte. — Bald darauf traten auch die eingeladenen Gäste ein. Der Amtmann war ein kleines, kugelrundes, höchst freundliches Männlein mit vergnügt blickenden Augen und einem roten Näschen; der Doktor Green ein robuster Mann von mittlern Jahren mit einem auffallenden Nationalgesicht, modern, aber nachlässig gekleidet, Brill' auf der Nase, Hut auf dem Kopfe. — „Gebt mir Sekt, daß meine Augen rot werden!" rief er pathetisch, indem er auf den Wirt zuschritt, und ihn, bei der Brust packend, heftig schüttelte, „halunkischer Kambyses, sprich! wo sind die Prinzessinnen? Nach Kaffee riecht's und nicht nach Trank der Götter!" — „Laß ab von mir, o Held! weg mit der starken Faust, zermalmst im Zorne mir die Rippen!" — rief der Wirt keuchend. „Nicht eher, feiger Schwächling," fuhr der Doktor fort, „bis süßer Dampf des Punsches Sinn umnebelnd Nase kitzelt, nicht eher laß ich dich, du ganz unwerter Wirt!" — Aber nun schoß Ewson grimmig auf den Doktor los, und schalt: „Unwürdiger Green! grün soll's dir werden vor den Augen, ja greinen sollst du gramerfüllt, wenn du nicht abläßt von schmachvoller That!" — Nun dacht' ich, würde Zank und Tumult losbrechen, aber der Doktor sagte: „So will ich, feiger Ohnmacht spottend, ruhig sein und harr'n des Göttertranks, den du bereitet, würd'ger Ewson." — Er ließ den Wirt los, der eiligst davonsprang, setzte sich mit einer Katos-Miene an den Tisch, ergriff die gestopfte Pfeife und blies große Dampfwolken von sich. — „Ist das nicht, als wäre man im Theater?" sagte der freundliche Amtmann zu mir, „aber der Doktor, der sonst kein deutsches Buch in die Hand nimmt, fand zufällig Schlegels Shakespeare bei mir, und seit der Zeit spielt er, nach seinem Ausdruck, uralte bekannte Melodien auf einem fremden Instrumente. Sie werden bemerkt haben, daß sogar der Wirt rhythmisch spricht, der Doktor hat ihn sozusagen eingejambet." — Der Wirt brachte den dampfenden Punschnapf und unerachtet Ewson und Green schwuren, er sei kaum trinkbar, so stürzten sie doch ein großes Glas nach dem andern hinab. Wir führten ein leidlich Gespräch. Green blieb wortkarg, nur dann und wann gab er auf komische Weise, die Opposition behauptend, etwas von sich. So sprach z. B. der Amtmann von dem Theater in der Stadt, und ich versicherte: der erste Held spiele vortrefflich. — „Das kann ich nicht finden," fiel sogleich der Doktor ein, „glauben Sie nicht, daß, hätte der Mann sechsmal besser gespielt, er des Beifalls viel

würdiger sein würde?" Ich mußte das notgedrungen zugeben und meinte nur, daß dies sechsmal besser Spielen dem Schauspieler not thue, der die zärtlichen Väter ganz erbärmlich tragiere. — „Das kann ich nicht finden," sagte Green wieder, „der Mann giebt alles, was er in sich trägt! Kann er dafür, daß seine Tendenz sich zum Schlechten hinneigt? er hat es aber im Schlechten zu rühmlicher Vollkommenheit gebracht, man muß ihn deshalb loben!" — Der Amtmann saß mit seinem Talent, die beiden anzuregen zu allerlei tollen Einfällen und Meinungen, in ihrer Mitte, wie das excitierende Prinzip, und so ging es fort, bis der starke Punsch zu wirken anfing. Da wurde Ewson ausgelassen lustig, er sang mit krächzender Stimme Nationallieder, er warf Perücke und Rock durchs Fenster in den Hof, und fing an mit den sonderbarsten Grimassen, auf so drollige Weise zu tanzen, daß man sich vor Lachen hätte ausschütten mögen. Der Doktor blieb ernsthaft, hatte aber die seltsamsten Visionen. Er sah den Punschnapf für eine Baßgeige an, und wollte durchaus darauf herumstreichen, mit dem Löffel Ewsons Lieder accompagnierend, wovon ihn nur des Wirts dringendste Protestationen abhalten konnten. — Der Amtmann war immer stiller und stiller geworden, am Ende stolperte er in eine Ecke des Zimmers, wo er sich hinsetzte und heftig zu weinen anfing. Ich verstand den Wink des Wirts, und frug den Amtmann um die Ursache seines tiefen Schmerzes. — „Ach! ach!" brach er schluchzend los, „der Prinz Eugen war doch ein großer Feldherr, und dieser heldenmütige Fürst mußte sterben. Ach, ach!" — und damit weinte er heftiger, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen. Ich versuchte ihn über den Verlust dieses wackern Prinzen des längst vergangenen Jahrhunderts möglichst zu trösten, aber es war vergebens. Der Doktor Green hatte indessen eine große Lichtschere ergriffen, und fuhr damit unaufhörlich gegen das offne Fenster. — Er hatte nichts Geringeres im Sinn, als den Mond zu putzen, der hell hineinschien. Ewson sprang und schrie, als wär' er besessen von tausend Teufeln, bis endlich der Hausknecht, des hellen Mondscheins unerachtet, mit einer großen Laterne in das Zimmer trat und laut rief: „Da bin ich, meine Herren! nun kann's fortgehen." Der Doktor stellte sich dicht vor ihn hin, und sprach, ihm die Dampfwolken ins Gesicht blasend: „Willkommen, Freund! Bist du der Sqenz, der Mondschein trägt, und Hund und Dornbusch? Ich habe dich geputzt, Halunke, darum

scheinst du hell! Gut' Nacht denn, viel des schnöden Safts hab' ich getrunken, gut' Nacht, mein werter Wirt, gut' Nacht mein Pylades!" — Ewson schwur, daß kein Mensch zu Hause gehen solle, ohne den Hals zu brechen, aber niemand achtete darauf, vielmehr nahm der Hausknecht den Doktor unter den einen, den Amtmann, der noch immer über den Verlust des Prinzen Eugen lamentierte, unter den andern Arm, und so wackelten sie über die Straße fort nach dem Amtshause. Mit Mühe brachten wir den närrischen Ewson in sein Zimmer, wo er noch die halbe Nacht auf der Flöte tobte, so daß ich kein Auge zuthun, und mich erst im Wagen schlafend, von dem tollen Abend im Gasthause erholen konnte."

Die Erzählung des Leibarztes wurde oft durch lauteres Gelächter, als man es wohl sonst im Zirkel eines Hofes hören mag, unterbrochen. Der Fürst schien sich sehr ergötzt zu haben. „Nur eine Figur," sagte er zum Leibarzt, „haben Sie in dem Gemälde zu sehr in den Hintergrund gestellt, und das ist Ihre eigne, denn ich wette, daß Ihr zu Zeiten etwas boshafter Humor den närrischen Ewson, sowie den pathetischen Doktor zu tausend tollen Ausschweifungen verleitet hat, und daß Sie eigentlich das excitierende Prinzip waren, für das Sie den lamentablen Amtmann ausgeben." — „Ich versichere, gnädigster Herr!" erwiderte der Leibarzt, „daß dieser aus seltner Narrheit komponierte Klub so in sich abgerundet war, daß alles Fremde nur dissoniert hätte. Um in dem musikal'schen Gleichnis zu bleiben, waren die drei Menschen der reine Dreiklang, jeder verschieden, im Ton aber harmonisch mitklingend, der Wirt sprang hinzu wie eine Septime." — Auf diese Weise wurde noch manches hin und her gesprochen, bis sich, wie gewöhnlich, die fürstliche Familie in ihre Zimmer zurückzog und die Gesellschaft in der gemütlichsten Laune auseinander ging. — Ich bewegte mich heiter und lebenslustig in einer neuen Welt. Je mehr ich in den ruhigen gemütlichen Gang des Lebens in der Residenz und am Hofe eingriff, je mehr man mir einen Platz einräumte, den ich mit Ehre und Beifall behaupten konnte, desto weniger dachte ich an die Vergangenheit, sowie daran, daß mein hiesiges Verhältnis sich jemals ändern könne. Der Fürst schien ein besonderes Wohlgefallen an mir zu finden und aus verschiedenen flüchtigen Andeutungen konnte ich schließen, daß er mich auf diese oder jene Weise in seiner Umgebung fest zu stellen wünschte.

Nicht zu leugnen war es, daß eine gewisse Gleichförmigkeit der Ausbildung, ja eine gewisse angenommene gleiche Manier in allem wissenschaftlichen und künstlerischen Treiben, die sich vom Hofe aus über die ganze Residenz verbreitete, manchem geistreichen und an unbedingte Freiheit gewöhnten Mann den Aufenthalt daselbst bald verleidet hätte; indessen kam mir, so oft auch die Beschränkung, welche die Einseitigkeit des Hofes hervorbrachte, lästig wurde, das frühere Gewöhnen an eine bestimmte Form, die wenigstens das Äußere regelt, dabei sehr zu statten. Mein Klosterleben war es, das hier, freilich unmerklicherweise, noch auf mich wirkte. — So sehr mich der Fürst auszeichnete, so sehr ich mich bemühte, die Aufmerksamkeit der Fürstin auf mich zu ziehen, so blieb diese doch kalt und verschlossen. Ja! meine Gegenwart schien sie oft auf besondere Weise zu beunruhigen, und nur mit Mühe erhielt sie es über sich, mir wie den andern ein paar freundliche Worte zuzuwerfen. Bei den Damen, die sie umgaben, war ich glücklicher; mein Äußeres schien einen günstigen Eindruck gemacht zu haben und, indem ich mich oft in ihren Kreisen bewegte, gelang es mir bald, diejenige wunderliche Weltbildung zu erhalten, welche man Galanterie nennt, und die in nichts anderm besteht, als die äußere körperliche Geschmeidigkeit, vermöge der man immer da, wo man geht oder steht, hinzupassen scheint, auch in die Unterhaltung zu übertragen. Es ist die sonderbare Gabe, über nichts mit bedeutenden Worten zu schwatzen und so den Weibern ein gewisses Wohlbehagen zu erregen, von dem, wie es entstanden, sie sich selbst nicht Rechenschaft geben können. Daß diese höhere und eigentliche Galanterie sich nicht mit plumpen Schmeicheleien abgeben kann, fließt aus dem Gesagten, wiewohl in jenem interessanten Geschwätz, das wie ein Hymnus der Angebeteten erklingt, eben das gänzliche Eingehen in ihr Innerstes liegt, so daß ihr eignes Selbst ihnen klar zu werden scheint, und sie sich in dem Reflex ihres eignen Ichs mit Wohlgefallen spiegeln. — Wer hätte nun noch den Mönch in mir erkennen sollen! — Der einzige mir gefährliche Ort war vielleicht nur noch die Kirche, in welcher es mir schwer wurde, jene klösterlichen Andachtsübungen, die ein besonderer Rhythmus, ein besonderer Takt auszeichnet, zu vermeiden. —

Der Leibarzt war der einzige, der das Gepräge, womit alles wie gleiche Münze ausgestempelt war, nicht angenommen hatte, und dies zog mich zu ihm hin, so wie er sich deshalb an mich

anschloß, weil ich, wie er recht gut wußte, anfangs die Opposition gebildet, und meine freimütigen Äußerungen, die dem für kecke Wahrheit empfänglichen Fürsten eindrangen, das verhaßte Pharospiel mit einem Mal verbannt hatten.

So kam es denn, daß wir oft zusammen waren, und bald über Wissenschaft und Kunst, bald über das Leben, wie es sich vor uns ausbreitete, sprachen. Der Leibarzt verehrte ebenso hoch die Fürstin, als ich, und versicherte, daß nur sie es sei, die manche Abgeschmacktheit des Fürsten abwende, und diejenige sonderbare Art Langeweile, welche ihn auf der Oberfläche hin- und hertreibe, dadurch zu verscheuchen wisse, daß sie ihm oft ganz unvermerkt ein unschädliches Spielzeug in die Hände gebe. Ich unterließ nicht, bei dieser Gelegenheit mich zu beklagen, daß ich, ohne den Grund erforschen zu können, der Fürstin durch meine Gegenwart oft ein unausstehliches Mißbehagen zu erregen scheine. Der Leibarzt stand sofort auf, und holte, da wir uns gerade in seinem Zimmer befanden, ein kleines Miniaturbild aus dem Schreibepult, welches er mir, mit der Weisung, es recht genau zu betrachten, in die Hände gab. Ich that es, und erstaunte nicht wenig, als ich in den Zügen des Mannes, den das Bild darstellte, ganz die meinigen erkannte. Nur der Änderung der Frisur und der Kleidung, die nach verjährter Mode gemalt war, nur der Hinzufügung meines starken Backenbarts, dem Meisterstück Belcampos, bedurfte es, um das Bild ganz zu meinem Porträt zu machen. Ich äußerte dies unverhohlen dem Leibarzt. „Und eben diese Ähnlichkeit,“ sagte er, „ist es, welche die Fürstin erschreckt und beunruhigt, so oft Sie in ihre Nähe kommen, denn Ihr Gesicht erneuert das Andenken einer entsetzlichen Begebenheit, die vor mehreren Jahren den Hof traf, wie ein zerstörender Schlag. Der vorige Leibarzt, der vor einigen Jahren starb, und dessen Zögling in der Wissenschaft ich bin, vertraute mir jenen Vorgang in der fürstlichen Familie, und gab mir zugleich das Bild, welches den ehemaligen Günstling des Fürsten, Francesko, darstellt, und zugleich, wie Sie sehen, rücksichts der Malerei ein wahres Meisterstück ist. Es rührt von dem wunderlichen fremden Maler her, der sich damals am Hofe befand, und eben in jener Tragödie, die Hauptrolle spielte.“ — Bei der Betrachtung des Bildes regten sich gewisse verworrene Ahnungen in mir, die ich vergebens trachtete klar aufzufassen. — Jene Begebenheit schien mir ein Geheimnis erschließen zu wollen,

in das ich selbst verflochten war, und um so mehr drang ich in den Leibarzt, mir das zu vertrauen, welches zu erfahren mich die zufällige Ähnlichkeit mit Francesko zu berechtigen scheine. — „Freilich," sagte der Leibarzt, „muß dieser höchst merkwürdige Umstand Ihre Neugierde nicht wenig aufregen, und so ungern ich eigentlich von jener Begebenheit sprechen mag, über die noch jetzt, für mich wenigstens, ein geheimnisvoller Schleier liegt, den ich auch weiter gar nicht lüften will, so sollen Sie doch alles erfahren, was ich davon weiß. Viele Jahre sind vergangen und die Hauptpersonen von der Bühne abgetreten, nur die Erinnerung ist es, welche feindselig wirkt. Ich bitte, gegen niemanden von dem, was Sie erfuhren, etwas zu äußern." Ich versprach das und der Arzt fing in folgender Art seine Erzählung an:

„Eben zu der Zeit, als unser Fürst sich vermählte, kam sein Bruder in Gesellschaft eines Mannes, den er Francesko nannte, unerachtet man wußte, daß er ein Deutscher war, sowie eines Malers von weiten Reisen zurück. Der Prinz war einer der schönsten Männer, die man gesehen, und schon deshalb stach er vor unserm Fürsten hervor, hätte er ihn auch nicht an Lebensfülle und geistiger Kraft übertroffen. Er machte auf die junge Fürstin, die damals bis zur Ausgelassenheit lebhaft, und der der Fürst viel zu formell, viel zu kalt war, einen seltenen Eindruck, und ebenso fand sich der Prinz von der jungen bildschönen Gemahlin seines Bruders angezogen. Ohne an ein strafbares Verhältnis zu denken, mußten sie der unwiderstehlichen Gewalt nachgeben, die ihr inneres Leben, nur wie wechselseitig sich entzündend, bedingte, und so die Flamme nähren, die ihr Wesen in eins verschmolz. — Francesko allein war es, der in jeder Hinsicht seinem Freunde an die Seite gesetzt werden konnte, und so, wie der Prinz auf die Gemahlin seines Bruders, so wirkte Francesko auf die ältere Schwester der Fürstin. Francesko wurde sein Glück bald gewahr, benutzte es mit durchdachter Schlauheit, und die Neigung der Prinzessin wuchs bald zur heftigsten, brennendsten Liebe. Der Fürst war von der Tugend seiner Gemahlin zu sehr überzeugt, um nicht alle hämische Zwischenträgerei zu verachten, wiewohl ihn das gespannte Verhältnis mit dem Bruder drückte; und nur dem Francesko, den er seines seltenen Geistes, seiner lebensklugen Umsicht halber liebgewonnen, war es möglich, ihn in gewissem Gleichmut zu erhalten. Der Fürst wollte ihn zu den ersten Hof-

stellen befördern, Francesko begnügte sich aber mit den geheimen Vorrechten des ersten Günstlings und der Liebe der Prinzessin. In diesen Verhältnissen bewegte sich der Hof, so gut es gehen wollte, aber nur die vier durch geheime Bande verknüpften Personen waren glücklich in dem Eldorado der Liebe, das sie sich gebildet, und das anderen verschlossen. — Wohl mochte es der Fürst, ohne daß man es wußte, veranstaltet haben, daß mit vielem Pomp eine italienische Prinzessin am Hofe erschien, die früher dem Prinzen als Gemahlin zugedacht war und der er, als er auf der Reise sich am Hofe ihres Vaters befand, sichtliche Zuneigung bewiesen hatte. — Sie soll ausnehmend schön und überhaupt die Grazie, die Anmut selbst gewesen sein, und dies spricht auch das herrliche Porträt aus, was Sie noch auf der Galerie sehen können. Ihre Gegenwart belebte den in düstere Langeweile versunkenen Hof, sie überstrahlte alles, selbst die Fürstin und ihre Schwester nicht ausgenommen. Franceskos Betragen änderte sich bald nach der Ankunft der Italienerin auf eine ganz auffallende Weise; es war, als zehre ein geheimer Gram an seiner Lebensblüte, er wurde mürrisch, verschlossen, er vernachlässigte seine fürstliche Geliebte. Der Prinz war ebenso tiefsinnig geworden, er fühlte sich von Regungen ergriffen, denen er nicht zu widerstehen vermochte. Der Fürstin stieß die Ankunft der Italienerin einen Dolch ins Herz. Für die zur Schwärmerei geneigte Prinzessin war nun mit Franceskos Liebe alles Lebensglück entflohen, und so waren die vier Glücklichen, Beneidenswerten, in Gram und Betrübnis versenkt. Der Prinz erholte sich zuerst, indem er, bei der strengen Tugend seiner Schwägerin, den Lockungen des schönen, verführerischen Weibes nicht widerstehen konnte. Jenes kindliche, recht aus dem tiefsten Innern entsprossene Verhältnis mit der Fürstin ging unter in der namenlosen Lust, die ihm die Italienerin verhieß, und so kam es denn, daß er bald aufs neue in den alten Fesseln lag, denen er, seit nicht lange her, sich entwunden. — Je mehr der Prinz dieser Liebe nachhing, desto auffallender wurde Franceskos Betragen, den man jetzt beinahe gar nicht mehr am Hofe sah, sondern der einsam umherschwärmte und oft wochenlang von der Residenz abwesend war. Dagegen ließ sich der wunderliche, menschenscheue Maler mehr sehen als sonst und arbeitete vorzüglich gern in dem Atelier, das ihm die Italienerin in ihrem Hause hatte einrichten lassen. Er malte sie mehrmals mit einem Aus-

druck ohnegleichen; der Fürstin schien er abhold, er wollte sie durchaus nicht malen, dagegen vollendete er das Porträt der Prinzessin, ohne daß sie ihm ein einziges Mal gesessen, auf das ähnlichste und herrlichste. Die Italienerin bewies diesem Maler so viel Aufmerksamkeit, und er dagegen begegnete ihr mit solcher vertraulichen Galanterie, daß der Prinz eifersüchtig wurde und dem Maler, als er ihn einmal im Atelier arbeitend antraf, und er, fest den Blick auf den Kopf der Italienerin, den er wieder hingezaubert, gerichtet, sein Eintreten gar nicht zu bemerken schien, — rund heraussagte: Er möge ihm den Gefallen thun und hier nicht mehr arbeiten, sondern sich ein anderes Atelier suchen. Der Maler schnickte gelassen den Pinsel aus und nahm schweigend das Bild von der Staffelei. Im höchsten Unmute riß es der Prinz ihm aus der Hand, mit der Äußerung: es sei so herrlich getroffen, daß er es besitzen müsse. Der Maler, immer ruhig und gelassen bleibend, bat, nur zu erlauben, daß er das Bild mit ein paar Zügen vollende. Der Prinz stellte das Bild wieder auf die Staffelei, nach ein paar Minuten gab der Maler es ihm zurück und lachte hell auf, als der Prinz über das gräßlich verzerrte Gesicht erschrak, zu dem das Porträt geworden. Nun ging der Maler langsam aus dem Saal, aber nah' an der Thüre kehrte er um, sah den Prinzen an mit ernstem, durchdringendem Blick, und sprach dumpf und feierlich: „Nun bist du verloren! —

„Dies geschah, als die Italienerin schon für des Prinzen Braut erklärt war und in wenigen Tagen die feierliche Vermählung vor sich gehen sollte. Des Malers Betragen achtete der Prinz um so weniger, als er in dem allgemeinen Ruf stand, zuweilen von einiger Tollheit heimgesucht zu werden. Er saß, wie man erzählte, nun wieder in seinem kleinen Zimmer, und starrte tagelang eine große aufgespannte Leinwand an, indem er versicherte, wie er eben jetzt an ganz herrlichen Gemälden arbeite; so vergaß er den Hof und wurde von diesem wieder vergessen.

„Die Vermählung des Prinzen mit der Italienerin ging in dem Palast des Fürsten auf das feierlichste vor sich; die Fürstin hatte sich in ihr Geschick gefügt, und einer zwecklosen nie zu befriedigenden Neigung entsagt; die Prinzessin war wie verklärt, denn ihr geliebter Francesko war wieder erschienen, blühender, lebensfroher als je. Der Prinz sollte mit seiner Gemahlin den Flügel des Schlosses beziehen, den der Fürst erst zu dem Behuf einrichten

lassen. Bei diesem Bau war er recht in seinem Wirkungskreise, man sah ihn nicht anders, als von Architekten, Malern, Tapezierern umgeben, in großen Büchern blätternd, und Pläne, Risse, Skizzen vor sich ausbreitend, die er zum Teil selbst gemacht und die mitunter schlecht genug geraten waren. Weder der Prinz noch seine Braut durften früher etwas von der inneren Einrichtung sehen, bis am späten Abend des Vermählungstages, an dem sie von dem Fürsten in einem langen feierlichen Zuge durch die in der That mit geschmackvoller Pracht dekorierten Zimmer geleitet wurden, und ein Ball in einem herrlichen Saal, der einem blühenden Garten glich, das Fest beschloß. In der Nacht entstand in dem Flügel des Prinzen ein dumpfer Lärm, aber lauter und lauter wurde das Getöse, bis es den Fürsten selbst aufweckte. Unglück ahnend sprang er auf, eilte, von der Wache begleitet, nach dem entfernten Flügel und trat in den breiten Korridor, als eben der Prinz gebracht wurde, den man vor der Thüre des Brautgemachs durch einen Messerstich in den Hals ermordet gefunden. Man kann sich das Entsetzen des Fürsten, der Prinzessin Verzweiflung, die tiefe herzzerreißende Trauer der Fürstin denken. — Als der Fürst ruhiger geworden, fing er an, der Möglichkeit, wie der Mord geschehen, wie der Mörder durch die überall mit Wachen besetzten Korridoren habe entfliehen können, nachzuspähen; alle Schlupfwinkel wurden durchsucht, aber vergebens. Der Page, der den Prinzen bedient, erzählte, wie er seinen Herrn, der, von banger Ahnung ergriffen, sehr unruhig gewesen, und lange in seinem Kabinett auf und abgegangen sei, endlich entkleidet, und mit dem Armleuchter in der Hand bis an das Vorzimmer des Brautgemachs geleuchtet habe. Der Prinz hätte ihm den Leuchter aus der Hand genommen und ihn zurückgeschickt; kaum sei er aber aus dem Zimmer gewesen, als er einen dumpfen Schrei, einen Schlag und das Klirren des fallenden Armleuchters gehört. Gleich sei er zurückgerannt und habe bei dem Schein eines Lichts, das noch auf der Erde fortgebrannt, den Prinzen vor der Thüre des Brautgemachs und neben ihm ein kleines blutiges Messer liegen gesehen, nun aber gleich Lärm gemacht. — Nach der Erzählung der Gemahlin des unglücklichen Prinzen war er, gleich nachdem sie die Kammerfrauen entfernt, hastig ohne Licht in das Zimmer getreten, hatte alle Lichter schnell ausgelöscht, war wohl eine halbe Stunde bei ihr geblieben und hatte sich dann wieder entfernt; erst einige Minuten darauf geschah der Mord. —

Als man sich in Vermutungen, wer der Mörder sein könne, erschöpfte, als es durchaus kein einziges Mittel mehr gab, dem Thäter auf die Spur zu kommen, da trat eine Kammerfrau der Prinzessin auf, die in einem Nebenzimmer, dessen Thüre geöffnet war, jenen verfänglichen Auftritt des Prinzen mit dem Maler bemerkt hatte; den erzählte sie nun mit allen Umständen. Niemand zweifelte, daß der Maler sich auf unbegreifliche Weise in den Palast zu schleichen gewußt und den Prinzen ermordet habe. Der Maler sollte im Augenblick verhaftet werden, schon seit zwei Tagen war er aber aus dem Hause verschwunden, niemand wußte wohin, und alle Nachforschungen blieben vergebens. Der Hof war in die tiefste Trauer versenkt, die die ganze Residenz mit ihm teilte und es war nur Francesko, der, wieder unausgesetzt bei Hofe erscheinend, in dem kleinen Familienzirkel manchen Sonnenblick aus den trüben Wolken hervorzuzaubern wußte.

„Die Prinzessin fühlte sich schwanger und da es klar zu sein schien, daß der Mörder des Gemahls die ähnliche Gestalt zum verruchten Betruge gemißbraucht, begab sie sich auf ein entferntes Schloß des Fürsten, damit die Niederkunft verschwiegen bliebe, und so die Frucht eines höllischen Frevels wenigstens nicht vor der Welt, der der Leichtsinn der Diener die Ereignisse der Brautnacht verraten, den unglücklichen Gemahl schände. —

„Franceskos Verhältnis mit der Schwester der Fürstin wurde in dieser Trauerzeit immer fester und inniger, und ebensosehr verstärkte sich die Freundschaft des fürstlichen Paars für ihn. Der Fürst war längst in Franceskos Geheimnis eingeweiht, er konnte bald nicht länger dem Andringen der Fürstin und der Prinzessin widerstehen und willigte in Franceskos heimliche Vermählung mit der Prinzessin. Francesko sollte sich im Dienst eines entfernten Hofes zu einem hohen militärischen Grad aufschwingen, und dann die öffentliche Kundmachung seiner Ehe mit der Prinzessin erfolgen. An jenem Hofe war das damals, bei den Verbindungen des Fürsten mit ihm möglich.

„Der Tag der Verbindung erschien, der Fürst mit seiner Gemahlin, sowie zwei vertraute Männer des Hofes (mein Vorgänger war einer von ihnen) waren die einzigen, die der Trauung in der kleinen Kapelle im fürstlichen Palast beiwohnen sollten. Ein einziger Page, in das Geheimnis eingeweiht, bewachte die Thüre.

„Das Paar stand vor dem Altar, der Beichtiger des Fürsten,

ein alter ehrwürdiger Priester, begann das Formular, nachdem er ein stilles Amt gehalten. — Da erblaßte Francesko und mit stieren, auf den Eckpfeiler beim Hochaltar gerichteten Augen, rief er mit dumpfer Stimme: „Was willst du von mir?“ — An den Eckpfeiler gelehnt stand der Maler, in fremder seltsamer Tracht, den violetten Mantel um die Schulter geschlagen, und durchbohrte Francesko mit dem gespenstischen Blick seiner hohlen schwarzen Augen. Die Prinzessin war der Ohnmacht nahe, alles erbebte vom Entsetzen ergriffen, nur der Priester blieb ruhig, und sprach zu Francesko: „Warum erschreckt dich die Gestalt dieses Mannes, wenn dein Gewissen rein ist?“ Da raffte sich Francesko auf, der noch gekniet und stürzte mit einem kleinen Messer in der Hand auf den Maler, aber noch ehe er ihn erreicht, sank er mit einem dumpfen Geheul ohnmächtig nieder und der Maler verschwand hinter dem Pfeiler. Da erwachten alle wie aus einer Betäubung, man eilte Francesko zu Hilfe, er lag totenähnlich da. Um alles Aufsehen zu vermeiden, wurde er von den beiden vertrauten Männern in die Zimmer des Fürsten getragen. Als er aus der Ohnmacht erwachte, verlangte er heftig, daß man ihn entlasse in seine Wohnung, ohne eine einzige Frage des Fürsten über den geheimnisvollen Vorgang in der Kirche zu beantworten. Den andern Morgen war Francesko aus der Residenz mit den Kostbarkeiten, die ihm die Gunst des Prinzen und des Fürsten zugewendet, entflohen. Der Fürst unterließ nichts, um dem Geheimnisse, dem gespenstischen Erscheinen des Malers auf die Spur zu kommen. Die Kapelle hatte nur zwei Eingänge, von denen einer aus den inneren Zimmern des Palastes nach den Logen neben dem Hochaltar, der andere hingegen aus dem breiten Hauptkorridor in das Schiff der Kapelle führte. Diesen Eingang hatte der Page bewacht, damit kein Neugieriger sich nahe, der andere war verschlossen, unbegreiflich blieb es daher, wie der Maler in der Kapelle erscheinen und wieder verschwinden können. — Das Messer, welches Francesko gegen den Maler gezückt, behielt er, ohnmächtig werdend, wie im Starrkrampf in der Hand und der Page (derselbe, der an dem unglücklichen Vermählungsabende den Prinzen entkleidete, und der nun die Thüre der Kapelle bewachte) behauptete, es sei dasselbe gewesen, was damals neben dem Prinzen gelegen, da es seiner silbernen blinkenden Schale wegen sehr ins Auge falle. — Nicht lange nach diesen geheimnisvollen Begebenheiten kamen Nachrichten von der Prinzessin; an eben dem

Tage, da Franceskos Vermählung vor sich gehen sollte, hatte sie einen Sohn geboren und war bald nach der Entbindung gestorben. — Der Fürst betrauerte ihren Verlust, wiewohl das Geheimnis der Brautnacht schwer auf ihr lag, und in gewisser Art einen vielleicht ungerechten Verdacht gegen sie selbst erweckte. Der Sohn, die Frucht einer freveligen verruchten That, wurde in entfernten Landen unter dem Namen des Grafen Viktorin erzogen. Die Prinzessin (ich meine die Schwester der Fürstin) im Innersten zerrissen von den schrecklichen Begebenheiten, die in so kurzer Zeit auf sie eindrangen, wählte das Kloster. Sie ist, wie es Ihnen bekannt sein wird, Äbtissin des Cistercienser-Klosters in ***. — Ganz wunderbar und geheimnisvoll sich beziehend auf jene Begebenheiten an unserm Hofe, ist nun aber ein Ereignis, das sich unlängst auf dem Schlosse des Barons F. zutrug, und diese Familie, sowie damals unsern Hof, aus einander warf. — Die Äbtissin hatte nämlich, gerührt von dem Elende einer armen Frau, die mit einem kleinen Kinde auf der Pilgerfahrt von der heiligen Linde ins Kloster einkehrte, ihren" —

Hier unterbrach ein Besuch die Erzählung des Leibarztes und es gelang mir, den Sturm, der in mir wogte, zu verbergen. Klar stand es vor meiner Seele, Francesko war mein Vater, er hatte den Prinzen mit demselben Messer ermordet, mit dem ich Hermogen tötete! — Ich beschloß, in einigen Tagen nach Italien abzureisen, und so endlich aus dem Kreise zu treten, in den mich die böse feindliche Macht gebannt hatte. Denselben Abend erschien ich im Zirkel des Hofes; man erzählte viel von einem herrlichen bildschönen Fräulein, die als Hofdame in der Umgebung der Fürstin heute zum erstenmal erscheinen werde, da sie erst gestern angekommen.

Die Flügelthüren öffneten sich, die Fürstin trat herein, mit ihr die Fremde. — Ich erkannte Aurelien.

Inhalt.

Ernst Konrad Friedrich Schulze.

Ernst Theodor Wilhelm (Amadeus) Hoffmann.